This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BK
301
.L44
v.6

Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, **R. Christoffel**, Pfarrer in Wintersingen, **Dr. K. R. Hagenbach**, Professor in Basel, **Dr. H. Heppe**, Professor in Marburg, **C. Pestalozzi**, Pfarrer in Zürich, **Dr. C. Schmidt**, Professor in Straßburg, **Lic. E. Stähelin**, Pfarrer in Basel, **Lic. K. Sudhoff**, Pfarrer in Frankfurt a. M., u. A.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

VI. Theil:

Theodor Beza.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Theodor Beza.

Leben und ausgewählte Schriften.

Von

Dr. Heinrich Heppe.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Als ich vor längerer Zeit durch Herrn Friderichs zu Elberfeld aufgefordert wurde, die Bearbeitung des Lebens unseres großen Theodor Beza zu übernehmen, ging ich zwar auf dieses Anerbieten sofort freudig ein; aber ich konnte mir doch nicht verhehlen, daß es für die Arbeit besser gewesen sein würde, wenn Herr Professor Baum zu Straßburg, der dieselbe ursprünglich übernommen hatte, an ihrer Ausführung nicht verhindert worden wäre.

Für die Periode des Lebens Beza's bis zum Jahre 1563 gewährten die trefflichen Schriften von Baum über Beza und von Soldan über den französischen Protestantismus eine sehr wesentliche Erleichterung der Arbeit. Außerdem bot sich jedoch noch manches Neuere dar, was hier und da mitgetheilt ist. Für die Periode von 1563 bis zum Tode Beza's, welche mit der früheren verglichen, eine Zeit des ruhigeren, stilleren Schaffens ist, benutzte ich eine große Anzahl neuerer Werke, welche von mir sorgfältig verzeichnet worden sind.

Mein Streben war es, Beza in Leben und Lehre, in seinem Wirken und in seinen Schriften so darzustellen, daß dadurch dem Leser ein recht lichtes Bild der ganzen Persönlichkeit Beza's vorgeführt würde. Möchte es mir gelungen sein, diese Aufgabe wenigstens einigermaßen erledigt zu haben!

Marburg, am 18. Juli 1861.

Dr. Heppe.

373427

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Beza's Leben von seiner Geburt bis zu seiner Wiedergeburt 1

§ 1. Beza's Geburt und erste Kindheit 1

§ 2. Beza's Erziehung durch den deutschen Professor Wolmar zu Orleans und Bourges 3

§ 3. Beza's Leben auf der Universität zu Orleans 7

§ 4. Beza's Aufenthalt in Paris und die Veröffentlichung seiner Juvenilia 8

§ 5. Beza's Bekehrung 18

Zweiter Abschnitt. Beza's Vorschule für seinen reformatorischen Lebensberuf 21

§ 1. Beza's Flucht nach Genf und Berufung nach Lausanne 21

§ 2. Beza's Leben und Schaffen zu Lausanne 23

§ 3. Controversen über die Prädestinationslehre und über die Anwendung der Todesstrafe gegen Irrlehrer 31

§ 4. Der evangelische Beza und das katholische Vaterhaus 41

§ 5. Beza's Einfluß auf die Aufrechthaltung des Bündnisses zwischen Genf und Bern 42

§ 6. Die Verfolgung der Waldenser und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland 42

§ 7. Beza's Händel mit den Zürichern und Bernern wegen seiner Calvinischen Abendmahlslehre und seiner Unionsbestrebungen 48

§ 8. Die Verfolgung der Evangelischen zu Paris und Beza's Verwendung für dieselben in der Schweiz und in Deutschland 52

§ 9. Nochmalige Unionsversuche Beza's und das Ultimatum der Züricher gegen dieselben 59

§ 10. Beza's zweite Intercession für die Evangelischen in Frankreich . . 63

§ 11. Wirren in Lausanne. Beza's Berufung nach Genf 65

Dritter Abschnitt. Beza's Wirksamkeit von 1558—1560 68

§ 1. Beza's Stellung in Genf 68

§ 2. Beza abermals als Anwalt des verfolgten Evangeliums und des Unionismus 71

§ 3. Beza gegen Westphal. — Sein Bekenntniß 74

§ 4. Der unterdrückte Aufstand zu Amboise 81

§ 5. Der Notablentag zu Fontainebleau 84

§ 6. Beza zum ersten Male wieder in Frankreich 85

§ 7. Genfer Zustände. — Beza gegen Heßhus 90

Vierter Abschnitt. Beza als Führer des Protestantismus in Frankreich . 92

§ 1. Mehrfacher Umschwung der Dinge in Frankreich. — Vorbereitung des Religionsgespräches zu Poissy 92

§ 2. Beza reist nach Frankreich 101

§ 3. Beza's erstes Auftreten am französischen Königshofe 104

§ 4. Verhandlungen bis zum Beginne des Religionsgespräches . . . 113

Seite

§ 5. Die Eröffnung des Gespräch's 119
§ 6. Beza's Kämpfe mit den Prälaten 128
§ 7. Fortsetzung des Kampfes 139
§ 8. Das Fünfercolloquium. — Gänzlicher Abbruch der Verhandlungen. — Das Restitutionsedict 144
§ 9. Die Situation Beza's und des französischen Protestantismus unmittelbar nach erfolgter Aufhebung des Religionsgespräches 148
§ 10. Verspätetes Eintreffen der deutschen Theologen in St. Germain . 150
§ 11. Die Parlamentsversammlung zu St. Germain. — Beza bleibt noch immer der Anwalt des Protestantismus in Frankreich 152
§ 12. Beza's Einwirkung auf die Gemeinden der Hugenotten. — Sein letzter Verkehr mit dem Vater 158
§ 13. Zunehmende Aufregung der Gemüther zu Paris. — Die Priestermeuterei zu St. Medard 162
§ 14. Das Januaredict 165
§ 15. Das Colloquium Beza's mit dem Bischof von Valence und den Doctoren der Sorbonne 172
§ 16. Ausbruch des Religionskrieges. — Beza zieht mit den Hugenottenführern von Paris ab 179
§ 17. Beza zu Orleans und die Nationalsynode daselbst 190
§ 18. Reformirte Mannszucht im Hugenottenheer zu Orleans. — Beza's Manifest in Condé's Namen, seine Mission nach Deutschland und Rückkehr nach Genf 198
§ 19. Beza nach Frankreich zurückgerufen. — Seine Theilnahme am Religionskrieg und Rückkehr nach Genf 213

Fünfter Abschnitt. Beza's Leben und Wirksamkeit seit dem Ableben Calvins 227

§ 1. Calvins Tod und Beza's amtliche Stellung und Wirksamkeit zu Genf 227
§ 2. Streitigkeiten mit Ochino und Castalio 236
§ 3. Beza und Andreas Dudith 240
§ 4. Beza's fernerer Verkehr mit dem protestantischen Frankreich. — Neue Controversen 245
§ 5. Die Bartholomäusnacht 256
§ 6. Beza's Beziehungen zu den protestantischen Kirchengemeinschaften Deutschlands 259
§ 7. Das Colloquium zu Mömpelgard 267
§ 8. Beza's Controversen mit Samuel Huber und Claude Albery . . 280
§ 9. Beza und Heinrichs IV. Abfall zum Katholizismus 293
§ 10. Beza's Lebensabend 300
§ 11. Beza und Franz von Sales 311
§ 12. Beza's Tod 316

Sechster Abschnitt. Beza als Schriftsteller 319

§ 1. Beza's Verdienste um die Wissenschaft 319
§ 2. Beza's Schriften 322
§ 3. Schriften, welche Beza mit Unrecht beigelegt werden 332

Erſter Abſchnitt.

Beza's Leben von ſeiner Geburt bis zu ſeiner Wiedergeburt.

§ 1.

Beza's Geburt und erſte Kindheit.

Im Herzogthum Burgund, und zwar in demjenigen Theile deſſelben, welcher gegenwärtig das Nièvre-Departement bildet, liegt in wildromantiſcher Gegend das Städtchen Vezelai, am Abhange eines Berges erbaut und nach alterthümlicher Art befeſtigt. Auf der Höhe des Berges wird das Städtchen von einem Schloſſe und einer ſchon unter Karl dem Kahlen erbauten großen Benedictinerabtei überragt, die wegen der Erinnerungen, welche ſich an dieſelbe knüpften, ſich einſt weit hinaus eines beſonderen Ruhmes erfreute. Denn hier hatten einſt König Ludwig VII. und deſſen Vaſallen, von der begeiſternden Rede des heiligen Bernhard überwältigt, vor dem von Eugen III. verſammelten Concil das Gelübde einer Heerfahrt zum heiligen Grabe abgelegt*), und fünfundvierzig Jahre ſpäter hatten daſelbſt die Könige Philipp Auguſt von Frankreich und Richard Löwenherz von England ebenfalls das Kreuz übernommen.

In dieſem Städtchen hat Theodor Beza (Theodore de Besze) zuerſt das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, Peter von Bèze, der als königlicher Landvogt (bailli) in dem Schloſſe wohnte, war der Abkömmling eines einſt reichen und mächtigen burgundiſchen Adelsgeſchlechtes**); ſeine

*) Vergl. Voyage littér. de deux religieux bénédictins, Paris 1717. P. I. p. 53 u. 54.

**) Im Jahre 1551 wurde der Adel der Familie Beza's auf deſſen Wunſch von König Heinrich II. in einem förmlichen Diplom erneuert. Das Wappen der Familie zeigt im rothen Felde einen himmelblauen Querbalken mit drei fünfblättrigen Borraſchblüthen und unter denſelben einen ſilbernen Schlüſſel.

Mutter, Maria Bourdelot, ebenso in der Heilkunde als im Hauswesen erfahren, galt in der ganzen Umgegend als eine Samariterseele, die fleißig war in Werken barmherziger Hülfleistung. Die Ehe beider Gatten war schon mit zwei Söhnen und vier Töchtern gesegnet, als ihnen am 24. Juni 1519 am Tage Johannis des Täufers, ein drittes Söhnlein geschenkt ward, das in der Taufe den Namen Theodor erhielt.

Der Vater Theodors hatte zwei Brüder, die in Würden und Ehren lebten. Der eine, Nicolaus von Bèze, war Mitglied des Parlaments zu Paris, der andere, Claudius von Bèze, war Abt des Cisterzienserklosters Froimont in der Diöcese Beauvais. Da Beide unverheirathet lebten, so kamen sie wohl zu Zeiten nach Vezelay, um sich an dem fröhlichen Leben zu erfreuen, das im Hause des Bruders und unter den sechs Kleinen war. So kam eines Tages auch der Oheim Nicolaus nach Vezelay, wo er zum ersten Male den kleinen, kaum entwöhnten Theodor sah, der ihm so sehr gefiel, daß die Mutter trotz alles Sträubens ihm gestatten mußte, denselben mit nach Paris nehmen und ihn dort erziehen zu dürfen. Es ging der Mutter an's Herz, als sie sich von dem lieben Kinde trennen sollte, weshalb sie dasselbe in des Schwagers Begleitung selbst nach Paris brachte. Als sie hier von ihrem Theodor Abschied nahm, war es das letzte Mal, daß sie denselben an ihr Herz drückte. Denn bald darauf starb die edle Frau, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Theodor Beza war damals noch nicht volle drei Jahre alt.

Der Oheim sah nun seinen Theodor ganz und gar als sein eigen Kind an, weshalb derselbe von jetzt an nur selten in die Heimat und in den Kreis der Geschwister kam. Aber den Segen älterlicher Obhut und Pflege, den der junge Beza entbehren mußte, suchte der Oheim durch um so eifrigere Fürsorge zu ersetzen, als der Kleine gar zart und schwach und fast nie recht gesund war. Auch war es des Oheims Hand, die den Knaben aus einer Gefahr rettete, welche leicht den Untergang desselben hätte herbeiführen können. Durch einen Diener seines Oheims war nämlich Beza als Knabe mit einem lebensgefährlichen Kopfausschlag angesteckt worden. Der zärtlich besorgte Oheim ließ sofort den erfahrensten Wundarzt, den er in Paris kannte, in sein Haus kommen, um den geliebten Neffen von seinem Leiden zu befreien. Aber der Wundarzt wußte den Knaben nur mit so qualvollen Kuren zu behandeln, daß Beza im Jahre 1560 gestand: „Es schaudert mich noch nach mehr als dreißig Jahren, wenn ich der Qualen gedenke, die ich damals ausgestanden habe." Da der Oheim selbst die Peinigung seines Theodor nicht mehr mit ansehen konnte, so entschloß er sich, denselben mit einem gleichfalls von ihm erzogenen jungen Verwandten, der an demselben Uebel und an derselben Kur wie Theodor litt, täglich durch einen Diener in das Haus des Arztes geleiten zu lassen. Der Oheim wohnte in der sogenannten Universität, der Arzt unweit des Louvre; der tägliche Gang führte also die Kleinen über die damalige Müllerbrücke (pont aux meuniers), und Beza

erzählt: „Im Vorgefühl und Schauder vor der Operation ermahnte mich hier oft mein Vetter, der damals schon einen entschlossenen Soldatengeist besaß, daß wir uns hier in den Fluß hinabstürzen und so unsere unerträglichen Qualen mit Einem Male ein Ende machen sollten. Von Natur furchtsamer, schauderte ich Anfangs zurück. Als aber hernach die Gewalt der Schmerzen mich befiel, und Jener heftig in mich drang, so gedachte ich ihm zu folgen." Der begleitende Diener war in beträchtlicher Ferne hinter den Knaben zurückgeblieben, die eben an die Ausführung ihres verzweiflungsvollen Vorhabens dachten, als sie plötzlich von dem Oheim gesehen wurden, der, über die weite Entfernung des Dieners von denselben erschreckt, sofort hinzueilte und mit derber Aeußerung seines Unwillens dem Diener die Knaben nach Hause zu führen befahl.

Endlich war indessen Beza von seinem Uebel geheilt, weshalb der treue Oheim sofort darauf bedacht war, demselben so früh als möglich die gründlichste geistige Ausbildung zu gewähren. Einstweilen wurde daher Beza einem Lehrer anvertraut, der ihn das Lesen und andere Elemente des Wissens lehrte; hernach sollten dann die reichen Bildungsmittel, welche die Hauptstadt bot, ihre guten Dienste thun. Da geschah es, daß der Besuch eines in Orleans ansässigen und dem Oheim befreundeten Mitgliedes des königlichen Rathes daselbst, den Oheim veranlaßte, seinen in Betreff der wissenschaftlichen Erziehung des Neffen entworfenen Plan vollständig zu ändern. Der Freund erzählte nämlich, als über Tische von dem jungen Theodor die Rede war, daß in Orleans sich ein grundgelehrter Schulmeister, Wolmar*), der aus dem deutschen Reiche herübergekommen sei, niedergelassen habe, daß derselbe nicht nur der lateinischen, sondern auch der griechischen Sprache vollkommen kundig und überhaupt nach der Meinung der gelehrtesten Leute in Orleans ein Lehrmeister von ungewöhnlicher Geschicklichkeit sei, weshalb er demselben auch seinen Knaben anvertraut habe. — Nach diesen Mittheilungen war der Entschluß des Oheims rasch gefaßt. Derselbe ersuchte den Freund, seinen lieben Neffen mit nach Orleans zu nehmen, ihn seinem Sohne als Gespielen beizugeben und ihn den Unterricht desselben bei dem gelehrten deutschen Lehrmeister mit genießen zu lassen.

§ 2.

Beza's Erziehung durch den deutschen Professor Wolmar zu Orleans und Bourges.

Melchior Wolmar, aus der schwäbischen Reichsstadt Rothweil gebürtig, gehörte zu denjenigen Charakteren jener Zeit, deren eigenthümlicher

*) Ueber denselben vergl. Adami Vitae german. philos. p. 232; Teissier, Eloges etc. II, p. 75, und Bèze, Vrais pourtraicts p. 148—151.

Beruf es war, in aller Stille Saamen auszuſtreuen, den die eben aufgehende Sonne zeitigen, und Männer zu erziehen, welche die anbrechende neue Zeit begreifen, dieſer die Bahnen eröffnen und die Herolde und Träger ihrer Beſtrebungen werden ſollten. In Bern und Paris gebildet, und an dem letzteren Orte insbeſondere von dem Herſteller eines ernſtlichen Schriftſtudiums in Frankreich, dem hochverdienten Lehrer le Fèvre d'Eſtaples (Faber Stapulensis)*) angeregt und geiſtig befruchtet, war Wolmar (von ſeinen Schülern „Melior" genannt) nach Orleans gekommen, um hier dem Studium der Rechte obzuliegen, hatte aber hier ſofort als Lehrer der lateiniſchen und insbeſondere der griechiſchen Sprache und als Erzieher eine ausgedehnte Wirkſamkeit gewonnen. Dieſer durch deutſchen Ernſt der Geſinnung, durch deutſche Gründlichkeit der Bildung und vor Allem durch echt evangeliſche Frömmigkeit ausgezeichnete Schulmann war es, deſſen Einfluß auch für Theodor Beza entſcheidend werden ſollte.

Am 5. December 1528 kam Beza in Orleans an, wo er ſofort im Hauſe Wolmars die herzlichſte Aufnahme fand und an den Studien der meiſtens älteren Schüler Theil nahm. Da geſchah es, daß die geiſtreiche und eifrige Gönnerin aller ſtrebſamen Talente, Margaretha von Angoulême, vermählte Herzogin von Alençon und Berry, die Schweſter Franz I., deren Aufmerkſamkeit auf den berühmten deutſchen Schulmann zu Orleans gelenkt war, denſelben als Lehrer der alten Sprachen mit einem anſehnlichen Jahresgehalt auf ihre Academie zu Bourges berief. Beza, welcher Wolmar und deſſen Gattin bereits an's Herz gewachſen war, folgte dem geliebten Lehrer an den Ort ſeiner neuen Wirkſamkeit, wo er ſelbſt nun mit neuem und erhöhtem Eifer den Wiſſenſchaften, insbeſondere dem Studium der Alten obzuliegen gedachte.

Aber von dem Geiſte, der ſein kindliches Gemüth hier anwehen und der daſſelbe ganz allmählich bilden und zurüſten ſollte, ahnte Beza noch nichts.

Grade in der Zeit nämlich, die Beza in Bourges bei Wolmar verlebte, kam allmählich zur Reife, was nach dem Rathe der Vorſehung ſchon ſeit Jahrzehnten in Frankreich vorbereitet war. Seitdem le Fèvre d'Eſtaples die Augen der ſtudirenden Jugend auf die verſchütteten Quellen chriſtlicher Erkenntniß gerichtet und dieſe Quellen ſelbſt wieder geöffnet, ſeitdem er im Jahre 1512 ſeine Auslegung der Pauliniſchen Briefe veröffentlicht und Andere, großentheils ſeine Schüler, wie Farel, Arnaud und Gérard Rouſſel mit ihm in weiten Kreiſen das heilloſe Verderben der Kirche vielen Tauſenden zum Bewußtſein gebracht hatten, war nicht blos in Paris und auf den andern Hochſchulen Frankreichs, ſondern aller Orten in dem weiten König-

*) Ueber denſelben vergl. Merle d'Aubigné, Histoire de la réforme du 16. siècle, Tom. III. p. 481 ,und C. H. Graf, Essai sur la vie et les écrits de Jacques Lefèvre d'Etaples.

reich das Verlangen nach einer evangelischen Erneuerung der Kirche hervorgetreten. König Franz I. war anfangs diesem Streben entschieden zugethan gewesen; am Hofe zu Paris gehörte es schon zum guten Ton, Marots Uebersetzung der Psalmen zu lesen, und der edle Bischof Briçonnet zu Meaux gewährte das unerhörte Schauspiel, daß ein Prälat der Kirche sich um die Verbreitung der Bibel bemühte, selbst die Kanzel bestieg und Alle, die in ernster Reue und Buße nach der Gerechtigkeit Gottes in Christo trachteten, in seinem Kreise versammelte.

Da fiel mitten in diese scheinbar nur dem allgemeinen höheren Culturleben angehörenden und mit den äußeren Interessen der „Kirche" sich gar nicht berührenden Bewegung, welche sich der Geister bemächtigt hatte, die überraschende Kunde von Luthers heldenmüthiger Glaubensarbeit in Deutschland, — und sofort war die Lage der Dinge in Frankreich eine andere geworden. Alle diejenigen, welche dem Evangelium anhingen, erkannten jetzt, was zu thun sei und suchten das Werk der Kirchenreinigung ernstlich zur Ausführung zu bringen. Aber andrerseits erkannten auch Alle, die in der Kirche nur zeitliches Wohlsein gesucht und gefunden hatten, oder die aus anderen Gründen die Neuerung haßten, daß es sich um nichts Anderes, als um ihre ganze bisherige Existenz handelte; weshalb dem König eingeredet werden mußte, daß die Neuerung, die alsbald von der höchsten geistigen Auctorität des Königreichs, von der Sorbonne zu Paris mit ihrem Anathema gerichtet ward, geradezu den Umsturz aller bestehenden göttlichen und menschlichen Ordnung zum Zwecke habe. Alsbald rauchten daher auf dem Greveplatz zu Paris und an anderen Orten die Scheiterhaufen auf, in denen die Zeugen des Evangeliums zu Hunderten gemartert und verbrannt wurden. Der Wollkämmer Jean Leclerc, der im Jahre 1523 den Scheiterhaufen bestieg, war der erste Märtyrer des Evangeliums in Frankreich. Aber wie überall, so war auch hier das Blut der Märtyrer der Saame des Evangeliums. Die Freudigkeit der evangelischen Herzen wuchs mit der drohenden Gefahr und überall lag das Volk, welches das schlechte Kirchenwesen und die Schande, die mit dem Allerheiligsten getrieben wurde, nicht länger ertragen wollte, in einem Kampfe mit seinen Pfaffen, der sich oft an heiliger Stätte und mitten in der Verrichtung der Gottesdienste laut und stürmisch kundgab.

Die Academie und die Stadt Bourges gehörte zu denjenigen Orten Frankreichs, in denen die mächtige Erregung der Gemüther am stärksten pulsirte. Vergebens suchten hier die Barfüßermönche mit wilder, krampfhafter Anstrengung die Geister zu dämpfen. Denn die angesehensten Lehrer und Prediger der Stadt, die Masse der studirenden Jugend und der Kern der Bürgerschaft wußten die Römlinge mit Hohn und Spott zum Schweigen zu bringen. Viele fromme Männer, die um des Glaubens willen aus Paris fliehen mußten, fanden sich daher in Bourges zusammen, wo sie gegen die drohenden Gefahren eine sichere Zuflucht fanden.

Alles das sah Beza in den frohen und fröhlichen sieben Jahren, die er anfangs in Orleans, hernach in Bourges bei Wolmar verlebte. Was sich in dieser Zeit lernen ließ, das war gelernt worden: kaum gab es einen griechischen und römischen Classiker, den er nicht studirt; und kaum gab es eine Wissenschaft, mit deren Elementen (selbst mit denen der Rechtswissenschaft) er sich nicht vertraut gemacht hätte. Wichtiger aber als das war es, daß er von dem theuren Lehrer allmählich, insbesondere im letzten Jahre in die Wahrheit des Evangeliums eingeführt, oder daß ihm dieselbe wenigstens gezeigt worden war, und daß er in dem gastfreien Hause Wolmars allerlei Männer gesehen hatte, die das Ringen und Streben der Zeit in einer maßvolleren und gesitteteren Gestalt vor das Auge seiner Seele führten, als es durch die Dinge geschah, die draußen auf den Gassen und öffentlichen Plätzen und selbst in den Gotteshäusern vorkamen.

Unter denen, die Wolmar aufsuchten, und die darum auch der junge Beza kennen lernte, war auch ein damals erst dreiundzwanzigjähriger Rechtsgelehrter, voll ernsten, strengen Wesens im Denken wie im Leben; er hieß Jean Cauvin (Calvin), aus Noyon in der Picardie gebürtig. — Beza wußte noch nicht, daß diesen sich der Herr zum Rüstzeug seiner Gnade erwählt hatte, und daß er sein Vorläufer werden sollte im Dienste des Herrn; aber das ahnte er schon jetzt, daß eine Zeit gekommen sei, wo die Besten verlangten, daß die Kirche sich zu Gottes Wort auf's Neue bekehre, eine Zeit, die darum eine neue Arbeit fordere, welche vordem noch Niemand gekannt hatte, und die nur von Männern gethan werden könnte, welche furchtlos und treu wären.

Denn die Schrecken erregenden Gesetze, welche König Franz I. im Herbst 1534 gegen die kirchliche Neuerung erließ und welche Jeden, der als „Luthérien" galt, mit dem Feuertode bedrohten *), machten dem schönen Zusammenleben Wolmars mit seinem jungen Schüler und Pflegesohn ein Ende, indem selbst in Bourges, wo in Folge jener Blutedicte die Anhänger des Papstthums neue Zuversicht zu ihrer Sache gewonnen hatten, das Verderben in jedem Augenblicke über die Bekenner des Evangeliums hereinbrechen konnte. Als daher Wolmar im Jahre 1535 durch seinen Schwiegervater auf das Dringendste aufgefordert ward, den ihm drohenden Gefahren zu entgehen und nach Deutschland zurückzukehren, entschloß sich derselbe, wennschon mit schwerem Herzen, seinen Zöglingen zu eröffnen, daß seines Bleibens in Frankreich nicht mehr sein könne. Freilich hoffte er, daß sein geliebter Theodor, an dem sein Herz hing wie an keinem anderen seiner Schüler, bei ihm bleiben und mit ihm in die deutsche Heimat ziehen würde, weshalb er den Vater in Vezelai dringend ersuchte, dem Sohne hierzu seine Genehmigung zu ertheilen. Aber um keinen Preis wollte der Vater etwas dazu beitragen, daß sein Sohn

*) Soldan, Gesch. des Protest. in Frankreich, I, S. 144.

den Verlockungen der Neuerungssucht und des Unglaubens, als deren eigentlichen Herd er Deutschland ansah, preisgegeben würde; da es ihm viel nützlicher zu sein schien, daß der Sohn, um alle Neuerungen unbekümmert, seine juristischen Studien absolvirte und unter der Protection seines Oheims, des Abtes von Froimont (denn der Oheim Nicolaus war am 29. November 1532 gestorben) sich um eine Stelle in der Magistratur bewarb.

Wolmar nahm daher von Theodor Abschied und zog in die Heimat, wo er in Tübingen als Herzoglicher Rath angestellt ward. Aber der dankbare Beza hat ihn nie vergessen; noch in späteren Jahren bezeugte er ihm seine kindliche Verehrung, mit der er in treuer Erinnerung empfangener Wohlthaten ihm als seinem „Vater" (parens) dankte.

§ 3.

Beza's Leben auf der Universität zu Orleans.

Der Befehl des Vaters wies Beza nach Orleans, weil die dasige Universität sich des wohlbegründeten Privilegiums erfreute, das Civilrecht allein lehren zu dürfen*). — Am 1. Mai 1535 zog Beza, damals fünfzehn Jahre alt, dahin ab — mit schwerem Herzen; denn zum ersten Male sah er sich nun alleinstehend in der Welt.

Das geräuschvolle Universitätsleben war ihm noch fremd, aber gerade darum auch wiederum anziehend. Die academische Jugend war in zehn Nationen getheilt, welche als solche an der republikanischen Organisation und Administration der Universität ihren verfassungsmäßigen Antheil hatten. Unter denselben erfreute sich die deutsche Nation wegen der Trefflichkeit ihrer Organisation, wegen des Umfangs ihrer Privilegien und wegen ihrer zahlreichen Bibliothek des meisten Ansehens; indessen gehörte Beza von Haus aus zur burgundischen Nation, weshalb er in deren Verband eintrat.

Aber wie oft dachte Beza, als er in die Hörsäle der Professoren zu Orleans eintrat, an seinen geliebten Lehrer Wolmar zurück! Denn da war keiner, der ihn fesseln, der ihn zu strenger Arbeit und ernstem Studium anregen konnte. In der Heiterkeit und hochfahrenden Idealität des academischen Lebens war es daher nur der geistige Genuß, an den Beza denken konnte; weshalb ihn fast nichts als die Poesie der Alten, und vor Allen die des Ovid, Catull und Tibull beschäftigte. Denn „weil die Rechtswissenschaft," so schrieb er später selbst an Wolmar, „auf eine barbarische, unmethodische und trockene Weise betrieben wurde, empfand ich gegen dieselbe, ich weiß selbst nicht, welchen Widerwillen, und betrieb sie nur so, daß ich den größten Theil meiner Muse den schönen Wissenschaften, der Beschäfti-

*) In ähnlicher Weise war die Universität zu Paris in Betreff des canonischen Rechtes monopolisirt.

gung mit den griechischen und römischen Schriftstellern widmete. Indessen blieb es nicht bei dem bloßen Studium der Dichter. Die überschwängliche Lebenslust, welche mit dem Schimmer der ersten Liebe sein Inneres erfüllte, und ihn bald zum Liebling aller Kreise der Universität machte, rief in ihm selbst den Genius der Poesie wach und begeisterte ihn zu den lieblichsten poetischen Schöpfungen, welche ihn seinen Freunden alsbald als einen der hervorragendsten lateinischen Dichter der Zeit erkennen ließen. Freilich leuchtete ihm der Strahl der ersten Liebe nicht lange; denn seine geliebte Marie de l'Etoile (Stella), die Tochter eines juristischen Professors zu Orleans, starb, nachdem er sie erst kurze Zeit kennen gelernt. Mit einer Inschrift in lateinischer und französischer Sprache, welche er der Geliebten auf ihren Grabstein setzen ließ, sagte er ihr und seiner Jugendliebe sein letztes Lebewohl. Noch im Jahre 1787 war der Stein mit der (im Uebrigen zerstörten) Aufschrift „Mariae Stellae —“ vorhanden.

Welches außerordentlichen Ansehens sich Beza auf der Universität erfreute, erhellt übrigens daraus, daß ihn die burgundische Nation zu ihrem Procurator erwählte, als welcher er nun nicht allein mit den ihm untergebenen Beamten (baillif, prévot, conseiller, receveur und bibliothécaire) die inneren Angelegenheiten der Nation verwaltete, sondern dieselbe auch in dem Rathe der Universität, wo die Nationen selbst an der Wahl des Rectors und an dem gesammten republikanischen Universitätsregiment Theil nahmen, zu vertreten hatte. Indessen hinderte ihn dieses und der Umgang mit den Alten und mit der freien Muse nicht, bei seinen eminenten Fähigkeiten auch im Studium der Jurisprudenz soweit vorzudringen, daß er schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre eine juristische Prüfung mit Glanz bestehen und am 11. August 1539 den Grad eines Licentiaten der Rechte erhalten konnte. — Nach vierjährigem Aufenthalte in Orleans zog nun Beza von da ab, um sich in Paris niederzulassen.

§ 4.

Beza's Aufenthalt in Paris und die Veröffentlichung seiner Iuvenilia.

Nach der Meinung seines Vaters und seiner Verwandten hatte nun Beza seine academischen Studien absolvirt und sollte daher sofort von seinen erlangten juristischen Kenntnissen praktischen Gebrauch machen, um sich dadurch den Weg zu den höheren Ehrenstellen der Magistratur zu bahnen. Auch schien es, als ob das Glück ihm hierzu, wie Wenigen, entgegen komme, und daß er daher unzweifelhaft in kürzester Frist die hohen Ziele, welche der Vater für ihn im Auge hatte, erreicht haben müsse. In Paris kaum angekommen, erfuhr er nämlich, daß ihm die Fürsorge der Verwandten eine Jahrespfründe von 700 Kronen verschafft habe. Allerdings war der Oheim

Nicolaus [redacted] entschlafen, aber der Oheim Claudius zu Froimont besaß nicht weniger Einfluß und Verbindungen, die dem Neffen zu Gute kommen konnten, als Jener gehabt hatte. Außerdem fand Beza in Paris seinen ältesten Bruder vor, welcher in den geistlichen Stand getreten und im Besitze bedeutender Pfründen war. Aber der Bruder litt an unheilbarem Siechthum, und die Hoffnung aller Verwandten war daher auf Theodor gerichtet, der als junger Edelmann von einnehmenden Sitten und Manieren, als classisch gebildeter Schöngeist und als aufstrebendes Talent in Paris kaum aufgetreten war, als er sich auch sofort die distinguirtesten Kreise daselbst geöffnet fand.

Aber dennoch ist Beza in Paris seines Lebens nicht immer froh geworden. Der Vater forderte dringend, daß er gegen seines Herzens Neigung das brotlose Musenleben aufgeben und sich dem nützlicheren Berufe eines praktischen Juristen widmen sollte; und während die Verwandten ihm fortwährend die goldenen Aussichten, die ihre Protection gewähren konnte, vorhielten, mahnte ihn der Geist Wolmars, der ihn nie gänzlich verließ, daran, daß es endlich Zeit sei, mit der Erkenntniß der Wahrheit Ernst zu machen, und nicht allein den eitlen Gütern, die ihm vorgespiegelt wurden, sondern auch seinem ganzen bisherigen Lebenskreise, d. h. dem Papstthum, gänzlich zu entsagen. Aber dem alles idealen Lebens und Strebens durchaus baaren Berufe eines Parlamentsadvocaten sich hinzugeben, war für Beza völlig unmöglich. Daher war sein Leben in Paris ein fortwährender Kampf mit den bestgemeinten Intentionen des Vaters und der Verwandten *). In der Noth seines Herzens machte sich Beza auf zu dem Oheim in Froimont, um diesem sein Leid zu klagen, und erwirkte es bei demselben, der ihn mit väterlicher Liebe empfing, daß ihm gestattet wurde, in Paris zu bleiben, in dem Hause zu wohnen, welches der ältere Bruder verlassen hatte, und sich ein Jahr lang der Praxis des canonischen Rechts zu widmen. Während der beiden folgenden Jahre sollte er die Praxis des Pariser Gerichtswesens studiren, damit er sich dann durch die Gunst irgend eines Cardinals eine Stellung im Hofdienst erwerben könnte.

Beza versuchte es nun auch wirklich, sich in das Unabwendbare zu fügen; aber es wollte ihm nimmer gelingen, weßhalb sich endlich der ältere Bruder, der die Noth Theodors mit eignen Augen sah, an den Vater wendete, und diesen dringend ersuchte, dem Sohne fernerhin keine Gewalt anzuthun. Da

*) Beza schreibt am 19. Juli 1542 an seinen Freund Pompon in Dijon: „Als ich Orleans verlassen hatte, dachte der Vater, daß ich mich sogleich dem Gerichtshof als einen Sclaven (glebae adscriptum) hingeben würde. Da dieß aber meiner Erziehung und meiner ganzen Natur widerstrebte, so konnte ich nie dazu vermocht werden, daß ich um jenes schmutzigen Gewinnes willen das Studium der Philosophie verließ, woraus wunderbare Händel und fortwährende Vorwürfe hervorgingen."

mochte der Vater wohl einſehen, daß er den Sohn ſeine eigenen Wege gehen laſſen müſſe, und willigte daher ein, daß die beiden Brüder auf gemeinſchaftliche Koſten ein Haus miethen, in demſelben zuſammen wohnen, daß der ältere Bruder den Haushalt dirigiren, Theodor dagegen ſeinen Studien leben ſollte.

In ſorgenfreier, heiterer Ruhe verlebte nun Beza zwei glückliche Jahre. Manches ſchöne Freundſchaftsband, deſſen ſich Beza erfreute, erhöhte ihm den Genuß dieſer frohen Lebenszeit. Am innigſten war ſein Verhältniß zu Mailot Pompon, der anfangs in Orleans, hernach in Dijon lebte, und dem er öfters in Briefen, welche die zärtlichſte Freundesminne hauchen, ſein ganzes Herz ausſchüttete. Wie glücklich und froh ſich Beza damals fühlte, erſehen wir daher namentlich aus dieſen Briefen. „Du fragſt was ich thue?“ ſchreibt er an Pompon, „Gerade nicht viel. Zuweilen ſpiele ich mit meinen Muſen, dann begebe ich mich zu meiner Zerſtreuung in das Palatium (den Gerichtshof) und betrachte mir daſelbſt wie auf einer Schaubühne die Sitten der Menſchen. Oefters verwende ich einige Stunden auf die Erlernung der hebräiſchen Sprache, oder auf die Mathematik, kurz ich treibe nichts weniger als was meine Plagegeiſter wähnen.“ Um aber doch nebenbei auch den Vater einigermaßen zufrieden zu ſtellen, arbeitete Beza an einer Ausgabe des „ſaliſchen Geſetzes“, welche in der Officin des Neobanius erſcheinen ſollte. Indeſſen weiß man nicht, ob dieſe Schrift wirklich zur Veröffentlichung gekommen iſt.

Im Kreiſe der Literaten und Schöngeiſter nahm Beza eine anerkannt hervorragende Stellung ein. Gewöhnlich fand ſich Beza mit vieren derſelben — obgleich ihm eine vollſtändig eingerichtete Häuslichkeit zu Gebote ſtand, — zur Mahlzeit zuſammen. Einer derſelben, le Pellitier, der ſich durch ſeine wunderlichen Bemühungen um Herſtellung einer der Ausſprache des Franzöſiſchen entſprechenden franzöſiſchen Orthographie bekannt gemacht hat, ſchildert Beza als „einen durch die Gaben der Grazien, der Natur und des Glücks reichlich ausgeſtatteten Jüngling, welcher was ſelten geſchieht, auch als das, was er war allgemein anerkannt ward. Genug, die Vollkommenheiten, welche er beſaß, waren in ihm ſo harmoniſch vereinigt, und hoben ſich gegenſeitig ſo ſehr, daß er in allen Kreiſen, ſogar in denen der Vornehmſten von Paris, gern geſehen, geſchätzt und hochgeachtet wurde.“ Insbeſondre waren es die zierlichen lateiniſchen Gelegenheitsgedichte, welche ihn ſelbſt bei Hofe beliebt machten, wo er dieſelben (z. B. bei der Krankheit des Königs, bei der Geburt des Prinzen u. ſ. w.) überreichte. Auch dem Kaiſer Karl V., der damals durch Paris in die Niederlande zog, dedicirte er ein Epigramm, das ihm die Huld des Kaiſers gewann.

Aber der roſige Sonnenſchein, der auf dem Leben Beza's lag, verſchwand urplötzlich hinter düſter drohendem Gewölk, als der ältere Bruder ſtarb, und der Vater nun, wie es ſchien, unerbittlich darauf beſtand, daß

Theodor seinem nutzlosen Leben und Treiben endlich entsagen und etwas Solides und Ernstes beginnen sollte. Der Sohn stellte wiederum auf das Eindringlichste vor, daß es ihm unmöglich sei, sich dem trostlosen Geschäftsleben hinzugeben, und flehte und bat den Vater, daß er ihm nicht Unmögliches zumuthen sollte. Da legte sich wiederum der Oheim in Froimont in's Mittel, welcher entschied: „Weil denn der junge Mann einen so entschiedenen Widerwillen gegen das Rechtswesen hätte, so möchte er auf der einmal erwählten Bahn fortfahren, sollte sich aber doch in die Clientschaft irgend eines Fürsten oder Großen am Hofe begeben, von welchem er einst hoffen könnte, die Früchte seiner Studien einzuernten." — Beza dankte Gott, daß auch dieser Kelch an ihm vorübergegangen war, und gab alsbald von der glücklichen Wendung seines Geschickes dem geliebten Freunde Nachricht. „Wie denkst Du wohl," schrieb er an Pompon, „daß es mir zu Muthe war! Ich sollte an den Hof, ich, der ich weder heucheln noch schmeicheln gelernt habe, ich sollte mich in ein so geräusch- und wechselvolles Treiben werfen, der ich in eben so geräuschloser als ehrenvoller Muse zu leben gedachte! Aber ich mußte mich fügen. Ich hatte schon einen Fuß in das Haus des Bischofs von Coutances gesetzt, als die jetzigen Kriegsunruhen dieses Vorhaben wenn nicht veränderten und vereitelten, so doch verschoben. So geschah es denn, daß ich zu der Lebens- und Beschäftigungsweise zurückkehrte, bei der ich gewiß bleiben werde bis in mein Alter, wenn nicht eine höhere Macht mich daran hindert, und ich hoffe mit Zuversicht, einst der Nachwelt die Beweise dafür zu hinterlassen, daß Beza mitten im Schooße der größten Muse nicht müßig gewesen ist."

Beza konnte sich daher in der jugendlich heiteren Idealität humanistischen Lebens und Strebens, die ihm der Preis des Lebens war, nach wie vor ergehen. Als aber Jahre vergangen und in dem noch immer jugendlichen Beza aus dem alten Menschen ein neuer geworden war, sah derselbe mit bitterem Schmerze auf die Tage zurück, in denen er nur allzuglücklich gewesen war. Denn sein Leben in Paris war das des vollendeten Weltmannes von adlicher Geburt, der sich darin gefallen muß, der Liebling der höheren Kreise, insbesondre aber der Damenwelt zu sein. Von allen Seiten her lachte ihn daher die Versuchung an und trachtete ihn zu verschlingen; und wenn dieses auch nicht geschah, so mußte doch Beza's Leben, wenn es nicht anders mit ihm ward, am Ende in der träumerischen Eitelkeit dieser Welt sich ganz verlieren. Die schrecklichste aber aller Versuchungen, die ihn umstrickte, war die der Fleischeslust, weßhalb sich Beza, um ihr zu entgehen, im Jahre 1544 mit einem armen, jungen Mädchen von bürgerlicher Geburt, Claude Desnoz, mit Vorwissen zweier Freunde (der berühmten Juristen Lorenz de Normandie und Joh. Crespin) mit dem Versprechen verlobte, daß er sich zu dieser Verbindung vor der Welt bekennen werde, sobald es seine Verhältnisse gestatten würden. Die Bosheit der Gegner hat späterhin diesen Schritt sowie sein

ganzes Pariſer Leben als erwünſchtes Material zur Begründung der ſchmählichſten Verdächtigung ſeiner ganzen Perſönlichkeit zu benutzen gewagt. Hören wir daher, mit welcher Aufrichtigkeit ſich Beza ſelbſt mit ſeinen Schwächen bloß ſtellt: „Ich will frei und offen hier geſtehen, was an der Sache iſt. Da ich ein unerfahrener Jüngling war und noch dazu durch die Meinigen Muſe und Geld, kurz Alles, was ich begehren konnte, im Ueberfluſſe hatte, fehlte es mir leider an nichts ſo ſehr als an weiſem und gutem Rathe. Und als mir der Satan alle dieſe Hinderniſſe plötzlich in den Weg gelegt, da fand ich mich durch den Glanz und die eiteln Blendwerke und Herrlichkeiten eines ſolchen Lebens ſo angezogen, daß ich mich gar leicht bald auf die eine, bald auf die andre Seite verlocken ließ. Was ſoll ich hier alle die unzähligen Gefahren erwähnen, in die ich mich mit Wiſſen und Willen ſtürzte, und wie oft ich ſowohl zu Hauſe als außerhalb des Hauſes an Leib und Seele Gefahr lief? Aber wenn auf der einen Seite die Erinnerung an jene Zeit mir aus mehr als einer Urſache bitter und ſchmerzhaft ſein muß, ſo bewirkte es doch auf der andern die Betrachtung der ganz beſondern, ja faſt unglaublichen Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen mich, daß ich jedesmal, wenn ich jener Tage gedenke, eine unausſprechliche Wonne empfinde, indem ich an mir ſelbſt den klarſten und ſprechendſten Beweis für jene Fürſorge und Liebe habe, womit der himmliſche Vater alle ſeine Auserwählten heimzuſuchen verheißen hat. Denn obgleich ich freiwillig mich ſelbſt vom rechten Weg entfernte, ſo hat er mich doch nie ſo tief ſinken und mich verirren laſſen, daß ich nicht öfters in den Tiefen meines Herzens ſeufzte und mein Gelübde „endlich doch das Papſtthum gänzlich zu verlaſſen“ nicht in meinem Buſen bewahrte. Er ließ mich ein ſolches Leben führen, daß ich durch ſeine Gnade, obgleich ich weder das Eine noch das Andre verdiente, damals unter den Gläubigen nicht der letzte in der Frömmigkeit war, und unter den Gelehrten und Gebildeten für einen ſolchen gehalten wurde, welcher nicht eben ohne Wiſſenſchaft ſei. Außer jenen oben erwähnten Hinderniſſen hatte mich der Satan damals mit dreien gewaltigen Banden umgeben: mit den Lockungen der Wolluſt, die in jener Stadt zahllos und am mächtigſten ſind, mit den ſüßen Schmeichelhoffnungen des Ruhmes, welchen ich beſonders durch die Herausgabe meiner Epigramme, ſelbſt nach dem Urtheile eines Italieners, des gelehrten Dichters M. Antonius Flaminius, in nicht geringem Maße eingeerntet hatte; mit Hoffnungen endlich, die man mir zu den größten Ehrenſtellen machte, zu denen mich ſogar einige Große des Hofes ſchon im Voraus beriefen, zu deren Erlangung die Freunde mich anſpornten, Vater und Oheim mich beſtändig ermahnten. Es war aber der Rathſchluß des barmherzigen Gottes, daß ich Unglücklicher, der ich mich mit Wiſſen und Willen auf eine ſo gefahrvolle Bahn begeben hatte, dennoch endlich auch aus dieſen Gefahren entröme. Denn um nicht von jenen böſen Lüſten überwältigt zu werden, habe ich mir ein Weib verlobt, heimlich zwar, doch ſo,

daß zwei meiner Freunde darum wußten, theils damit ich den Andern keinen Anstoß gäbe, theils weil ich mich von jenem teuflischen Gelde, das ich von den oben erwähnten geistlichen Pfründen bezog, noch nicht losmachen konnte. Ich gab ihr aber bei der Verlobung das ausdrückliche Versprechen, daß ich sie mit Hintansetzung aller Hindernisse in der nächsten Zukunft in die Kirche Gottes mitnehmen und öffentlich meine Ehe mit ihr bestätigen und auch außerdem keine jener papistischen Weihen oder Orden annehmen würde, was ich auch Beides getreulich gehalten habe. Auch dazu, daß ich jenem Verlangen nach Ruhm, daß ich den lockenden Ehrenstellen widerstand, hat mir mein gnädiger Gott geholfen, so daß meine Freunde sich nicht allein verwunderten, sondern die meisten mich auch tadelten und mich im Scherze den „neuen Philosophen" nannten. Indessen aber stak ich gleich einem Wagen*) im Schlamme; denn es drängten mich die Meinigen, ich sollte doch einmal einen gewissen Stand ergreifen, und mein Oheim bot mir alles das Seinige an, so daß auf der einen Seite mein Gewissen mich drückte und die Frau mich an das Versprechen mahnte, und auf der andern Seite mir der leibhaftige Satan mitunter auf das Freundlichste schmeichelte, und meine Einkünfte durch des Bruders Tod noch vergrößert wurden, so daß ich mitten unter diesen Sorgen nicht mehr wußte weder wo aus noch wo ein."

In diesen Worten hören wir Beza über sich selbst in einer Zeit reden, wo er mit seinem früheren Leben vollständig gebrochen hatte. Die Bosheit der Gegner hat mit unerhörter Raffinerie diese von dem Reformator verlassenen Lebenswege als mit dem schändlichsten Sündendienst besudelt darzustellen versucht, und vielleicht ist unter den Vätern und Begründern der evangelischen Kirche keiner, welcher so sehr zum Gegenstande der schmählichsten Verleumdung gemacht wäre, als gerade Beza. Glücklicherweise hat uns aber derselbe in seiner ersten Schrift die treueste und glaubhafteste Beurkundung seines früheren Lebens hinterlassen, und wenn schon die Gegner eben auf diese Schrift ihre verleumderischen Anschuldigungen gründeten, so zeigt doch gerade sie die Grundlosigkeit derselben, oder beweist wenigstens, auf welches Maß sie zurückzuführen sind. Diese Schrift ist die unter der Bezeichnung „Juvenilia" bekannte Ausgabe der lateinischen Gedichte Beza's, welche derselbe zwischen seinem sechszehnten und neunundzwanzigsten Jahre, größtentheils jedoch während seines Aufenthaltes in Orleans verfertigt hatte. Beza hatte sie in Paris diesem und jenem seiner Freunde handschriftlich mitgetheilt und war von denselben um ihre Veröffentlichung vielfach angegangen worden, was ihn veranlaßte, seine poetische Sammlung dem geliebten Lehrer Wolmar in Tübingen zur Prüfung zuzusenden. Wolmar theilte dieselbe seinem Freunde, dem gelehrten Kenner der classischen Literatur, Joachim Camerarius mit, und Beide

*) Richtig übersetzt so Schlosser die figürlich zu verstehenden Worte: ego tum semper in luto haerebam.

urtheilten, daß dieſe Poeſien der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden dürften. Hierdurch ermuthigt, veranſtaltete nun Beza mit Zuziehung einiger urtheilsfähiger Freunde aus der ganzen Maſſe des Angeſammelten eine Auswahl, welche er im Sommer des Jahres 1548 mit einer Zueignung an Wolmar in der berühmten Officin des Jodocus Badius in Octavformat erſcheinen ließ *).

Die Sammlung enthielt vier Sylven (auf die Hingebung des Decius, den Tod Cicero's, die Weihnacht und eine poetiſche Vorrede zu den Bußpſalmen), zwölf Elegien, eine große Anzahl von Epitaphien und Epigrammen, welche letzteren faſt die zweite Hälfte des Buches bilden. Während die Sylven und Epitaphien den Eindruck erſter, faſt noch ſchülerhafter Verſuche machen, laſſen die Elegien ſchon den gewandten, glücklichen Nachahmer Ovids erkennen, „ſei es, daß er ſich ſelbſt beklagt wegen der Liebesflamme, die ſein Inneres verzehrt, in ſchlafloſen Nächten ihn quält, ihn zu Ergüſſen ſeines Feuers in Verſen zwingt und daß er ſich zum Troſte für ſo viele vergebliche Leiden die Theilnahme der Nachwelt an ſeinem Unglücke verſpricht; ſei es, daß er die richtige Mitte in allen Stücken preiſt (Elegia II.) und den alten Satz empfiehlt: es iſt ein Maß in jedem Ding, doch nicht lange, um nicht ſelbſt das richtige Maß zu überſchreiten; oder daß er mit ſeinem Freunde Validus hadert (Elegia IV.), der ſeine geliebte Candida ſchwarz ſchilt, nicht für ſchön gelten laſſen will, während Beza ihre Reize erhebt, und ihm droht, daß er bei ähnlichen Fällen nicht wieder ſo gelinde davon kommen werde; ſei es (Elegia V.), daß er, um ſeine Liebe zu vergeſſen, in Feld und Wald umherirrt, und Feld und Wald und Berg und Thal ihn nur an ſeine Liebe erinnern und die Flucht ihn ſelber zurückführt, oder (Elegia VI.) den Sturm der Gefühle mit dem des Meeres vergleicht, auf dem er end- und hoffnungslos mit dem Verlangen zu landen umhergeworfen wird, oder den Traum ſchildert, wo er (Elegia VII.) die Geliebte mitten unter einer Horde wilder Krieger erblickt, die ſich ihrer bemächtigen wollen, und er, mit gewaffneter Hand, ſich mit der Begeiſterung der Liebe ihnen entgegenſtürzt, ſterbend noch das angebetete Heiligthum berührt und im Schweiße gebadet erwacht. Wie vom Blitz getroffen ſteht er (Elegia VIII.) bei der Kunde: ſein Freund Validus liege am tödtlichen Fieber darnieder, und bittet zu allen Göttern, dieſes theure, ſchuldloſe Haupt zu verſchonen. Welche Entrüſtung ergreift ihn (Elegia IX.), wenn er die reine und keuſche Liebe durch böſen Leumund angegriffen ſieht: „Weſſen Schlaf habe ich je durch nächtlichen Geſang geſtört? An weſſen Thüre habe ich gewaltſam angeklopft? Habe ich je den häuslichen Bund durch Ehebruch geſtört? Candida sola mea est, Candida tota mea est!"

*) Eine treffliche Charakteriſtik der Juvenilia ſiehe bei A. Sayous, Etudes littéraires sur les écrivains français de la réformation (Paris et Genève, 1841) p. 249 ff.

ruft er aus; und wie nach dem Donner die Regenfluth, so folgt dann eine ſchauderhaft poetiſche Imprecation auf die, welche das Reine mit dem Gift ihrer Lüge zu beflecken gedachten." — Der größte und beſte Theil ſeiner Juvenilia ſind die Epigramme, meiſtens erotiſche Tändeleien oder Ergießungen witziger und muthwilliger Laune*).

Aber freilich mangelt auch ihnen gerade darum, weil ſie ſich als die glücklichſten Nachahmungen der Alten kundgeben, der Charakter der Originalität durchaus. Originell iſt Beza eigentlich nur in denjenigen poetiſchen Erzeugniſſen, welche in künſtleriſcher Hinſicht von geringerem Werthe ſind, nämlich in den Sylven, denen ein den Dichter gerade charakteriſirendes Erlebniß zu Grunde liegt. Denn in dieſen ſpiegelt ſich die eigenthümliche Stimmung Beza's in jener Zeit, wo ſie entſtanden ſind, die Miſchung chriſtlicher Lebenserregung mit der Begeiſterung für die antike Kunſt und für humaniſtiſches Leben in einer mitunter ſeltſamen Weiſe ab. Chriſtliche Ideen kreuzen ſich mit heidniſch-mythologiſchen Anſchauungen, die Hirten der Weihnacht führen boucoliſche Schäfernamen und aus der griechiſchen Mythologie wird bewieſen, daß die Weihnacht ein würdiger Gegenſtand der keuſchen Muſen iſt**).

Als übrigens Beza's Gedichte eben erſchienen waren, war auch der Ruf deſſelben als eines der beſten lateiniſchen Dichter und als eines hochgebildeten Humaniſten, als welcher er von allen Seiten her begrüßt wurde, begründet. Als aber Beza über die Wende ſeines Lebens hinausgekommen war, wurden gerade dieſe Juvenilia und insbeſondere die Epigramme (in denen freilich jugendlicher Leichtſinn und Uebermuth überall hervortritt) zur Ausbreitung der ſchmachvollſten Gerüchte über ihn benutzt. Daß die Sammlung ſeiner Poeſien Mancherlei enthielt, was füglich hätte unterdrückt werden können, hat freilich Beza ſelbſt ſpäterhin ſich niemals verhehlt. Schon zwei Jahre nach der erſten Veröffentlichung derſelben erklärte Beza: „Ich geſtehe, daß ich von Natur immer die edle Dichtkunſt geliebt, und kann dieß noch nicht bereuen; wohl aber reut es mich, dieſe von der Gnade Gottes mir verliehene Gabe, wie gering ſie auch ſein mag, zu Dingen verwandt zu haben, deren Erinnerung allein mich jetzt erröthen läßt." Dagegen vermochte Beza alle die ſchändlichen Anſchuldigungen, welche auf jene Ergießungen jugendlicher Leichtfertigkeit gegründet wurden***), mit derjenigen Offenheit ſelbſt zu beſprechen, mit welcher er ſich hierüber, wie über die Veranlaſſung zur Abfaſſung und Veröffentlichung ſeiner Gedichte im Vorwort ſeiner zweiten Aus-

*) Baum, S. 70 u. 71.

**) Dieſelbe Miſchung chriſtlicher und antik-heidniſcher Anſchauungen tritt auch in Beza's poetiſchem Vorwort zu den Bußpſalmen hervor. Vergl. darüber Sayous p. 255 ff.

***) Vergl. darüber z. B. Polenz, Geſch. des franz. Calvinismus, B. I. S. 628 u. 629, wo insbeſondere die von zu Maimbourg gegen Beza erhobenen Beſchuldigungen widerlegt werden.

gabe derſelben, die er in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre veranſtaltete, ausließ. „Es dürfte ſich vielleicht Jemand," ſagt hier Beza, „wundern, daß ein Mann meines Alters, der ſich mit ſo ernſten Studien beſchäftigt, und dem die erſte Ausgabe derartiger Gedichte ſo übel bekommen iſt, jetzt wieder zur Jugend zurückkehrt, die alten Spielereien wieder hervorholt, und ſie jetzt ſogar mit neuen Thorheiten vermehrt. Ich glaube daher hier eingehender erläutern zu müſſen, was an der Sache iſt, theils um die Schmähungen gewiſſer Leute zu beſeitigen, theils auch um für die Zukunft ähnlichen Schmähungen zu begegnen. Von Kindheit an war ich der Poeſie ergeben und habe ſie fleißig geübt, ſowohl weil angeborene Neigung mich dazu anreizte, als auch weil mich Wolmar, mein damaliger Lehrer zu Bourges, nicht allein zu den übrigen, meinem damaligen Alter angemeſſenen Studien, ſondern auch zu dieſen Uebungen ermunterte. Als ich mich von da ungefähr im ſiebzehnten Jahre nach Orleans begab, um nach dem Willen meines Vaters das Civilrecht zu ſtudiren, und ich daſelbſt einige gebildete, für Poeſie ebenfalls begeiſterte Männer von ſchon gereiftem Urtheil, gebildetem Geſchmack und ausgezeichneter Gelehrſamkeit antraf, wie Jean Dampierre, den Meiſter in den Hendecaſyllaben, Antonius Agianthus, der nachher erſter Präſident des Parlaments von Rouen wurde und der erſt vor Kurzem verſtorben iſt, den Jean Trouchy, Mailot Pompon, Ludwig Validus, die, ſoviel ich weiß, alle noch am Leben und mit den höchſten Würden und Ehren in Frankreich bekleidet ſind, ſo gab ich nicht allein das Studium der Poeſie nicht auf, ſondern ich betrieb daſſelbe bei dem Wetteifer, der gewiſſermaßen unter uns entſtand, mit noch größerer Liebe als vorher. In den bucoliſchen Gedichten und den Sylven hatte ich mir Virgil, den König aller Dichter, zum Vorbild genommen, über welchem ich damals nichts Höheres kannte; in den Elegien aber den Ovid, deſſen geniale Fülle mich damals mehr feſſelte als die gemeſſene Zierlichkeit des Tibull. In Betreff der Epigramme zogen mich die des Catull und Martial in einem ſolchen Maße an, daß, ſo oft ich die ernſteren Studien unterbrach (denn die Poeſie war doch Nebenſache), ich mich nirgends lieber als in ihrem Blumengarten erging. Obgleich nun (was ich mit Wahrheit bezeugen kann) mein Gefühl durch die hier vorkommenden Obſcönitäten ſo beleidigt wurde, daß ich bei dieſer Lectüre von einigen Stücken die Augen abwendete, ſo war ich doch, wie es in jenem Alter zu geſchehen pflegt, nicht vorſichtig genug und ließ mich durch die ſüße Zärtlichkeit des Einen und durch den beißenden Witz des Andern ſo ſehr einnehmen, daß ich mich beſtrebte, ihnen in der Art der Darſtellung möglichſt ähnlich zu werden. So ſind die bei Weitem meiſten jener Gedichte entſtanden, welche ich einige Jahre ſpäter veröffentlichte. Die Veranlaſſung zur Herausgabe war insbeſondere jener Melior, mein ehemaliger Lehrer, der mich dazu ermunterte. Denn als ich ihm einige jener Gedichte, ich weiß ſelbſt nicht mehr welche, überſchickt hatte, ſo ließ er nicht nach, bis er es dahin brachte, daß ich ihm dieſe ohne beſondere Sorgfalt

zuſammengebrachten Kleinigkeiten zueignete. Sowohl durch die Ausſicht auf einen gewißen Ruhm als auch dadurch, daß ich dem dringenden Wunſche eines um mich ſo hoch verdienten Lehrers willfahren wollte, wurde ich bewogen, das Büchlein ausgehen zu laſſen, welches von meinen Landsleuten, den Franzoſen, ja ſogar von den Italienern ſo günſtig aufgenommen wurde, daß mich ihre Beglückwünſchungen wahrhaft beſchämten. Aber die Katolykyſchen*) oder Vertheidiger des abgefallenen Glaubens ſchrieen, Beza habe von Kindesbeinen an die Unzucht und Schamloſigkeit der alten Dichter eingeſogen, habe ſeinen Lüſten und Begierden gefröhnt und habe ſeine Jugendzeit mit Beſchreibung ſeiner Liebesabenteuer oder mit Spottgedichten, um ſich an Feinden zu rächen, vergeudet; ja ſie machten ihn zu einem Hurer, Hurenwirth und ſogar zu einem Knabenſchänder. Sehen wir aber, auf welche Beweiſe ſich dieſe ſchlimmen Ankläger berufen! Sie führen meine Gedichte an; denn anderes können ſie, Gott ſei Dank! nicht vorbringen, wenn ſie auch noch ſoviele erkaufte Zeugen herbeiſchaffen könnten. Nun iſt aber vor Allem zu bemerken, daß ſie in dem kleinen Büchlein nur wenige Gedichte finden, welche vorzugsweiſe als Liebesgedichte gelten können, und ſelbſt dieſe ſind, mit Ausnahme ganz weniger Epigramme, viel mehr etwas zu frei als geradezu ſchmutzig geſchrieben. Aber wohlan denn, auch dieſe wollen wir unterſuchen, weil ſie es ja nicht anders wollen. Durch die damaligen Umſtände gedrängt, hatte ich mir, etwa vier Jahre vor meiner freiwilligen Auswanderung, eine Gattin verlobt. Sie war zwar aus niedrigem Stande, aber ein mit ſo vielen Tugenden begabtes Weib, daß mich dieſe Verbindung niemals gereut hat. Jene „Edlen" aber ſchämen ſich nicht, Alles, was ich im Spiel der Poeſie (denn ein ſolches trieb mich gewiß bei den meiſten dieſer Poeſien, in denen ich die Alten nachahmte, ohne in meinem damaligen Alter eigentlich zu wiſſen, was das bedeute) von den Liebeleien jener erdichteten Candida geſchrieben, auf die keuſche, erwählte Gattin zu beziehen. Daß ſich das nicht anders verhalte, als ich ſage, das können nicht allein diejenigen bezeugen, mit denen ich damals lebte, ſondern das erhellt auch aus der Sache ſelbſt. Denn da ich von meiner Frau niemals Kinder bekommen, und ſich unter jenen Gedichten doch eins „an die ſchwangere Candida" findet, die ich dem Schutze der Götter empfehle, ſo erhellt daraus, daß dieſer fingirte Gegenſtand mir damals, wie ſpäterhin ſo viele andere, gerade einfiel. Zu jener Zeit hatte ich unter vielen andern Bekannten einen mir beſonders vertrauten Freund, German Audebert, einen Jüngling, der damals ſchon zu den größten Hoffnungen berechtigte und jetzt in ſeiner Vaterſtadt Orleans als Mitglied des Magiſtrats im Rufe großer Gelehrſamkeit und unbeſcholtenen Wandels ſteht. An dieſen ſchrieb ich zufällig einmal zu Bezelay, als mich gerade die Luſt, Verſe zu machen, anwandelte, einige elffylbige

*) So nennt Beza die Catholici.

Zeilen, worin ich ihm mein sehnliches Verlangen, ihn wieder zu sehn, und die Rückkehr zur Geliebten schilderte. Denn in dieser Weise pflegten wir eben unsere poetischen Scherze zu treiben. Nun schämen sich aber jene verworfenen Menschen nicht — wovor sollte sich auch jener Ecebolius*), wovor sollte sich ein Mönch**) schämen? — jenen in allgemeiner Achtung, in Würden und Ehren stehenden Mann in einen Adonis zu verwandeln, und mir ein Verbrechen aufzubürden, wegen dessen ich, wie ich überzeugt bin, bei keinem ehrlichen und rechtschaffenen Menschen mich zu vertheidigen nöthig habe! — Unter den damals veröffentlichten Elegien befindet sich eine, worin ich den Namen Publia zu meiner poetischen Spielerei brauchte; und von dieser behauptet nun jener edle Klosterbruder ohne Weiteres, sie sei die Frau eines noch lebenden Mannes gewesen, welche ich auf alle Weise zum Ehebruch zu verführen und ihrem Manne abwendig zu machen gesucht hätte. Großer Gott! siehe, wenn irgend ein Mensch lebt, der den Beza auch des geringsten Verdachtes des Ehebruchs zeihen mag, so werde ich mich vor jedes Gericht stellen!"

§ 5.

Beza's Bekehrung.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege" — spricht der Herr zu einer jeglichen Seele, welche er ruft, um sie zu Sich zu bekehren, und es wird keine Seele in Wahrheit zu dem Herrn der Gnade bekehrt, es sei denn, daß sie dieses Wort vernommen habe.

So war es auch mit Theodor Beza. Derselbe war bis dahin seine Wege gegangen, die so recht seine eigenen Wege waren. Denn nach seines Herzens freister Neigung hatte er sich dieselben erwählt, und hatte sie mit großer Noth und Mühe behauptet. Freilich hatte sich ihm der Herr nicht unbezeugt gelassen. Was Beza einst aus Wolmars Munde über Gottes freie Gnade in Christo Jesu, über die seligmachende Kraft des Glaubens und über das Pseudochristenthum der katholischen Kirche gehört hatte, das war in seiner Seele nie gänzlich verklungen. Schwebte doch das Gedächtniß des geliebten frommen Lehrers allezeit wie ein schützender Engel über seinem Haupte; und als Wolmar im Anfange des Winters 1539 im Auftrage seines Fürsten nach Paris kam und nach vierjähriger Trennung seinen theuren

*) Gemeint ist Franz Balduin, den Beza, weil er siebenmal den Glauben gewechselt hatte, mit dem Redner und Anwalt Ecebolius zu Konstantinopel vergleicht, welcher unter Constantius Arianer, unter Julian Heide war und unter Jovinian als Büßender an der Kirche stand und die Eintretenden mit den Worten anredete: Tretet, tretet mich mit Füßen, als ein Salz, das dumm geworden ist.

**) Nämlich der Augustiner Claude Sainctes.

Theodor, der gerade damals eine Durchkreuzung aller seiner Pläne befürchtete, wieder an sein Herz drückte, da war Beza's Seele voll unendlichen Jubels; denn nur in der Gemeinschaft Wolmars fühlte sie sich in ihrer rechten Heimatlichkeit. Auch vergaß Beza nie, was er einst Wolmar in Bourges gelobt hatte, daß er sich, sobald ihm der Herr dazu Gnade gebe, das Papstthum gänzlich verlassen und sich vor aller Welt zum Evangelium von der erlösenden Gnade Gottes bekennen wollte, weshalb er die Schriften der Reformatoren, deren er habhaft werden konnte, gern las, und sich insbesondere mit den Schriften des glaubensinnigen Bullinger zu Zürich vertraut machte. Aber es vergingen Jahre, in denen der Herr an Beza's Herzen anklopfte, ohne daß dieser darauf achtete. „Deine Wege sind nicht meine Wege," hörte es damals Beza in seiner Seele sprechen, aber er verstand es nicht, und ging daher seine Wege dahin. Sein höchstes Ideal war, daß er ein vollendeter Humanist werden und als solcher auch anerkannt werden möchte, und sein brünstigstes Verlangen ging dahin, in Venedig, in dem von seinem Freunde Audebert gepriesenen Sitze humanistischen Lebens wohnen und leben zu können. Die Veröffentlichung seiner Juvenilia brachte ihm auch den Ruhm, nach welchem er strebte, wirklich ein; aber er wußte nicht, daß dieses auch der Abschluß seines ganzen bisherigen Lebens sein sollte. Denn der Herr hatte Anderes mit ihm vor, und ließ ihm darum das, was er als den Preis seines bisherigen Lebens ansah, schon in kurzer Frist zu Schanden werden. Denn als Beza eben seine Poemata veröffentlicht und den Dank aller Stimmführer des Humanismus empfangen hatte, „siehe da," so erzählt uns Beza, „suchte mich der Herr durch eine schwere Krankheit heim, welche mich dergestalt angriff, daß ich an meinem Aufkommen verzweifelte. Was sollte ich Unglückseliger thun, dem nichts als Gottes furchtbares Gericht vor Augen schwebte? Was geschah? Nach unendlichen Qualen des Leibes und der Seele erbarmte sich doch der Herr seines flüchtigen Knechtes und tröstete mich, so daß ich nicht mehr an seiner verzeihenden Gnade verzweifelte. Unter tausend Thränen verabscheue ich mich selber, flehe ihn um Verzeihung an, erneuere das Gelübde, mich offen zu seiner wahren Kirche und Verehrung zu bekennen; kurz ich gebe mich ihm ganz und gar hin. So geschah es, daß das mir mit allem Ernst vorgehaltene Bild des Todes das in mir schlummernde und nie begrabene Verlangen nach dem wahren Leben erweckte, und daß jene Krankheit der Anfang meiner Genesung und wahren Gesundheit wurde. So wunderbar ist die Wirkung des Herrn bei den Seinen, daß er durch dasselbe Mittel niederschlägt, verwundet und heilt. Sobald ich also das Lager verlassen konnte, brach ich alle Bande, welche mich bisher gefesselt hielten, packte meine geringe Habe zusammen und verließ Vaterland, Eltern, Freunde zumal, um Christo nachzufolgen."

Es bewährte sich also auch an Beza, was der Herr spricht (Ps. 50, 15)

„Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, ſo ſollſt du mich preiſen.“ Denn auch Beza war in innerer und äußerer Noth, wie er ſie noch nie erfahren hatte; aber er rief zu dem Herrn und ward von dem Herrn erhört, weil ihn der Herr zu ſeinem Preiſe haben wollte. Und Beza that ſofort nach dem Worte des Meiſters: „Wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der iſt meiner nicht werth.“ Er verließ Vater und Vaterland, Reichthum und Ehre, und pilgerte dahin, wo damals ſo viele Gläubigen, die um des Evangeliums willen Frankreich verlaſſen mußten, eine Freiſtätte ſuchten und fanden, wohin ihm auch ſchon einer ſeiner vertrauteſten Freunde, der Advocat am Parlament zu Paris, Jean Crespin, vorangegangen war, nämlich nach Genf. — Am 23. October 1548 langte Beza, wie erzählt wird, unter dem angenommenen Namen Thibaud de May*), mit ſeinem Weibe daſelbſt an.

*) So erzählt wenigſtens Florimond de Raemond in ſeiner Histoire de la naissance etc. de l'hérésie. edit. 1610, p. 933.

Zweiter Abſchnitt.

Beza's Vorſchule für ſeinen reformatoriſchen Lebensberuf.

§ 1.

Beza's Flucht nach Genf und Berufung nach Lauſanne.

Was der Herr mit ihm nun vorhatte, ahnte Beza nicht. Er dachte nur daran, in Genf als entſchiedener Bekenner des Evangeliums zu leben, und in ehrlicher Weiſe ſein Brot zu verdienen. Vor Allem aber war zweierlei nöthig: Er mußte den Mann begrüßen, der mit Gottes Kraft in Genf waltete und als die eigentliche Säule des Evangeliums galt, an welche ſich alle Anderen, die dem Herrn dienten, anrankten, und mußte ſich mit ſeinem Weibe öffentlich trauen laſſen.

Beza kam alſo zu Calvin. Seine Erſcheinung war nicht die fröhlichſte; denn er war abgezehrt von der Krankheit und von den Anſtrengungen der Reiſe. Aber eine Erinnerung aus alter Zeit dämmerte in Calvins Seele bei dem Anblicke des Mannes auf; denn den hatte er einſt als vielverſprechenden Knaben zu Bourges im Hauſe des Freundes Wolmar geſehen! Darum empfing ihn Calvin mit dem herzlichſten Willkommen in dem Herrn, denn es war ja in Beza's Perſon für die Sache des Evangeliums ein Mann gewonnen, der ebenſo in der Wiſſenſchaft als im geſellſchaftlichen Leben eine hervorragende Stellung einnahm, weshalb ſein Anſchluß an die Reformation eine hohe Bedeutung haben mußte. — Beza ſprach mit Calvin auch über das heimliche Eheverhältnis, in welchem er lebte, und ſein erſter Gang nach dem Beſuche bei Calvin führte ihn daher mit ſeinem Weibe in das Gotteshaus, wo er ſich öffentlich und feierlich trauen ließ. Mit unausſprechlicher Bewegung des Herzens ſang Beza mit der verſammelten Gemeinde der franzöſiſchen Flüchtlinge den 91. Pſalm nach Marots Ueberſetzung: „Wer unter dem Schirme des Höchſten ſitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ — „Er ruft mich an, ſo will ich ihn erhören, ich

bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen. Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil." — Von da an war grade dieser Psalm Beza's Trost in aller Noth.

Was aber nun Beza zu beginnen habe, war demselben noch nicht klar. Sein Freund Crespin schlug ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich eine Buchdruckerei zu errichten, durch welche die heilige Schrift und die Schriften der Reformatoren in französischer Sprache in Frankreich verbreitet werden sollte. Indessen ging Beza nicht darauf ein; vielmehr scheint derselbe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Genf mit anderen Erwägungen beschäftigt, eine Zeitlang auch von Genf entfernt gewesen zu sein. Wenigstens findet sich in den Protokollen der Genfer Republik die Bemerkung notirt: „Am 3. Mai (1549) sind acht Edelleute hier angekommen, unter ihnen Theodor de Bèze, und man hat ihnen erlaubt, hier zu wohnen." Auch die ersten Sommermonate vergingen, und Beza wußte noch immer nicht, was aus ihm eigentlich werden sollte. Da dachte derselbe an den geliebten väterlichen Freund in Deutschland, an Wolmar, der ihm vielleicht mit nützlichem Rath an die Hand gehen könnte. Freilich sahen die Dinge jetzt gerade in Deutschland selbst nicht zum Besten aus, denn das Interim drohte den Protestantismus zu vernichten, und der Machtspruch des Kaisers hatte gerade in Schwaben Hunderte von evangelischen Predigern von Haus und Hof verjagt. Aber Beza mußte nothwendig seinen geistlichen Vater einmal wieder sehen und sprechen, weshalb er (Ende August 1549) sich wirklich aufmachte und die Reise nach Deutschland antrat.

Das war eine Ueberraschung und eine Freude, als in dem stillen Hause zu Tübingen die Thür sich öffnete und Wolmar und dessen Hausfrau niemanden anders als ihren lieben, theueren Theodor in ihren Armen liegen sahen! Denn Wolmar hatte ja seinen Beza noch immer in Paris und in seinem bisherigen humanistischen Leben geglaubt, und erfuhr nun, daß er Vater und Vaterland verlassen, die Brücke hinter sich abgebrochen und sich mit ganzem Herzen dem Herrn hingegeben hatte! Konnte daher auch Wolmar augenblicklich nirgends einen Wirkungskreis finden, der sich für Beza eignete, so wußte er doch, daß der Herr ihn schon gebrauchen werde.

Durch den Zuspruch Wolmars auf's Neue gestärkt und gehoben, kehrte Beza in Begleitung mehrerer Genfer Buchdrucker, die von ihrer jährlichen Geschäftsreise aus Deutschland kamen, nach Genf zurück, um es hier in aller Ruhe abzuwarten, wann und wohin ihn Gott rufen würde.

Da traf es sich, daß Beza seines Weges auch durch Lausanne kam, wo er natürlich bei Viret, dem Begründer der Reformation daselbst vorsprach. Als dieser ihn sah, glaubte er in ihm sofort denjenigen gefunden zu haben, welchen er suchte. Viret forderte daher Beza ohne Weiteres auf, eine noch unbesetzte Lehrerstelle der alten Literatur an der Schule zu Lausanne anzunehmen, und richtete sofort, als Beza ausweichend antwortete, an Calvin

das ſchriftliche Erſuchen, ſein Anliegen bei Beza zu bevorworten; „denn ich zweifle durchaus nicht," fügte er hinzu, „daß dieſes Mannes Beiſtand uns in Kurzem von größtem Nutzen ſein werde. Er würde für unſere Academie eine große Zierde und Ehre und ein zu den mannigfachſten und größten Dingen höchſt geeignetes Werkzeug ſein. Innerhalb eines Monats hofft er zurückzukehren. Mir iſt es durchaus nicht zweifelhaft, daß dir der Umgang und der Verkehr mit ſolchen Männern erquicklich iſt; aber ich weiß auch, daß dich die Wohlfahrt der Kirche noch mehr erfreut." Calvin verzichtete gern auf die Erleichterung ſeiner Mühe und Arbeit, die ihm Beza's Hülfe hätte gewähren können, und ſchrieb daher (11. October) an Viret zurück, er werde, ſobald Beza ankomme, alle Mittel anwenden, um ihn dahin zu bringen, daß er die Sache nicht zurückweiſe. Als daher ſchon nach zwei Tagen auch die Claſſe der Geiſtlichen von Lauſanne in einer an die Regierung von Bern (von welcher Lauſanne gubernirt ward) gerichteten Bittſchrift auf das Dringendſte bat, ihre beiden Brüder Theodor Beza und Franz Hotomann zu Lehrern an der Academie, den einen für die griechiſche und den andern für die lateiniſche Sprache und Eloquenz zu beſtellen, welcher Antrag alsbald genehmigt ward, war Beza's nächſte Berufsſtellung entſchieden. Er nahm die Vocation an, und zog daher am 6. November 1549 nach Lauſanne ab.

§ 2.

Beza's Leben und Schaffen zu Lauſanne.

Mit den ſpärlichen Reſten des coloſſalen, für die Schatzkammer zu Bern eingezogenen Vermögens des Hochſtiftes zu Lauſanne, welches mit Einführung der Reformation aufgehoben war, hatte man damals, zunächſt nur zur Heranbildung zukünftiger Prediger, eine Academie eingerichtet, mit welcher ſpäterhin (im Jahre 1540) noch ein Gymnaſium verbunden ward, und welche, da ſich die Anſtalt alsbald einer außerordentlichen Frequenz erfreute, allmälig ſo erweitert wurde, daß das Lehrerkolegium ſchließlich fünf Profeſſuren umfaßte. Eine der zuletzt creirten Profeſſuren, nämlich die für die griechiſche Sprache, wurde Beza übertragen. Als aber derſelbe dieſes Amt, das er als einen der Kirche geweihten Dienſt anſah, übernehmen ſollte, gedachte er mit bitterer Reue ſeiner in Paris verlebten Jahre und ſeiner erſt vor Kurzem veröffentlichten Juvenilia, und konnte ſich zum Antritt ſeines Amtes nicht eher entſchließen, bis er mit Beziehung hierauf vor allen ſeinen Collegen die Gründe, die ihm deshalb die Uebernahme bedenklich erſcheinen ließen, ausgeſprochen und von denſelben die Erklärung erhalten hatte, daß ſie das Alles, als unter dem Papſtthum geſchehen, weder für ſich noch für ihn als ein Hinderniß anſehen könnten. Am 9. Novbr. 1549 leiſtete hierauf Beza in Bern den politiſchen und religiöſen Eid auf die Artikel der Dispu-

tation von 1528 (durch welche der Sieg der Reformation in Bern entschieden war)*), womit die letzte Bedingung seines Amtsantritts erfüllt war.

Es zeigte sich bald, daß Beza in der That ein hoher Gewinn für die Academie war. Denn in demselben Maße, als sich sofort die Augen der angesehensten Kirchenmänner der Schweiz auf ihn richteten, nahm auch das Vertrauen zur Anstalt und die Frequenz derselben zu. Schon im Anfang des folgenden Jahres sah sich Beza durch eine ihm überaus erfreuliche Zuschrift des in den weitesten Kreisen hochangesehenen Bullinger überrascht. Das Antwortschreiben, welches Beza (14. März 1550) demselben hierauf zuschickte, beweißt, wie froh und glücklich er sich jetzt fühlte, und wie seine ganze Seele voll Lobes und Dankes gegen Gott war. Beza schreibt nämlich: „Jetzt erkenne ich in der That, mein liebster Vater in Christo, daß es wahr ist, was der Herr den Seinen verheißt, daß auch nicht einmal ein Trunk Wassers ihnen unvergolten bleiben soll. Denn ich weiß nichts Geringeres, womit ich das Wenige, was ich bisher für die Kirche Gottes gethan habe, vergleichen könnte; und doch erwächst mir daraus die reichlichste Frucht, nämlich deine Freundschaft, die ich so hoch achte, daß ich sie nicht mit den Schätzen aller Könige vertauschen möchte. Darin erkenne ich deine ausgezeichnete Herablassung und Leutseligkeit, daß du dich eines so unbedeutenden Menschen nicht allein so liebreich annimmst, sondern ihn aus freiem Antriebe sogar mit deinen Briefen beehrst. Und ich, was soll ich denn zur Wiedervergeltung anbieten? Ich denke wohl dasjenige, was ich dir schon früher, ohne daß du etwas davon ahntest, darbrachte, nämlich mich selbst, Alles was ich bin und was ich habe. Damals nämlich, als ich in meinem unglücklichen Vaterlande deine und anderer Männer christliche Bücher las, und bei mir selber seufzte: Ach wie lange werde ich mich noch in dem Schlamme des Papstthums wälzen! wann werde ich alle jene wahrhaft frommen Männer mit meinen Ohren hören, ihren Umgang genießen, mit ihnen den wahren Glauben vor dem Herrn des Himmels und der Erden bekennen und den Lauf dieses mühseligen Lebens selig vollenden! Das waren damals die stillen Wünsche, deren Erfüllung mir Derjenige jetzt großen Theils gewährt hat, welcher mir diese Gedanken eingab. Vor allem schenkte er mir die Gnade, deren ich mich immer möchte rühmen können, daß ich das Kreuz dem Vaterlande und allen Reichthümern vorzog. Dann schenkte er mir die Freundschaft — welcher Männer? Großer Gott! eines Calvin, Viret, Musculus und Haller. Wenn ich bedenke, daß ich solche Männer zu Freunden habe, so fühle ich nicht allein nicht, daß ich in den Sorgen der Verbannung lebe, sondern ich muß in jene Worte des Themistocles ausbrechen: Ich wäre verloren gewesen, wenn ich nichts verloren hätte!“

*) Christoffel, Heinrich Zwingli, S. 163 ff., und Pestalozzi, Heinrich Bullinger, S. 50.

Freilich lag auf Beza jetzt eine Last der Berufsarbeit, welche drückend war; denn außer den academischen Lectionen waren ihm auch noch Unterrichtsstunden im Gymnasium zugetheilt. Allein das hielt ihn nicht ab, nebenbei noch in eigentlich geistlicher Weise thätig zu sein, indem er, um die noch immer sehr mangelhafte Glaubenserkenntniß der Gemeinde zu fördern, Bibelstunden einrichtete, in denen er öffentlich erst den Römerbrief und hernach die beiden Petriner Briefe in französischer Sprache populär und praktisch erklärte*). Außerdem fuhr Beza auch jetzt noch in seiner Lieblingsbeschäftigung mit der Poesie fort, aber freilich nicht in der früheren Weise, sondern um auch damit Gott zu dienen. Daher begann Beza schon damals seine Psalmenübersetzung und versuchte es zugleich, alttestamentliche Geschichten, unter denen ihm besonders die auf Abraham, Moses und David bezüglichen „die Größe der Wunder Gottes" darzustellen schienen, dramatisch zu bearbeiten, nicht allein, wie er selbst sagt, um sie recht von allen Seiten zu betrachten, „sondern auch um Gott auf jede nur mögliche Weise zu loben." In diesem Sinne arbeitete Beza sein Drama „Das Opfer Abrahams" (natürlich in französischer Sprache) aus, worin er die göttliche Prüfung des Glaubensgehorsams (mit allerlei Anspielungen auf den damaligen Kampf des Protestantismus gegen den Katholizismus) darstellte. Die Einrichtung des Stückes erhellt am besten aus dem, was Beza in der Vorrede zu demselben mittheilt: „Der Gegenstand gehört sowohl der Tragödie als dem Schauspiel an. Deswegen habe ich den Prolog von dem Stücke selbst getrennt und das Ganze in Pausen eingetheilt, nach Art der (alten) Comödien, ohne mich jedoch sklavisch an dieselben zu binden. Und weil es doch mehr tragischer Natur ist, wollte ich es lieber Tragödie überschreiben. Einige Nebenumstände der Geschichte mußten geändert, andre hinzugefügt werden, um der theatralischen Vorstellung willen; doch hielt ich mich so viel als möglich an den Text. Wiewohl die heftigsten Affecte und Gefühle vorkommen, so wollte ich mich doch nicht einer von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch allzu entfernten Ausdrucksweise bedienen, obgleich mir gar wohl bekannt ist, daß sowohl Griechen als Lateiner, besonders im Chor, dieß zu thun pflegen. Ich bin soweit davon entfernt, sie hierin zum Muster zu nehmen, daß ich vielmehr nichts so übel angebracht finde, als diese gezwungenen Steigerungen, diesen Gebrauch veralteter Ausdrücke, die soweit hergeholt sind, daß sie niemals den Eindruck hervorzurufen vermögen, den man beabsichtigt hat. Schon Aristophanes, der so oft und mit Recht die Dichter seiner Zeit deswegen tadelt, soll mir Zeugniß dafür ablegen. Ja ich ging selbst soweit, einen Gesang ganz außerhalb des Chors einzuführen, und habe mich auch nicht der Worte,

*) Die Schrifft De pace ecclesiarum constituenda consilium ad sacr. Caes. Maiest. et Romani imperii status Augustae congregatos, deren Abfassung Schlosser S. 29 ff. in diese Zeit setzt, ist, wie schon Baum I. S. 138 nachgewiesen hat, sechzehn Jahre später verfaßt worden.

Strophen, Antiſtrophen, Epirrhemen u. ſ. w. bedient, die nur dazu dienen, den Einfältigen und Unwiſſenden den Mund aufzureißen. Auch iſt der Gebrauch dieſer Poemen in Abgang gekommen und iſt ſchon an und für ſich nicht ſo empfehlenswerth, als daß man ſich damit abquälen ſollte, ihn wieder in Gang zu bringen."

Das Drama ward von den Scholaren der Academie in einem der vielen Säle der ehemaligen Officialität aufgeführt, und erfreute ſich in Lauſanne wie an vielen andern Orten, wo es bekannt ward, einer ſo günſtigen Aufnahme, daß daſſelbe nach und nach in einer großen Anzahl neuer Auflagen verbreitet werden mußte, und ſpäterhin zu wiederholten Malen ſogar in das Deutſche und Lateiniſche übertragen wurde. Allerdings läßt der Dialog, der den Eindruck des Steifen macht, Mancherlei zu wünſchen übrig; allein mit den gleichzeitigen Erzeugniſſen der franzöſiſchen Literatur verglichen, erſcheint Beza's sacrifice d'Abraham als ein Drama, welches durch einfache und geſchmackvolle Darſtellung und insbeſondre durch Reinheit des Ausdrucks ſich auszeichnet und daher auf die Bildung des Geſchmacks und die Entwicklung der Literatur nur vortheilhaft einwirken konnte*).

Indeſſen grade damals, wo Beza's Wirkſamkeit ſich in kräftigſter Friſche zu erheben und auszubreiten begann, überkam urplötzlich alle Freunde desſelben die Sorge, daß es mit derſelben auch ſchon vorbei ſei. Von Graubünden her war nämlich über Neuenburg im April 1551 die Peſt in Lauſanne eingezogen und forderte alsbald zahlloſe Opfer. Den Schrecken und die Verſtörung aller Lebensverhältniſſe, welche hierdurch hervorgerufen wurde, ſchildert Beza in einem an Calvin gerichteten Briefe vom 12. Mai 1551: „Die Magd unſeres Jacob (des Predigers Valier) iſt an der Peſt geſtorben; er ſelbſt ſammt ſeiner Frau iſt zwar geſund, aber nach der Gewohnheit in das Haus eingeſchloſſen. Drei andre Häuſer in derſelben Straße ſind ebenfalls angeſteckt, und die andern Stadttheile ſind um nichts geſünder; es iſt überhaupt nichts Geſundes und nichts, was taugt in unſrer ganzen Stadt. Die Schule iſt noch nicht ganz verlaſſen und wir (Profeſſoren) ſind entſchloſſen, ſo lange als es nur möglich iſt, auf unſerm Poſten zu bleiben. Jede Gelegenheit iſt den Menſchen, zumal wie ſie hier faſt alle ſind, gut genug, um ſich von Recht und Pflicht abwendig zu machen, ganz abgeſehen von dem, was die Furcht vor dem Tode in ihnen thut. — Aus dem Allen kannſt du entnehmen, was den Viret hier zurückhält, ihn, der faſt der einzige Menſch hier iſt." Mußte ſchon dieſe Mittheilung die Seele Calvins mit ſchweren Beſorgniſſen erfüllen, ſo ſah derſelbe ſogar das Schlimmſte, was er befürchten konnte, zur Wirklichkeit werden, als er einen vom 21. Juni datirten Brief

*) Eine Beleuchtung des Sacrifice d'Abraham ſiehe bei Sayous, p. 257 ff. Daſelbſt wird dieſes Drama als das beſte poetiſche Erzeugniß bezeichnet, welches Beza in franzöſiſcher Sprache geliefert hat.

Virets erhielt, worin dieſer ihm ſchrieb: „So eben höre ich, daß man glaube, auch Beza ſei von der Peſt befallen. Geſtern in der Abendpredigt fing er an, ſich übel zu befinden; heute fühlte er Stiche und Schmerzen in der Gegend der Schamtheile, und er fürchtete, daß er auch ergriffen werden möchte. Großer Gott, welch einen Verluſt wird die Kirche, die ganze gelehrte Welt erleiden, wenn der Herr uns Dieſen hinwegnimmt! Weinend ſchreibe ich dieß, ja ich kann ohne Thränen nicht daran denken. Das Leben beginnt nun ohne Reiz für mich zu ſein und vielleicht iſt es nicht mehr weit von ſeinem Ziel. O ich Unglückſeliger, wenn ich bei ſo vielen Andern und ſo Auserwählten ſoll zur Leiche gehen, bevor ich ſelbſt hinweggeſchafft werde!“ Anfangs hatte Calvin vor, unverzüglich nach Lauſanne zu eilen und wenigſtens nach Beza's Leiche zu ſehen; indeſſen hielten ihn die Freunde zurück. Welcher Jammer aber Calvins Seele ob der erhaltenen Schreckensbotſchaft füllte, erhellt aus einem Briefe, den derſelbe zwei Tage ſpäter an einen zu Paris wohnenden Freund, mit dem auch Beza befreundet war, ſchickte: „Vorgeſtern erhielt ich die Nachricht,“ ſo ſchreibt er demſelben, „daß Beza von der Peſt befallen ſei. Ich kann nicht ſagen, daß die Gefahr allein mich mit Angſt erfüllte: wie niedergedonnert betrauerte ich ihn ſchon, als wenn er geſtorben wäre, weil ich ihn ſo ſehr lieb habe. Ich müßte kein Menſch ſein, wenn ich ihn nicht lieb hätte, ihn, der mich mehr als brüderlich liebt, der mich wie einen Vater verehrt. Aber noch weit ſchmerzlicher wäre für mich der Verluſt, den die Kirche erleiden würde, wenn dieſer Mann, von dem ich für dieſelbe einen unendlichen Gewinn hoffe, ſchon bei dem Beginne ſeiner Laufbahn durch einen ſo plötzlichen Tod ſollte hinweggerafft werden, er, der Alle ſchon früher wegen ſeiner geiſtigen Anmuth, wegen ſeines feinen Benehmens und ſeiner offenen und redlichen Geſinnung liebgewonnen hatten. Du beklagſt dich darüber, daß er dir durch ſeine Abreiſe (von Paris) entriſſen ſei: wenn du aber einmal ſelbſt hierher kommen wirſt, wozu ich dich dringend einlade, ſo wirſt du einſehen lernen, daß er durch jenes Entweichen dich ganz gewonnen und gerettet hat. Wie können wir an etwas Anderm, als an dem, was in Chriſto iſt und lebt, Freude haben? Ich hoffe, daß ſein Leben unſerem Gebet gewährt worden iſt.“

Allerdings war Beza von der Peſt ſo befallen, daß derſelbe das Ende ſeiner Tage herangekommen glaubte. Fern von der geliebten Heimat, die ihm um ſeines Bekenntniſſes willen verſchloſſen war, ſollte er alſo, wie es ſchien, in einem fremden Lande ſein Leben beſchließen. Da überfiel ihn ein unausſprechliches Verlangen nach einem letzten Verkehr mit den Freunden daheim, mit denen er ſo manche frohe Stunde verlebt hatte. Die treue Gattin, die mit ihrer fürſorgenden Liebe keinen Augenblick ſein Lager verließ, mußte die ſorgſam aufbewahrten Briefe der Freunde herbeiholen, die Beza mit ſeinen brennenden Lippen küßte, und in glühender Begeiſterung erfaßte ihn da noch Einmal die Muſe, die ihm ein hochpoetiſches Gedicht, eine an ſeinen Freund

Salmonius gerichtete lateinische Elegie entlockte, worin er diese Empfindungen und diese heiße Sehnsucht nach den Freunden aussprach. Außerdem erzeugte Beza auf seinem Schmerzenslager noch ein zweites Carmen, eine französische Ode, in welche er den ganzen Reichthum seines liebesinnigen, dem Vaterlande und den Freunden das letzte Lebewohl zurufenden und im schmerzlichen Rückblick auf das verkehrte Treiben und den Jammer dieser Welt der Ewigkeit entgegenstrebenden Gefühles ausgoß.

Indessen erbarmte sich Gott seines erwählten Knechtes: Beza ward von der Pest verlassen und auf den Rath der Aerzte unternahm derselbe eine Reise nach Baden, um durch den Gebrauch der dortigen Schwefelquellen seine Gesundheit völlig herzustellen. Auf seiner Reise dahin kam er durch Bern, wo er den jugendlich rüstigen Johannes Haller, und nach Zürich, wo er den hochverehrten Wortführer der deutschen Schweizer, Heinrich Bullinger, mit dem er schon brieflich verkehrt hatte, zum ersten Male von Angesicht sah. Auch Conrad Geßner, der vor sechszehn Jahren in Bourges gewesen war, sah er dort wieder, und so mächtig waren die Eindrücke, die er von Zürich mitnahm, daß er schon am 26. Aug. 1551 von Baden aus an Haller schrieb: „Ich habe sie jetzt endlich gesehen, mein lieber Haller, die Väter, die Brüder in Zürich, und habe sie mit solcher Freude der Seele gesehn, daß ich es kaum recht fassen, geschweige denn aussprechen kann."

Völlig genesen und neu gekräftigt kam Beza nach Lausanne zurück, wo er alsbald seine Ausgabe der Commentare Calvins zu den Paulinerbriefen und zum Briefe an die Hebräer vollendete. Ebenso führte Beza jetzt auch seine französische Uebersetzung des Psalters zu Ende, was als eine der allerwesentlichsten Dienste anzusehn ist, welche Beza der reformirten Kirche geleistet hat.

Clement Marot von Cahors, der Begründer einer neuen Aera der französischen Poesie, hatte dreißig und hernach noch zwanzig von ihm ausgewählte Psalmen in französische Verse gebracht und Claude Goudimel hatte dieselben in Musik gesetzt. Diese fünfzig Psalmen gab Calvin mit einem Vorwort am 10. Juni 1543 heraus, infolge dessen dieselben von den reformirten Gemeinden mit solcher Freude aufgenommen wurden, daß man nothwendig für eine vollständige Uebersetzung des ganzen Psalters Sorge tragen mußte. Hierzu hatte man an Beza den rechten Mann, der sich daher seit dem Jahre 1550 fortwährend mit der Vollendung des Marot'schen Psalmenbuches beschäftigte. Gegen Ende des Jahres 1552 war die Arbeit vollendet, welche sofort von Beza mit einer herzinnigen, schwungvoll-poetischen Ansprache an die reformirten Gemeinden der Kirche übergeben ward. „Dir, du kleine aber die Welt überwindende Heerde," so redet er dieselbe an, „dir sei diese Gabe dargebracht, welche zwar gering, aber doch unschätzbaren Inhaltes ist. Fort mit euch, ihr Fürsten, die ihr nur mit Gold aber nicht mit Tugenden geschmückt seid. Wohl mögen Schmeichler euch preisen; aber diese

Lieder ſind nicht für euch, die ihr eure Ohren verſtopfet und eure Herzen gegen die Wahrheit verſchließt. Für euch aber, wahre Könige und Fürſten, Beſchützer der Verfolgten, erklingt die liederreiche Harfe Davids; denn euch hat Gott ein Herz gegeben, ſie zu verſtehn. Ihr Könige, höret einen König, ihr armen Hirten, höret den von Gottes Athem beſeelten Geſang eines Hirten; und du Heerde, leihe dieſen Tönen dein Ohr. Denn hier iſt Troſt für die Seufzenden, Speiſe für die Hungrigen, Stärkung für die Leidenden, Hoffnung und Zuverſicht für die Verzagten. Aber, ihr Könige, ihr Hirten und Schafe, ſehe ich nicht die Einen in den Klauen der römiſchen Wölfin, während die Andern voll Herz und Muth ſind? Ich ſehe den bleichen Tyrannen Frankreichs, ich ſehe den Wolf mit der dreifachen Krone, von ſeinen reißenden Geſellen umgeben. Wölfe ſehe ich im Schafskleid; Flammen ſehe ich auflodern an vielen Orten! O ihr in dieſen gewaltigen Stürmen zerſtreuten, aber durch gleichen Geiſt und Muth vereinten Heerden Chriſti, laſſet uns trotz allen Ungemachs dem großen Herrn und Gott lobſingen, der uns alle gezählt hat, und ohne den kein Haar von unſerm Haupte fällt. — Ihr in Ketten, in dunklem Kerker um der Wahrheit willen Schmachtenden, ihr Streiter des Herrn bis zum grauſamſten Tode, ſolltet ihr verſtummen in dieſem Elende, gebrochen werden in eueren Qualen? Der Körper liegt gefangen, aber frei iſt der Geiſt; der Leib geht in den Tod, aber die Seele geht in's Leben ein. Wohlan denn, ſinget dieſe Klagelieder, laſſet, o Brüder, die Stimme dieſer heiligen Gebete aus den Flammen erſchallen; ein Zeugniß über die Welt, ein Zeugniß für euch vor Gott und ſeinen heiligen Engeln!" — Hierauf wendet ſich Beza mit einer Apoſtrophe an ſeine alten Freunde, welche noch wie er ſelbſt früher die Gottesgabe der Poeſie zu dem feinen Sündendienſt gottwidriger Liebeständelein mißbrauchten: „Trauert, klaget, jammert nur, eure Liebesdamen müſſen doch ſterben, wie ihr ſelbſt und wie eure Schriften. Schmeichelt und lügt, geſtaltet den Teufel zum Engel des Lichts; eure Götzen werden doch ſterben wie ihr und euer Ruhm. Darum erwachet, ihr Freunde, aus euerm Traum, umarmt die Wahrheit ſtatt der Lügenwolke, laßt eueren Geiſt nicht in jenem Unflathe verkommen, ſuchet anderswo als hier auf Erden den Gegenſtand für euer herrliches Talent! Doch muß es aus dem Herzen kommen, wenn etwas Beſſeres, etwas Göttliches aus euerer Feder fließen ſoll, und ihr wahre Dichter, den Guten eine Wonne und dem Böſen ein Schrecken ſein wollt. Wo nicht, ſo ſinget immerhin den eiteln Lügenkram von Damen, Liebeständelei und Eiferſucht, wie ihr zuvor gethan; ich wenigſtens will nach beſtem Vermögen meinen Gott loben und preiſen. Manch rauher Felſenberg ſoll Zeuge ſein von meinem heiligen Eifer und weithin rings in dem Gefilde ſollen deine brauſenden Geſtade, Lemanerſee, das Lob des Allmächtigen verkünden; ja in den Wolken ſelbſt, auf dem höchſten Horne der Alpen wird der Name des Allmächtigen erſchallen!"

Der Pſalter Beza's, deſſen muſikaliſche Bearbeitung von Wilhelm Franc ausgeführt ward, ſteht allerdings den Ueberſetzungen Marots weſentlich nach, indem er weder die Genauigkeit, noch die Klarheit, noch den eigenthümlich poetiſchen Charakter derſelben erreicht*); aber kaum waren Beza's Pſalmen erſchienen, als dieſelben auch ſofort nicht nur in allen franzöſiſch-reformirten Gemeinden eingeführt, ſondern auch zum Lieblingsbuche unzähliger katholiſcher Familien wurden, weshalb die Staatsregierung unter Karl IX. im Jahre 1561 für das Büchlein dem Buchdrucker Vincent zu Lyon ein auf zehn Jahre gültiges Privilegium verlieh. Aber dennoch wurde derſelbe auch anderswo in einer großen Anzahl von Auflagen verbreitet. Späterhin (ſchon ſeit 1564 nachweisbar) wurden zu Beza's Pſalter noch die Genfer Liturgie, Calvins Katechismus, Gebete für die Hausandacht, ein Formular zur Prüfung der Communicanten und das ſeit 1559 in Frankreich gültige Glaubensbekenntnis hinzugefügt, ſo daß das Ganze nun ein vollſtändiges Kirchenbuch der franzöſiſchen Reformirten war**). Damit hörte dann aber der franzöſiſche Pſalter auch auf, ein für Katholiken ſtatthaftes Buch zu ſein, weshalb der Gebrauch deſſelben von der Staatsregierung in Frankreich ſtrengſtens verboten ward. — Der außerordentliche Erfolg, den Beza mit ſeinem Pſalter unmittelbar erzielte, war von der Art, daß Florimont de Raemond mit Recht ſagen konnte, von der Erſcheinung deſſelben datire eigentlich die Begründung franzöſiſch-reformirter Gemeinden und daß in Frankreich „einen Pſalm ſingen" mit „lutheriſch geworden ſein" identiſch war.

Um dieſelbe Zeit veröffentlichte Beza ſeine einſt viel geleſene und öfters gedruckte Spottſchrift „Passavantius". Dieſelbe iſt gegen den berüchtigten Peter Lizet gerichtet, welcher früher Präſident des Pariſer Parlaments und Hauptſtifter der „Feuerkammer" (chambre ardent) den Ruhm eines unerbittlichen Ketzerrichters geſucht und gefunden hatte, ſpäter aber durch die Machinationen des Cardinals Carl von Guiſe ſeiner Stelle enthoben und zum Abt des reichen Stifts St. Victor bei Paris ernannt war. Als ſolcher glaubte ſich nun Lizet durch theologiſche Verfolgung der Ketzerei ebenſo wie vorher durch richterliche Maßregelung derſelben um die Kirche verdient machen zu müſſen, weshalb er im Jahre 1551 eine Anzahl theilweiſe ſchon viel früher verfaßter Streitſchriften in zwei Bänden herausgab. So unbedeutend nun auch dieſe Abhandlungen waren, ſo erlebten ſie doch ſchon im Jahre 1552 eine zweite Auflage und wurden auch in Genf und Lauſanne bekannt.

*) Vergl. darüber Sayous, S. 269 ff.

**) Hernach kam ſogar noch manches Andere hinzu, Gebete, welche der Prediger der Gemeinde zu Rouen, Auguſtin Marlorat (erlitt im Jahre 1562 den Märtyrertod) zu jedem Pſalm angefertigt hatte, und ein Kalender mit Angaben aus der Religionsgeſchichte im Intereſſe des Proteſtantismus.

Wahrſcheinlich war es nur die traurige Berühmtheit, welche ſich der jetzige Abt als früherer Ketzerverbrenner erworben hatte, was Beza Veranlaſſung gab, die Streitſchriften deſſelben zum Gegenſtande ſeines beißenden Spottes und ſeines witzigen Humors zu machen, indem er im folgenden Jahre ſeinen Passavantius veröffentlichte. Unter dieſem (aus dem Gargantua des Rabelais entlehnten) Namen läßt nämlich Beza einen vertrauten Diener Lizets nach Genf kommen, wo er mit demſelben die Schrift ſeines Herrn ganz im Tone und in der Sprache der epistolae virorum obscurorum ſo beſprochen wird, daß dem Leſer der bittere Ernſt, den Beza hier in dem unterhaltendſten Humor ausſprach, in der handgreiflichſten Weiſe erfaßbar werden mußte.

Erquicklicher als dieſe Polemik war indeſſen für Beza die Freude, die derſelbe an einzelnen ſeiner Lauſanner Schüler erlebte. Unter dieſen fanden ſich einzelne vor, die ſchon als Jüngling zum Mannesalter in Chriſto herangereift waren. So trat einſt ein junger Franzoſe, Bernhard Seguin, der zu Beza's Tiſchgenoſſen gehörte, zu demſelben in's Zimmer, ihm anzeigend, daß er vorhabe, mit vier andern franzöſiſchen Zöglingen der Academie in's Vaterland zurückzukehren und daſelbſt das Evangelium zu verkündigen. Die fünf jungen Glaubensboten machten ſich auch alsbald auf, kamen nach Lyon, wurden hier aber als Ketzer erkannt und ergriffen, in's Gefängniß geführt und trotz der eifrigſten Verwendung Berns und Zürichs verbrannt. Die, welche dem Hinrichtungsacte nahe ſtanden, ſahen, wie die jugendlichen Märtyrer, einander im Glauben ſtärkend und Gott preiſend, in unwandelbarer Standhaftigkeit den Sieg des Glaubens über Welt und Tod feierten. Beza beſang den Märtyrertod der fünf lieben Schüler in einer trefflichen lateiniſchen Elegie.

§ 3.

Controverſen über die Prädeſtinationslehre und über die Anwendung der Todesſtrafe gegen Irrlehrer.

Ernſter als jene humoriſtiſche Discuſſion Beza's waren zwei Controverſen, in welche derſelbe damals verwickelt wurde. Die erſtere derſelben bezog ſich auf die Lehre von der Prädeſtination, d. h. auf die Grundlagen der ganzen reformirten Kirchenlehre.

Angeregt ward der Streit durch einen früheren Karmelitermönch Hieronymus Bolſec, der um des Evangeliums willen von Paris nach Italien geflohen, von da aber, weil ihn am Hofe der Königin Renata ſein eigenſinniges und unruhiges Weſen die Herzen Aller entfremdet hatte, nach Genf gezogen war. Hier aber veranlaßte derſelbe ſofort die bedenklichſten Händel, indem er es ſich herausnahm, gegen Calvins, des gefeierten und gefürchteten Oberhirten, Lehre von der Prädeſtination öffentlich zu polemiſiren. Bolſec behauptete nämlich, Gott habe den Sündenfall Adams nicht gewollt, er habe

nicht von Ewigkeit her einen Theil der Menschen verworfen, vielmehr habe derselbe Alle zur Seligkeit bestimmt, verwerfe und verdamme nur die Ungläubigen wegen ihres Unglaubens, indem jeder Mensch fähig sei, wenn er das Evangelium höre, sich im Glauben zu demselben zu bekennen. Calvin und Beza, welche in allen diesen Behauptungen die verderblichste Häresie wahrnahmen, befürchteten um so mehr, daß dieselbe den Kirchenbau, an welchem Beide arbeiteten, stören und vielleicht ganz zerstören möchten, als sie wußten, daß in vielen Kreisen der Schweiz die von ihnen vertretenen theologischen Anschauungen noch nicht zur Geltung und Anerkennung gekommen waren. Vor Allem kam es darauf an, daß der hochangesehene Antistes Heinrich Bullinger zu Zürich nicht etwa zu einem Schritt veranlaßt ward, auf den sich Bolsec irgendwie berufen könnte, weshalb Beza sich beeilte, denselben über die eigentliche Streitfrage brieflich aufzuklären. „Wir gestehen ein," schrieb Beza, „daß die Ungläubigen wegen ihres Unglaubens verdammt werden, und wir lassen alle Schuld der Verdammniß auf den Menschen zurückfallen. In der Verwerfung aber kommt es allein auf Gottes Willen an, welcher die einzige Regel seiner Gerechtigkeit und deren einziges Gesetz ist, weshalb wir mit Paulus ausrufen: O welch' eine Tiefe! — Jener aber erwidert, daß wir auf diese Weise Gott zum Urheber der Sünde, gleichsam zu einem Tyrannen machen, der nicht nach Recht und Vernunft, sondern nach bloßer Willkür handele. Wenn Gott Jemanden verwirft, sagt Bolsec, so thut er es, weil er zugleich voraus wußte, daß er die ihm dargebotene Gnade, die er hätte annehmen können, von sich stoßen werde. Wenn nun aber Gott deswegen den Menschen verwirft, weil er dessen Unglauben vorausweiß, so erwählt er auch den Menschen, weil er dessen Glauben vorausweiß. — Nun ist es aber doch bekannt, daß wir nicht erwählt werden wegen des Glaubens, sondern daß wir glauben, weil wir erwählt sind; denn sonst würde die Erwählung von uns und nicht von der göttlichen Gnade abhängen. Wir sagen also, daß wer die Verwerfung nicht annimmt, daß der auch die Erwählung leugnen müsse; wir sagen, daß man der Vernunft hierin kein Urtheil gestatten könne, daß man die verschiedenen Zwecke der Sünde in's Auge fassen müsse. Als Sünde betrachtet, fällt zwar alle Schuld derselben auf die Menschen zurück; insofern aber diese Sünde von der Verwerfung abhängt, so wird diese von Gott bestimmt, zur Verherrlichung seines Ruhmes durch die Strafen der Bösen. Wir sagen endlich, daß bei der Verwerfung drei Grade stattfinden: Die Verwerfung, der Unglaube oder die gänzliche Unbekanntschaft mit Gott und dann der Tod. Diesen entsprechen ebenso viele Grade der Erwählung: Die Erwählung aus Gnaden, der Glaube und das ewige Leben."

Beza konnte sich leicht sagen, daß es in der Schweiz gar manchen frommen Prediger gab, der nur mit Kopfschütteln diese Worte anzuhören vermochte, weshalb er am Schlusse seines Briefes bemerkte: „Ich bitte dich,

mein Vater, daß wenn ich Etwas ausgelaſſen oder etwas Zweideutiges oder zu Hartes geſchrieben, du mir ſageſt, was hinzuzufügen, wegzuſtreichen oder zu ändern ſei.“ — Und in der That war Bullinger mit Beza's Expoſition nicht durchaus zufrieden. Allerdings liegt uns deſſen Antwortſchreiben an Beza nicht vor; daß aber Bullinger an deſſen Auslaſſung Mancherlei auszuſetzen hatte, erhellt aus einem zweiten Briefe an denſelben, in welchem Beza ſich und Calvin zu rechtfertigen ſuchte. Er ſchreibt hier: „Ich komme auf die Bolſec'ſche Sache zurück. Was man in Genf mit ihm verhandelt und über ihn verhängt hat, wirſt du aus Calvins Briefen erfahren. Ich bitte dich nur, theurer Vater in Chriſto, davon überzeugt zu ſein, daß es ſich in Wahrheit ſo verhält, daß nämlich die Genfer kein Mittel unverſucht ließen, um ihn auf den guten Weg zurückzuführen, und daß er in allen Stücken die Rolle des Irrlehrers vollkommen geſpielt hat. Denn nachdem man ihn mit den klarſten Stellen der Schrift widerlegt hatte und er durch ſeine eignen Antworten gefangen worden war; nachdem man ihn auf das Freundſchaftlichſte ermahnt, er möchte doch nicht eben durch dieſe ſeine Hartnäckigkeit eine Lehre beſtätigen, die er mit ſeinen Worten angreife, ſo behauptete er endlich auch noch, daß eine Schrift von Seiten eurer Kirche zu Gunſten ſeiner Meinung rede. Und demungeachtet gibt es noch Leute, welche behaupten, der Menſch ſei nicht ſo boshaft, und welche ihn ſogar noch empfehlen. Was iſt aber das für eine Frömmigkeit, wenn Einer es wagt, mit unverſchämter Stirn die ſchändlichſten Läſterungen nicht allein in öffentlicher Verſammlung vor den Lehrern aufwiegleriſcher Weiſe vorzubringen, ſondern dieſelben auch noch bis zu dieſer Stunde auf das Hartnäckigſte vertheidigt? Es ſei denn, daß man es nicht als Irrlehre betrachten wolle, wenn Einer behauptet, allen Menſchen werde dieſelbe Gnade angeboten, und alle wären in gleicher Weiſe von Gott zur Seligkeit berufen; es ſtehe alſo in der Macht eines Jeden, die Gnade Gottes anzunehmen oder zurückzuweiſen, weshalb man diejenigen, von denen Gott vorausgeſehen und gewußt habe, daß ſie der dargebotenen Gnade ſich zuwenden würden, die Erwählten heiße. Denn vor Gott ſei Alles ſchon gegenwärtig; er ſehe daher den künftigen Glauben der Menſchen voraus, in Bezug auf welchen er gewiſſe Menſchen erwähle, und ebenſo den Unglauben, weshalb er andere verwerfe. Wie? wir wurden alſo erwählt, weil wir (ſpäterhin) glauben würden, und wurden nicht erwählt, damit wir glaubten? Der Glaube ſoll alſo die Urſache und nicht die Wirkung der Erwählung ſein! Denn ſonſt müßte man, meine Bolſec, auch ſagen, der Unglaube ſei nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der Verwerfung, woraus dann folge, daß Gott der Urheber der Sünde ſei, daß Gott die Bosheit wolle, daß in Gott zwei einander widerſtrebende Willenswirkungen wären. O der köſtlichen Spitzfindigkeit, der ſubtilen Schlüſſe!“

„Ich aber erwiedere: Ihr habt mich nicht erwählet, ſpricht Jeſus,

ſondern ich habe euch erwählt. Der Glaube iſt eine Gabe Gottes. Wir werden dazu hingezogen, wiedergeboren und dann belehrt. Dieß widerfährt aber nun den Allerwenigſten; wer kann alſo leugnen, daß gewiſſen Menſchen eine ganz beſondre Gnade zugetheilt werde? Iſt die Gnade aber etwas Beſonderes, — wohlan, für wen iſt ſie denn? — Für die, welche Gott erwählt hat, ehe der Welt Grund gelegt war, nach ſeinem Wohlgefallen, damit ſie heilig ſeien, nicht weil ſie heilig ſein würden. Wenn nun aber auch Jene von Ewigkeit her erwählt ſind, ſo wird deswegen noch Niemand, außer dieſem Hieronymus, behaupten, daß Etliche von Ewigkeit her verworfen ſind. Wenn der Glaube aus der Erwählung kommt, ſagt er, dann muß auch der Unglaube aus der Verwerfung kommen und nach derſelben geſetzt werden. Aber das finde ich wenigſtens nicht in der heiligen Schrift. Dieſe ſagt: Weſſen er will, deſſen erbarmt er ſich, und er verhärtet, welche er will. Sie ſagt nicht: er verhärtet den, der nicht glaubt (obgleich das auch ſehr wahr wäre), ſondern wen er will, und damit zeigt die Schrift an, daß Gottes Wille das Höchſte und das Oberſte ſei. Ueberdies wenn Paulus den Gottloſen, welche gegen dieſe Lehre ſtritten, die Worte in den Mund legt: wer vermag ſeinem Willen zu widerſtehen? und ihre Lehre doch die wahre geweſen wäre, ſo müßte man mit Bolſec auf dieſelbe Weiſe antworten. Nun aber iſt es eine Blasphemie, zu ſagen, das ſei Gottes Wille, denn Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, Gott iſt es nicht wohlgefällig, daß Jemand umkomme. „„Gott will, jetzt wenigſtens, daß ihr umkommet, aber nur darum, weil ihr nicht glauben wolltet, da er euch doch die Gnadengabe des Glaubens angeboten, die ihr von euch geſtoßen, und da er euren ſchwachen Willen nicht unterſtützen wollte,““ — ſo hätte wohl dieſer Hieronymus geſprochen, dieſer vortreffliche Vertheidiger der Gnade Gottes, der ſo würdig iſt, daß wir ſeine Schwachheit mit aller Sanftmuth tragen. Was ſagt aber jener Paulus, der bis in den dritten Himmel entzückt wurde? Leugnet er, daß dieß der Wille Gottes ſei, und daß es ein ſolcher ſei, dem man nicht widerſtehen könnte? was, wenn es als etwas Falſches von den Gottloſen geſagt würde, er ſelbſt nicht ohne Widerlegung hätte hingehen laſſen. Im Gegentheil, er geſteht, daß dieß ſehr wahr ſei; und um alle Einwendungen der menſchlichen Vernunft ein für allemal zurückzuweiſen, beruft er ſich auf die Geheimniſſe Gottes: „Und du Menſch, ſagt er, wer biſt du?“ Und das iſt die letzte und höchſte Auflöſung. Denn das ſteht feſt, daß der Wille Gottes weder ein tyranniſcher noch ein ungerechter iſt. In dieſer Sache, ſowie in den meiſten anderen genügt es mir zu wiſſen, daß es ſo iſt. Denn wer ſich um das „„wie und warum es ſo iſt““ abmüht, der ſcheint mir mit Gott rechten zu wollen. Was alſo das Heil und die Seligkeit anbetrifft, ſo erkenne ich auch in dieſem Stücke nicht allein Gottes Vorauswiſſen, ſondern auch ſeinen ewigen Rathſchluß an (denn die Erwählung kann ohne die Verwerfung nicht ſtatuirt werden) und laſſe demungeachtet alle Schuld auf den Menſchen zurückfallen. Will die

menſchliche Vernunft etwas dagegen vorbringen, ſo höre ich ſie gar nicht an, ſondern ſchließe ein für allemal ſo: Das iſt Gottes Wille, Gottes Rathſchluß, deſſen Urſachen mir unbekannt, Gott aber gewiß bekannt ſind, als der die Ungerechtigkeit nicht will und aller Gerechtigkeit gewiſſeſte und oberſte Regel iſt. Ich will nicht mit meinem Schöpfer rechten, ich werde aber auch durch dieſe Lehre nicht zur Verzweiflung getrieben; vielmehr ſtärkt mich dieſelbe gegen Verſuchungen aller Art, wenn ich bedenke, daß mein Heil nicht von mir abhängt, ſondern von dem Rathſchluſſe Gottes, welcher unwandelbar immer derſelbe iſt. Gott hat mich durch ſein äußerliches und innerliches Wort berufen, wie mir der Geiſt bezeugt, der in mir ſeufzt und nach ſeinem Gott ſich ſehnt. In mir ſind ſeine Verheißungen beſiegelt durch die Kraft des Geiſtes meines Gottes. Meine Ohren haben das Wort Gottes gehört, meine Augen haben die Sacramente Gottes geſehn, meine Hände ſie berührt, durch deren Genuß der heilige Geiſt mich Chriſti theilhaftig gemacht hat. Dieß ſind die Gründe meiner Erwählung. Wer da gelernt hat anders zu argumentiren, den laſſe ich mit Gott rechten. Darin beſteht, wenn ich mich nicht täuſche, diejenige Mäßigung, deren man ſich befleißigen ſoll; nicht darin, daß man dieſe Frage, welche der heilige Geiſt in unzähligen Stellen behandelt und aufklärt, und welche der Grundſtein unſeres Heiles und unſrer Seligkeit iſt, mit einer gewiſſen Scheu vermeidet. Aber wir müſſen ſie ſo behandeln, daß wir die Grenzen, welche die heilige Schrift ſelbſt ſteckt, nicht überſchreiten und Gottes Rathſchlüſſe unſerem Gutdünken unterwerfen."

„Aber wohin hat mich dieſe Erörterung geführt? Ich bitte dich, geliebter Vater in Chriſto, halte mir auch dieſes noch zu gute. Sollte ich erfahren, daß dir ſolche Dinge nicht behagen, ſo werde ich dann von Anderem reden; und ſollte ich irgendwo zu weit gegangen ſein oder das Rechte nicht getroffen haben, ſo werde ich es auf deine Zurechtweiſung hin zu verbeſſern ſuchen. Aber die ganze Sache hat mich dermaßen empört, daß ich mich nicht zurückhalten konnte. Sei verſichert, daß dieſes Uebel viel ernſter iſt, als du zu glauben ſcheinſt, und nicht ohne Grund fürchte ich, daß aus dieſem Funken eine große und verderbliche Feuersbrunſt in der Kirche Gottes entſtehen werde. Was Calvin betrifft, ſo hat derſelbe gegen mehr Ungeheuer zu kämpfen, als du nur ahneſt, und wenn die, welche ſich darüber beklagen, daß er etwas zu herb iſt, hier wären, ſo würden ſie darüber erſtaunen, daß ein Mann ſo vielen Hinderniſſen entgegenzutreten im Stande iſt."

Indeſſen nahm die Bolſec'ſche Controverſe nicht den Ausgang, den Calvin und Beza gewünſcht hatten. Die angeſehnſten geiſtlichen Miniſterien der Schweiz, insbeſondre die zu Bern und Zürich mahnten von jeder Anwendung gewaltſamer Maßregeln gegen Bolſec ab und warnten vor den Gefahren eines rigoroſen Dogmatismus, weshalb man Bolſec aus dem Gefängnis, in welches er eingekerkert war, wieder entlaſſen und ſich darauf beſchränken mußte, ihn (Ende 1551) mit Verbannung aus dem Genfer Gebiete zu maßregeln. Aber

Bolſec hatte ſeine Freunde und Verehrer, in deren Augen Genf jetzt nichts Anderes als die Stätte einer tyranniſchen Hierarchie war, welche durch die Schrecken einer maßloſen Kirchenzucht ihre Herrſchaft über die ganze Kirche begründen wollte. In Lauſanne hatte daher die Einführung der Genfer Kirchenorganiſation um ſo mehr ihre Schwierigkeit, als einerſeits Bern es ungern ſah, daß das ihm unterworfene Lauſanne von dem franzöſiſchen Genf geiſtlich beherrſcht wurde, und als andrerſeits die weltlichen Beamten den Lauſanner Predigern in der Handhabung der Disciplin gar keine Hülfe gewährten. Als der ernſte und eifrige Joh. Haller im Jahre 1552 zum Decan der Berner Geiſtlichkeit ernannt wurde, gelang es allerdings Viret und Beza, in Lauſanne eine ſtrengere kirchliche Ordnung durchzuführen, weshalb ſie es jetzt auch für die geeignetſte Zeit hielten, die Calviniſche Prädeſtinationslehre und die Genfer Kirchenorganiſation in Lauſanne zur Feſtſtellung zu bringen, weshalb ſie den diſſentirenden Geiſtlichen folgende drei Sätze zur Unterzeichnung vorlegten: 1) „Gott hat von Ewigkeit her nicht allein voraus gewußt, ſondern auch beſtimmt, und zwar nicht indefinite, daß wer glauben würde, ſelig werden ſollte, ſondern definite, daß gewiſſe Menſchen geboren werden ſollten, welche er durch den Glauben an Chriſtum ſelig machen und welche niemals von dem Glauben abfallen ſollten. 2) In derſelben Weiſe hat Gott von Ewigkeit her definite beſtimmt, daß gewiſſe Menſchen zum Verderben geboren würden, welchen er niemals den Geiſt der Wiedergeburt und die Fülle des Glaubens ſchenken wollte. 3) Die Schuld der Verdammung iſt allein in dem Menſchen zu ſuchen, und gleichwohl ſagen wir, daß Gottes Decret vorhergehe, weil es ewig iſt, jedoch ohne Schuld; weil, wenn ſchon die Urſache des ewigen Decrets uns unbekannt, ſie dennoch gerecht iſt, da der Wille Gottes gewiß und die einzige Regel der Gerechtigkeit iſt.“ Allein die Geiſtlichen verweigerten die Unterzeichnung dieſer Sätze, und als infolge deſſen Viret und Beza im November 1552 nach Bern gingen, um hier die Beſtätigung derſelben und die Genehmigung zur Organiſation eines Conſiſtoriums und zur Einführung einer ſtrengen Kirchenzucht zu erwirken, fanden ſie auch hier keine günſtige Aufnahme ihrer Projecte. Selbſt Haller warnte vor einem zu ſchroffen Vorgehen, und der Rath, an welchen ſich die diſſentirenden Geiſtlichen mit der Bitte um Schutz gegen Viret gewendet hatten, war der Meinung, daß die geſchehene Verpflichtung der Prediger auf die Berner Disputation zur Sicherſtellung der kirchlichen Ordnung völlig genüge.

Die zweite Controverſe, in welche Beza verwickelt ward, betraf die dunkelſte, traurigſte Partie, welche ſich in der Genfer Reformation vorfindet. Am 27. October 1553 war Michael Servet auf dem Platze Champel bei Genf lebendig verbrannt worden. Auf der Durchreiſe in Genf betroffen, war er als Leugner der kirchlichen Dreieinigkeitslehre ergriffen worden, und geiſtliche wie weltliche Auctoritäten hatten ihn des Todes ſchuldig befunden. Dieſer grauſige Act theocratiſcher Juſtiz begreift ſich freilich aus dem das damalige

Genfer Kirchenweſen beſeelenden Geiſte vollkommen. Denn das ökumeniſch-chriſtliche Glaubensbewußtſein, der Glaube an den dreieinigen Gott galt hier, ſeitdem die bürgerliche Gemeinde im Jahre 1535 dieſen Glauben als Grundlage ihres Gemeinweſens promulgirt hatte, als erſte Bedingung aller ſocialen, bürgerlichen Ordnung. Servet aber leugnete dieſes Grundgeſetz des Genfer Staatsweſens und wurde nun in Genf ganz ebenſo angeſehen, wie die Wiedertäufer von Münſter, welche als Zerſtörer aller göttlichen und menſchlichen Ordnungen von der geſammten chriſtlichen Welt gerichtet waren. Daher iſt wohl zu beachten, daß Servet nicht ſowohl als Ketzer der Kirche, ſondern als Frevler an der theocratiſchen Staatsordnung behandelt und verurtheilt wurde.

Aber ein Schrei des Entſetzens erſcholl in weiten Kreiſen durch die evangeliſche Chriſtenheit, als man hörte, was ſie in Genf gethan hatten. Wie Luther dachte, daß nach ſolchen Grundſätzen die Henker die beſten Doctoren der Kirche wären, ſo dachte im Allgemeinen die Maſſe und der Kern des proteſtantiſchen Volkes — nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in der Schweiz und in andern Landen. Den Gegnern der Calviniſchen Prädeſtinationslehre, einem Bolſec und Andern war daher das Entſetzen erregende Aergerniß, welches Calvin gegeben hatte, eine willkommene Veranlaſſung, um Calvin und deſſen Freunde mit Spottliedern aller Art öffentlich zu verhöhnen. Um ſich und die mit Servet vorgenommene Execution zu rechtfertigen, publizierte Calvin im Anfange des Jahres 1554 eine Schrift*), worin derſelbe mit treuer Darlegung der Irrlehren Servets zu beweiſen verſuchte, daß Irrlehrer nothwendig am Leben zu ſtrafen wären. Sämmtliche fünfzehn Genfer Geiſtlichen hatten die Schrift unterzeichnet, um die Wahrheit des darin berichteten Thatbeſtandes zu beglaubigen. Aber den beabſichtigten Erfolg hatte dieſelbe nicht. Von Hauptorten der ſchweizeriſchen Reformation, von Bern und Baſel aus wurden Stimmen laut, welche das Genfer Verfahren entſchieden mißbilligten. Insbeſondre erſchien zu Baſel ſchon im März des Jahres 1554 eine unter dem (bis jetzt noch nicht enthüllten) Namen Martin Bellius (auch mit Fingirung des Druckortes „Magdeburg") pſeudonym herausgegebene Schrift**), worin Calvins Schrift mit Berufung auf Wahrheiten, die dem chriſtlich-ſittlichen Bewußtſein unzweifelhaft ſind, ſiegreich widerlegt ward.

*) Der urſprüngliche Titel dieſer Schrift lautet (nach Baum I. S. 204): Defensio orthodoxae fidei de sacra Trinitate contra prodigiosos errores Michaelis Serveti Hispani: ubi ostenditur, haereticos iure gladii coërcendos esse, et nominatim hoc de homine hoc tam impio iuste et merito sumptum Genevae fuisse supplicium. Per Joan. Calvinum. Oliva Roberti Stephani MDLIIII. 8. 262 S.

**) Martini Bellii de haereticis puniendis multorum sententiae. — Vergl. darüber Schweizer, Centraldogmen I, 315 ff., wo die noch von Baum vertretene Meinung, daß Caſtellio der eigentliche Autor der Schrift ſei, widerlegt iſt.

Ein Anhang der Schrift enthielt mit derſelben übereinſtimmende Auszüge aus Luthers Schrift „Von der chriſtlichen Obrigkeit", aus dem Gutachten, welches Johann Brenz über das von der Obrigkeit zu beobachtende Verfahren gegen die Wiedertäufer (mit Berückſichtigung der kaiſerlichen Geſetze gegen Häretiker) veröffentlicht hatte, aus den Schriften des Erasmus, Sebaſtian Frank, Caspar Hedio, Johann Agricola, Otto von Brunfels, Conrad Pellicanus, Urbanus Rhegius und Georg Kleinberg, wozu noch ſchlagende Stellen aus den Schriften Auguſtins, des Chryſoſtomus, des Hieronymus, aus Calvins Commentar zur Apoſtelgeſchichte und aus dem zweiten Kapitel der erſten Ausgabe der Inſtitutionen deſſelben, ſowie eine Stelle aus der Streitſchrift Curio's gegen den Apologeten des Papſtthums Anton Florebellus und (um die Pſeudonymität noch mehr zu decken) ein Auszug aus Caſtellio's eigner Vorrede zu ſeiner lateiniſchen Bibel kamen.

Beza begriff es ſofort, daß die Baſeler Schrift nichts Anderes als ein Angriff auf Calvin und auf die Genfer Reformation war, und konnte es ſich nicht anders denken, als daß dieſer Angriff nur von dem Geiſte des religiöſen Indifferentismus eingegeben ſei. Daher war es für ihn, der an Calvin als an ſeinem geiſtlichen Vater hinaufſah, Pflicht, dieſer ihm ſo verderblich erſcheinenden Schrift ſofort mit allen Mitteln der wiſſenſchaftlichen Discuſſion entgegenzutreten. Beza ſchrieb und publizirte daher (im Jahre 1554) ſeine Schrift „de haereticis a civili magistratu puniendis." Dieſelbe umfaßt einen polemiſchen und einen apologetiſchen Theil, in jenem ſucht Beza die Grundſätze des Indifferentismus zu widerlegen, in dieſem wird das Genfer Verfahren vertheidigt. — Beza beginnt nun ſeine Erörterung ſo, daß er alle Menſchen theilt in Ungläubige, die außerhalb der Kirche ſind (Heiden, Juden, Türken); in Schismatiker und Ungläubige, welche in der Kirche leben, von denen jene zwar nicht an der Lehre, aber an dem Frieden der Kirche freveln, während dieſe entweder aus Mangel an Einſicht oder aus Nachläſſigkeit die reine Lehre nicht erkennen. Einzelne unter denſelben laſſen ſich belehren; andere dagegen ſind im Irrthum verhärtet, weshalb ſie von dem Apoſtel (Tit. 3, 2) αὐτοκατάκριτοι, d. h. durch ſich ſelbſt Gerichtete genannt werden; und dieſe letzteren ſind die eigentlichen Ketzer. Die Strafbarkeit derſelben erhellt aus den Geſetzen Moſis, der Könige Aſſa und Joſias gegen Gotteslästerer und falſche Propheten. Wer daher verlangt, daß Ketzer ungeſtraft bleiben ſollen, handelt gegen Gottes Wort und gegen den jederzeit in Kraft geweſenen Brauch der Kirche, und handelt verderblicher, als wenn er die Strafloſigkeit der Tempelräuber und Verwandtenmörder begehrte, weil Ketzer unendlich ſchlechter ſind als dieſe.

Die Beſtrafung der Ketzer iſt ein Recht der weltlichen Obrigkeit. Denn die Obrigkeit als Gottes Dienerin iſt vor Allem verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß in dem öffentlichen Gemeinweſen Gott ſeine wahre Ehre erhalte. Hat nun die Obrigkeit den rechten Gottesdienſt aufgerichtet, ſo muß ſie auch

jeden, der an demſelben frevelt, ſtrafen. Die geiſtliche Schlüſſelgewalt hat hiermit allerdings nichts zu thun; und eben darum ſteht dieſe Strafgewalt der bürgerlichen Obrigkeit zu. Darf dieſelbe ſchon in weltlichen Verhältniſſen keine Störung der Ordnung zulaſſen, ſo darf ſie dieſes noch viel weniger in Sachen der Kirche thun. Allerdings kann die Obrigkeit dieſe ihre Gewalt mißbrauchen; aber darum darf ihr doch nicht der Gebrauch ihrer Gewalt entzogen werden, denn es ſteht geſchrieben: Jedermann ſei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Daher haben David, Salomo, Uſia und andre Könige von dem Rechte der Obrigkeit in Religionsſachen vollen Gebrauch gemacht. Daß es aber keine Grauſamkeit ſei, wenn man um der Ehre Chriſti willen Menſchen tödte, erhellt aus dem Beiſpiel des Elias, der um Gottes Ehre willen die Baalspriester ſchlachtete.

Nun iſt nicht die Frage, ob dieſe Gewalt des altteſtamentlichen Königthums auch der chriſtlichen Obrigkeit zukomme, ſondern ob Chriſtus die Befugniſſe der weltlichen Obrigkeit irgendwie verändert habe, dieſes Letztere aber kann in keiner Weiſe dargethan werden. Darum hat die Kirche auch jeder Zeit jene Gewalt der Obrigkeit anerkannt. Alle ökumeniſchen Synoden ſind von den Fürſten einberufen und beſtätigt, und die Ketzer ſind nach dem Anathema der Biſchöfe verdammt, verbannt und auch manchmal wieder zurückberufen worden; ja es ſind ſogar, auf Begehren der Biſchöfe, von den Kaiſern Kirchen- und Glaubensſatzungen aufgeſtellt. Durch die Ungunſt der Zeiten kam das Papſtthum auf, welches, wenn ſchon noch ſo verderblich, dennoch jener Anarchie hundertmal vorzuziehen iſt, welche man unter dem Vorwande barmherziger Toleranz zur Herrſchaft bringen will. Denn wer die weltliche Obrigkeit von der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ausſchließt und insbeſondre ihr die Strafgewalt über die Ketzer abſpricht, der hält die heilige Schrift für leeren Tand, der verachtet die Auctorität deſſen, was ſo viele hundert Jahre hindurch beſtanden hat, und geht auf die Zerrüttung der Kirche aus. (Zur Beſtätigung dieſer Sätze werden Stellen aus den Schriften Luthers, Melanchthons, des Urbanus Rhegius, Brenz, Bucer, Capito, Bullinger, Musculus und der Genfer Kirche angezogen.)

Die Spitze der Strafgewalt, welche der Obrigkeit gegen Ketzer zuſteht, zeigt ſich eben darin, daß ſie dieſelben unter Umſtänden auch am Leben ſtrafen kann. Dies ergiebt ſich aus Folgendem: Jede Strafe muß, wenn ſie gerecht ſein ſoll, der Natur des begangenen Verſprechens thunlichſt entſprechen. Nun werden zwar viel Vergehen in verſchiedenen Ländern verſchieden beſtraft; indeſſen in Betreff gewiſſer Verbrechen wie vorſätzlicher Mord, Tempelraub, Gotteslästerung, Gottloſigkeit oder Schändung der öffentlich anerkannten Religion ſind alle civiliſirten Völker einverſtanden, daß dieſelben als todeswürdige Freveler zu beſtrafen ſind. Allerdings ſind hinſichtlich der Strafe, mit welcher Blasphemie und Religionsſchändung zu ahnden ſind, nicht gerade Alle derſelben Anſicht; wenn indeſſen die Größe des Verbrechens durch die

Natur deſſen bedingt wird, an dem es verübt wird, weshalb man den Verwandtenmord über den gewöhnlichen Mord ſetzt, ſo müſſen Blasphemie und Religionsſchändung, welche ganz eigentlich Frevel an der Majeſtät Gottes ſind, um ſo größere Verbrechen ſein, als die Gottheit über allen Menſchen ſteht. Natürlich muß aber dieſes Verbrechen, wenn es als ſolches betrachtet werden ſoll, mit Wiſſen und Willen begangen ſein. Dieſes geſchieht, wenn Jemand etwas thut oder ſagt, wodurch die Religion, in welcher er geboren und erzogen iſt, in ihrer Exiſtenz gefährdet wird. Wenn alſo Jemand in der chriſtlichen Kirche, in welcher die reine Predigt des Wortes und der rechtmäßige Gebrauch der Sacramente herrſcht, Irrlehren vorträgt und nach erhaltner Vermahnung und Zurechtweiſung darin verharrt, ſo frevelt derſelbe an der Religion. Oder iſt ein größeres Verbrechen denkbar, als wenn die Irrlehre zur Gotteslästerung und Religionsſchändung wird, d. h. wenn Jemand Gottes Wort und der Kirche Ordnung hartnäckig verachtet, und er, wie von einer tollen Wuth ergriffen, auch die andern zu verführen und zu verderben ſucht? Mord, Ehebruch, Diebſtahl und dergleichen Verbrechen vergreifen ſich an der Geſellſchaft, jedoch nur ſo, daß der Schaden etwa geſchätzt werden kann; wer dagegen irgendwo den wahren Gottesdienſt zu verderben ſtrebt, der zündet ein Feuer an, das kaum mit dem ewigen Verderben vieler Tauſende gelöſcht werden kann. Denn auf die Verderbung der wahren Religion folgt nothwendig die ganze Schwere des göttlichen Zornes. Mag es daher der Obrigkeit darum zu thun ſein, Gottes Ehre zu wahren oder die menſchliche Geſellſchaft zu ſchützen, in jedem Falle muß ich gegen Häretiker, Gotteslästerer und Gottloſen ſchärfer als gegen alle andern Verbrecher verfahren. Oder ſoll etwa die chriſtliche Obrigkeit, welche die Ehre des lebendigen Gottes unter den Menſchen zu wahren hat, hinter den Heiden, z. B. den Athenern zurückſtehen, welche die Gottloſigkeit mit dem Tode beſtraften, obgleich es ſich bei ihnen nur um Götzen und um Aberglauben handelte? oder ſoll etwa derjenige, welcher Gottes Majeſtät beleidigt, nicht mit dem Tode beſtraft werden, wenn ſchon der gewöhnliche Majeſtätsverbrecher dieſe Strafe erleidet?

Nachdem Beza hierauf aus dem alten und neuen Teſtament zur Sprache gebracht hat, was er zur Begründung dieſer Theorie anziehen zu können glaubt, ſchließt derſelbe mit dem Satze: „Die Pflicht der Obrigkeit in dieſer Sache kann alſo auf folgende drei Punkte zurückgeführt werden: 1) Sie muß vor Allem in ihren Grenzen bleiben und ſich daher nicht etwa herausnehmen, über die Ketzerei ſelbſt zu urtheilen, weil dieſes allein der Kirche zuſteht. 2) Sie ſoll nicht nach Perſonen, Vorurtheilen und Umſtänden ihr Urtheil fällen, weil ſie ſonſt nur ein Werkzeug fremder Grauſamkeit, nicht aber eine Rächerin der Ehre Gottes ſei. 3) Endlich ſoll ſie erſt nach ruhiger, geregelter Erkenntniß der Ketzerei, mit reiflicher Erwägung aller Umſtände diejenige Strafe ausſprechen, durch welche die der göttlichen Majeſtät gebührende Ehre, der Friede und die Einigkeit der Kirche am beſten gewahrt werden."

Die Schrift Beza's war nicht etwa die Wirkung der Thatsache der an Servet vollzogenen Execution; sie war auch nicht aus dem persönlichen Interesse, welches Beza an dem von allen Seiten her angefeindeten Calvin hatte, hervorgegangen; vielmehr stellte sich in ihr ein wesentlicher Charakterzug des die Genfer Reformation bewegenden theocratischen Geistes dar, und wurde daher von den angesehensten Auctoritäten der reformirten Kirche, wenigstens von den Vertretern des strengen Calvinismus, z. B. von Hieronymus Zanchius, entschieden gebilligt. Note that Bogerman, the president of the Synod of Dordt (1618-19) translated Beza's work and gave it a very laudatory introduction.

Der evangelische Beza und das katholische Vaterhaus.

Diese Händel, in welche Beza durch sein treues Halten bei der einmal gewonnenen Erkenntniß und bei der ihm über Alles theueren Person Calvins verwickelt ward, bereiteten demselben Sorge und Mühe und ließen ihn seiner Tage wenig froh werden. Aber heißer und schwerer waren die Kämpfe, die er damals in seiner Seele zu bestehen hatte, als die Liebe des leiblichen Vaters und des älteren Bruders ihn versuchte, ob er nicht von seinem Glauben wieder lassen und in die Heimath und zu den Gütern und Ehren, die ihm diese Welt bot, zurückkehren könne. Denn wenn schon es Beza an Nichts hatte fehlen lassen, was er thun konnte, um den Vater und die Seinen über den Schritt, den er gethan, aufzuklären (weshalb er auch ein Bekenntniß seines Glaubens denselben zugeschickt hatte), so war doch vor Allem im Herzen des Vaters die Rücksicht auf den Ruhm und Wohlstand seines altadeligen Hauses so unbedingt herrschend, daß er den Abfall des Sohnes zu einer Ketzerei, die ihm nur Entbehrung und Trübsal, überhaupt ein dürftiges, bodenloses Dasein brachte, nur als eine Befleckung der Familie und als eine Ursache endlosen Jammers anzusehen vermochte, — zumal da ihm über die Verhältnisse und das Treiben des verlorenen Sohnes fortwährend die empörendsten Gerüchte zugetragen wurde. Eines Tages erschien daher zu Lausanne im Auftrage des Vaters der älteste Bruder Beza's, Jean de Bèze, um denselben auf das Dringendste zur Rückkehr in den Schooß der verlassenen Kirche, in's Vaterland, in's Vaterhaus und in den Segen desselben zu ermahnen. Aber der Bruder sah bald, daß Alles anders war, als er es sich gedacht hatte. Statt der bodenlosen Zerfahrenheit, die er in der Umgebung Beza's vermuthet, sah er hier Frieden und Freude in dem Herrn und eine Gottseligkeit, von der er noch keine Ahnung gehabt hatte; und statt des trost- und hoffnungslosen Irrgläubigen, für den er den Bruder selbst gehalten, sah er in ihm einen Mann, dessen Leben auf den Felsen gegründet war. Und Theodor wies dem älteren Bruder in Gottes Wort klärlich nach, worauf sein Glaube und seine Freudigkeit beruhe. Zu bekehren war daher nichts an dem Bruder zu Lausanne; das sah der ältere wohl ein. Vielmehr mußte es derselbe geschehen lassen, daß er selbst der mahnenden Stimme des Jüngern hörte. Und als der Bruder ihm

Lebewohl ſagte, dankte Beza dem Herrn, daß er ihm vergönnt habe, in das Herz deſſelben den Samen des lebendig machenden Wortes zu ſtreuen. — Ob Jean de Bèze wirklich zum Glauben kam und in demſelben beharrt iſt, wiſſen wir nicht; aber in ſeinem Teſtament theilt Beza ſelbſt uns mit, daß er Bruderskinder hatte, die im evangeliſchen Glauben erzogen waren.

Als der Bruder von Lauſanne ſchied, hatte er Beza eröffnet, daß wohl auch der greiſe Vater kommen und ihn von ſeinen jetzigen Wegen zurückrufen würde. Alſo die ſchwerſte Prüfung harrte ſeiner noch. In einem Grenzorte der Franche-Comté war es, wo Beza nach langer Trennung und mit bebendem Herzen den alten, ernſten und um ihn ſo ſchwer bekümmerten Vater wiederſah. — Aber der Vater gewahrte, daß des Sohnes Herz gegen all ſeine Bitten und Flehen und gegen Alles, was er ihm vorhielt, verſchloſſen war. Daher mußte er wieder gehen, ſo wie er gekommen war, nur um eine Hoffnung ſeines Lebens ärmer. Denn er verſtand nicht, warum geſchrieben ſteht: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der iſt meiner nicht werth."

§ 5.

Beza's Einfluß auf die Aufrechthaltung des Bündniſſes zwiſchen Genf und Bern.

Der für die Genfer Reformation und für die geſammte franzöſiſch-reformirte Kirche ſo überaus heilſame Bundesvertrag Genfs mit Bern ſollte am 8. Februar 1556 ablaufen, und da Herzog Emanuel Philibert von Savoyen Alles aufbot, um mit dem mächtigen Bern in ein bundesfreundliches Verhältniß zu treten, ſo war zu befürchten, daß Genf, geradezu iſolirt, entweder den Ränken der franzöſiſchen Staatsmänner preisgegeben oder von der Macht Berns erdrückt und ſomit um allen ſeinen Einfluß auf die Ausbreitung und Pflege des Proteſtantismus gebracht werden möchte. Indeſſen geſtalteten ſich die Verhältniſſe günſtiger, als man in Genf lange Zeit geglaubt hatte. Das Bündniß zwiſchen Bern und Genf ward nach längeren Verhandlungen im Jahre 1557 erneuert, und Beza, der dieſes Ereigniß als eine der ſicherſten Bürgſchaften eines kräftigen Fortſchritts der Reformationsſache begrüßte, ſah ſich ſofort mitten in eine ganz neue Thätigkeit und auf einen Schauplatz verſetzt, für welchen er durch Geburt, Erziehung und Weltbildung, durch Gaben der Natur und der Gnade geeigenſchaftet war wie kein anderer unter den Kirchenmännern zu Genf und Lauſanne.

§ 6.

Die Verfolgung der Waldenſer und Beza's Verwendung für dieſelben in der Schweiz und in Deutſchland.

Als lebendige Zeugen einer ſtarken und heiligen Erhebung des reformatoriſchen Geiſtes gegen die noch ungebrochene Macht der Hierarchie des Mittel-

alters lebten die evangelischen Waldensergemeinden in den rauhen Thälern der piemontesischen Alpen, mit unverbrüchlicher Treue durch die Jahrhunderte hindurch den Glauben und die Sitte der Väter bewahrend. Das Land, das sie bewohnten — es umfaßte namentlich die Thäler von Angrogne, Perouse, Lucerne und St. Martin —, war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch Eroberung in die Gewalt der Krone von Frankreich gekommen, welche dasselbe durch das französische Parlament und Kammergericht zu Turin regieren ließ.

Von den blutigen Gräueln, mit denen der wilde Fanatismus der Hierarchie schon in den ersten Jahrzehnten der Reformation alle Bekenner des evangelischen Glaubens in Italien und Frankreich verfolgte, waren auch die Waldensergemeinden in ihren einsamen Bergthälern nicht verschont geblieben. Aber das Blut der Märtyrer erfüllte das Herz des Volkes mit einer Heldenkraft, welche des Schwertes der Ketzerrichter spottete. Alle Versuche, die Waldenser zum römischen Glauben zurückzuführen, hatten sich als erfolglos bewiesen.

Mit dem Beginne der französischen Oberherrschaft in Piemont hörten die Drangsale, denen die Evangelischen bis dahin ausgesetzt waren, für eine Reihe von Jahren auf. Aber die Hoffnungen, welche dieselben hieran knüpften, sollten bald genug zu Grabe gehen. Kaum hatte sich nämlich die französische Gewaltherrschaft hinlänglich befestigt, als der in seinen Sünden schon ganz verlebte und von der Buhlerin seines Vaters, der berüchtigten Diana von Poitiers (Witwe des verstorbenen Großseneschalls Louis de Brézé) beherrschte König Heinrich II. am 27. November 1556 von St. Germain en Laye aus dem Parlament zu Turin den Befehl zuschickte, sich sofort die Prädicanten und Schulmeister aller Waldensergemeinden ausliefern zu lassen, und die Gemeinden selbst zu bedeuten, daß sie sich alsbald in die Ordnungen der katholischen Kirche zu fügen, nie wieder Prädicanten von Genf her zu nehmen, sondern die Prälaten des Landes und die ihnen von denselben zugeschickten Priester als ihre ordentlichen Seelsorger anzuerkennen hätten. Würden aber die Waldenser der Vollziehung dieses Edicts Schwierigkeiten entgegenstellen, so sollte der Marschall Carl Cossay von Brissac als Statthalter des Landes ermächtigt sein, gegen dieselben alle als zweckdienlich erscheinenden Gewaltmaßregeln zu ergreifen.

Dem Befehle des Königs gehorchend, sandte das Parlament zu Turin den Präsidenten Barthelemi Aimé von St. Juliana mit dem Collateral Augustin de l'Eglise und mehreren andern Parlamentsräthen in die Waldenserthäler, um die evangelischen Gemeinden zur Befolgung des Edictes anzuhalten. In stattlichem Aufzuge durchwanderten die Commissäre die Thäler von Perouse, St. Martin, Lucerne und Angrogne, überall drohend, daß Hab und Gut, Leib und Leben verwirkt sei, wenn das ketzerische Hirten- und Bauernvolk nicht zur Messe gehe. Aber auch die schreckendsten Drohungen zerschellten an

der unerſchütterlichen Treue der evangeliſchen Leute. Die Gemeinde zu Angrogne, die als Mittelpunkt der geſammten Waldenſergemeinſchaft galt, erklärte dem Präſidenten: Sie ſei entſchloſſen nach Gottes Wort zu leben, in allen Stücken, die nicht gegen Gott wären, dem Könige und ihrer Obrigkeit mit Hab und Gut unterthan zu ſein; ſie wolle auch von ihrer Lehre abſtehen und begehre nur dem reinen Evangelium anzuhangen, wenn man ihm beweiſe, daß ihre Lehre irrig ſei. Zugleich überreichte die Gemeinde ein Bekenntniß*), nach welchem ſie zu entſcheiden bat, ob die über ſie ausgeſprengten verleumderiſchen Gerüchte begründet wären oder nicht.

Der Präſident ſah ein, daß er allerdings vorläufig außer Stande war, das königliche Edict zur Ausführung zu bringen. Er zog daher mit ſeinen Begleitern wieder ab, und ſandte die Confeſſion der Waldenſer mit andern dieſelben betreffenden Actenſtücken dem Könige zu, um ſich von demſelben weitere Inſtructionen geben zu laſſen. Die Waldenſer dankten Gott, daß die fremden ſtolzen Herren ihre Berge verlaſſen hatten, und in Genf und Lauſanne, wo Calvin, Viret und B[illegible] von den Dingen, die im Gebirge geſchehen waren, alsbald Kunde erhielten, waren die Herzen Aller voll frohen Jubels über den Muth und die Treue der frommen Brüder.

Faſt zwölf volle Monde vergingen in tiefſter Ruhe und im regſten Verkehr mit den Brüdern des nahen franzöſiſchen Schweizerlandes, die ihnen, freilich immer nur verſtohlen, von Zeit zu Zeit freundlichen Gruß und tröſtenden Zuſpruch ſowie allerlei evangeliſche Schriften zuſandten. Als aber der Frühling des Jahres 1557 in die ſtillen Thäler einzog, und als die Bewohner derſelben eben daran dachten, das Werk des Evangeliums unter ſich mit erneutem Eifer fortzuführen, da war die Zeit gekommen, wo die Freude in bangem Leid und die Fröhlichkeit in bitterem Schmerze enden ſollte. In Angrogne und Lucerne erſchienen nämlich Boten des Turiner Parlaments, welche den Befehl deſſelben publizirten, daß ſechs Syndici aus Angrogne und je zwei aus den übrigen Gemeinden in dem benachbarten Städtchen Pignerol vor den Präſidenten erſcheinen ſollten.

Die Vorgeladenen erſchienen und hörten den Beſcheid des Präſidenten, daß alle Thalbewohner ſofort zur katholiſchen Religion zurückzukehren hätten, widrigenfalls ſie der König für ihren Ungehorſam an Leib und Leben beſtrafen würde. Aber nach einer dreitägigen Bedenkzeit, die ihnen der Präſident geſtattet hatte, überreichten ſie eine neue Declaration, worin ſie verſicherten, daß ſie in Lehre und Leben durchaus an der heiligen Schrift und an den Glauben wie an der Sitte der alten apoſtoliſchen Kirche feſthielten, daß ſie bereit wären, ihr Bekenntniß allen Univerſitäten in Frankreich, Deutſchland

*) Daſſelbe findet ſich in deutſcher Uebertragung abgedruckt in meiner Geſchichte des deutſchen Proteſt. B. I. Beil. Nr. XX.

und Italien zur Prüfung vorzulegen, und Alles, was in demſelben als ſchriftwidrig nachgewieſen werde, unweigerlich fahren zu laſſen.

Aber weder die eine noch die andere Erklärung konnte die frommen Thalbewohner in den Augen ihrer Dränger rechtfertigen, und nach vielfachen Vorbeſcheiden, Verhören und Drohungen, denen die Unglücklichen furchtlos den ehernen Schild ihres guten Gewiſſens entgegenhielten, erließ endlich das Parlament zu Turin den Befehl: Alle Bewohner der Thäler ſollten bei Strafe an Leib, Leben und Gut keinen Prädicanten von Genf oder ſonſt woher, den der Erzbiſchof nicht geſandt, bei ſich aufnehmen, vielmehr ſollten ſie ſich in die Ordnungen der katholiſchen Kirche fügen. Würde Jemand einen ketzeriſchen Prädicanten oder Schulmeiſter oder den, welcher einen ſolchen bei ſich berge, zur Anzeige bringen, ſo ſolle derſelbe, ohne daß er eine Kundwerdung ſeines Namens zu befürchten habe, mit voller Amneſtie für etwaige Vergehen ähnlicher Art und mit einem Drittel der eingezogenen Güter des Angezeigten belohnt werden, wenn er nur ſeiner Ketzerei entſage und zum katholiſchen Glauben zurückkehre. Als die äußerſte Friſt, bis zu welcher man die Herſtellung der katholiſchen Ordnung im Lande erwartete, ward der 27. März angegeben.

Der Tag der Entſcheidung kam, ohne daß der Befehl des Parlaments die geringſte Beachtung fand, und neue ſchwere Drangſale drohten jetzt die ſtillen Thäler heimzuſuchen. Aber ſchon waren die Brüder in Genf, welche von der neuen Bedrohung der Thalleute gehört hatten, mit einander zu Rathe gegangen, wie denſelben zu helfen ſei, und man hatte beſchloſſen, die großen Cantone und die evangeliſchen Fürſten des deutſchen Reiches um Verwendung für die Unglücklichen bei dem Könige von Frankreich anzugehen. Zur Uebermittelung dieſes Antrages ſchien Niemand geeigneter als der weltmänniſch gebildete Theodor de Bèze und der volle dreißig Jahre ältere, ehrwürdige Wilhelm Farel. Mit Freuden machten ſich Beide ſofort auf und wendeten ſich zunächſt an den Rath zu Bern, dem ſie ihren Plan vorlegten. Der Magiſtrat erklärte ſich zur Theilnahme an der begehrten Geſandtſchaft ohne Weiteres bereit, und frohen Muthes ritten die beiden Männer nach Zürich, wo Beza auf Verlangen des Rathes mit ſeiner diplomatiſcher Umſicht eine treffliche Inſtruction für die nach Paris abzuordnende Geſandtſchaft aufſetzte, und zogen dann von Zürich weiter nach Schaffhauſen und Baſel. Hier, wie auf der ganzen Reiſe trat Beza als der Sprecher auf, der den verſammelten Magiſtraten in gewandter lateiniſcher Rede ſeine Botſchaft, die dann von einem der anweſenden Geiſtlichen verdolmetſcht werden mußte, vortrug. Alle vier Städte ſagten die ſchleunige Abſendung einer Geſandtſchaft an den König zu, und mit den herzlichſten Empfehlungen der Stadt Baſel an den Magiſtrat zu Straßburg ſowie mit einer Zuſchrift des in den zum Lutherthum hinneigenden Kreiſen hoch angeſehenen Baſeler Geiſtlichen Simon Sulzer an den ſtreng lutheriſchen Superintendenten des Straß-

burger Kirchenwesens Dr. Marbach versehen, zogen nun die beiden Männer (Ende April) den Rehn entlang nach Deutschland, um auch hier für die Sache der Waldenser zu werben.

Zunächst führte Beide ihr Weg nach Mömpelgard zu dem Grafen Georg, dem Oheim des Herzogs Christoph von Würtemberg, von wo sie mit neuen Empfehlungen nach Straßburg zogen. Mit mißtrauischem Blicke sah Marbach die beiden Calvinischen Fremdlinge an, die sich, wie er wähnte, in seltsamer Verblendung oder Dreistigkeit in die rechtgläubige deutsche Kirche verlaufen hatten. Allein ein Gespräch mit denselben im Hause Hotomanns, der seit Kurzem Lausanne verlassen hatte und einem Rufe nach Straßburg gefolgt war, und den beiden Freunden in seinem Hause gastliche Aufnahme gewährt hatte, überzeugte Marbach, daß man in Genf und Lausanne über den Segen des allertröstlichen Sacraments doch anders dachte, als er meinte. Eine Verständigung kam unschwer zu Stande, und der Magistrat entließ daher die beiden Reisenden mit den wärmsten Empfehlungen an den Herzog von Würtemberg und an den Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz.

Von Hotomann mit mehreren berittenen Dienern im Namen des Magistrats geleitet, nahmen nun Beza und Farel ihren Weg zu dem Kurfürsten Ottheinrich, der sie nicht allein mit Auszeichnung empfing, sondern auch den Herzog von Würtemberg und den Landgrafen von Hessen von dem Zwecke ihrer Reise durch Eilboten benachrichtigte und die beiden Fürsten zur schleunigen Ausführung der begehrten Intercession aufforderte.

Allerdings wiesen die beiden Theologen, die sich damals am Hofe des Kurfürsten befanden, der ehemalige Augustinermönch Michael Diller und der eben nach Heidelberg berufene Tilemann Heshus, ein junger, händelsüchtiger Doctor aus Wittenberg, alsbald auf die dogmatische Differenzen hin, welche zwischen ihnen und den schweizerischen Kirchengemeinschaften wirklich oder angeblich vorlagen. Allein eine confessionelle Declaration, welche Beza und Farel auf Anregen des Hofpredigers Diller vorlegten — dieselbe, welche sie kurz nachher auch dem Herzog von Würtemberg überreichten —, führte auch hier alsbald zur gewünschten Verständigung.

Voll freudiger Zuversicht zogen daher die beiden Männer von Heidelberg ab, um auch dem Herzog Christoph ihre Bitte an's Herz zu legen.

Sie trafen denselben (13. Mai) in Göppingen, einem unfern der alten Stauffenburg gelegenen Städtchen, überreichten ihm die Empfehlungsschreiben des Grafen Georg zu Mömpelgard sowie der Städte Basel und Straßburg, und erhielten alsbald die Versicherung ihrer regsten Theilnahme an ihrer Sache. Nur in Betreff der Lehre vom Sacrament glaubte Christoph von Beza und Farel eine bestimmte Erklärung fordern zu müssen. Beide überreichten daher am folgenden Tage (14. Mai) als gemeinsames Bekenntniß der schweizerischen und waldensischen Kirchengemeinschaften ihre schon in Heidelberg aufgesetzte Declaration, worin sie die Calvinisch-Melanchthonische

Lehre vom Verhältniß des Sacraments zu der neuteſtamentlichen Gnade überhaupt und von der göttlichen Darbietung der ſacramentlichen Gnadengabe auch an die Ungläubigen mit klaren Worten ausgeſprochen hatten*). Das Bekenntniß war nämlich folgendes: Wir erkennen im Abendmahl mehr als ein bloßes Symbol an; denn wir lehren, daß die Subſtanz, das wahre Fleiſch und Blut Chriſti nicht blos ſinnbildlich, ſondern wahrhaft dargeſtellt und angeboten werden; daß in Bezug auf den verheißenden und darbietenden Gott die Sache ſelbſt immer mit dem Zeichen verbunden iſt, daß daher die Differenz nicht in der Lehre von der Gegenwart Chriſti liegen kann, da wir dieſe gemeinſchaftlich bekennen, ſondern nur in der Art, wie die Gegenwart zu beſtimmen iſt. Dieſe Art iſt aber allein Gott bekannt, und von evangeliſchen Chriſten ſollte nicht darüber geſtritten werden. Die Elemente werden uns allerdings auf phyſiſche Weiſe mitgetheilt, jedoch iſt eine Vermiſchung der Subſtanz Chriſti mit der unſrigen ebenſo unglaublich wie die Brotverwandlung. Denn die Vereinigung mit Chriſto iſt allein eine geiſtige, vermittelt durch die unbegreifliche Kraft des heiligen Geiſtes.

Noch war der Geiſt Melanchthons in dem Herzog und deſſen Hofprediger, dem jungen Dr. Jacob Andreä, der mit einer eben veröffentlichten Schrift über das Abendmahl und über die Beilegung der darauf bezüglichen Streitigkeiten ſeine verhängnißvolle Thätigkeit in der Kirche begonnen hatte, mächtig genug, um dieſelben zur Anerkennung des ihnen vorgelegten Bekenntniſſes zu vermögen. Indeſſen wartete der Herzog, von der Dringlichkeit einer energiſchen Verwendung der deutſchen Fürſten für die bedrängten Waldenſer bereits hinlänglich überzeugt, das Eingehen der Declaration nicht ab, ſondern erließ noch am 13. Mai (alſo Tages zuvor) eine Zuſchrift an den Landgrafen Wilhelm von Heſſen, worin er denſelben aufforderte, ſich mit ihm und anderen evangeliſchen Reichsfürſten zur Abordnung einer Geſandtſchaft an den König von Frankreich ſchleunigſt zu vereinbaren.

Beza und Farel hatten nun ihre Miſſion erfüllt und kehrten in die Heimath zurück. Auch gingen die beantragten Geſandtſchaften, ſowohl die der Schweizer als die der deutſchen Fürſten, nach Paris ab. Allein wenn ſchon dieſelben hier mit höflicher Zuvorkommenheit bewillkommnet wurden, ſo war doch die Werbung beider Geſandtſchaften, die mit nichtsſagenden Worten abgeſpeiſt wurden, durchaus erfolglos. Glücklicherweiſe geriethen aber gerade damals die inneren Verhältniſſe Frankreichs in ein ſolches Ge-

*) Die Declaration findet ſich abgedruckt bei Baum I. Beil. Nr. VIII. Doch ſagt Baum (S. 268) mit Unrecht, ſie ſei „ſo gehalten, daß ſie mehr die Meinung verdunkele als erkläre.“ Denn die Declaration ſtellt wirklich die wahre Calviniſch-reformirte Kirchenlehre vom Abendmahl unzweideutig dar. Nur iſt dabei zu betrachten 1) daß damals die Züricher und Berner mit derſelben nicht einverſtanden waren, und 2) daß Beza die verneinenden Sätze der reformirten Lehre unberührt gelaſſen hat.

wirre und die Staatsregierung kam in solche Bedrängniß, daß man in Paris an die Ausführung der den Waldensern in den fernen Piemontesischen Gebirgen angedrohten Gewaltmaßregeln nicht dachte. Vorläufig erfreuten sich daher die armen Thalleute der glücklichsten Ruhe.

§ 7.

Beza's Händel mit den Zürichern und Bernern wegen seiner Calvinischen Abendmahlslehre und seiner Unionsbestrebungen.

Nicht so war es mit Beza, als derselbe in die Schweiz zurückgekehrt war. Freilich war sein Herz gerade damals der frohesten Hoffnungen voll, die er für die Kirche hegte. Denn er hatte es gesehn, daß Fürsten und hochangesehene theologische Auctoritäten der evangelischen Kirche des Reichs ihn, die Evangelischen in der Schweiz und die Waldenser als Brüder und als Angehörige Einer kirchlichen Gemeinschaft anerkannten. Der alte Hader, der einst Luthern und Zwingli und deren Hände auseinandergehalten hatte, schien somit vergeben und vergessen zu sein, und der edle Herzog zu Würtemberg hatte das sehnlichste Verlangen nach Herstellung einer wirklichen Union der beiden großen Glieder des evangelischen Protestantismus ausgesprochen. Nun wollten damals die evangelischen Kurfürsten und auch andere glaubensverwandte Fürsten des Reichs in Frankfurt zu einer Conferenz zusammen kommen, auf welcher auch die Frage der Pacification der evangelischen Kirche erörtert werden sollte. Rühmend erzählten daher Beza und Viret in Zürich, wie brüderlich sie von den Fürsten, Magistraten und Theologen in Deutschland empfangen worden wären, und daß der bevorstehende Fürstencongreß zu Frankfurt den Schweizern die schicklichste Gelegenheit darböte, eine Verständigung mit den Anhängern Luthers und Melanchthons herbeizuführen. Von der in Heidelberg und Göppingen überreichten Declaration sagten sie freilich nichts. Freudigen Herzens begrüßten daher die Brüder zu Zürich die Hoffnungen, welche Beza eröffnete, und wie es scheint, wurde von ihnen sofort eine Darlegung ihrer Lehre vom Abendmahl entworfen, welche Calvin und andern Lehrern der Kirche zur Prüfung vorgelegt werden sollte. Auch in Lausanne fand Beza die entschiedensten Sympathien für seine Projecte vor, weshalb derselbe in einem Schreiben vom 27. Mai 1557 Bullingern auf das Dringendste ersuchte, die Sache mit seiner Auctorität zu unterstützen und thunlichst zu beschleunigen. „Denn," schrieb er an denselben, „die Unsrigen haben schon zugesagt, daß wenn die Andern sich der Sache annehmen, es an ihnen nicht fehlen sollte, selbst wenn wir auch keinen andern Vortheil dadurch erlangen sollten, als daß wir jenen wüthenden Menschen (den Flacianern in Deutschland) eine offenbare Gelegenheit der Verleumdung abschneiden, als ob wir nämlich, von freien Stücken zur Vereinigung aufgefordert, dieselbe abgelehnt hätten. Aber ich lebe auch noch der zuversichtlichen

Hoffnung, daß die Fürsten selber viel billiger mit uns handeln, und daß jene (Theologen) daher viel gemäßigter gegen uns sein werden, wenn es der Herr uns verleiht, daß sie von uns selbst erfahren, welches unsre Gründe sind. Und wie unziemlich wäre es endlich nicht, die freiwillige Handreichung des gnädigen und zu diesem Concordienwerk so überaus geneigten Fürsten (des Herzogs von Würtemberg) abzuweisen! Ich bitte, ich beschwöre dich daher, mein Vater, diese Sache mit allem nur möglichen Fleiße bei deinen Leuten sowohl als auch bei allen übrigen Ständen der Schweiz zu betreiben, damit uns doch diese herrliche Gelegenheit nicht entgehe." — Aber Wochen vergingen, und Beza wartete auf eine Antwort der Züricher noch immer vergebens. Er schrieb deshalb (13. Juni 1557) an Calvin, äußerte demselben sein Befremden über die Saumseligkeit der Züricher und bat ihn, mit dem Gewicht seines Namens seinen Bestrebungen zu Hülfe zu kommen. Indessen sollte Beza bald genug erfahren, aus welchem Grunde die Züricher schwiegen *).

Das Abendmahlsbekenntniß, welches Beza in Deutschland vorgelegt, hatte daselbst überrascht. Das, worin die Calvinisch-Reformirten mit den evangelischen Deutschen übereinstimmten, war darin klar und unzweideutig ausgesprochen, die Differenzen der Lehre waren unberührt gelassen. In der Pfalz und in Schwaben faßte man daher diese Declaration als eine unumwundne Zustimmung der Schweizer zum Lehrbegriff der Deutschen und zwar im Gegensatz zu dem früheren Dissens der schweizerischen von der sächsischen Lehrweise auf, weshalb Tileman Heßhus zu Heidelberg durch Mittheilung des von Beza überreichten Bekenntnisses aus der kurpfälzischen Kanzlei frohlockend dem reformirten Prediger zu Frankfurt, Valerandus Polanus, und durch diesen dem Petrus Martyr zu Zürich und Hotomann zu Straßburg von der überraschenden Bekehrung der Schweizer Nachricht gaben **). Hotomann schrieb hierüber als über eine wenig glaubliche Nachricht an seinen Freund Calvin, der sich sofort von Beza über seine Declaration genaue Auskunft erbat. Aber schon war die Sache auch in Bern und Zürich ruchbar geworden, wo die alte Abneigung gegen den Calvinismus sofort wieder erwachte. Bullinger führte Beschwerde bei Calvin und dann bei Beza selbst. „Die Confession," so schrieb Bullinger (16. Juli 1557) an Beza, „welche du auf deiner Gesandtschaftsreise den Fürsten überreicht hast, wurde an Peter Martyr geschickt. Solltest du sie wirklich überreicht haben, so hättest du uns doch davon in Kenntniß setzen sollen. Zur großen Freude unsrer Gegner und zu der Unsrigen großem Leidwesen wird sie, wie man von Frankfurt und Heidelberg aus schreibt, überall verbreitet. Confessionen aber sollen klar und deutlich und durchaus nicht doppelzüngig sein, zumal in den noch

*) Vergl. Hundeshagen, die Conflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche S. 312 ff.

**) Schmidt, Peter Martyr Vermigli, S. 211.

ſtreitigen Punkten. Ich wahrhaftig würde eine ſolche Confeſſion weder ſchreiben, noch, wenn ſie von Andern geſchrieben wäre, unterſchreiben.“ Vielleicht hat Calvin nie in ſeinem Leben ſo an ſeiner Seele gelitten, als damals, wo er ſeinen treueſten Freund und Helfer, auf den er ſeine größte Hoffnung ſetzte, als einen Frevler am Bekenntniß von allen Seiten her angeklagt ſah. Denn daß Beza den Gegenſatz der reformirten zur lutheriſchen Abendmahlslehre, den er offen ausſprechen mußte, abſichtlich verſchwiegen hatte, lag klar vor. Daher war es für ihn ein großer Troſt, als ihm Beza über die Motive zur Abfaſſung der Declaration Mittheilungen machte, durch welche wenigſtens der ſittliche Charakter Beza's ſelbſt vollſtändig gerechtfertigt ward. Beza ſchrieb ihm nämlich: „Da die Hoffnung auf ein Colloquium uns leuchtete, ſo fürchteten wir, es möchte ſich (unter den Deutſchen) Jemand daran ſtoßen und davon zurückzweichen. Dem Freunde Martyr hätten wir es wohl anvertrauen mögen, aber wir wollten ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten, falls es bekannt würde, daß wir es ihm allein mitgetheilt hätten. Ich konnte mir es nicht denken, daß die Erklärung unſern Gegnern ſo angenehm ſein, und daß dieſelbe daher von ihnen ſo ſchnell in alle Welt ausgeſtreut werden würde. Aber ich weiß es wohl, der klugen Vorſicht ſteht es ſchlecht an zu ſagen: das hatte ich nicht gedacht! Ja, ich unerfahrener, und, ſo viel ich jetzt ſchon ſehe, höchſt unkluger Menſch, *ich ſagte zu Farel, das ſei meine Meinung*. Dieſer aber hätte in ſolchen Dingen heller ſehen ſollen. Was aber nun nicht mehr ungeſchehen gemacht werden kann, das ſuche du wenigſtens zu beſſern, damit nicht ein für uns höchſt ſchädlicher Argwohn daraus erwachſe. — Ich ſtelle dieſes Alles deiner Klugheit anheim. Valerandus hätte vor Allem zuerſt uns benachrichtigen ſollen. Auch Martyr, was mich wundert, ſchreibt mir ſo kärglich. Von ihm möchte ich erfahren, welches denn eigentlich *die auffallenden und zweideutigen Ausdrücke* wären, die ich doch beſonders zu vermeiden ſuchte. Wir hatten uns übrigens auch gar nicht vorgenommen, die *ganze* Sache abzuhandeln, ſondern *unſer Zweck war nur, diejenigen, mit welchen wir zu thun hatten*, nämlich Diller, Jacob Andreä und Angelander *von ihrem ſtarren Eifer zu etwas milderer Geſinnung zu bringen*, und in dieſer Hinſicht haben wir, glaube ich, unſern Zweck nicht verfehlt. Das war auch die Urſache, warum ich jene beiden Punkte, in welchen ſie, wie ich wohl weiß, von uns abweichen, die Unbegrenztheit des Körpers Chriſti nämlich und das Genießen der Ungläubigen*) nicht berührt habe, welche Dinge jedoch aus den in jener Erklärung aufgeſtellten Sätzen hinlänglich widerlegt werden. Mein Wunſch, die Wahrheit zu ſagen, geht

*) Beza hat ſich hier verſchrieben; denn in ſeiner Declaration hatte derſelbe nur geſagt, daß die Gnadengabe des Sacraments in der Sakramentshandlung ebenſo den Ungläubigen, wie den Gläubigen *dargeboten* werde (*proponatur*).

allein darauf hinaus, daß die Hoffnung auf das Colloquium, wie gering ſie auch ſein mag, durch dieſen Umſtand nicht vereitelt werde." Auch fand Calvin ſelbſt das Bekenntniß Beza's durchaus unverfänglich, weshalb er im Auguſt 1557 an Bullinger ſchrieb: „Ich für mein Theil ſehe in Beza's Confeſſion nichts Gefährliches, und es fällt mir nicht ſchwer, bei ihm zu entſchuldigen, daß er zum Beſten der Bedrängten mit Mäßigung aufgetreten iſt. Daß er bei der Rückkehr die Sache auch nicht ſagte, das, ſei verſichert, geſchah aus bloßer Vergeßlichkeit." Im folgenden Monat ſchrieb Calvin nochmals an Bullinger: „Ich kann in Beza's Confeſſion nichts finden, das mit unſrer Lehre nicht übereinſtimme. Denn was du von dem Wort Subſtanz vorbringſt, das iſt kein ſo unauflösbarer Knoten. Er ſelbſt wird ſich hoffentlich wegen alles deſſen, was du ihm vorwirfſt, hinlänglich vertheidigen. Ich geſtehe übrigens, daß er die ganze ſtreitige Lehre nicht mit hinlänglicher Klarheit dargelegt hat. Aber dies konnte auch in ſo kurzer Zeit gar nicht geſchehn, und es wäre nicht einmal zweckmäßig geweſen, denn man hatte eine kurze Rechtfertigung (excusatio), nicht eine Confeſſion aufgeſtellt." Aber es hielt ſchwer, den Unwillen der Züricher und Berner zu beſchwichtigen, die, wie es ſcheint, weit weniger über die von Beza aufgeſtellte Declaration, als über deſſen Verhalten in Zürich aufgebracht waren. Das alte Mißtrauen, welches die Züricher und Berner gegen die Franzoſen hegten, war durch das, was ſie an Beza wahrgenommen hatten, auf's Neue rege geworden. Denn Beza hatte ſie aufgefordert, ein Colloquium mit den Deutſchen in's Leben zurufen, und hatte doch die bedenkliche Confeſſion, welche er denſelben überreicht, vor ihnen geheim gehalten. Mit wahrer Entrüſtung über die verächtliche Verſtellung, welche er an Beza wahrgenommen zu haben glaubte, ſchrieb daher Haller an Bullinger (26. Juli 1557): „Du weißt, daß ich unſern Franzoſen nicht ohne Urſache mißtraue, denn ſie ſind unbeſtändig und haben mehr als zuviel vom Geiſte Bucers eingeſogen, der anſtatt bei dem einfachen Ausdruck der Wahrheit zu bleiben, das verderbliche Spiel mit den zweideutigen Ausdrücken in die Welt gebracht hat. Käme die Sache zur Kenntniß unſrer gnädigen Herrn, ſo bin ich verſichert, Beza würde es ſchwer büßen müſſen; denn der Andere (Farel) geht uns weniger an. Du ſiehſt, wo wir durch ſolche Menſchen hinkämen, wenn es zu einem Colloquium kommen ſollte. Sie würden uns ſammt der lauteren, einfachen Wahrheit verrathen. — Ich werde, wie du es wünſcheſt, Niemanden von der Sache wiſſen laſſen." — So ſtanden jetzt Haller und Bullinger zu Beza, deſſen ſchweres Vergehen ſie um der Kirche willen mit tiefem Stillſchweigen bedecken und begraben zu müſſen glaubten. Beza ſelbſt hatten ſie aufgegeben. „Was ſollen wir nun mit Beza anfangen?" fragte Haller (20. Aug.) in einem Briefe an Bullinger.

Indeſſen nahm die Sache doch bald eine glücklichere Wendung. Calvins energiſche Vertheidigung Beza's konnte ſchließlich nicht ohne Erfolg ſein, und als Beza mit Viret (der wegen der Strenge ſeiner Kirchenzucht bei der Landes-

regierung angeklagt war) nach Bern kam und hier das, was ihm mit Recht zur Laſt gelegt werden konnte, ebenſo reuig bekannte, als er durch klare und offene Darlegung des ganzen Sachverhaltes die Grundloſigkeit der Verdächtigung ſeiner Perſon nachwies, war Haller verſöhnt; und ebenſo trug eine ausführliche Rechtfertigungsſchrift, welche Beza von Bern aus nach Zürich an Bullinger und Martyr ſandte, dazu bei, daß endlich auch dieſe Beza's Verhalten günſtiger zu beurtheilen vermochten.

§ 8.

Die Verfolgung der Evangeliſchen zu Paris und Beza's Verwendung für dieſelben in der Schweiz und in Deutſchland.

Kaum hatten die Evangeliſchen, welche ſich in Paris zuſammenfanden, im Jahre 1555 das Beiſpiel einer wohl organiſirten, durch die Gemeinſchaft fleißig beſuchter Gottesdienſte und Andachten und durch ſtrenge Kirchenzucht verbundnen Gemeinde gegeben, als ein neuer Pfingſtmorgen über die Städte und Dörfer Frankreichs aufzugehen ſchien. Ueberall hörte man mit lautem Jubel das Bekenntniß von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an Gottes Gnade in Chriſto kommt, überall traten die Gläubigen einmüthig zuſammen; und zahlreiche Städte, wie Orleans, Tours, Lyon, Poitiers, Bourges und viele andere bargen in ihrem Schooße alsbald große evangeliſche Gemeinden. Aber das Königthum und die Hierarchie ſahen auf das Leben und Treiben der Evangeliſchen mit Haß und Erbitterung hin; und nur die fortwährenden äußeren Kriege, in welche das franzöſiſche Königshaus verwickelt war, hielten daſſelbe anfangs ab, dem ſich immer glühender kundgebenden Haſſe des Romanismus gegen die Luthériens und Christaudins ſein Schwert zu leihen.

Da erſcholl plötzlich am königlichen Hofe die Schreckensnachricht von der Niederlage, welche das franzöſiſche Heer im Kampfe mit den Engländern vor St. Quentin erlitten, und mit Frohlocken benutzte die wuthentbrannte Prieſterſchaft die Gelegenheit, den König und das Volk zur blutigſten Verfolgung der Proteſtanten aufzureizen, indem ſie aller Orten ſchrie, daß Frankreich in dieſer Niederlage von dem Gericht Gottes zur Strafe für ſeine bisherige Nachſicht mit der proteſtantiſchen Ketzerei ereilt ſei.

Das Feuer war kaum durch der Prieſter Hände geſchürt, als es auch ſofort in hellen Flammen über den Häuptern der Unglücklichen zuſammenſchlug.

In der Nacht vom 4. auf den 5. September 1557 waren die Evangeliſchen zu Paris in der Wohnung eines der Ihrigen einmüthig verſammelt, um ſich an Gebet und Pſalmengeſang und am Sacramente nach des Herrn Ordnung zu erbauen. Der Gottesdienſt war beendigt und die Verſammlung gedachte in aller Stille ihr Bethaus zu verlaſſen. Da ſah ſich dieſelbe urplötzlich von einem wilden Haufen mit bewaffneter Hand überfallen. Der

Tumult in dunkler Nacht rief neue Schaaren des wuthſchnaubenden Volkes herbei, die ſchon vorher mit Waffen verſehn worden waren, um die verhaßten Ketzer mit einem Schlage zu vernichten. Doch gelang es den anweſenden Edelleuten, den Degen in der Hand, ſich mit einem Theile der Verſammlung freie Bahn zu brechen, während die Uebrigen, gegen hundert und vierzig Perſonen, meiſt Frauen und Kinder, von dem königlichen Procurator, der mit ſtarker Mannſchaft erſchien, in Verhaft genommen und in das Gefängniß le Chatelet abgeführt wurden.

Groß war der Jammer, der die Herzen der in jener Schreckensnacht glücklich Entkommnen zerriß; denn nicht einmal ein Beſuch im Gefängniß, um die Eingekerkerten zu tröſten, ward ihnen geſtattet. Da trieb die Sorge um das Loos, welches den Unglücklichen vielleicht noch zu Theil werden könnte, einen der Prediger derſelben, den erſt vor Kurzem aus Welſch-Neuenburg nach Paris gekommenen Caspar Carmel, genannt Fleury, nach Genf zu eilen und daſelbſt für die Brüder Troſt und Hülfe zu ſuchen. Verkleidet und auf heimlichen Wegen kam der treue Hirte zu Calvin, und erzählte, was in Paris geſchehen war. Sofort beſchloß Calvin, Alles aufzubieten, um die Schweizerſtädte und die deutſchen Fürſten zu einer nochmaligen Interceſſion zu veranlaſſen. Die Einladung derſelben übernahm Beza, der ſich alsbald mit Farel ſowie mit einem angeſehenen Bürger Genfs, Johannes Carmel (deſſen Mutter ſich nach dem Tode ihres Mannes, des berühmten Helleniſten Carmel in Genf niedergelaſſen hatte), aufmachte, um mit einer ſchriftlichen Inſtruction Calvins verſehen, den neuen Plan zunächſt in Bern vorzulegen, und zugleich (wenigſtens war dies Beza's eifrigſtes Beſtreben) aller Orten für die Herſtellung confeſſionellen Friedens zu arbeiten, damit die große Gemeinde der proteſtantiſchen Brüder in ſo ſchwerer Zeit in ſich einig und ſtark ſei.

Die vier Schweizerſtädte Zürich, Bern, Schaffhauſen und Baſel erklärten ſich, namentlich die drei letzten, mit Freuden bereit, eine nochmalige Interceſſion bei Heinrich II. zu verſuchen. Es galt daher, nun auch die deutſchen Fürſten ſowie die Stadt Straßburg zu demſelben Entſchluß zu veranlaſſen. Um Zeit zu gewinnen, theilte ſich die Geſandtſchaft in Baſel, und während Farel mit einem andern Gefährten (Joh. Budäus) den Weg nach Straßburg einſchlug, zogen Beza und Mömpelgard zu Graf Georg.

Beide, der Graf wie die Straßburger, verſprachen ſich an der beantragten Abordnung einer Botſchaft in jedem Falle zu betheiligen, machten jedoch die Geſandten darauf aufmerkſam, daß ſie ſich vorzugsweiſe an diejenigen deutſchen Fürſten wenden möchten, an deren Geſinnung und Hülfe dem König in ſeiner dermaligen Kriegsbedrängniß am meiſten gelegen wäre. Außerdem riethen die Straßburger, die namentlich auch für Beza's Unionsprojecte das lebhafteſte Intereſſe ausſprachen, die Geſandten möchten ſich unverzüglich nach Worms begeben, um ihre Angelegenheiten durch Melanchthon und die übrigen daſelbſt verſammelten Theologen bei den Fürſten empfehlen zu laſſen.

Die beiden Abgeordneten thaten, wie ihnen gerathen war, und zogen, nachdem ihnen noch der Straßburger Magiſtrat die dringendſten Empfehlungsſchreiben an den Kurfürſten Ottheinrich, an den Pfalzgrafen Wolfgang, an den Herzog Johann Friedrich den Mittleren und an den Landgrafen Philipp von Heſſen behändigt hatte, mit Beza und Carmel, die ſich in Straßburg mit ihnen wieder vereinigten, den Rhein entlang gen Worms. Von dem Markgrafen Karl von Baden, mit dem ſie unterwegs zuſammentrafen, erhielten ſie freundliche Empfehlungen an den Herzog von Würtemberg.

In Worms trafen die Botſchafter außer Melanchthon die Theologen Brenz, Diller, Piſtorius, Marbach, Andreä und Karg an, die durch die unerwartete Ankunft der franzöſiſchen Theologen nicht wenig überraſcht wurden. Es war das erſte Mal, daß ſich Beza und Melanchthon von Angeſicht ſahen. Beza trug ſein und ſeiner Gefährten Anliegen vor, ſchilderte die Noth der Evangeliſchen in Paris und bat, ſich derſelben brüderlich anzunehmen.

Die verſammelten Theologen, die ſich über die Verhältniſſe der Evangeliſchen zu Paris die genaueſte Auskunft geben ließen, waren nicht mit Allem, was ſie hierbei hörten, zufrieden. Sie erfuhren mit Befremden, daß in Paris ganz gewöhnlich Männer, Frauen und Jungfrauen zur Nachtzeit zuſammenkämen, um ihre Gottesdienſte zu feiern; und ſprachen daher den Wunſch aus, die Evangeliſchen zu Paris möchten ſich in Zukunft, wenn es die Noth erfordere, lieber in ihren Häuſern, im Kreiſe der Familien aus Gottes Wort erbauen, und das Abendmahl entweder öffentlich in ordentlichen Gotteshäuſern, oder, wenn dies nicht angehe, gar nicht feiern. Außerdem gaben ſie den Abgeordneten auf, über die Lehre der franzöſiſchen Gemeinden ſchriftlich den nöthigen Aufſchluß zu ertheilen, damit man den Fürſten zeigen könne, daß ſich die Theologen zu Worms, die freilich für ſich von dem chriſtlichen Charakter der Hugenotten überzeugt wären, nicht für Anabaptiſten, Servetiſten und Libertiner, ſondern für evangeliſche Glaubensbrüder verwendeten.

Noch fühlte Beza das namenloſe Herzeleid, das ihm wegen der vor Jahren in Heidelberg und Göppingen vorgelegten Declaration erwachſen war, und gern hätte er ſich deshalb der Aufſtellung eines eignen Bekenntniſſes, wodurch er leicht neuen Anlaß zu den gehäſſigſten Anfeindungen geben konnte, überhoben geſehn. Beza machte daher die deutſchen Theologen auf den Katechismus Calvins aufmerkſam, der in acht Sprachen überſetzt, ihnen jedenfalls bekannt ſei. Allein die Theologen erklärten, es handle ſich hier nicht um ausführliche Darlegung des ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Lehrbegriffs, ſondern um eine ſummariſche Aufzählung der weſentlichſten Lehrpunkte, um damit allerlei falſchen Gerüchten, die den Geſandten bei den deutſchen Fürſten vielleicht hinderlich ſein könnten, zu begegnen.

Nothgedrungen ſetzten daher die Abgeordneten eine neue Declaration auf, welche ſie am 8. Oktober als „Bekenntniß der Lehre der franzöſiſchen

Kirchen" vorlegten. Sie verwarfen in derſelben die Irrlehren Servets, der Anabaptiſten, der Libertiner und der anderen Epicuräer, ſowie die „papiſtiſchen Götzen" und alle übrigen der öcumeniſch-kirchlichen Lehre gegenüberſtehenden Häreſien. Als Normen ihrer Lehre bezeichneten ſie die heilige Schrift mit dem apoſtoliſchen, nicäniſchen und athanaſianiſchen Symbol. Mit der Augsburgiſchen Confeſſion von 1530 erklärten ſie ſich in allen Punkten einverſtanden; nur hätten ſie in Betreff der ſtreitigen Lehre vom Abendmahl ihre Bedenken, hofften jedoch, daß ein Geſpräch verſtändiger Männer der deutſchen und franzöſiſchen Kirche leicht zu gewünſchter Verſtändigung führen werde. Denn ſie wären ebenſoweit von den Irrlehren der Anabaptiſten und der Schwenkfeldianer als von denen der Papiſten entfernt. Chriſtus ſei in ſeinem Miniſterium perſönlich gegenwärtig und bezeuge im Abendmahl, daß er uns zu ſeinen Gliedern mache.

Die deutſchen Theologen fanden zwar dieſe Erklärung vom Abendmahl „etwas dunkel geſtellt," erklärten ſich jedoch durch die ihnen vorgelegte Declaration vollkommen befriedigt, und trugen daher kein Bedenken, die franzöſiſchen Proteſtanten zu Paris als evangeliſche Glaubensbrüder anzuſehen und an die Fürſten Ottheinrich, Philipp, Wolfgang und Chriſtoph das Erſuchen zu ſtellen (8. October), „ſo viel möglich den ehrlichen chriſtlichen Leuten in ihrer Unſchuld tröſtlich zu ſein."

Natürlich verfehlten Beza und Farel nicht, in ſo günſtiger Lage auch die Union der evangeliſchen Kirche zur Sprache zu bringen, und zu ihrer größten Befriedigung ſahen dieſelben, daß von den zu Worms verſammelten Theologen nur ein Theil von ihnen und nur über drei Lehrpunkte differirte: nämlich 1, über die Art und Weiſe, wie ſich im Abendmahle die Gegenwart von Chriſti Leib und Blut zu den Elementen verhalte; 2, über die Nießung der Ungläubigen, und 3, über die Frage, wie der in den Himmel erhöhte und verklärte Körper Chriſti doch bis an das Ende der Zeiten auf Erden gegenwärtig ſein könnte.

In herzlicher Eintracht ſchieden hierauf die Schweizer von den deutſchen Theologen zu Worms, von deren Bereitwilligkeit zur Herſtellung eines allgemeinen evangeliſchen Kirchenbundes ſich Beza für die Zukunft der Kirche viel Schönes verſprach. Melanchthon und Beza hatten einander ſogar lieb gewonnen*). Voll froher Hoffnungen und mit den Empfehlungen der Theologen verſehen, ritten daher die Botſchafter weiter in's Heſſenland hinein gen Marburg, ſtiegen daſelbſt den Berg hinauf auf's Schloß, wo einſt Luther, Zwingli und die übrigen Theologen aus Sachſen und der Schweiz mit einander geſtritten hatten, und überreichten dem alten Landgrafen Philipp, der ſich damals in Begleitung ſeines Sohnes Wilhelm in Marburg aufhielt, das

*) Ueber ein Gedicht, welches Beza in Worms von Melanchthon erhielt, vergl. Baum, I. S. 306.

an die deutſchen Fürſten gerichtete Schreiben des Frankfurter Magiſtrats, ſowie eine von ihnen ſelbſt unterzeichnete Bittſchrift, die über den Zweck ihrer Reiſe Auskunft gab.

Landgraf Philipp nahm die Geſandtſchaft mit Auszeichnung auf, eröffnete das Schreiben der Straßburger, verſprach, ſich der bedrängten Glaubensbrüder eifrigſt anzunehmen und ertheilte den Geſandten die dringendſten Empfehlungsſchreiben an die Fürſten Ottheinrich, Wolfgang und Chriſtoph, worin er dieſelben bat, den Geſandten freundlich zu hören, und ſich mit ihm zum Schutze der franzöſiſchen Proteſtanten, und vor Allem zur Abordnung einer Geſandtſchaft an den König von Frankreich zu vereinigen.

Die vier Abgeordneten waren über die rege Theilnahme, welche der Landgraf für ihre Miſſion kund gab, hoch erfreut, und legten demſelben den Entwurf einer Inſtruction vor, mit welcher ſie die Geſandtſchaft zu inſtruiren baten. In derſelben machten ſie zunächſt darauf aufmerkſam, daß die Geſandten den Zweck ihrer Werbungen in Frankreich ganz geheim halten und in jedem Falle ihr Anliegen dem König perſönlich vortragen müßten, weil ſonſt zu befürchten ſtehe, daß der Cardinal von Lothringen, der bei Hofe einen durchaus unbegrenzten Einfluß ausübe, durch ſeine Intriguen jeden Erfolg ihrer Werbung vereitele. Würden nun die Geſandten Audienz erlangen, ſo ſollten ſie den König auf die vielfache, unerträgliche Verfälſchung des göttlichen Wortes, welche ſich in der römiſchen Lehre von der Heiligenanrufung und in anderen Lehren und Bräuchen des Papſtthums kund gebe, hinweiſen und ihn darauf aufmerkſam machen, daß die deutſchen Fürſten und Städte durchaus nicht Schonung gotteslästerlicher und ſittenverderblicher Sekten, ſondern nur Duldung der evangeliſchen Predigt und des wahren Glaubens verlangten, daß die gegen die Hugenotten erlaſſenen grauſamen Edikte wenig geeignet wären, den inneren Frieden im Lande herzuſtellen, daß in religiöſen Dingen Niemand zur Strafe zu ziehen ſei, den man nicht zuvor aus Gottes Wort belehrt und ſeines Irrthums überführt habe, daß aber nachweisbar die Biſchöfe die Unwiſſenheit im Volke zu erhalten ſuchten, um deſto ſorgloſer ihren weltlichen Intereſſen nachgehen zu können, und daß die grauſame Verfolgung der Evangeliſchen am Ende den gefährlichſten Aufruhr in Frankreich hervorrufen könne. Außerdem ſollte die Geſandtſchaft dem König folgende Bitte vortragen: 1) Er möge die um ihres evangeliſchen Bekenntniſſes willen Verhafteten freilaſſen; 2) er möge ebenſo wie es einſt ſein Vater Franz gethan, mehrere gelehrte und wohlgeſinnte Theologen zu einem Geſpräche mit einigen evangeliſchen Theologen, welche die deutſchen Fürſten dazu beauftragen würden, zuſammenführen; 3) ſo lange ein ſolches Geſpräch nicht angeordnet werden könnte, möchte er wenigſtens den verhafteten Hugenotten geſtatten, ſich und ihren Glauben aus Gottes Wort zu rechtfertigen. Jedenfalls möchte er aber allen Gerichtsbehörden in Frankreich ein milderes Verfahren gegen die Evangeliſchen zur Pflicht machen.

Landgraf Philipp billigte die Instruction, wünschte jedoch, daß einzelne Ausdrücke, die den König verletzen könnten, gemildert würden; worauf die Gesandten wieder hinauf an den Rhein ritten und von da nach Heidelberg zu dem Kurfürsten Ottheinrich zogen.

Auch hier wurde den Fremdlingen der würdigste Empfang zu Theil. Ottheinrich zog sie sogleich an die Adelstafel im Schloß und ließ sie sodann zu sich bescheiden, um ihnen zu eröffnen, daß er von dem Zwecke ihrer Reise zeitig genug unterrichtet, bereits bei dem Könige von Frankreich für die verfolgten Hugenotten schriftlich Fürbitte eingelegt habe und an der gewünschten Aufnahme derselben nicht zweifle. Doch sei er bereit, sich auch an einer Botschaft der übrigen Fürsten zu betheiligen. Da er nun annehmen müsse, daß ihm dieselben die Leitung der zur Ausführung einer solchen Gesandtschaft erforderlichen Geschäfte übertragen würden, so wünsche er, daß Beza und die Uebrigen noch etwa drei Tage bei ihm verziehen möchten, nach deren Ablauf er ihnen eine bestimmte und ausführliche Antwort geben wolle, mit der sie sich nach Stuttgart und Zweibrücken begeben könnten.

Aber schon war fast eine Woche vergangen, ohne daß den Gesandten der erwünschte Bescheid des Kurfürsten zu Theil ward, und fast schien es, als wäre es der heimlichen Tücke Rascalo's, eines von dem Kardinal von Lothringen erkauften Verräthers, der sich als Geheimschreiber des Kurfürsten zu Heidelberg befand, gelungen, das Herz desselben von der Sache der Hugenotten abzuwenden. Da endlich ward den Gesandten am siebenten Tage eröffnet, daß sie der thätigsten Mitwirkung Ottheinrichs zur Verwirklichung ihres Planes versichert sein könnten.

Die Gesandten schieden nun von Heidelberg und von Melanchthon, der noch vor Beendigung des Gesprächs zu Worms dahin gekommen war, um die Reorganisation der Universität ausführen zu helfen.

Die herzlichste und aufmunterndste Begegnung fanden die Gesandten bei dem Herzog Christoph, den sie in der waldigen Umgebung seines herrlichen Schlosses Wildbad des edlen Waidwerks pflegend fanden. Kaum hatte nämlich der Herzog den Vortrag der Gesandten angehört, als er sofort alle von denselben vorgelegten Papiere an sich nahm und die Gesandtschaft schon am folgenden Morgen mit dem Bescheid entließ: er werde nach Kräften dafür Sorge tragen, daß die Gesandten recht zeitig in Mömpelgart zusammentreten könnten, und außerdem werde er die Wünsche der Schweizer um denselben den Weg nach Zweibrücken zu ersparen, bei dem Pfalzgrafen selbst bevorworten.

Erleichterten Herzens zogen nun Beza, Farel, Carmel und Budäus in die Heimat zurück, wo es dem unermüdlichem Eifer Calvins schon im Anfange des October gelungen war, die Absendung der Gesandtschaft seitens der vier Städte zu bewerkstelligen. Dagegen waren die Bemühungen Beza's bei den deutschen Fürsten, wie sich bald herausstellte, ohne allen Erfolg.

Zunächſt gingen nämlich die Fürſten von Beza's Plan inſofern ab, als ſie glaubten, daß ſie ihren Zweck ebenſo ſicher durch den Erlaß eines Geſammtſchreibens an den König als durch Abordnung einer Botſchaft erreichen könnten; und noch in Worms ſetzte Melanchthon im Auftrage der Fürſten und mit Benutzung der von den vier Abgeordneten vorgelegten Inſtructionen das Concept eines Schreibens auf, wie daſſelbe etwa an den König abgeſendet werden könnte.

Allein in der wilden Aufregung der Gemüther, welche auf das Wormſer Colloquium folgte und die theologiſchen Parteien des Proteſtantismus zu neuen Kämpfen gegen einander führte, verloren die meiſten Fürſten die bereits beſchloſſene Interceſſion ganz aus dem Auge, ſo daß die Abſendung der in Worms aufgeſetzten Schrift ganz unterblieb.

Der edle Landgraf Philipp von Heſſen ſah das traurige Ergebniß der Werbung Beza's voraus. Aber unmöglich konnte er mit den übrigen Fürſten da ſchweigen, wo der Wehrruf der verfolgten Brüder ſo laut an ſein Herz ſchlug. Landgraf Philipp ſchrieb daher (19. November 1557) für ſich allein an den Herzog von Lothringen und hielt demſelben vor, was man in Deutſchland von der Verfolgung der „armen Chriſten, welche des Glaubens der Augsburgiſchen Confeſſion ſind", erzähle, wie man ſie gleich den Verbrechern zum Tode in den Flammen führe, und ihnen vor der Hinrichtung noch die Zunge ausreiße, da ſie doch in allen Stücken an der Lehre der heiligen Schrift, der alten Kirche, der Kirchenväter und der öcumeniſchen Symbole hielten. Der Landgraf beſchwor daher den Cardinal, er möge ungeſäumt ſeinen ganzen Einfluß aufbieten, damit das Loos der Unglücklichen gemildert werde.

Allein der Brief des Landgrafen fand am Hofe des Königs ebenſo wenig Beachtung, als die Botſchaft der Schweizer, welche den Beſcheid erhielt, der König laſſe die Eidgenoſſen erſuchen, ſich in Zukunft nicht um das, was er in ſeinem Königreiche anordne, Sorge zu machen, namentlich in Betreff der religiöſen Angelegenheiten, da er in denſelben unverrückt auf dem Wege ſeiner Vorfahren fortzugehen entſchloſſen ſei. — Unter den Augen der eidgenöſſiſchen Botſchaft fanden die edelſten Zierden der Pariſer Gemeinde den Tod in den Flammen, und die Lage der Evangeliſchen in ganz Frankreich ward um ſo verzweiflungsvoller, als man nach langem Harren auf den Beiſtand der deutſchen Fürſten endlich vernahm, in Deutſchland ſei das Gerücht ausgeſprengt, daß alle gegen die Hugenotten erlaſſenen Verfügungen von dem Könige zurückgenommen wären, ſo daß alſo von den evangeliſchen Fürſten einſtweilen gar keine Hülfe zu erwarten ſei.

§ 9.

Nochmalige Unionsverſuche Beza's und das Ultimatum der Züricher gegen dieſelben.

Die brüderliche Aufnahme, welche Beza in Deutſchland gefunden, die Sympathien für ſeine Unionspläne, die er in Straßburg wahrgenommen hatte, und die Kunde von der zunehmenden Noth und Bedrängniß der Evangeliſchen in Frankreich war für denſelben eine ernſte Mahnung, daß der Gedanke einer ſolidariſchen Vereinigung aller Theile der evangeliſchen Kirche, den er grade jetzt für recht wohl ausführbar hielt, auf's Neue angeregt werden müſſe. Daß er hierbei in Zürich auf Schwierigkeiten ſtoßen würde, war ihm freilich bekannt, weshalb es Beza für angemeſſen hielt, ſein Project den Zürichern brieflich vorzulegen. In dem Schreiben, in welchem er nach ſeiner Rückkehr Bullingern über ſeine Reiſe nach Deutſchland berichtete, ſtellte er daher demſelben vor: „Wir haben die redlichſte Offenherzigkeit bei denjenigen gefunden, die mit vollem Recht im größten Anſehn ſtehen, und aus ihrem eignen Munde haben wir Aeußerungen vernommen, die uns zu den beſten Hoffnungen nicht allein auf eine Synode, ſondern auch auf eine Vereinigung und einen endlichen Frieden berechtigen. Aber nicht allein die Theologen, ſondern auch nicht wenige fromme und zum Theil ſehr mächtige Fürſten ſind von dieſem Geiſte beſeelt. Dieſe evangeliſchen Fürſten haben beſchloſſen, nach dem Wormſer Colloquium in Frankfurt eine Verſammlung zur Beilegung der Zwiſtigkeiten zu halten und auch die Außerdeutſchen auf eine ſchickliche Weiſe dazu einzuladen. Weil ſich nun die Sachen ſo verhalten und der barmherzige Gott die Rathſchläge derer vereitelt hat, die uns zu Grunde richten wollten, und das Gemüth der Andern nicht wenig zum Frieden geneigt hat, ſo ruft die bedrängte Kirche Gottes einen jeglichen von uns auf und fordert, daß jeder nach ſeinen Kräften und auf jegliche Art und Weiſe dieſes Geſchäft bei denjenigen betreibe, durch deren Anſehen und Antrieb es in's Werk geſetzt werden muß. Wenn wir auf die freiwillige Einladung jener, die man ja nöthigenfalls ſogar darum bitten ſollte, uns weigern oder nicht ein gleiches Verlangen des Friedens mit zur Handlung bringen, ſo weiß ich wahrlich nicht, wie wir vor Gott, der die Umſtände ſo herbeigeführt und gefügt hat, vor ſo vielen ſchwachen und geängſtigten Gewiſſen, vor ſo vielen Kirchen, die unter dem Vorwande dieſes Zwieſpaltes ſchrecklich verfolgt werden, dieſes unſer ſchläfriges Zaudern entſchuldigen werden."

Allein das Mißtrauen gegen die „Welſchen", der Aerger über Beza's vorjährige Declaration und die Erinnerung an die traurigen Begegnungen, welche die Schweizer mit Luther und deſſen Anhängern gehabt hatten, machten es den Zürichern nicht möglich, auf Beza's Antrag einzugehen. Sie ſchrieben daher an Beza zurück: Allerdings wären ſie gern bereit, ſich an

einem Colloquium zu betheiligen, wenn daſſelbe in ordentlicher Weiſe eingerichtet würde. Denn auch ſie wünſchten Einigkeit mit den Brüdern, aber nicht jede Einigkeit, ſondern „eine heilige, welche der bisher bekannten lauteren Wahrheit nicht widerſtreite, die das offenbare Licht und die klare Lehre nicht verdunkele und ungewiß mache, eine Vereinigung, die durch ihre aufrichtige Redlichkeit allgemein, allen frommen Chriſten angenehm, und eben deshalb von Beſtand und Dauer ſei und nicht die Urſache zu neuem Zwieſpalt in ſich trage.“ Mit den deutſchen Proteſtanten könne man aber ſchwerlich eine aufrichtige und heilſame Einigung zu Stande bringen, weil dieſelben die Anerkennung der Augsburgiſchen Confeſſion, ſo wie dieſelbe im Jahre 1530 dem Kaiſer übergeben ſei, forderten, und jeden, der dieſe Bekenntnißſchrift nicht in allen Stücken annehme, der Gemeinſchaft des Leibes Chriſti unwürdig erachteten. Käme es wirklich zu einem Colloquium, ſo würde hier die Auctorität des gelehrten und frommen Melanchthon leider nicht viel gelten. — Nach dieſen Expectorationen kommen ſodann die Züricher wieder auf die Göppinger Declaration zurück, wobei der Aerger derſelben über Beza in ſeiner vollen Stärke hervortritt: „Als du im vergangenen Sommer,“ ſchreiben ſie, „mit den Fürſten und ihren Predigern, gelehrten, wohlwollenden und gemäßigten Männern handelteſt, was haſt du da mit deiner Unterredung ausgerichtet? Du haſt ein im Namen der helvetiſchen und ſavoyiſchen Kirchen abgefaßtes Bekenntniß in ihren Händen gelaſſen, welches allein ſchon genug zeigen könnte, daß dergleichen Geſpräche keinen andern, als den oben erwähnten Ausgang haben. Denn jene Confeſſion, die du ohne unſer Wiſſen überreichteſt, neigte ſich mehr zur Lehre der Gegner, als daß ſie die unſrige darlegte; weswegen wir ſie auch nicht anerkennen und wir dich hier zu Zürich im Beiſein der Brüder ermahnt, dich fernerhin zu enthalten, ſolche Bekenntniſſe zu ſchreiben und den Fürſten zu überreichen. Nichtsdeſtoweniger haſt du wiederum auf deiner zweiten Reiſe, als du mit den Predigern der Fürſten zu Worms zuſammentrafeſt, und mitunter auch die Sache der in Frankreich eingekerkerten Chriſten betriebſt, eine andere, zweite Confeſſion abgefaßt und haſt um ein Colloquium angehalten. Aber was war das für eine Confeſſion? Sei es nun, daß du ſie ſelbſt verfaßt, oder daß ſie ein Anderer geſchrieben und du ſie übergeben: es iſt eine Confeſſion, die in Allem mit der Augsburgiſchen übereinſtimmt, den Artikel vom Abendmahl ausgenommen (was wir inſofern gut heißen und loben), über welchen noch einige Streitigkeiten obſchweben ſollen. Indeſſen glauben wir nicht, daß die franzöſiſchen Kirchen, welche genau an der reinen Lehre halten, obgleich du den Artikel vom Abendmahl ausnimmſt, alles dasjenige billigen werden, was man ſie in jener ihrer Confeſſion bekennen läßt. Der Art ſind unter Anderen die Nothwendigkeit der Waſſertaufe bei den Kindern, die Beichte, die man vor dem Geiſtlichen verrichten ſoll und die Privatabſolution. Gewiß iſt es, daß wir

wenigſtens in dieſem Punkte, geſchweige denn in dem Artikel vom Abendmahl mit der Augsburgiſchen Confeſſion nicht einverſtanden ſind. Da ſich nun die Dinge dermaßen verhalten, ſo ſagen wir noch einmal, wir können uns nicht überzeugen, daß ein Religionsgeſpräch mit jenen Menſchen der einzige Weg zur wahren, aufrichtigen und dauerhaften Eintracht ſei. Alles geht bei ihnen nur darauf hinaus, daß wir zu ihnen übertreten ſollen. Da wir nun dieſes nicht thun können, wenn wir nicht etwa gegen alle Treue, Pflicht und gegen das Gewiſſen handeln wollen, ſo magſt du bedenken, wie herrlich du für die Wohlfahrt unſerer Kirche ſorgſt, wenn du auf deinen Geſandtſchaftsreiſen zu den Fürſten und ihren Predigern das von ihnen zu erhalten wünſcheſt, was mit ſo vielen Schwierigkeiten und bedenklichen Punkten verbunden iſt. Wir ſind gewiß, daß die franzöſiſchen und auch die zerſtreuten Gemeinden in Deutſchland nicht von uns verlangen, daß wir etwas Unklares, Verworrenes oder Unwahres annehmen ſollen, nur damit ſie größere Sicherheit und Ruhe genießen. Wir glauben auch, daß unter Brüdern nichts ſchöner und wünſchenswerther ſei, als Friede und Eintracht. Selig ſind die Friedfertigen, ſagt der Herr, denn ſie werden Gottes Kinder heißen. Aber du wirſt auch gewiß mit allen Redlichen und Frommen eingeſtehn, daß man um des Friedens willen auch nicht ein Haar breit von der bekannten Wahrheit und redlichen Einfachheit abweichen oder auch nur das Geringſte gegen ſein Gewiſſen annehmen ſoll, zumal da auch geſchrieben ſteht: Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. — Wir ermahnen dich daher brüderlich, geehrter, theurer Bruder, nie jene Worte des Herrn und die ſeines Apoſtels zu vergeſſen: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Sehet zu, wie ihr ſorgfältig wandelt, nicht wie die Unweiſen, ſondern wie die Weiſen, ſo daß ihr die Zeit und Gelegenheit benutzet. Hüte dich in Zukunft den hohen Herrn etwas zu verſprechen, das nicht allein voll Schwierigkeit und Gefahr iſt, ſondern auch zur Kenntniß und Berathung Vieler müßte gebracht werden. Schreibe auch künftighin keine Confeſſionen mehr, die du nachher genöthigt biſt, mit vielen Worten zu erklären. Du läufſt ſo nur Gefahr, Freunden und Feinden verhaßt zu werden, und im Falle einer Zuſammenkunft uns, deine Brüder, zu Gegnern zu haben. — Wir wollen bei unſerem Conſenſus (nämlich dem Cons. Tigurinus) bleiben, und wenigſtens den Frieden unter uns erhalten, bis der Herr nach ſeiner wahren Weisheit und Allmacht einen Weg zur wahren Vereinigung bahnen wird.“ — Schließlich ſprachen die Verfaſſer des Briefes den Wunſch aus, Beza möchte denſelben, um Mißbrauch zu verhüten, Niemandem mittheilen. Aber ſie ſelber hatten ihn ſchon Hallern und ſomit allen Berner Geiſtlichen zugeſandt.

Für Beza war dieſes Ultimatum, welches die Züricher in Betreff der Unionsfrage abgaben, wenig erbaulich; indeſſen war es ihm doch ein großer

Troſt, daß er ſich einerſeits der Zuſtimmung des Straßburger Magiſtrats zu ſeinen Unionsprojecten verſichert wußte, und daß er andrerſeits ſich auf Calvins mächtigen Schutz zuverſichtlich verlaſſen konnte. In richtiger Auffaſſung der vorliegenden Verhältniſſe ſchrieb Beza an Calvin (18. Januar 1558): „Von dir wagen ſie es nicht etwas Beſtimmtes zu ſchreiben; aber viele Urſachen laſſen mich vermuthen oder vielmehr ſchließen, daß ſie auch gegen dich, ich weiß nicht was für einen Argwohn gefaßt haben, als ob Alles auf deine Anſtiftung hin oder wenigſtens mit deiner Genehmigung geſchehen ſei. Aber wohlan, wir wollen ihnen dieſes Alles zu Gute halten und thun als ob ſie nie dergleichen Gedanken gehabt hätten. Was mich betrifft, ſo habe ich ihnen perſönlich alle Genugthuung gegeben und will es nochmals thun, damit ich ihnen wo möglich den Argwohn benehme, als ob alle die Unionsbemühungen abſichtlich darauf hinausgingen, die Wahrheit an die Gegner zu verrathen. Freilich wenn ſie eine ſolche Stimmung zum Colloqium bringen, im Fall ſie es nicht ausſchlagen, ſo wird es, wie natürlich, den Ausgang haben, welchen ſie befürchten. Geſchieht dieß, ſo wird die Wahrheit zwar nicht unterdrückt, aber doch durch die vereinigten Kräfte der Gegner ſchwer gedrückt werden, nachdem ſchließlich jede, auch die letzte Hoffnung zum Frieden verſchwunden ſein wird. Der letzte Verſuch ſoll gemacht werden, die letzte verhängnißvolle Entſcheidung ſteht bevor: wir müſſen daher um ſo eifriger anhalten im Gebet, ja man ſollte ſogar, wenn es ſo für gut befunden würde, in ſo hochwichtiger Zeit beſondere öffentliche Gebete in den Kirchen halten. Das iſt das einzige Mittel, welches uns noch übrig bleibt, Gott zu bitten, daß er den Starrſinn einiger Menſchen beuge und ſie mit wahrer Furcht vor ihm und mit größerer Erkenntniß erfülle. Ich meines Theils, wenn ich nicht ſähe, daß es Gott ſo gefallen hätte, ſich meiner als eines unnützen Werkzeuges ohne mein Wiſſen und Zuthun in einer ſo wichtigen Sache zu bedienen, ſo würde ich mich wundern, daß mein Name bei ſo wichtigen Verhandlungen auch nur genannt würde. Weil es aber der Herr ſo gewollt und der Satan ſich ſo gewaltig widerſetzt hat, ſo fing ich an darüber nachzudenken, wie ich diejenigen zufrieden ſtellen möchte, die einen ſolchen Argwohn gegen mich gefaßt haben. Ich habe daher beſchloſſen, wenn du nichts dagegen einzuwenden haſt, ihnen eben dieſe unſre Confeſſion, nur zu beſſerem Verſtändniß meiner Anſicht weiter ausgeführt zu überſchicken. Gefällt ſie ihnen, dann ſoll ſie von Farel und mir unterſchrieben, überreicht, oder wenn ſie es begehren, durch den Druck veröffentlicht werden. Ohne deinen Rath wollte ich jedoch nichts an ſie abſchicken und deswegen habe ich ihnen noch nicht geantwortet. Erwäge daher mit Fleiß die Schrift, die ich dir hier mitſchicke, und ſchreibe mir deine Meinung über die ganze Sache. Indeſſen erwarte ich Farels Antwort. Bullingers Schweigen iſt mir ein gewiſſes Zeichen, daß er ſich für ſehr beleidigt hält. Aber ich werde auch dieſes ertragen, denn ich bin überzeugt, daß er allein aus Unkenntniß der

Sache ſich ſo beträgt. Ueber Martyrs Schweigen wundre ich mich viel weniger. Der Herr, der uns mit ihnen verbunden hat, wird gewiß auch dieſes Uebel heilen, und wenn ich auch nicht durch Gründe über ſie ſiege, ſo ſoll es doch durch Geduld und Langmuth geſchehen. — Ich werde künftighin ſchweigen, da ich durch all mein Reden mir nur ihr mißfallen zugezogen habe. Wollte Gott, daß ich von hier auf irgend eine Weiſe entfernt würde. Doch will ich, ſo lange Er mich hier zurückhält, gern meine Pflicht thun." — Durch die Erfahrung belehrt ließ Beza ſeine Concordienprojekte vorläufig ganz fallen.

Dagegen ſah ſich Beza in dieſem Jahre zu neuer polemiſcher Thätigkeit veranlaßt. Der Italiener Sebaſtian Caſtellio, eine Zeitlang Calvins Hausgenoſſe, von dieſem geſchätzt und (1541) auf das Rectorat der Genfer Schule befördert, aber drei Jahre ſpäter entlaſſen, infolge deſſen er ſich in großer Armuth nach Baſel begeben hatte, war als leidenſchaftlicher Gegner der Calviniſchen Prädeſtinationslehre aufgetreten. Natürlich trat ihm Calvin energiſch entgegen. Aber auch Beza glaubte den Angriffen Caſtellio's auf die Grundſäule der reformirten Lehre begegnen zu müſſen, weßhalb er im Jahre 1557 gegen denſelben ſeine Schrift „Antwort auf Sebſtian Caſtellio's Verläumdungen, mit welchen derſelbe das einige Fundament unſerer Lehre, nämlich die ewige Prädeſtination Gottes umzuſtürzen ſucht" veröffentlichte*)

§ 10.

Beza's zweite Intercession für die Evangeliſchen in Frankreich.

Das Gerücht von dem angeblichen Aufhören der Hugenottenverfolgung in Frankreich war eine Lüge. Rascalo, der ränkevolle Geheimſchreiber des Kurfürſten zu Heidelberg, hatte dieſelbe im Einvernehmen mit dem Cardinal von Lothringen erſonnen und an mehrere evangeliſche Höfe gebracht, um auf dieſem Wege die Interceſſion derſelben zu hintertreiben. Das Bubenſtück war dem Frevler gelungen, wurde aber am kurfürſtlichen Hofe bald durchſchaut und durch den Hofprediger Diller an die Schweizer berichtet.

Mit gereiztem Unwillen über die ſchändliche Tücke Rascalo's erhob jetzt Calvin nochmals ſeine Stimme und forderte ſeinen getreuen Beza auf, abermals nach Deutſchland zu ziehen und die evangeliſchen Fürſten an die Löſung ihres Wortes zu mahnen. Ungern übernahm Beza einen Auftrag, der ihm von Zürich und Bern her nur neues Herzeleid bereiten konnte, wie es ſich ſofort zeigte, als ſich Beza in Bern um den nöthigen Urlaub zu ſeiner Reiſe bewarb. Denn der nachgeſuchte Urlaub wurde zwar bewilligt, jedoch mit

*) Auszüge aus dieſer Schrift ſiehe bei Henry, Calvin, III. Beil. S. 28 ff. und Schweizer, Centraldogmen, I. S. 367.

dem Bemerken, daß er ſich ja nicht beikommen laſſen möchte, ſich mit andern Dingen (nämlich Unionshändeln) zu befaſſen, indem man ſonſt mit ihm nicht ſo nachſichtig als bisher verfahren würde. Auch die Berner glaubten ihn, für den Fall, daß er über ſeinen Auftrag hinausgehen ſollte, mit harten Worten bedrohen zu müſſen. Im höchſten Grade verſtimmt, brach daher Beza mit zwei Gefährten, Johann Budäus und Lucas de Barty auf, um über Baſel nach Straßburg zu ziehen. Beza erzählte hier, wie im ſchreienden Widerſpruch mit den ausgeſprengten, ſchändlichen Lügen die Gläubigen in Frankreich aller Orten verfolgt, verhaftet und in Klöſter geſperrt würden, wie gar viele unter ihnen ſchon den Märtyrertod auf den Scheiterhaufen gefunden hätten; wie der König nicht nur entſchloſſen ſei nächſtens ein Inquiſitionstribunal zu errichten, zu deſſen Leitung er ſich vom Papſte drei Cardinäle erbeten, ſondern außerdem ein Edict erlaſſen habe, welches allen Biſchöfen das Recht ertheile, gegen Ketzer auf Todesſtrafe zu erkennen, und wie das Parlament durch Drohungen gezwungen ſei, dieſen Befehl zu ſanctioniren.

Der Magiſtrat zu Straßburg ſah in den Mittheilungen der Geſandten die Beſtätigung der vielen grauſigen Gerüchte, die während der letzten Monde von Paris her erſchollen waren, und erklärte ſich daher um ſo mehr bereit, den Wünſchen der Schweizer allen möglichen Vorſchub zu leiſten. Er verſprach die Ausführung ſeines früheren Vorhabens eifrigſt zu betreiben und die Anordnung einer Geſammtbotſchaft bei dem Fürſten auf's Neue in Anregung zu bringen. Er behändigte daher den Geſandten abermals Empfehlungsſchreiben an die Fürſten Ottheinrich und Wolfgang von der Pfalz, Chriſtoph von Würtemberg, Philipp von Heſſen und Karl von Baden und gewährte ihnen auf ihr deshalbiges Erſuchen einen der franzöſiſchen Sprache kundigen Reiter, der ſie nach Frankfurt begleiten ſollte, wo eben mehrere der genannten Fürſten, vor Allem die drei evangeliſchen Kurfürſten, verſammelt waren, um die Publicationen einer Vereinigungsformel zur Beilegung der kirchlichen Conterverſen — den Frankfurter Rezeß — zu berathen.

Indeſſen konnte ſich Beza doch auch einer Beſprechung der Concordienangelegenheit, trotz der von den Zürichern und Bernern erhaltenen drohenden Verwarnung nicht ganz entziehen. Marbach richtete nämlich an Beza, als dieſer ihn beſuchte, die Frage, wie es denn nun mit der Unionsſache in der Schweiz ſtehe. Beza antwortete: So viel an ihm und ſeinen Freunden ſei, ſo hätten ſie ihre Pflicht gethan und die Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Bekenner des Evangeliums überall bevorwortet. Daher komme es jetzt darauf an, daß der Straßburger Magiſtrat das Seine thue. Was Calvin betreffe, ſo könnten ſie verſichern, daß es an ihm nie fehlen werde. Da fragte Marbach auch nach den Bernern und Zürichern, was Beza zu der Bemerkung veranlaßte, daß die auf dem Wormſer Colloqium im verfloſſenen Jahre überreichte Schrift, worin unter den zu verdammenden Sectirern namentlich auch die Zwinglianer genannt wären, in Zürich und Bern nothwendig einen

sehr übelen Eindruck habe machen müssen. — Natürlich unterließ es Beza auf die Sache weiter einzugehen.

Die drei Abgeordneten zogen nun eiligst hinab nach Frankfurt und ließen sich bei den daselbst anwesenden evangelischen Herren, den drei Kurfürsten, dem Herzog Christoph von Würtemberg und den Pfalzgrafen Wolfgang und Friedrich *) anmelden. Sie legten denselben die Zuschrift der Straßburger sowie ein sehr warmes Empfehlungsschreiben der Berner mit einer Bittschrift vor, in welcher die wachsende Noth der Hugenotten und die heimlichen Intriguen Rascalo's mit beredter Sprache dargestellt waren, und veranlaßten, durch die freundliche Fürsprache des biederen Grafen Georg von Erbach und des kurpfälzischen Hofpredigers Diller unterstützt, die Fürsten, sich sofort (19. März) zur Unterzeichnung des früher zu Worms von Melanchthon aufgesetzten Schreibens an den König zu entschließen. Mit der Ueberbringung desselben wurden zwei Räthe des Herzogs von Würtemberg, Melchior Feiltsch und Florenz Grasecker, beauftragt, denen auf Veranlassung Beza's die besondere Weisung gegeben ward, sich vor den Intriguen des Cardinals von Lothringen wohl zu hüten, und die Zuschrift jedenfalls dem Könige selbst zu überreichen. Würde ihnen jedoch keine Audienz bei dem Könige gegeben werden, so sollten sie, ohne das Schreiben aus der Hand zu geben, Namens der von ihnen repräsentirten Fürsten gegen das Verfahren desselben Protest einlegen und ohne Weiteres wieder abreisen.

Melanchthons Brief ward diesmal von den Fürsten wirklich unterzeichnet und dem Könige zugeschickt. Allein die Intercession der Fürsten war eben so erfolglos als die frühere der schweizerischen Städte. Der König erklärte nämlich den beiden Botschaftern, er werde demnächst einen seiner Edelleute an die Fürsten senden und sich zur vollen Zufriedenheit derselben vernehmen lassen. Aber die Gesandten brachten die Schreckensnachricht mit nach Deutschland, daß noch während ihrer Anwesenheit an dem königlichen Hoflager neue Märtyrer in den Flammen der Scheiterhaufen verschieden wären.

§. 11.

Wirren in Lausanne. — Beza's Berufung nach Genf.

Als Beza nach Lausanne zurückkam, fühlte sich derselbe nach allen Seiten hin auf das Unangenehmste berührt. Die Anfeindungen, die er wegen seiner Unionsbestrebungen erfahren, die widerwärtigen Beziehungen, die er sich dadurch zu so Vielen bereitet hatte, mit denen in brüderlichster Gemein-

*) Die übrigen Fürsten, welche Baum S. 338 nennt, waren in Frankfurt nicht anwesend. Vergl. darüber meine Geschichte des deutschen Protest. B. I. Absch. IV, § 1.

ſchaft ſich zu wiſſen, ihm ein Herzensbedürfniß war, traten ihm in peinlichſter Weiſe auf's Neue vor die Seele. Ein kurzer Reiſebericht, den Beza ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Rückkehr in die Heimat (19. April 1558) an Bullinger ſandte, zeugt von dem Unmuth, der ſeine Seele füllte. Am Schluſſe deſſelben ſchreibt nämlich Beza: „Im Allgemeinen wünſchte ich, daß man auf beiden Seiten weniger nach Gelegenheit haſchte, ſich zu beleidigen und zu reizen, ſondern ſo viel als möglich ſuchte, auf eine chriſtliche Weiſe die Beleidigungen zu überſehen und die Zwiſtigkeiten zu verdecken, anſtatt das Gerücht davon in alle Welt zu ſtreuen. Denn meines Theiles verzweifle ich ſelbſt jetzt noch nicht an der Möglichkeit einer durch ein Colloqium zu erzielenden Verſtändigung über die Hauptgrundſätze der Lehre. Ich weiß wohl, daß du andrer Meinung biſt, und daß du für deine Meinung gewichtige Gründe haſt; aber du wirſt mir, wie ich zuverſichtlich hoffe, wohl geſtatten, hierin meiner eignen Anſicht zu ſein. Indeſſen werde ich mein Verſprechen, das ich euch perſönlich gegeben habe, treu und gern halten, und werde eingedenk der Stellung, die ich in der Kirche einnehme, dieſe Art der Verhandlung Andern überlaſſen." Weniger bewegt und darum mit größerer Beſtimmtheit äußert ſich Beza in einem Briefe an Farel (29. April): „Wir haben zu Frankfurt eine beſondere Bittſchrift eingereicht, in welcher wir nur die franzöſiſchen Kirchen erwähnten, damit, wenn einmal ein Colloqium zur Wiederherſtellung des Kirchenfriedens ſtattfindet, dieſe günſtig angehört werden. Man antwortete uns auf das Freundlichſte, ſo daß ich der gewiſſen Hoffnung lebe, man werde nichts verhandeln, ohne wenigſtens die Genfer zu Rathe zu ziehen. Wenn die Andern das Colloquium ablehnen, ſo mögen ſie bedenken, in welcher Abſicht ſie es thun, und mögen zuſehen, was ſie thun. Ich möchte faſt meinen, du ließeſt ab, ſie zu andern Anſichten zu bringen, damit du ſie nicht noch mehr reizteſt. Iſt das Colloquium einmal angeſetzt und werden einige von ihnen dazu gerufen, dann wird die ſchicklichſte Gelegenheit gekommen ſein, daß man ohne Rückſicht mit ihnen handeln kann. Ruhig bleiben und den Aerger verſchlucken, halte ich jetzt für das Beſte. Denn ich ſehe voraus, daß wir allein nichts ausrichten, ſondern daß, auf welche Art du ſie auch angreifſt, der Zwiſt in offenbare Feindſchaft auszubrechen droht. Darum ſo ſieh meine Jugend und meine ſonſtige Unerfahrenheit nicht an, mein Vater, und ſei mir in dieſem Stücke zu Willen."

Das Vertrauen, welches einſt Beza mit den Freunden in Zürich und Bern verbunden hatte, war alſo hinweg, und nur hinter dem Rücken derſelben wagte es Beza, ſeine Gedanken und Wünſche offen auszuſprechen.

Mußte ihm ſchon dieſes den Aufenthalt in einer Stadt, in welcher ſich die Regierungsauctorität von Bern geltend machte, durchaus verleiten, ſo konnten die widerwärtigen Verhältniſſe, die er nach ſeiner Rückkehr aus Deutſchland in Lauſanne vorfand, nur dazu beitragen, daß er aus dem Gewirre, welches ihn umgab, recht bald erlöſt zu werden ſich ſehnte. Viret

beabſichtigte in Uebereinſtimmung mit den übrigen Predigern und Profeſſoren zu Lauſanne (auf deren Seite alle aus Frankreich eingewanderten Glieder der Gemeinde ſtanden), endlich die Einrichtung eines Conſiſtoriums und die Einführung der Kirchenzucht nach Genfer Muſter, und hatte außerdem publizirt, daß er wegen der in Lauſanne herrſchenden Zuchtloſigkeit das heilige Abendmahl an dem bevorſtehenden Oſterfeſte nicht halten werde, weil er das hehrſte Heiligthum im Himmel und auf Erden nicht auf die frevelhafteſte Weiſe entweihen wollte. Aber alle Diejenigen, welche ſich noch der Erinnerung an die Schrankenloſigkeit des Lebens in der alten, biſchöflichen Zeit freuten, nahmen hierin nichts als den unerträglichen Despotismus eines Kirchenthums wahr, gegen welchen ſie den Schutz der Regierung zu Bern anrufen zu müſſen glaubten. Auch ſchritt die Regierung gegen den unbequemen Ernſt der Kirchenmänner zu Lauſanne in einer für dieſe ſehr empfindlichen Weiſe wirklich ein. Da war Calvins Freundſchaft der einzige Troſt, an welchem ſich Beza's Herz erquickte. Sein Name und ſeine Lehre galten ihm als ein Heiligthum, deſſen Antaſtung er nicht dulden konnte, weßhalb er erſt unlängſt Calvins Prädeſtinationslehre gegen die Angriffe Caſtellio's öffentlich vertheidigt hatte. Als daher der Rath zu Genf auf Calvins ſchon oft wiederholten Antrag im Jahre 1558 endlich eine hohe Schule mit drei Profeſſoren (für die Theologie, Philoſophie und für die griechiſche Sprache) zu errichten beſchloß, und als Calvin verlangte, daß Beza eine dieſer Profeſſuren übernehmen ſollte, ſtand deſſen Entſchluß, Lauſanne zu verlaſſen, feſt. Viret und die andern Collegen zu Lauſanne erſchraken, als ſie von Beza's Vorhaben hörten. Niemand anders als Calvin konnte denſelben zu dieſem Entſchluſſe gebracht haben, weßhalb Viret in ſeinem Schreiben an Calvin den gereizteſten Unwillen über dieſen, der ihm Beza's Herz heimlich abgeſtohlen habe, ausſprach. Vergebens wurde Beza mit Bitten beſtürmt, daß er doch bleiben und nicht die jetzt in ſo hoher Blüthe ſtehende Schule, welche damals 700 Scholaren zählte, durch ſeinen Abzug zu Grunde richten möchte. Freilich wußte Beza ſelbſt, daß wenn er gehe, dadurch auch in vielen andern aus Frankreich eingewanderten Predigern und Lehrern der Entſchluß, Lauſanne zu verlaſſen, reifen, und daß dann Vieles, was er ſelbſt hatte ſchaffen helfen, wieder verkümmern werde. Aber bei Calvin, der fortwährend von Krankheiten heimgeſucht, ſeiner bedurfte, mußte er nun einmal leben; Calvins täglicher Umgang war ihm Lebensbedürfniß; und nachdem er ſich daher in Bern ſelbſt die Entlaſſung aus ſeinem gegenwärtigen Dienſtverhältniß geholt (welche ihm bereitwilligſt, jedoch mit dem Erſuchen gegeben wurde, daß er womöglich noch bis auf Martinstag in Lauſanne bleiben möchte) zog er im Anfange des Septembers nach Genf ab.

Dritter Abſchnitt.

Beza's Wirkſamkeit von 1558—1560.

§ 1.

Beza's Stellung in Genf.

Die Ueberſiedelung Beza's von Lauſanne nach Genf bezeichnet eine weſentliche Veränderung der Situation des franzöſiſch-proteſtantiſchen Terrains. Bis dahin waren Genf und Lauſanne neben einander die beiden Burgſitze des franzöſiſchen Proteſtantismus geweſen: Genf infolge der dominirenden Auctorität Calvins und der Muſtergiltigkeit ſeiner kirchlichen Organiſation; Lauſanne wegen ſeiner von 700 Scholaren beſuchten Academie. Von jetzt an ging jedoch die Bedeutung Lauſanne's durchaus auf Genf über, ſo daß dieſes nun zur eigentlichen Metropole des franzöſiſchen Proteſtantismus, ja überhaupt der reformirten Kirche ward, während Lauſanne allmählich von allen hervorragenden Lehrern und Predigern (welche theilweiſe, wie Viret, nach Genf gezogen wurden) verlaſſen, und durch den Druck, den Bern auf die daſelbſt ſich erhebenden kirchlichen Strebungen ausübte, vollſtändig verſtört, von dem, was es einſt geweſen war, faſt nichts als die Erinnerung behielt.

Als Beza am 15. Oktober 1558 in Genf einzog, fand derſelbe hier zur Begründung einer neuen Aera der kirchlichen Bedeutung dieſe Stadt völlig vorbereitet. Die zahlreichen Gegner, welche Calvins Lehre und Kirchenzucht hier einſt gefunden hatte, waren überwunden und unſchädlich gemacht; Calvins Auctorität war die Seele des ganzen Kirchenweſens geworden; die bürgerliche Obrigkeit und das bürgerliche Gemeinweſen hatte Calvins kirchliche Beſtrebung vollſtändig in ſich aufgenommen; die Mauern des Gymnaſiums erhoben ſich raſch auf der St. Antoniushöhe, und Beza ward mit einem ſo unbedingten Vertrauen aufgenommen, daß ſämmtliche Prediger zu Genf durch einſtimmigen Beſchluß ihm ſofort die demnächſtige Uebertragung des geiſtlichen Amtes neben der Profeſſur für griechiſche

Sprache und neuteſtamentliche Exegeſe zuerkannten (was auch ſchon im Frühjahr 1559 wirklich erfolgte) und daß andrerſeits (17. April 1559) der Magiſtrat, um Beza in Genf bleibend zu feſſeln, ihm das Bürgerrecht übertrug. Außerdem war die Errichtung der Academie und des Gymnaſiums oder Collegs ein Project, das in allen Schichten der Bevölkerung Genfs als weſentlichſtes Intereſſe der Stadt angeſehen ward, weshalb die Ausführung dieſes Planes durch mancherlei Opfer, welche Einzelne brachten, raſch gefördert ward. Der gelehrte und tapfere Franz von Bonnivard, der durch Schenkung ſeiner ſehr anſehnlichen Bücherſammlung im Jahre 1551 den Grund zur öffentlichen Bibliothek Genfs gelegt hatte, vermachte der Republik (10. September 1558) zum Unterhalte der Schule ſein ganzes Vermögen. Andere thaten Aehnliches.

Endlich konnte die Anſtalt am 5. Juni 1559 durch einen in den weiten Hallen des St. Peterdomes gehaltenem Feſtgottesdienſt inaugurirt werden. Eröffnet wurde die Feierlichkeit mit einem Gebete und einer kurzen Anſprache Calvins, worauf der gelehrte und welterfahrene Stadtſchreiber Michael Roſet im Namen des Bürgermeiſters auftrat, die Schulgeſetze und das Glaubensbekenntniß vorlas, und die Namen der Lehrer und des Gymnaſiarchen, dreier neuangeſtellter Profeſſoren der Academie und zuletzt den Namen Beza's als des Rectors der Academie und des Gymnaſiums proclamirte. Hierdurch in ſeine Amtsthätigkeit eingewieſen, beſtieg nun Beza die Kanzel, um die eigentliche Feſtrede zu halten. Im eleganteſten Latein ſprach ſich hier Beza — es war das erſte Mal, daß er einen derartigen Vortrag hielt — über Urſprung, Würde, Nothwendigkeit und Nutzen der Schulen aus. „Wenn ſchon die Menſchen mit Verſtand und Vernunft geboren werden," erklärte Beza, „wenn ſchon man bei Einzelnen eine ſolche außerordentliche geiſtige Befähigung wahrnimmt, daß man bei Allem, was ſie wiſſen und was ſie thun, glauben ſollte, es wären Dinge, die ſie nicht zu erlernen, an die ſie ſich nur zu erinnern brauchten, ſo bleibt doch immer noch der Ausſpruch des Ariſtoteles, den die Erfahrung aller Zeiten beſtätigt, wahr, daß die Menſchen nicht gelehrt, und noch weniger mit der Kenntniß aller derjenigen Dinge ausgerüſtet zur Welt kommen, deren Verſtändniß in dem Gange dieſer Lebensverhältniſſe nothwendig iſt, indem ſie vielmehr nur mit einer zu dieſem Verſtändniſſe führenden Anlage und Geſchicklichkeit geboren werden. Folglich muß es ein Mittel geben, um die Menſchen zu derjenigen Kenntniß und zu dem Verſtändniß zu bringen, das ſie von Natur nicht beſitzen, zumal da ſelbſt die ausgezeichnetſten Naturen noch behandelt, gleichſam bearbeitet und gebildet werden müſſen durch nahrhaften und ſorgfältigen Unterricht, gleichwie auch das fruchtbarſte Erdreich der Cultur und des Anbaues bedarf. Denn ſehr wahr iſt jenes Wort eines alten Schriftſtellers: Ein unterrichteter Menſch ſieht doppelt ſo hell als ein anderer. Nun iſt aber das Leben ſo kurz, daß ein Menſch auch mit den ausgezeichnetſten Geiſtesanlagen und

mit den größten Anſtrengungen (der Unzahl derjenigen nicht zu erwähnen, die eher alles Andere thun, als das Leben recht anwenden) unmöglich ſo viele Dinge ſelbſt beobachten und erforſchen konnte. Gott, den wir allein eine ſo große und himmliſche Wohlthat zuſchreiben können, mußte daher ausgezeichnete Geiſter erwecken, die ſowohl mit der Gabe der Erfindung als mit der Organiſation ausgerüſtet alles Gute und Nützliche zur Kunſt und Wiſſenſchaft geſtaltet haben. Damit will ich diejenigen bezeichnen, welche zuerſt jene herrlichen Kenntniſſe an's Licht gebracht haben, die wir jetzt mit dem Worte Philoſophie bezeichnen. Was würden aber alle dieſe Künſte und Wiſſenſchaften nützen, wenn es keine Lehrer gäbe, ſie zu lehren, keine Schüler, ſie zu lernen. Die Vereinigung dieſer drei Elemente bildet die Republik der Schulen. Sie beſteht nicht durch Zufall, noch erſt ſeit einigen Jahrhunderten, ſondern als eine beſondere göttliche Wohlthat von den älteſten Zeiten her, damit diejenigen, welche Klötzen oder wilden Beſtien ähnlich wären, zu verſtändigen Menſchen umgebildet würden. Daher war ſchon im alten Teſtament die Familie der Patriarchen für alle ihre Angehörigen eine ſolche Schule der Bildung; Moſes ward in aller Weisheit der Aegypter, der Lehrmeiſter der Griechen unterrichtet, und Salomo und Daniel waren in allen denjenigen Künſten geübt, welche man mit Unrecht als profan bezeichnet, da ja nichts Unrechtes oder Profanes an denſelben iſt, weder in Beziehung auf ihren Urheber, Gott, noch in Betracht des rechtmäßigen Gebrauches derſelben. Auch die altteſtamentlichen Prophetenſchulen waren Anſtalten, in denen neben der Religion auch andere freie Künſte, ſoweit es damals möglich war, gelernt wurden. Ebenſo erhielt ſich dieſe Wohlthat Gottes unter den Heiden, welche durch dieſelben bis zur Erſcheinung Chriſti vor gänzlichem Untergange bewahrt wurden. Nach der Völkerwanderung wurden Karl der Große und andre Erwählte Gottes die Gründer der neueren Schulen und Univerſitäten, welche theilweiſe noch beſtehen. Dieſen Vorgängen folgend hat nun der Rath dieſer Stadt auch dieſe Schule geſtiftet und ſie nach den heilſamſten Verordnungen eingerichtet." — Schließlich richtete Beza ſeine Anſprache an die Schüler: Nun wende ich mich an euch, ihr Schüler, und bitte euch im Namen Gottes, ſo viel an euch iſt, euere Pflicht zu erfüllen, damit man euch nicht vorwerfen kann, ihr wäret euch ſelbſt im Wege geweſen. Wiſſenſchaft ohne Rechtſchaffenheit und Tugend, ſagt Plato und nach ihm Cicero, verdient eher Schalkheit als Weisheit genannt zu werden. Selbſt dieſe armen, blinden, heidniſchen Philoſophen haben alſo ſchon gar wohl eingeſehen, daß aller guten Künſte Ziel und Endzweck iſt, uns im Tugendwandel zu ſtützen und zu ſtärken. Welch eine Schande wäre es daher für uns, dieſes nicht einzuſehen, oder es nicht zu bethätigen und durch die That zu beweiſen. Denn bei ihnen darf man ſich nicht wundern, wenn ſie des Zweckes beinahe verfehlt haben, da ſie anſtatt der wahren Gerechtigkeit, welche darin beſteht, daß wir Gott die Ehre er-

weiſen, die ihm geführt, nur einem abergläubiſchen Wahne folgten und anſtatt wahrhafter Tugenden, gleichwie Ixion, nur eitle Tugendſchatten und leere Wolken empfingen. Bei euch aber kann keine ſolche Entſchuldigung ſtattfinden, denn von jetzt an ſtehen euch Mittel und Wege zu Gebote, um in der wahren Gottesfurcht und allen Künſten von der Mutterbruſt an ernährt und erzogen zu werden, wenn ihr nur (und ich zweifle nicht an eurem guten Willen dazu) eure Studien nach der Vorſchrift dieſer Geſetze einrichten und betreiben wollt. Dazu aber habt ihr vor Allem den Beiſtand des allmächtigen Gottes nöthig, der für euch bereit iſt, und der auch fürderhin, wie ich gewiſſe Anzeigen habe, und wie dieſer feierliche Tag es verbürgt, nicht fehlen wird. Sodann müßt ihr eurerſeits einen gutwilligen Fleiß zeigen, welchen die Weisheit, Bereitwilligkeit und Großmuth eines hochgebietenden Rathes, und die Gelehrſamkeit, Emſigkeit und Treue eurer Lehrer nicht ermangeln werden zu unterſtützen, wie ihr das ſchon jetzt vor Augen ſeht, und wie ihr es hoffentlich auch in der Folge noch erfahren werdet. Hütet euch daher, daß ihr euch nicht durch Undankbarkeit, Ehrloſigkeit oder Trägheit einer ſolchen großen göttlichen Wohlthat unwürdig zeigt. Ihr ſeid hier nicht vereinigt, um bei feierlichen Spielen, Leibesübungen und Kämpfen, wie bei den Griechen geſchah, einen angenehmen Zeitvertreib zu finden, ſondern um einſt, wenn ihr tüchtige Fortſchritte in der Religion und in allen guten Künſten gemacht, die Verherrlichung Gottes zu befördern und eurem Vaterlande und den Eurigen zum Nutzen und zur Ehre zu gereichen. Bedenket ſtets, daß ihr werdet Rechenſchaft ablegen müſſen von dieſer Lehrzeit vor eurem oberſten Herrn und Heerführer, der euch die Ehre erzeigt, in dieſer chriſtlichen Schule unter eure Fahnen zu treten. Genug, ihr würdet euch mit ewiger Schmach bedecken, wenn es geſchehn ſollte, daß bei dieſen euch dargebotenen Hülfsmitteln ihr als ſolche erfunden würdet, die ſich ſelbſt im Wege ſtehend, ihren eigenen Schaden geſucht und ſich zu ihrem eigenen Untergange verſchworen haben. Das wolle Gott in Gnaden abwenden, ſo wie ich es denn gewißlich hoffe, daß er es thun werde". — Ein hierauf folgendes Schlußwort Calvins beendete die erhebende Feierlichkeit.

§ 2.

Beza abermals als Anwalt des verfolgten Evangeliums und des Unionismus.

Beza war nun ſomit in diejenige Stellung eingerückt, für welche ſich derſelbe durch ſeine Wirkſamkeit in Lauſanne vorbereitet hatte. Er galt jetzt als der eigentliche Repräſentant und Träger proteſtantiſcher Wiſſenſchaftlichkeit und Bildung, und war neben Calvin daſſelbe, was Melanchthon neben Luther war. Natürlich war die Berufsarbeit, die Beza jetzt zu tragen hatte, eine ungleich mannigfaltigere als in Lauſanne; allein das hinderte

ihn doch nicht, nebenbei noch Mancherlei zu thun, was nothwendig geſchehn mußte, was aber nur Er in der rechten Weiſe thun konnte. So vollendete er damals die ſchon vor Jahren begonnene Ueberarbeitung der Olivetaniſchen Ueberſetzung des Neuen Teſtaments. Auch zu einer geſandtſchaftlichen Reiſe mußte Beza noch im Jahre 1559 Zeit finden. Damals war nämlich die Schreckensbotſchaft nach Genf gekommen, daß der hochangeſehene Parlamentsrath Anne du Bourg als Anhänger der neuen Lehre auf ausdrücklichen Befehl des Königs verhaftet und von dem Parlament zu Paris zum Tode verdammt ſei. Wohl hatte die Hierarchie ſchon unzählige Opfer zur Schlachtbank geführt, aber noch hatte das evangeliſche Frankreich, und vor allem die Gemeinde zu Paris um keins ihrer Glieder ſo getrauert, als um den edlen Anne du Bourg. Alles, was man zu ſeiner Rettung verſucht hatte, war vergeblich geweſen; denn gerade an ihm ſollte ein abſchreckendes Beiſpiel gegeben werden. Da dachten Calvin und Beza, daß vielleicht die Verwendung eines deutſchen Fürſten, insbeſondere die des Kurfürſten Friedrich III. zu Heidelberg, die drohende Gefahr von dem theuern Haupte abwenden könnte. Abermals machte ſich daher Beza (im November 1559) auf nach Deutſchland, wurde mit ſeinem Antrage von dem frommen Kurfürſten auf das Wohlwollendſte aufgenommen und von dieſem erſucht, das Schreiben, welches er (der Kurfürſt) nach Paris ſenden wollte, ſelbſt aufzuſetzen. Der Kurfürſt bat in demſelben den König, ihm den Parlamentsrath, dem er eine Profeſſur der Rechte in Heidelberg übertragen wollte, zu überlaſſen, indem er ausdrücklich erklärte, daß er die Gewährung dieſer einzigen Bitte als eine Erfüllung aller Verſprechung anſehen wollte, welche ihm von den Königen von Frankreich überhaupt gegeben wären. — Eine kurfürſtliche Geſandtſchaft brachte das Schreiben nach Paris, wurde mit gleißneriſcher Höflichkeit aufgenommen und mit den freundlichſten Zuſicherungen entlaſſen; aber Anne du Bourg — der erſte Märtyrer ſeines Ranges und ſeines Anſehns — ſtarb am Galgen und ſeine Leiche ward auf dem Scheiterhaufen zu Aſche verbrannt.

Auch zur Wiederaufnahme ſeiner Unionstendenzen wurde Beza damals veranlaßt, und zwar zunächſt durch ſeine Reiſe zu dem Kurfürſten Friedrich III. Beza berichtet hierüber in einem Briefe an Bullinger: „Als ich mich zu Heidelberg bei dem Fürſten ſchon verabſchiedet hatte (mit welchem ich, wie ich dir heilig verſichern kann, ebenſowenig als mit irgend einem andern Menſchen über dieſe Dinge das Mindeſte geſprochen), ſiehe, da kommt ungerufen ein gelehrter und dem Fürſten mit Recht ſehr theurer Mann in meine Herberge und fragt mich, warum ich nichts von dieſer Sache geſprochen, denn der Fürſt habe das erwartet. Ich gab zur Antwort, daß ich hierzu von Niemandem irgend einen Auftrag empfangen hätte, und daß es mir außerdem auch bedenklich geweſen wäre, unter den gegenwärtig ſo widerwärtigen Verhältniſſen (tam exulceratis rebus) etwas der Art in Anregung zu bringen. Mit nichten, ſagte er, wiſſet, daß es auf dem Tage zu Augsburg nur an einem einzigen Fürſten

lag, ohne welchen nach dem einſtimmigen Wunſche der übrigen Herren ein freies chriſtliches Geſpräch zwiſchen den Kirchen unſeres und eueres Theils wäre beſchloſſen worden, wenn nicht etwan ihr es abgeſchlagen hättet. Ich entgegnete: Wie nun, iſt etwa alle Hoffnung verſchwunden? Im Gegentheil, erwiederte er, ich kann dich verſichern, daß ein hochangeſehener und vielgeltender Fürſt den ſehnlichen Wunſch hegt, die Sache dahin zu bringen, daß dieſer unglückſelige Streit nach der Entſcheidung gelehrter und friedlich geſinnter Männer entweder ganz aufgehoben oder doch wenigſtens auf einige billige Bedingungen zurückgeführt und vermittelt würde und wir ſo durch das Bekenntniß Eines Glaubens zu einem gemeinſchaftlichen Bund vereinigt würden. Uebrigens, ſagte er, müſſet ihr vor Allem wiſſen, daß man begehrt, ihr möchtet in einer kurzen Schrift ſo klar als möglich euere ganze Anſicht darlegen, aus welcher man deutlich ſehen und beſtimmen könnte, in welchen Punkten wir von einander abweichen oder einſtimmig ſind, und wodurch dann alle Verleumdungen derjenigen abgeſchnitten würden, die euch unaufhörlich bei dem Fürſten anklagen. Denn was bis jetzt geſchrieben worden, erſcheint den meiſten von den Unſrigen entweder zu weitſchweifig oder zu unklar oder zu ungewiß. Er ſei übrigens der Meinung, fügte er ſchließlich hinzu, daß die Sache um ſo eher und beſſer könnte bewerkſtelligt werden, je geringer die Anzahl der Männer von unbeſcholtener Rechtlichkeit wäre, denen ſie übertragen würde."

Calvin ſetzte ſofort die begehrte Darlegung der reformirten Lehre auf, und auch Beza that daſſelbe, worauf Beide ihre Arbeiten Bullingern zur Prüfung zuſandten. In dem Begleitungsſchreiben weiſt Beza überaus klar nach, wie nichtig die in Zürich und Bern gegen ſein Unionsproject erhobenen Einwendungen wären: „Es iſt zwar eine harte und läſtige Bedingung, ſagt Beza, ſich ſo ſklaviſch an gewiſſe Sylben, Worte oder Ausdrucksweiſen halten zu müſſen und keine Rückſicht auf diejenigen nehmen zu dürfen, mit welchen man unterhandelt. Da dir indeſſen der Gebrauch des Ausdrucks Subſtanz durchaus zuwider iſt, ſo habe ich mich deſſen in der zugeſchickten Erklärungsſchrift gänzlich enthalten. Aber nun verleumden uns die Gegner, indem ſie vorgeben, daß wir ſtatt des Weſens des Sakramentes, ſtatt deſſen, was durch die Zeichen dargeſtellt wird, nicht Chriſti Leib, ſondern vielmehr deſſen Geiſt annehmen und ſomit die Verbindung mit Chriſto ſelbſt aufheben. Andere ſagen, wir handelten nur von den Früchten und Wirkungen, die wir aus Chriſto ziehen, nicht aber von dem weſentlichen Chriſtus ſelbſt, gleich als ob derjenige Etwas aus Chriſto ſchöpfen oder ziehen könnte, der nicht den eigentlichen Chriſtus ſelber aufnimmt. Andere fabeln ſogar, daß wir Chriſto einen geiſtigen Körper beilegen, was doch vielmehr auf diejenigen paßt, welche die Allenthalbenheit des Körpers Chriſti annehmen. Wenn wir alſo mit ihnen handeln, ſo ſagen wir, um jene Verleumdungen zu vermeiden: Chriſtus ſelbſt oder der Körper Chriſti werde uns dargereicht, doch nicht allein Frucht und Wirkung des Todes Chriſti, ſon-

dern Christi Substanz und Wesen, wodurch in Vereinigung mit ihm, Alles aus ihm in uns geleitet wird. Dann sagen wir, um jede crasse Vorstellung zu entfernen, dies geschehe durch den Glauben, durch die Kraft und Wirkung des heiligen Geistes, obgleich der Leib Christi im Himmel sei, und nirgend anderswo, die Sakramente dagegen auf der Erde und nirgend anderswo. — Heißt dieses nun von unserm Consensus abweichen? Wenn der Herr sagt: Dieß ist mein Leib, und wenn Paulus sagt: Das Brot ist die Gemeinschaft des Leibes Christi, — wollen sie da von einem Körper reden, der keine Substantialität hat? Kurz, ich will das Wort Substanz nicht anders gebraucht wissen, als Martyr es in seiner Vorrede an den Bischof von Canterbury, und in der Erklärung des Chorintherbriefes erläutert hat."

§ 3.

Beza gegen Westphal. — Sein Bekenntniß.

Indessen war bereits die Zeit gekommen, wo Melanchthon, der Bote des evangelischen Friedens an die deutsche Nation, sein Tagewerk beenden, und wo der Gegensatz der theologischen Parteien zur bleibenden Spaltung der deutschen Kirche führen sollte. Statt daß daher Beza seinen Unionsgedanken verfolgen konnte, mußte derselbe nach der Waffe der Polemik greifen, um die maßlosen Schmähungen, mit denen der wilde Zelot Joachim Westphal zu Hamburg Calvin und dessen Lehre übergeifert hatte, in ihrer Lügenhaftigkeit aufzudecken. Es verdient beachtet zu werden, in welcher Weise Beza in dieser Schrift (1559) die von Westphal der reformirten Kirche gemachten Vorwürfe, daß sie viel heilsame Ceremonien abgeschafft, die Privatabsolution, die Privat- und Krankencommunion, die Nothtaufe verwerfe, viele Festtage beseitigt, sich an die Pericopen nicht halte, den Decalog anders eintheile und demgemäß die Bilder abgeschafft habe, — zurückweist: „Vor Allem," sagt Beza, „behaupte ich, daß nur wenige und unschädliche Ceremonien in der Kirche üblich sein sollen. Denn davon abgesehn, daß wir Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten sollen, müßte uns schon die Erfahrung durch das Beispiel Derjenigen warnen, welche ehemals den Ceremonien kein Maß und Ziel setzten und dadurch die Gottesverehrung nicht allein nicht beförderten, sondern sie ganz zu Grunde richteten. Wir meinten daher, daß man vielmehr auf Abschaffung als auf Einführung von Ceremonien bedacht sein müsse. Allerdings kommt hier der verschiedenartige Genius der Völker und der Grad des Fortschrittes, den das Wort Gottes bei ihnen gemacht hat, in Betracht. Wenn wir jedoch bei denjenigen Völkerschaften, die uns anvertraut sind, die Abstellung vieler Dinge erlangt haben, die noch in den sächsischen Kirchen gebräuchlich sind, und deren Abschaffung auch vielleicht anderswo als bei uns nicht mit dem Erfolg von Statten gegangen wäre, warum machst du uns das zum Vorwurf und stellst uns deshalb verleumderisch als von den andern Kirchen abgefallen dar, um

uns verhaßt zu machen? Wir verhehlen es uns allerdings nicht, daß man anderswo nach unſrer Anſicht vielleicht in der Reinigung der Kirche von allem papiſtiſchen Unrath zu furchtſam war und zum Theil noch iſt; ja wir glauben, daß gar Manches ſtattfindet, was durchaus nicht zu dulden iſt. Die Frage wegen des Chorhemdes iſt allerdings in unſern Augen nicht ſo wichtig, daß wir dieſer Kleidung wegen den Fortgang des Evangeliums auch nur im Geringſten geſtört ſehen möchten. Aber wir glauben, daß diejenigen klug und recht gethan haben, welche jenen ganzen, eher für Schauſpieler als für Diener des Evangeliums paſſenden Anzug als heidniſchen Ueberreſt aus der Kirche entfernten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß er vielfach ſchaden, in keiner Weiſe aber nützen kann, weshalb wir die Wiedereinführung deſſelben keineswegs unter die gleichgültigen Dinge rechnen können. — Bilder und Bildſäulen in den Kirchen aufſtellen iſt unſeres Dafürhaltens durch Gottes ausdrückliches Verbot in der heiligen Schrift mehr als hundert Mal unterſagt. Was ſollen ſie an dieſem Orte, wenn ſie nicht verehrt werden dürfen? Sollen ſie etwa zur Erinnerung dienen? Wer aber iſt weiſer, wir oder der heilige Geiſt? Und obgleich wir gern annehmen, daß diejenigen, welche ſie zuerſt in die Kirche brachten, die Erinnerung im Auge hatten, ſo ſollte uns doch die Abgötterei, die bis auf den heutigen Tag noch im Schwange iſt, belehren, daß ſie in den Kirchen durchaus nicht zu dulden ſind."

„Was des Herrn Abendmahl betrifft, ſo haben wir uns immer befleißigt, eine ſolche Lehre zur Geltung zu bringen, welche die Sacramente nicht ihres Gehaltes beraubt und das Gemüth zum Himmel erhebt; weshalb wir bei der Feier des Abendmahles ein feierliches Gebet ſprechen, und außerdem ſo einfach als möglich zu Werke gehn. Das Knieen am Tiſche, welches du uns vorhältſt, kennen unſre Kirchen nicht allein nicht, ſondern ſie haben ſogar nicht einmal etwas davon gehört. Deſſenungeachtet kommt es uns aber nicht in den Sinn, wegen dieſes freien Gebrauches Jemanden zu verdammen. — Die Kindertaufe betreffend haben wir ſchon zur Genüge dargethan, daß wir ſie nicht anders denn als Heilsbad der Wiedergeburt auffaſſen. Indeſſen glauben wir, daß unſer Heil nicht von dem Sacrament der Taufe abhängt, ſondern von der Annahme der Kindſchaft nach den Bundesworten: „Ich will dein und deiner Kinder Gott ſein" (Geneſ. 7, 7); und wir ſorgen dafür, daß dieſe Annahme bei den Kindern der Chriſten durch das Sacrament der Taufe nach dem Worte Gottes beſiegelt werde. Diejenigen Eltern, welche hierin läſſig ſind, werden von uns mit der gehörigen Strenge zurechtgewieſen. Weil aber in der Kirche Alles mit Würde und Anſtand geſchehen ſoll, ſo wird bei uns nur im Hauſe des Herrn zu gewiſſen Stunden, und zwar durch den Diener des Herrn getauft. Stirbt ein Kind vor der Taufe, ſo zweifeln wir deſſenungeachtet nicht im Mindeſten an ſeiner Seligkeit. — Wir halten keine Haustaufe, wenn wir ſie aber billigten, ſo müßte ſie von Predigern verrichtet und die Frauen müßten von dieſer Verrichtung ganz fern gehalten werden.

Denn dieſe Mißbräuche ſind aus einer unſrer Meinung nach ganz falſchen Vorſtellung entſtanden, daß nämlich die Taufe zur Seligkeit unumgänglich nöthig ſei, während doch der Menſch zuvor von Gott als Kind angenommen und dann erſt getauft wird. Denn wenn dieſes nicht der Fall wäre, warum begehrte man doch von den Erwachſenen zuerſt ein Bekenntniß ihres Glaubens, ehe ſie getauft werden? Wir taufen die Kinder der Chriſten, weil wir ſie ſchon im Mutterleibe als von Gott angenommen betrachten. Daß du aber daraus folgerſt, wir lehrten, die Kinder der Chriſten würden ohne Sünde geboren, iſt doch wahrlich eine allzu arge Verleumdung."

„Die Privatcommunion, welche wir nicht reichen, begehren unſre Kranken auch gar nicht; denn ſie wiſſen, daß ihre Seligkeit nicht abſolut von den Sacramenten abhängt, weil nicht die Entbehrung, wohl aber die Verachtung derſelben heilsgefährlich iſt. Als Verächter des Sacramentes kann aber nicht derjenige angeſehen werden, dem der Herr nicht erlaubt, die Kirche zu beſuchen. — Die Privatcommunion ſcheint uns aber auch der Natur des Sacramentes zu widerſtreiten, welches ausdrücklich als eine Gemeinſchaft (Communio) bezeichnet wird. Wenn jedoch anderswo dieſe Sitte ohne Aberglauben und ohne Aergerniß und zur Erbauung der Kirche beobachtet wird, und wenn es die Schwäche im Glauben alſo erheiſcht, ſo wollen wir deswegen die Kirche nicht trennen. Dagegen ſoll man aber auch uns erlauben, zu beurtheilen, was für unſre Kirchen beizubehalten erſprießlich iſt."

Die Eintheilung des Decalogs, welche das Verbot des Bildergebrauchs mit dem erſten Gebot verbindet, weiſen wir aus zwei Gründen zurück: Erſtens, weil auf dieſe Art jenes zweite Gebot ganz aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchwunden iſt, — und zweitens, weil bei dieſer Eintheilung das zehnte Gebot zerriſſen wird. Uebrigens iſt unſre Eintheilung nichts Neues. Gleichwohl wollen wir wegen der andern Eintheilung, wenn nur das Bilderverbot gehörig herausgeſtellt wird, mit Niemandem ſtreiten."

„Die Feſttage betreffend, wiſſen wir, Gott Lob! welche Freiheit die Kirche hierin beſitzt, und wir halten ſo ſehr auf dieſe Freiheit, daß uns ſelbſt die Verſchiedenheiten, welche in unſern Kirchen herrſchen, hierin nicht anſtößig ſind. Die Erfahrung hat es übrigens zur Genüge bewieſen, daß die Ueberzahl der Feſttage eine Unzahl von Laſtern erzeugt und unterhalten hat."

„Die Poſtillen anlangend, iſt es gewiß, daß dieſes Zerſchneiden des Wortes Gottes der urſprünglichen, reineren Kirche unbekannt geweſen und im Orient und Afrika nie Geltung erhalten hat. Einige vermuthen, daß die Sitte der Vorleſung der Pericopen aus Berückſichtigung derer entſtanden ſei, die zu einem vollſtändigen Leſen oder auch Anhören der Bücher alten und neuen Teſtaments weniger befähigt waren. Wie aber, wenn dieſe Sitte vielmehr die Läſſigkeit der Biſchöfe ſelbſt zur Urſache hätte, als ob es ſchon an einer gewiſſen Anzahl von Abſchnitten genug wäre? Der Nachläſſigkeit der Geiſtlichen iſt es ſodann zuzuſchreiben, daß das Verleſen und Erklären jener

Abſchnitte bald ganz aufhörte und dann nichts als die Meſſe blieb, und dieſe in fremder Sprache ohne Dolmetſcher, gegen das ausdrückliche Gebot des Apoſtels. Es wuchs dann die Menge der Feſt- und Heiligentage ſo ſehr, daß die römiſche Kirche einen jeglichen Tag einen Feiertag nannte, einem jeglichen, wahren oder falſchen Märtyrer oder Bekenner ſein Evangelium beſtimmte, bis es der Satan dahin brachte, daß unter tauſend Geiſtlichen kaum Einer in ſeinem Leben die Schrift nur einmal anſah. Schon der Name Poſtille weiſt auf die Barbarei hin, in welcher er entſtand, und das Zuſammenhängende ſo zu zerreißen, iſt unverzeihlich. Daher finden in unſern Kirchen fortlaufende Erklärungen der heiligen Bücher ſtatt, und wir ermahnen das Volk oft und dringend, daß es anhaltend und nicht nur von Zeit zu Zeit die Predigt beſuche, damit es mit deſto mehr Frucht die ganze Lehre in ihrem Zuſammenhange auffaſſen lerne."

„Was die Schmähungen gegen die Märtyrer Gottes (in Frankreich) anlangt, die du ohne Scheu und Scham ausgeſpieen, während die Tyrannei des Papſtthums noch täglich neue Märtyrer unſern Verſammlungen entreißt, ſo magſt du ſelbſt zuſehen, wie du ſie vor dem Herrn verantworten kannſt. Ihre Schriften ſind vorhanden, welche mit deinem Willen oder gegen denſelben ihr Andenken der Nachwelt erhalten werden. Vor allen chriſtlichen Kirchen ſchäme ich mich, daß in irgend einer derſelben ein ſo muthwilliger Geiſt aufſtehen konnte, deſſen Zunge ſogar die Todten nicht verſchont, ſie die im Tode noch von ihren Henkern ſelbſt gerichtet wurden. Der Herr, dem wir die Sache ſeiner Märtyrer befehlen, wird eine ſolche unmenſchliche und mehr als barbariſche Schmach nicht ungerächt laſſen."

Am Schluß ſeiner Schrift benutzte nun Beza die dargebotne Gelegenheit, um allen Lehrern derſelben die Einigung der Evangeliſchen recht dringend an's Herz zu legen: „Es ſind der Zänkereien, Schmähungen, Beſchuldigungen und Vertheidigungen ſchon mehr als genug. Reuen und betrüben muß es uns doch einmal, daß der Fortgang des Evangeliums durch dieſes traurige Gezänk ſchon ſo viele Jahre hindurch gehindert worden iſt. Bis hierher und nicht weiter mit dem Wettſtreit im Haſſe, der ein Sold unſerer Sünde iſt. Warum ſollen wir nicht auch einen Wettſtreit beginnen in der Liebe? Gewiß iſt es ja, daß wir gemeinſchaftliche Feinde haben; gewiß auch, daß wir Einen Gott, Vater, Sohn und Geiſt bekennen; gewiß auch, daß wir über das Mittleramt Chriſti, den Glauben, die guten Werke, das Wort Gottes, die Kirche, die Obrigkeit einig ſind. Sind nun die Differenzen, die in der Lehre von den Sacramenten obwalten, von der Art, daß wir uns deshalb zur Beluſtigung und Freude unſrer gemeinſchaftlichen Feinde entzweien ſollten? — Wir ſtimmen darin überein, daß im Abendmahl eine wahre Mittheilung des wahren Leibes und Blutes Chriſti ſtattfinde, und bekennen, daß Chriſtus ſo gegenwärtig ſei, daß er mit ſeinem Fleiſche und Blute uns wahrhaft ſpeiſe zum

ewigen Leben. Nur in der Art und Weiſe der Mittheilung liegt der Streitpunkt, inſofern wir uns mit einer geiſtlichen Mittheilung durch den Glauben begnügen. Wir überſehen es zwar nicht, daß dieſe Streitfrage mit zweien andern zuſammenhängt, aber ich bitte doch zu bedenken, von welcher Art dieſelben ſind. Daß Chriſtus gen Himmel gefahren und das himmliſche Reich für uns in Beſitz genommen hat, und daß wir durch Seine Macht, Kraft, Gnade und Güte regiert und erhalten werden, das wiſſen wir, und Alles, was von uns Gutes kommen kann, das ſchreiben wir ganz allein der Wirkung ſeines Geiſtes zu. Einige verwechſeln zwar ſeine Auffahrt mit dem Sitzen zur Rechten Gottes; aber was iſt denn in demjenigen, wovon unſer Heil abhängt, für eine Verſchiedenheit zwiſchen uns? Wir erkennen an, daß alle diejenigen, welche unwürdig, d. h. ohne Glauben von dem geſegneten Brote eſſen und von dem geſegneten Kelche trinken, ſchuldig ſind an dem Leibe und Blute des Herrn. Wir ſind alſo im Weſentlichen eins, obſchon auch hier eine Streitfrage bleibt, ob nämlich der Unwürdige nur die Zeichen genieße, indem er durch ſeinen Unglauben den (auch ihm dargebotenen) Leib Chriſti zurückweiſt, oder ob er den Leib ſelbſt unwürdig genieße. Sollen denn wohl die Gemüther der Gläubigen noch länger beunruhigt werden wegen der Frage nach dem Genuß der Ungläubigen?"

Von noch größerer Bedeutung als dieſe Apologie der reformirten Lehre gegen die Angriffe des lutheriſchen Fanatikers iſt das Bekenntniß ſeines eignen Glaubens, welches Beza in franzöſiſcher Sprache ſchon vor dem Jahre 1560 und hernach mehrfach franzöſiſch und (mit einer Dedication an Wolmar) lateiniſch veröffentlichte.

Dieſes Bekenntniß iſt im Weſentlichen dieſelbe Schrift, welche Beza urſprünglich für ſeinen Vater aufſetzte, um ſich vor demſelben zu rechtfertigen. Späterhin ließ Beza ſie zur Beförderung evangeliſcher Erkenntniß unter ſeinen Landsleuten in franzöſiſcher Sprache drucken. Da indeſſen auch von Vielen, die der franzöſiſchen Sprache nicht kundig waren, nach Beza's Confeſſion gefragt ward, ſo nahm derſelbe mit ihr eine nochmalige Ueberarbeitung vor und ließ ſie im Anfange des Jahres 1560 auch in lateiniſcher Sprache erſcheinen.

In den drei erſten Kapiteln ſtellt Beza diejenigen Lehrſtücke dar, über welche damals zwiſchen Proteſtanten und Katholiken kein Streit war, nämlich die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Perſon des Vaters und von der Perſon und dem Werke des Sohnes. In Kap. 4. „vom heiligen Geiſte" ſpricht Beza von den Wirkungen des heiligen Geiſtes, vom Glauben, durch den wir Chriſti theilhaftig werden, von der Gnadenwahl, vom Gottes Wort im Alten und Neuen Teſtament, von deſſen Auctorität, die ihm ſelbſt weſentlich inhärirt, die ihm alſo nicht von der Kirche verliehen wird, und endlich von den Sacramenten, mittels deren uns der heilige Geiſt zur Gemeinſchaft Chriſti bringt. Dieſer letzte Punkt, die Lehre von den Sacramenten wird mit beſonderer Genauigkeit auseinandergeſetzt. Die weſentlichſten Gedanken ſind: Die

wodurch Jemand nach Gottes Wort, also auch nach Gottes Willen so aus der Kirche ausgeschlossen wird, daß er dadurch (weil es außerhalb der Kirche kein Heil giebt) dem Satan zufällt. Indessen ist die Wiederaufnahme des Gebannten in die Kirche wieder möglich.

Den Schluß der Schrift bildet die Darlegung der Lehre von der *christlichen Obrigkeit*, welche als vornehmstes Glied der Kirche vor Allem den Beruf hat, die Kirche in der Ausübung des reinen Bekenntnisses und in der Handhabung der Ordnungen Gottes zu schützen. — Auch das *Frauenregiment* (welches damals mit Berufung auf Genes. 3, 16 oft als widergöttlich bezeichnet ward) ist in einem christlichen Gemeinwesen vollkommen zulässig.

§ 4.

Der unterdrückte Aufstand zu Amboise.

Inzwischen bereiteten sich in Frankreich Dinge vor, welche dem Protestantismus daselbst vielleicht die glücklichste Zukunft sichern, vielleicht ihn aber auch verderben konnten, die also jedenfalls für ihn verhängnißvoll werden mußten.

Als der gebrochene Lanzenschaft Montgommery's, welcher bei dem am 10. Juli 1559 vor der Bastille veranstalteten Turniere dem König Heinrich II. durch das Auge gefahren war, dem Leben desselben ein Ende gemacht hatte, war das Königthum und alle Gewalt im Reiche in die Hände der Guisen*), des ehrgeizigen Herzogs Franz von Guise und des grundverdorbenen Cardinals Carl von Lothringen gekommen**). Des an Leib und Seele schwächlichen, an unheilbarer Skrofulosis leidenden sechszehnjährigen Königs *Franz* II., dem sie schon vor einem Jahre ihre um ein Jahr ältere, bildschöne Nichte Maria Stuart, verwitwete Königin und Regentin von Schottland angetraut hatten, konnten sie sich, da der willenlose König sich von seiner Gemahlin unbedingt beherrschen ließ, ohne Weiteres bemächtigen***). Alle diejenigen, die ihnen am Hofe im Wege standen, darunter der alte Connetable von Montmorency, wurden in brutalster Weise fortgeschafft, und nur Eine, bis dahin unbeugsam dastehende Macht war vorhanden, die sie niederzuwerfen, oder richtiger, auszurotten hatten, um im Besitze einer absoluten Gewalt zu sein, nämlich die Macht des evangelischen Glaubens. Man hatte bereits gehängt, im Feuer verbrannt, Zungen ausgeschnitten und gepeinigt, daß die Opfer nicht mehr zu zählen waren, und es hatte doch nichts geholfen. Da glaubte

*) Ueber die Personen und Verhältnisse dieses Hauses vergl. *Soldan*, I. S. 213 ff.

**) Die Charakteristik des Cardinals siehe bei *Ranke*, Franz. Gesch. I, S. 200 ff.

***) *Soldan*, I, S. 286.

Kirchendiener ist die der Diaconen, denen die Verwaltung und Vertheilung der Kirchengüter obliegt. Die dritte Ordnung ist die des geistlichen Gerichts, welches den Predigern und Aeltesten obliegt. — Die Uebertragung der Kirchenämter hat, dem Beispiele der Apostel und der ältesten Kirche zufolge, lediglich durch freie Wahl der geeignetsten Personen vonseiten der Gemeinden zu geschehn. Zur Bestätigung der Wahl ist der von Christus aus dem alten Bunde in den neuen mit herüber genommene Gebrauch der Handauflegung unter Gebet Angesichts der Gemeinde, jedoch ohne allen Aberglauben, zu gebrauchen.

Hierauf handelt Beza von der Ehe, vom Fasten, vom Kirchenbann und vom Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. — Die Enthaltung gewisser Speisen und der Ehe ist keine Bedingung der Seligkeit. Will sich Jemand der Ehe enthalten, und hierin seine Keuschheit bethätigen, so muß diese Enthaltsamkeit im Innersten des Herzens wohnen und die natürliche Begierde muß in ihm, wenn sie sich auch vorübergehend fühlbar macht, doch wesentlich so ertödtet sein, daß er nicht brennt, und daher des Heilsmittels der Ehe wirklich nicht bedarf. Denn wir wissen aus Gottes Wort und aus eigner Erfahrung, daß die geschlechtliche Enthaltsamkeit eine Gabe ist, die Gott nur Wenigen, und diesen nur für eine gewisse Zeit verleiht. Wenn schon daher die Enthaltsamkeit diejenigen, denen sie gegeben ist, zum Dienste des Herrn in mancher Beziehung geschickter macht, so ist doch die Ehe eine göttliche Ordnung und daher ehrbar in allen Ständen, weshalb sie für Jedermann zulässig ist. — Die Ehescheidung soll nach Gottes Wort als eine Erleichterung für den unschuldigen Theil gestattet werden, so daß sich dieser wieder verheiraten kann. Dagegen sind Ehebruch und Hurerei streng zu bestrafen, und Hurenhäuser sind in einer christlichen Gemeinde in keiner Weise zu dulden. — Das Verbot der Ehe ist somit geradezu als eine Satzung des Teufels anzusehn. Allerdings wird darum den Evangelischen der Vorwurf gemacht, daß sie die Freiheit des Fleisches predigten. Aber schon die Vergleichung der Sitten, welche unter den Evangelischen herrschen mit der Sittenlosigkeit der Papisten widerlegt diesen Vorwurf. Die wahre Enthaltsamkeit wird von den Reformirten nicht getadelt, kann aber eben darum von Niemandem gefordert werden, weil Niemand wissen kann, daß er diese Gabe für immer besitze. Denn was Gott Niemandem verheißen hat, das kann auch Niemand mit Grund hoffen.

Das Fasten muß, wenn es nicht als Heuchelei gelten soll, ein wirkliches Fasten sein. Uebrigens ist es nicht etwas an sich Gott Wohlgefälliges. Gesetze für Fasten sind geradezu jüdisch.

Hierauf folgen die ausführlichsten Expositionen über die Gewalt und Disciplin der Kirche. Die Kirchengewalt ist ein Theil jener den Aposteln und in ihrer Person allen wahren Aeltesten der Kirche verliehenen Gewalt, welche sich also mittels ordentlicher Berufung zum Kirchendienst vererbt. Hieraus folgt, daß das was die ordentliche Kirchengewalt anordnet, nothwendig von Gott bestätigt wird. — Zur Kirchenzucht gehört wesentlich der große Bann,

wodurch Jemand nach Gottes Wort, also auch nach Gottes Willen so aus der Kirche ausgeschlossen wird, daß er dadurch (weil es außerhalb der Kirche kein Heil giebt) dem Satan zufällt. Indessen ist die Wiederaufnahme des Gebannten in die Kirche wieder möglich.

Den Schluß der Schrift bildet die Darlegung der Lehre von der christlichen Obrigkeit, welche als vornehmstes Glied der Kirche vor Allem den Beruf hat, die Kirche in der Ausübung des reinen Bekenntnisses und in der Handhabung der Ordnungen Gottes zu schützen. — Auch das Frauenregiment (welches damals mit Berufung auf Genes. 3, 16 oft als widergöttlich bezeichnet ward) ist in einem christlichen Gemeinwesen vollkommen zulässig.

§ 4.

Der unterdrückte Aufstand zu Amboise.

Inzwischen bereiteten sich in Frankreich Dinge vor, welche dem Protestantismus daselbst vielleicht die glücklichste Zukunft sichern, vielleicht ihn aber auch verderben konnten, die also jedenfalls für ihn verhängnißvoll werden mußten.

Als der gebrochene Lanzenschaft Montgommery's, welcher bei dem am 10. Juli 1559 vor der Bastille veranstalteten Turniere dem König Heinrich II. durch das Auge gefahren war, dem Leben desselben ein Ende gemacht hatte, war das Königthum und alle Gewalt im Reiche in die Hände der Guisen*), des ehrgeizigen Herzogs Franz von Guise und des grundverdorbenen Cardinals Carl von Lothringen gekommen**). Des an Leib und Seele schwächlichen, an unheilbarer Skrofulosis leidenden sechszehnjährigen Königs Franz II., dem sie schon vor einem Jahre ihre um ein Jahr ältere, bildschöne Nichte Maria Stuart, verwitwete Königin und Regentin von Schottland angetraut hatten, konnten sie sich, da der willenlose König sich von seiner Gemahlin unbedingt beherrschen ließ, ohne Weiteres bemächtigen***). Alle diejenigen, die ihnen am Hofe im Wege standen, darunter der alte Connetable von Montmorency, wurden in brutalster Weise fortgeschafft, und nur Eine, bis dahin unbeugsam dastehende Macht war vorhanden, die sie niederzuwerfen, oder richtiger, auszurotten hatten, um im Besitze einer absoluten Gewalt zu sein, nämlich die Macht des evangelischen Glaubens. Man hatte bereits gehängt, im Feuer verbrannt, Zungen ausgeschnitten und gepeinigt, daß die Opfer nicht mehr zu zählen waren, und es hatte doch nichts geholfen. Da glaubte

*) Ueber die Personen und Verhältnisse dieses Hauses vergl. Soldan, I. S. 213 ff.

**) Die Charakteristik des Cardinals siehe bei Ranke, Franz. Gesch. I, S. 200 ff.

***) Soldan, I, S. 286.

man, nur Ein Hauptſchlag thue noth, ein Schlag, der Schrecken errege und mit Entſetzen erfülle: Darum ward der edle und hochangeſehene Anne du Bourg erwürgt und verbrannt. Aber man täuſchte ſich abermals; der evangeliſche Proteſtantismus war in Frankreich bereits eine Macht geworden, die nicht mehr zu vertilgen war. Denn nicht nur hatte derſelbe ſchon in zahlloſen Städten und Dörfern die Mehrzahl der Bevölkerung für ſich gewonnen; nicht nur war eine große Anzahl alter, hochangeſehener Geſchlechter, und unter dieſen gerade die hervorragendſten Glieder, wie das edle Bruderpaar aus dem Hauſe Châtillon, Caspar von Coligny, Admiral von Frankreich, und D'Andelot, oberſter Hauptmann des franzöſiſchen Fußvolks, Louis von Bourbon, Prinz von Condé, Bruder des Titular-Königs Anton von Navarra*) und Statthalters der Guyenne, Magdalene Gräfin von Roye, Condé's Schwiegermutter, ebenſo deſſen Gattin Eleonore, ferner die claſſiſch gebildete Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Witwe des verſtorbenen Herzogs Hercules II. zu Ferrara u. a. m. dem evangeliſchen Bekenntniß zugethan; nicht nur war die academiſche Jugend auf den Hochſchulen des Reichs von dem neuen geiſtigen Aufſchwung, den der Proteſtantismus repräſentirte und erweckte, mit Begeiſterung ergriffen: vielmehr war in das ganze Leben der franzöſiſchen Nation ein Streben gekommen, welches ſich in vielerlei Weiſe kund gebend alle geſunden, friſchen und freien Lebenskräfte in allen Schichten des Volkes an ſich zog, mit dem Geſetze des Herkommens und mit der allmählich lächerlich gewordenen Auctorität der Cleriſei brach und vor Allem Befreiung des Vaterlandes von der Gewalt der Guiſen und des Pfaffenthums anſtrebte. Nicht Alle, in denen dieſes Streben nach Beſſerung der öffentlichen Verhältniſſe ſich kund gab, waren als Bekenner des Evangeliums anzuſehn; aber der Gedanke, daß vor Allem dem religiöſem Leben der Nation geholfen und daß an die Stelle der Prieſterauctorität die des lebendigen Gottes und Seines Wortes aufgerichtet werden müſſe, war doch der Grundgedanke in dem ganzen Leben und Streben dieſer über das ganze Reich zahlreich verbreiteten Partei.

Vielleicht war es gerade der entſetzliche Eindruck, den die Hinrichtung Anne du Bourgs machte, was die Evangeliſchen zu dem Entſchluſſe trieb, mit Gewalt dem unaufhörlichen Würgen und dem ganzen ſchändlichen Regiment in Paris ein Ende zu machen. Schon längſt waren in den Schlöſſern der Edelleute in aller Stille Berathungen über die Schritte gehalten, die zu thun wären. Viele derſelben waren auch nach Genf gekommen, um hierüber Calvins und Beza's gewichtigen Rath zu hören. Beide hatten allerdings von

*) Anton, Herzog von Vendôme, das Haupt des Hauſes Bourbon, hatte durch ſeine Vermählung mit Johanne d' Albret, Margarethens Tochter, das Ländchen Béarn und deren Anſprüche auf das ſeit 1512 von den Spaniern beſetzte Navarra erheirathet. Seit dem Tode ſeines Schwiegervaters (1555) hatte er mit ſeiner Gemahlin den Königstitel angenommen.

jeder Art gewaltſamer Auflehnung abgemahnt*). Aber mit Einem Male ſchlug das lange Zeit im Verborgenen genährte Feuer in hellen, gluthrothen Flammen auf: Der auf einer weitverzweigten Verſchwörung beruhende Aufſtand zu Amboiſe (März 1560) erfolgte, — wurde aber auch in dem Blute des proteſtantiſchen Adels und der Leute deſſelben ſofort erſtickt**).

Als einige Wochen ſpäter der alte edle D'Aubigné mit ſeinem zehnjährigen Sohne durch Amboiſe und an dem Schloſſe des Städtchens, wo die blutigen Gräuel erfolgt waren, vorbeiritt und die noch nicht ganz unkenntlich gewordenen Häupter der abgeſchlachteten Edelleute auf den Stangen aufgepflanzt, ſammt dem geviertheilten Leichnam la Renaudie's gewahrte, rief er in aufwallendem Zorn mitten auf dem Jahrmarkt und Angeſichts der denſelben erfüllenden Menge aus: „Sie haben Frankreich das Haupt abgeſchlagen, die Bluthunde.“ Nur mit Mühe gelang es ihm und ſeinem Gefolge, der Wuth des fanatiſirten Pöbels, der ihn verfolgte, zu entrinnen. Als er aber ſich und die Seinen vor weiterer Verfolgung geſichert ſah, legte er ſeinem mitreitenden Knaben feierlich die Hand auf's Haupt mit den Worten: „Sohn, wenn mein Haupt wird gefallen ſein, ſo wirſt du das deinige nicht ſchonen, um jene Ehrenmänner zu rächen, unſre Führer, deren Häupter du ſo eben geſehen haſt. Schoneſt du es, ſo ſoll mein Fluch auf dir ruhen.“

So dachten Tauſende edler Männer in Frankreich, die in dem Unglück von Amboiſe nur eine ernſte Mahnung zu demnächſtigen einmüthigen Handeln und zu einer durch das ganze Königreich gehenden Erhebung gegen die Gewaltherrſchaft der Guiſen ſahen. Als Haupt der proteſtantiſchen Partei galt der Prinz Condé, der, nachdem er den Händen der Guiſen glücklich entkommen war, kühner Gedanken voll, zu ſeinem Bruder, dem König Anton von Navarra eilte, und ſich hier offen und freudig für die Sache des Proteſtantismus erklärte, während dieſer, ein im Aeußeren liebenswürdiger, lebensfroher und galanter Herr, in ſeinem Herzen wohl mit dem römiſchen Kirchenweſen gebrochen hatte, aber in ſeiner Zaghaftigkeit es doch nicht wagen konnte, ein Charakter zu ſein. Während daher infolge des Aufſtandes von Amboiſe die Guiſen den König das Edict von Romorantin geben ließen, welches den Prälaten alle richterliche Erkenntniß über alle Verbrechen der Ketzerei aus-

*) Beza ſchreibt am 12. September 1559 an Bullinger: „Es fehlt nicht an Scävolas, die, wenn eine rechtmäßige Berufung erfolgt, bereit ſind, die wahre Freiheit auch mit dem gewiſſen Tode zu erkaufen. Wir haben aber bis jetzt geantwortet, der Sturm müſſe mit Gebet und Geduld überwunden werden, und dann würde der ſich nicht unbezeugt laſſen, welcher eben erſt durch ein ſo wunderbares Zeichen (nämlich durch den plötzlichen Tod Heinrichs II.) bewieſen habe, was er für ſeine Kirche nicht blos thun könne, ſondern auch thun wolle.“ Vergl. außerdem Polenz, Geſch. des franz. Calvinismus, B. II. S. 23 ff. — Calvin verglich den Vorfall zu Amboiſe mit einem Abenteuer irrender Ritter.

**) Soldan I. S. 321 ff.

ſchließlich überließ und die weltlichen Gerichte zur ſtricteſten Vollziehung der von den Prälaten gegebenen Verfügungen und Urtheile verpflichtete*), tröſtete ſich Anton damit, daß an ihm, dem Prinzen von Geblüt, ſich zu vergreifen doch ſicherlich Niemand wagen würde.

§ 5.

Der Notablentag zu Fontainebleau.

Wie ein tröſtlicher Lichtſtrahl fielen damals die Verhandlungen eines vom 21. Auguſt 1560 an zu Fontainebleau gehaltnen Notablentages in das düſtre Dunkel, welches die Reformirten in Frankreich — eben ſeit jener Zeit Hugenotten genannt — umgab. Hier wo alle Großen des Reichs — auch die Prälaten — verſammelt waren und wo ſich gegen acht hundert, meiſtens evangeliſch geſinnte Edelleute in guter Rüſtung verſammelt hatten, übergab der fromme Admiral Coligny, aus dem Hauſe Chatillon, dem Könige im Namen „der durch ganz Frankreich zerſtreuten Chriſten" eine Bittſchrift, worin der König erſucht wurde, er möchte eine ſo große Anzahl ſeiner Unterthanen, welche bisher nur darum gemißhandelt worden wären, weil ſie nach der reinen Wahrheit des Evangeliums leben wollten, in Gnaden anſehen, und ihre Lehre nach der untrüglichen Richtſchnur des Wortes Gottes unterſuchen laſſen, damit jedermann einſehen möchte, wie weit ſie von den aufrühreriſchen und ketzeriſchen Meinungen entfernt wären, die man ihnen zur Laſt lege. Unterdeſſen möchte der König die Verfolgung der Evangeliſchen inhibiren, durch welche ſein ganzes Reich von ungerechten und grauſamen Richtern mit dem Blute der Unſchuldigen überſtrömt werde. Gegen dieſe, welche auch ihre Bitten nicht vor den Thron hätten kommen laſſen, möchte ſie der König, dem ſie jederzeit in unverbrüchlicher Treue zugethan wären und ſein würden, in gnädigen Schutz nehmen. — Schließlich wurde der König von den Evangeliſchen gebeten, daß er ihnen geſtatten möchte, in gewiſſen Gotteshäuſern die Predigt des göttlichen Wortes anzuhören und die Sakramente zu empfangen; wozu noch der Admiral die Verſicherung hinzufügte, er habe ſich während ſeines Aufenthaltes in der Normandie (die er als Statthalter gubernirte) überzeugt, daß in jenem Lande wenigſtens fünfzigtauſend Menſchen bereit wären, dieſe Bittſchriften zu unterſchreiben, und daß alle bisherigen Unruhen blos von den Religionsbedrückungen herkämen**).

*) Charles Drion, Histoire chronologique de l'église protestante de France (Paris, 1855) p. 70 und Soldan, I, S. 338.

**) Ueber die Bedeutung dieſes Auftretens Coligny's ſagt Polenz, II. S. 38 richtig: „Dem Admiral gebührt der Ruhm, der erſte freie und öffentliche Bekenner hoher Stellung und vielleicht überhaupt zu einer Zeit geweſen zu ſein, da die Verſchwörung zu Amboiſe die heftigſte Reaction gegen ſeine Glaubensbrüder erregt und man ſchon deren Untergang beſchloſſen hatte."

Alle papiſtiſch Geſinnten ſtaunten über das dreiſte Vortreten der Evangeliſchen und über die unerhörte Sprache des Admirals*); aber zwei Prälaten, welche nach demſelben auftraten, nämlich Johann von Montluc, Biſchof von Valence und der Erzbiſchof Marillac von Vienne, gaben den Papiſten noch Anderes zu hören. Jener rühmte, daß die Religion, welche man verfolge, von Lehrern herrühre, welche mit der heiligen Schrift wohl vertraut wären und ſich durch ſeltnen Fleiß in der Heiligung auszeichneten, was von den Biſchöfen nicht geſagt werden könnte, da dieſelben die Pfründen nur als Mittel zur Bereicherung und zum Lebensgenuß anſähen; und dieſer forderte mit beredten Worten die ſchleunigſte Einberufung eines Nationalconcils, durch welches die Kirche von dem Verderben, welches an ihren Wurzeln nage, befreit werden könnte.

Das Reſultat der Berathungen war, daß beſchloſſen wurde, einen allgemeinen Ständetag und ein Nationalconcil zu veranſtalten, auf welchem letzteren die ſo hochwichtige Kirchenfrage definitiv erledigt werden ſollte. Die Ständeverſammlung ſollte am 9. December 1560 in Meaux eröffnet, das Nationalconcil ſollte etwa vom 20. Januar 1561 an am Hoflager gehalten werden. Bis dahin ſollten alle gerichtlichen Verfolgungen der Ketzerei ſiſtirt, und nur gegen bewaffneten Aufruhr eingeſchritten werden. Den Biſchöfen wurde aufgegeben, ihre Reſidenzpflicht zu erfüllen*).

§ 6.

Beza zum erſten Male wieder in Frankreich.

Einſtweilen aber geſtalteten ſich die Dinge anders, als man zu Fontainebleau vereinbart hatte. Mit Beſtürzung hörte nämlich der Hof, daß Prinz Condé mit einer Verſchwörung umgehe, noch ſchrecklicher als die von Amboiſe geweſen ſei. Hierzu kam, daß man von Rom und Madrid aus Alles aufbot, um ſowohl die Einberufung der Generalſtaaten als die Veranſtaltung eines Nationalconcils zu hintertreiben. Indem daher der Hof von den zu Fontainebleau gefaßten Beſchlüſſen gänzlich abſah, waren jetzt alle Gedanken dahin gerichtet, wie man ſich der Perſon des Prinzen und andrer gefährlicher Häupter der Hugenottenpartei am ſicherſten bemächtigen könnte. Zu dieſem Zwecke ward beſchloſſen, die Stände des Reichs nach Orleans einzuladen und die bourboniſchen Prinzen dorthin zu locken, zuvor jedoch ſich ſelbſt und die Ausführung des entworfenen Planes in Orleans militäriſch hinlänglich zu decken.

Vor Condé wurde natürlich der ganze Plan geheim genug gehalten; aber dieſer erfuhr doch wenigſtens ſoviel, daß er die Unmöglichkeit, auf friedlichem Wege und durch gütliche Mittel zur Erfüllung der in Fontainebleau gegebenen Zuſagen zu gelangen, klar einſah. Die herrſchende Camarilla mußte vernichtet

*) Vergl. Soldan, I, 360 ff., wo über die Verſammlung zu Fontainebleau am beſten berichtet wird.

und hierzu mußte König Anton, als Oberhaupt des Hauſes Bourbon, verwendet werden.

Eine Anzahl hugenottiſcher Edelleute ward in das Vertrauen Condé's gezogen; aber Anton erſchrak, als er ſich plötzlich in einen Strudel hineingezogen ſah, in welchem er ſich nicht zu halten wußte. Daher mußte (der damals neunundzwanzigjährige) Prinz Condé in Nérac, wo Anton reſidirte, die Ausführung des Planes ſelbſt in die Hand nehmen.

Als Condé demgemäß in Nérac angelangt war, ward das daſige alte Schloß alsbald der Sammelplatz unzähliger Edelleute aus Nah und Fern, welche ab- und zuritten, theils um Condé zu begrüßen, theils um Anton zu einem energiſchen, kühnen Vorgehen gegen die Guiſen anzutreiben. Aber noch immer ſchien es dem König bedenklich, ſich für die neue Religion zu erklären. Indeſſen ließ ſich derſelbe doch bereit finden, einen der anerkannteſten Lehrer derſelben anzuhören und dann auf eine gründlichere Erwägung der Sache einzugehen. Hierzu aber konnte Niemand mehr empfohlen werden als Beza, ein franzöſiſcher Baron und das Haupt der Academie in der Metropole des franzöſiſchen Proteſtantismus, weshalb Anton ſofort an Calvin ſchrieb, daß er ſeinen Freund Beza, deſſen theologiſchen Rath er im Intereſſe der geſammten evangeliſchen Kirche Frankreichs bedürfe, zur Reiſe an ſein Hoflager veranlaſſen möchte.

Calvins Rath und Wunſch war für Beza entſcheidend, der ſich in der gewöhnlichen Kleidung des franzöſiſchen Edelmanns ungeſäumt auf den Weg machte und nach einer mühſamen und gefahrvollen Reiſe, auf welcher er ſich mehr als einmal von einer bewaffneten Reiterſchaar, die hier oder da ihm entgegenritt oder ihm nachfolgte, ſchon erreicht und den ihn tödtlich haſſenden Gegnern ausgeliefert glaubte, in Nérac anlangte. Es war das erſte Mal, daß er nach faſt zwölfjähriger Verbannung den vaterländiſchen Boden wieder betreten hatte. Die Freude, die darüber ſein Herz erfüllte, wurde noch erhöht durch das, was er in Nérac gewahrte. Beza traf hier den Prinzen Condé und alle die edlen Männer, welche die Säulen des Proteſtantismus waren und mit denen er fortan in regſtem Verkehr leben ſollte; und ſich ſelber ſah er von dieſen Edlen als die Stütze ihrer Beſtrebungen geachtet und geehrt, weshalb er die Seele aller der weitgehenden Verhandlungen war, die jetzt gepflogen wurden. Auch König Anton gab bald ſeinem eindringlichen klaren und warmen Worte Gehör; und als Beza die Kanzel der Hauptkirche zu Nérac beſtieg, ſah er dieſelbe nicht blos von dem Hofe und der Bürgerſchaft, ſondern auch von einer großen Zahl edler Herrn und von der Menge der Kriegsknechte angefüllt. Nur die Königin Johanne D'Albret, die durch einen Religionswechſel ihre zahlreichen Beſitzthümer und den frohen Genuß dieſer Welt zu verlieren befürchtete, verſchloß ihr Herz gegen Beza's Stimme. Und doch war gerade ſie erwählt, dereinſt eine begeiſterte Zeugin des Evangeliums und ein Licht der großen Gemeinde zu werden.

Der Plan, für deſſen Ausführung man die evangeliſchen Edelleute zu gewinnen ſuchte, war nun der, daß König Anton, der als Oberhaupt des Hauſes Bourbon, als nächſter Anverwandter des regierenden Hauſes Valois, für den Fall des Ausſterbens deſſelben der Erbe des Reichs*) und ſomit während der Minderjährigkeit des Königs zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berechtigt war, mit ihrer Hülfe, um eine feſte Poſition mitten im Reiche zu gewinnen, ſich der Städte Orleans, Bourges, Limoges u. a., die günſtig geſtimmt waren, bemächtigen, und von hier aus die Einberufung der Generalſtaaten bewirken und der Tyrannei der Guiſen ein Ende machen ſollte. Beza war der Meinung, daß das Alles, mit der nöthigen Umſicht vorbereitet, vielleicht in ganz unblutiger Weiſe bewerkſtelligt werden könnte, und ſchrieb darüber an Calvin, der die Sache auch ſeinerſeits unterſtützen ſollte.

Allein mitten im beſten Fortgang der Dinge änderte ſich mit Einem Male Alles. Im Auftrage der Guiſen erſchienen nämlich eines Tages der Cardinal von Bourbon, Erzbiſchof von Rouen, ein jüngerer Bruder des Königs mit einem Begleiter am Hoflager Antons, der mit ſeinem Bruder Condé in ſehr verfänglicher Weiſe an den Hof des Königs Franz II. eingeladen und dabei erſucht wurde, Beza und andere Prediger ſeiner Umgebung mitzubringen. Der entnervte König Anton, der in der empfangenen Botſchaft den Ausdruck aufrichtiger Verſöhnlichkeit der Guiſen wahrnehmen zu müſſen glaubte, wurde durch dieſelbe ſo überraſcht, daß er alsbald alle Pläne, mit denen er ſich getragen, hinter ſich warf und mit der Königin die Meſſe in der Kirche der Barfüßer beſuchte. Auch der junge Prinz Heinrich wurde zum Beſuche der Meſſe gezwungen.

Daß es nur die Abſicht der Guiſen war, den König und ſeinen Bruder, womöglich auch deſſen geiſtliche Umgebung in ihre Falle zu locken, und dann die Häupter des Proteſtantismus mit Einem Male zu Boden zu ſchlagen, leuchtete allen denen ein, welche mit dem Treiben der Guiſen überhaupt bekannt waren, weshalb Anton auf das Dringendſte erſucht wurde, der Einladung derſelben nicht zu folgen. Aber in heilloſer Verblendung beharrte der König bei ſeinem Entſchluſſe, die, wie er glaubte, ihm und ſeinem Bruder dargebotene Hand der Verſöhnung anzunehmen, und brach (Ende September) mit dieſem und mit anſehnlichem Gefolge auf, um in Orleans, wohin man auch die Stände des Reichs einberufen hatte, mit den Guiſen zuſammen zutreffen.

Da hoffte man, daß der König noch unterwegs zur Wiederaufnahme ſeines früheren Planes gebracht werden könnte, wenn von allen Seiten her der Adel mit ſeinen Leuten zu ihm eilen, er ſich alſo allmählich an der Spitze eines mächtigen Heeres ſehen und ſich unwillkürlich zu entſchloſſenem Handeln

*) Das Haus Valois beruhte damals nur auf dem König Franz II. und deſſen beiden Brüdern.

gedrängt ſehen würde. Und in der That fanden ſich ſchon in Limoges bei tauſend Barone ein, welche ſich bereit erklärten, unter der Führung Antons Gut und Blut wagen zu wollen. Dieſer antwortete unbeſtimmt; allein Beza, der hier wahrſcheinlich zum letzten Male mit ihm unterhandelte, wußte wie bedenklich es ausſah. Daher machte ſich derſelbe auf, zog hin und her, um alle Streitkräfte, die der guten Sache nutzbar gemacht werden konnten, in Bewegung zu ſetzen und ſie zum Anſchluß an König Anton zu vermögen. Außer denen, mit welchen Beza jeweilig verhandelte, und denen er ſich zu erkennen gab, um alsbald ſeine Wanderung fortzuſetzen, wußte damals Niemand, wo derſelbe war. Auch Calvin war ohne alle Kunde von ihm und ſprach in Briefen an Freunde die Sorge aus, die ihm wegen Beza auf dem Herzen lag, — als dieſer plötzlich zur freudigſten Ueberraſchung Calvins und der Seinen, im Anfange des November 1560 in Genf eintraf. Freilich war es nichts Erfreuliches, was Beza zu berichten hatte. König Anton hatte ſchließlich den von allen Seiten ſich um ihn ſchaarenden Edelleuten eröffnet, daß er ſich nach Orleans an den Hof des Königs von Frankreich, um an dem dahin ausgeſchriebenen Ständetag Theil zu nehmen, begeben werde, und hatte die ihn begleitenden Edelleute aufgefordert, ruhig auf ihre Burgſitze zurückzukehren. Der ganze Plan, deſſen Gelingen in den Augen der proteſtantiſchen Partei ſchon geſichert zu ſein ſchien, war ſomit vereitelt. Mit Entrüſtung kehrten die Edelleute dem unmännlichen Könige den Rücken, und Beza mußte nun ſelbſt dafür ſorgen, daß er unentdeckt den Rückweg in die ferne Heimat fand. Drei Wochen lang ritt Beza zur Nachtzeit auf Umwegen der Grenze zu, am Tage ſich mit Mühe verbergend, bis er endlich den Genfer Boden glücklich erreicht hatte.

Calvin war troſtlos, als ihm Beza erzählte, wie ſchmählich die ſchönſten Hoffnungen des Proteſtantismus in Frankreich durch die Feigheit des Königs von Navarra vereitelt wären. „Beza wird dir ſelbſt einen ſummariſchen Bericht über ſeine Reiſe erſtatten", ſchrieb er traurigen Herzens an Bullinger; „ſie wollen ſich nicht rathen laſſen, ſie, die wir ſo gern gerettet ſehen wollten, obgleich wir uns nicht ſowohl nur ihretwegen als vielmehr um der ganzen Kirche willen ſo vieler Mühe unterzogen haben. Der König von Navarra hatte mich, wie ich dir ſchrieb, von freien Stücken angegangen und bat mich auf das Höflichſte, man möchte ihm Beza zuſchicken. Hätte man ihm eine abſchlägige Antwort gegeben, ſo möchte ich das Geſchrei hören, das alle Gläubigen jetzt erheben würden. An uns, würde man ſagen, habe es gelegen, daß nicht Alles einen glücklichen Ausgang genommen. Man hätte uns nicht allein der Furchtſamkeit, ſondern der Treuloſigkeit und Grauſamkeit angeklagt. Beza hat bei dieſer Gelegenheit nicht allein mit aller Gewiſſenhaftigkeit, ſondern auch mit unglaublicher Standhaftigkeit alles nur Mögliche geleiſtet. Hundert Vorſchläge und Pläne wurden hundertmal geändert. Endlich geſchah, was jetzt Alle ſehen, nämlich daß der König von Navarra und ſein

Bruder in's Verderben rennen wollten. Wäre man uns gefolgt, ſo hätten ſie ohne einen Tropfen vergoſſenen Blutes der Sache leicht eine andere Wendung geben und durchgreifen können. Denn das war immer unſre Abſicht. Jetzt hat ſich aller Orten die verzweifelnde Muthloſigkeit der Gemüther bemächtigt, weil die Kriegsrotten allenthalben wie in Feindesland hauſen."

Es mußte nun erfolgen, was nicht mehr abzuwehren war; aber Eine Freude, auf welche Beza am wenigſten gehofft hatte, ward dieſen und allen Bekennern des Evangeliums zu Theil: Die Königin von Navarra, Jeanne d' Albret, welche ſich gegen alle Ermahnungen zur Erkenntniß des Glaubens gefliſſentlich verſchloſſen hatte, war plötzlich durch die ſtillwirkende Macht der Predigt Beza's und des evangeliſchen Lebens und Strebens, welches ſie umgab, zur lebendigſten Erkenntniß des ſeligmachenden Wortes ſo erweckt worden, daß ſie — die Deborah des Evangeliums am franzöſiſchen Königshofe genannt, — während über den Häuptern der Evangeliſchen eine immer düſterer und dunkler werdende Nacht heraufzog, mit ihrem freudigen Bekenntniß wie ein hellſtrahlendes Licht in der Nacht erſchien.

„Die Königin von Navarra" (ſo erzählt uns der Verfaſſer der Histoire eccles. I, S. 326) zog „nach der Abreiſe ihres Gatten nach Béarn zurück, woſelbſt ihr in wenigen Tagen die Kunde von der Gefangennehmung des Prinzen, den Verſchwörungen gegen ihren Gatten, ſowie auch Nachricht von den Berathſchlagungen zukam, die man in Spanien über die Art und Weiſe machte, wie man ihr unter der Hand ihr Fürſtenthum Béarn und den Reſt von Navarra wegnehmen könnte. Als ſie nun ſah, daß alles Vertrauen, welches ſie auf Menſchen geſetzt hatte, eitel und alle menſchliche Hülfe dahin ſei, da wurde ſie von der Barmherzigkeit Gottes im Innerſten ergriffen und nahm in Demuth unter vielen Thränen ihre Zuflucht zum Herrn als zu ihrem einzigen Hort. Sie gelobte, Seine Gebote zu halten dergeſtalt, daß ſie ſich zur Zeit ihrer größten Bedrängniß öffentlich zur reinen Lehre bekannte und darin durch Franz le Guay, genannt Boisnormand, und Henry, die treuen Diener des Evangeliums geſtärkt wurde. Darauf alles Zukünftige der göttlichen Fürſorge und Gnade anheimſtellend, faßte ſie einen männlichen Entſchluß und hochherzigen Muth, begab ſich in ihre Feſtung Navarra und verſorgte dieſelbe mit Lebensmitteln für lange Zeit. Hier erfuhr ſie die Krankheit des Königs (Franz II.) und bald darauf ſeinen Tod. Kurz nach dieſer Botſchaft, am darauf folgenden Weihnachtsfeſte legte ſie abermals ein lautes, deutliches Bekenntniß ihres Glaubens ab und nahm Theil in der Gemeinde am Abendmahl des Herrn; und bald darauf überſandte ſie dem Könige (ihrem Gatten) das von ihr ſelbſt verfaßte, geſchriebene und unterzeichnete Glaubensbekenntniß; denn ſie beſaß eine ſeltene Begabung des Geiſtes."

Da ſah Beza, wie der Herr zu ſegnen wußte, was er, anſcheinend erfolglos, am Hofe Nérac gethan hatte.

§. 8.

Genfer Zustände. — Beza gegen Heßhus.

Als Beza nach einer Abwesenheit von drei Monaten nach Genf zurückkehrte, fand sich um dieselbe Zeit eine so große Menge flüchtiger Franzosen, insbesondre von Adel, daselbst ein, daß selbst, als sich die Verhältnisse im Vaterlande gebessert hatten, und schon viele Barone zu ihren Burgsitzen zurückgeeilt waren, mehrere von Zürich empfohlene junge Leute dennoch kaum in der Stadt untergebracht werden konnten. Für die Förderung evangelischen Bewußtseins und Lebens in Frankreich war dieser vorübergehende Aufenthalt so vieler flüchtig gewordener französischer Edelleute und andrer Hugenotten in Genf von hoher Wichtigkeit. Denn zum ersten Male sahen dieselben ein Gemeinwesen, in welchem der Geist des reformirten Protestantismus durch alle Lebensbeziehungen hin fest und bestimmt ausgeprägt war; und zum ersten Male erhielten die Meisten unter ihnen Gelegenheit, in den häufigen Predigten, im Umgange mit den Lehrern der Kirche zu Genf und mit gebildeten Gemeindegliedern und durch die Zugänglichkeit literarischer Hülfsmittel daselbst sich eine bestimmtere Kenntniß des reformirt-kirchlichen Lehrbegriffs zu verschaffen; so daß als die Flüchtlinge es wagen durften, nach Frankreich zurückzukehren, in ihnen eine zahlreiche Schaar evangelischer Sendboten der Heimat zugeführt wurden, — zumal da nicht Wenige von denen, welche nach Genf geflüchtet waren, sich dort das Predigtamt gradezu als Lebensberuf erwählt haben.

Schon dieser Zusammenfluß so vieler Fremden in Genf, von denen jeder, als um des Glaubens willen flüchtig geworden, mehr oder weniger sich dazu berechtigt erachtete, die besondere Fürsorge, oder wenigstens die Zeit der Kirchenhäupter zu Genf für sich in Anspruch zu nehmen, führte für Beza ein Uebermaß von Beschäftigung herbei. Hierzu kam noch, daß während seiner Abwesenheit mancher seiner Collegen durch die Pest hinweggerafft war, wodurch ihm ebenfalls vielerlei Arbeit und Sage erwuchs. Indessen trug Beza das Alles leicht und gern; aber schwer, sehr schwer traf es ihn, als er um diese Zeit auch von dem Tode seines lieben Lehrers und Erziehers Wolmar hörte. In einem Briefe (vom 23. Januar 1561) an seinen Freund Blaurer lesen wir Beza's Klage über diesen großen Verlust, den er erlitten: „So ist denn wirklich unser Wolmar sammt seiner Gattin uns vorangegangen in den Himmel! — In das unabänderlich Geschehene mit Geduld sich schicken, wie der Dichter sagt, ist das was allein uns übrig ist. Doch nein, nicht allein mit Geduld, sondern auch mit dankbarem Sinne sollen wir uns dem unterwerfen, was nicht geändert werden kann und soll, weil ja unseres Gottes Wille der allergerechteste ist. So möge er uns denn vorangegangen sein und ein liebes Andenken in unserem Herzen hinterlassen haben, bis wir selbst

einſt nach glücklich vollendetem Laufe unſeres Lebens mit ihm wieder zuſammenkommen." Indeſſen trotz dieſer Bekümmerniſſe und trotz der ihn drückenden Laſt der Berufsarbeit fand Beza noch Freudigkeit und Muße genug zu freier literariſcher Thätigkeit. Damals hatte Tilemann Heßhus, einer der widerwärtigſten und anmaßlichſten Pfaffen, über welche die Geſchichte der lutheriſchen Kirche berichtet, eine gegen Calvin und Bullinger gerichtete Streitſchrift „Von der Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl des Herrn gegen die Sacramentirer (Nürnberg, 1561)" veröffentlicht. Die Polemik, welche Heßhus in dieſer Schrift produzirte, war in den Augen Beza's ſo roh und ungeſchlacht, daß dieſer, obſchon das Pamphlet unmittelbar ihn ſelbſt gar nicht berührte, ſich unwillkürlich zu einer Abfertigung des Verfaſſers veranlaßt fühlte. Denn es däuchte ihn faſt, als habe er hier einen Mann vor ſich, wie weiland Peter Lyſet war. Trotz eines fieberhaften Katarrhs, der ihn quälte, machte ſich daher Beza gegen Ende des Jahres 1560 an die Arbeit und ſchrieb ſeine beiden Dialoge „Fleiſchfreſſerei (κρεωφαγία) oder der Cyclop" und „die Eſelsſchlüſſe (ὄνος συλλογιζόμενος) oder der Sophiſt," wozu er noch eine beſondere Abstersio calumniarum, quibus aspersa est ecclesia genevensis a Tilem. Heshusio, hinzufügte. Die in den Dialogen agirenden Perſonen ſind der Müller (molitor), dem der Eſel gehört, Euſebius, der in der Verhandlung eine vermittelnde Sprache führt, Heßhus, der mit Namen genannt wird und ſo plump wie möglich ſich expectorirt, und Theophilus (Beza), deſſen wiſſenſchaftliches Raiſonnement und ſarkaſtiſcher Spott überall den Sieg davonträgt. Die innern Widerſprüche, in welche das lutheriſche Dogma von einem mündlichen Verſpeiſen und Verſchlucken der himmliſchen Gabe des Leibes Chriſti verwickelt iſt, werden in ihrer ganzen, das chriſtlich-religiöſe Bewußtſein verletzenden Weiſe bloßgelegt.

Die ſarkaſtiſche, in Hohn und Spott ſich ergehende Polemik, welche Beza in dieſer Schrift gegen Heßhus anwendet, iſt freilich nicht der Ton, in welchem kirchliche Streitfragen verhandelt werden ſollen. Indeſſen iſt zu beachten, daß Beza den in der roheſten Unmanierlichkeit und Unwiſſenſchaftlichkeit ſich ſpreizenden Gegner gar nicht als einen Anwalt einer kirchlichen Geiſtesrichtung, ſondern als einen „asinus" anſah, deſſen individuelle Bornirtheit und Rohheit ihm ein ganz willkommner Gegenſtand ſeines launigen Witzes war. Aber dennoch hätte Beza den Ton, den er in ſeinen Dialogen angeſchlagen hat, nicht gebrauchen ſollen, und vielleicht iſt es eben daher (abgeſehn von dem körperlichen Uebelbefinden, an welchem er litt) zu erklären, daß in den Dialogen ſein Witz nicht immer der glücklichſte iſt.

Vierter Abſchnitt.

Beza als Führer des Proteſtantismus in Frankreich.

§ 1.

Mehrfacher Umſchwung der Dinge in Frankreich. — Vorbereitung des Religionsgeſpräches zu Poiſſy.

Als Anton von Navarra und der edle Prinz Condé nach Orleans und in die Hand der Guiſen gekommen waren, mußte nothwendig irgendwie eine Kataſtrophe erfolgen; denn es war eben von den Guiſen auf eine ſolche abgeſehen. Die Kataſtrophe kam auch ſofort, aber ſie verlief anders, als dieſelben gehofft hatten.

Die beiden fürſtlichen Brüder waren kaum in Orleans eingetroffen, als ſie auch ſahen, daß ſie blindlings in die Falle gegangen waren: Der Prinz Condé, der um jeden Preis fortgeſchafft werden ſollte, wurde ſofort verhaftet und König Anton mußte es ſehen, wie er mit hohnlachender Verachtung behandelt und auf jedem Schritt und Tritt beobachtet ward. Der Gerichtshof, vor welchen Condé geſtellt wurde, war ſo zuſammengeſetzt, daß der Spruch des Gerichts nicht zweifelhaft ſein konnte. Mit ihm ſollte eine Anzahl Anderer, die als Hugenotten und als Männer von Intelligenz und Ehre, Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit den Guiſen im Wege ſtanden, enthauptet werden. Denn zur Befeſtigung ihrer Gewaltherrſchaft mußten die Guiſen einen Akt vollziehen, der das Herz der ganzen Nation erbeben machte und der alle Männer von oppoſitioneller Richtung mit Entſetzen zurückſchreckte. Damit auch der achtzehnjährige König einigermaßen als Mitvertreter des von den Oheimen projectirten Actes erſchien, war demſelben die Aufgabe zugewieſen, daß derſelbe bei demnächſtiger Begegnung mit König Anton mit demſelben Händel anfangen, und ihn in ſcheinbarer Wuth mit dem Degen durchbohren ſollte. Der König hatte auch die Rolle übernommen, ſuchte ſie auch wirklich auszuführen, wußte es aber doch nicht recht fertig zu bringen.

Somit ſchien es, als wäre das Grab des Proteſtantismus in Frankreich gegraben; denn man wußte, daß die Zwingherrn, wenn es nöthig wäre, auch das Blut von Tauſenden und aber Tauſenden erbarmungslos vergießen würden. — Die evangeliſche Gemeinde zu Orleans ſtand damals mit Faſten und Gebet vor dem Angeſicht des Herrn und trug ihm ihre Noth vor, wie es die Muttergemeinde zu Paris angeordnet hatte.

Aber nur wenige Tage vergingen, da war das Gebet erhört; denn „der Hüter Iſraels ſchläft noch ſchlummert nicht" (Pſ. 121, 4).

An demſelben Tage (5. Decbr. 1560), an welchem König Franz II. zum zweiten Male es verſuchen wollte, an Anton von Navarra zum Mörder zu werden, traf ihn der Herr, und bald darauf hatte ſein Leben ein Ende. Mit Einem Schlage ſahen ſich daher die Guiſen ihrer Macht beraubt; denn ſie waren nicht mehr die Oheime des Königs. Der zehnjährige Karl IX. folgte. Die nöthige Regentſchaft, welche angeordnet werden mußte, wurde zwar nicht, wie es die Ordnung erforderte, einem Prinzen von Geblüt, ſondern der herrſchſüchtigen, verſchlagenen, treu- und glaubensloſen Königin-Mutter Margaretha von Medici*) übertragen. Aber in der Hauptſache war dieſes, vorläufig wenigſtens, gleichgültig. Denn die Verhältniſſe waren nun einmal von der Art, daß Katharina, welcher nachher Anton von Navarra als Lieutenant-général des Königreichs zur Seite trat, den Hugenotten Conceſſionen machen mußte. Die coloſſale Staats- oder Kronſchuld, welche in der letztverfloſſenen Zeit aufgehäuft war, konnte nur dadurch vermindert werden, daß die Hierarchie von ihrem Ueberfluſſe ein beſcheiden Theil abgab, und dieſes war nur dann zu erreichen, wenn die Regierung die ſtarke Partei der Hugenotten für ſich gewann und deren Stimme auf dem Reichstage dem Klerus gegenüber ſich nutzbar machte.

Am 13. Decbr. 1560 wurde die Ständeverſammlung zu Orleans eröffnet**). Laut und dringend forderte der dritte Stand eine prinzipielle Umgeſtaltung der Kirchenverfaſſung. Die Pfarrer ſollten gelehrte und fromme Männer ſein und von den Gemeinden gewählt werden; an der Wahl der Biſchöfe ſollten die Pfarrer der Städte mit den Notablen Theil nehmen. Von den geiſtlichen Gütern ſollte ein Dritttheil zum Unterhalt der Geiſtlichen, ein Dritttheil zur Armenpflege, ein Dritttheil zum Kirchen- und Schulbau verwendet werden.

Noch weiter ging der Adel in ſeinen Forderungen. Man verlangte geradezu eine Reform der Kirche im Geiſte des evangeliſchen Proteſtantismus. Eine Remonſtranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in der Normandie, Guyenne, Poitiers, Toulouſe, Bretagne klagte darüber, daß die Prieſter

*) Genau und treffend wird dieſelbe von Soldan, I, S. 383 ff. charakteriſirt.

**) Ueber die Verhandlungen zu Orleans vergl. Ranke, Franzöſiſche Geſch. S. 224 ff. und Soldan, I. S. 394 ff.

nicht mehr Gottes Wort predigten, und forderte ein freies Nationalconcil, auf welchem nur die canonischen Bücher des alten und neuen Testaments richterliche Geltung haben sollten.

Indessen kam es auf dem Ständetag doch zu nichts. Die Versammlung ward aufgelöst, und mit der Aussicht auf eine demnächst zu berufende Reichsversammlung vertröstet. Von einem Nationalconcil war keine Rede. Einstweilen sollte Alles beim Alten bleiben.

Da erließ die Staatsregierung die Aufforderung an die Prälaten, am 20. Juli zu gemeinsamen Berathungen behufs Einrichtung eines National- oder allgemeinen Concils zusammenzutreten. Zuvor jedoch sollte ein Gesetz publizirt werden, welches geeignet wäre, die Ausführung dessen, was die Prälaten beschließen würden, sicher zu stellen. Vom 23. Juni an bis zum 11. Juli beschäftigte sich das Parlament zu Paris mit der Ausarbeitung dieses Gesetzes. Endlich erschien das sogenannte Juli-Edikt. Dasselbe verbot alle Zusammenkünfte, insbesondere zur Feier der Sacramente in nicht katholischer Form, sei es mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation aller Habe.

Allerdings konnte dieses Edikt, abgesehen von Paris, fast in keiner größeren Stadt des Reiches zur Verkündigung gebracht werden, und fast nirgends ließen sich die evangelischen Gemeinden durch dasselbe stören; aber dieselben sahen doch alle die schönen Hoffnungen, denen sie sich in Folge der Beschlüsse von Fontainebleau hingegeben hatten, mit Einem Male wieder zu Grabe gehen, und es graute ihnen bei dem Gedanken an den Wiederbeginn der entsetzlichen Verfolgungen, die sie bereits erfahren hatten. Da es ihnen daher nicht vergönnt sein sollte, auf einem allgemeinen Nationalconcil, dessen Veranstaltung in Fontainebleau versprochen war, von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen, so glaubten sie dieses zu ihrer Rechtfertigung und zur Abwendung der auf's Neue drohenden Gefahren unmittelbar vor der Königin-Mutter, in deren Hände die Zügel der Regentschaft gekommen waren, thun zu müssen. Der gefeierte Prediger der Gemeinde zu Rouen, Augustin Marlorat*), übernahm es darum eine Erörterung der wesentlichsten Streitpunkte der beiden kirchlichen Parteien, welche als eine Apologie des Bekenntnisses der reformirten Kirchen Frankreichs der Königin-Mutter übergeben werden sollte, aufzusetzen. Marlorats Schrift**) umfaßte

*) Ueber A. Morlorat vergl. die notices biographiques in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français, 1858, p. 83—118.

**) Da dieselbe gänzlich unbekannt ist und von keinem Historiographen der hier dargestellten Ereignisse erwähnt wird, so halte ich es für nöthig, über diese Schrift genauere Auskunft zu geben. Der französische Titel lautet: Remonstrance a la royne mere du roy, par ceux qui sont persecutez pour la parole de Dieu, en laquelle ils rendent raison des principaux articles de la religion, et qui sont auiourd'huy en dis-

unter dem Titel „Remonſtrance an die Königin, des Königs Mutter, ſeitens derjenigen, welche wegen des Wortes Gottes verfolgt werden, worin ſie Rechenſchaft ablegen von den Hauptartikeln der Religion, welche heutigen

---

pute p. A. M. — MDLXI (130 F. in klein 8°). Den Eingang der Schrift bildet (S. 1—11 b) ein ausführliches Vorwort A tres-haute et tres-puissante princesse, la royne de France. Darin ſagen die Evangeliſchen: Der zu Fontainebleau gefaßte Beſchluß, zur Entſcheidung der vorhandenen Religionsſtreitigkeiten ein Nationalconcil zu veranſtalten, iſt nicht zur Ausführung gekommen. Wir wagen es daher, zu Eurer Güte unſre Zuflucht zu nehmen. Wir rebelliren nicht gegen die Obrigkeit. Aber darum dürfen auch gegen uns keine Gewaltmaßregeln angewendet werden, weil durch dieſelben nur Heuchelei hervorgerufen würde. — Unſre Gegner ſind keine wahren Hirten; denn ſie verdammen den Gebrauch der heiligen Schrift. — Man vergleicht uns mit den falſchen Propheten; aber dieſes Bild paßt nur auf unſre Gegner. — Die Fürſten dürfen freilich die falſchen Propheten nicht im Lande dulden, müſſen aber ſelbſt die Angeklagten anhören. — Man ſagt uns nach, daß wir Freiheit des Fleiſches (der Hurerei) verlangten, daß wir in communiſtiſchem Intereſſe das Verderben des Königs und des Adels wollten und daß wir Vorläufer des Antichriſts wären. — Aber dieſe Anſchuldigungen ſind Lügen. — Wir ſind keine Häretiker. Denn wir halten uns ſtreng an die heilige Schrift. Darum ſollen uns auch unſre Gegner aus der heiligen Schrift antworten. Können ſie uns Widerſprüche mit derſelben nachweiſen, ſo ſind wir bereit, dieſelben fallen zu laſſen. — Aber um unparteiiſche Beurtheilung müſſen wir bitten.

Hierauf folgt der erſte Abſchnitt der Remonſtrance (11 b—20 b): Wir glauben an den lebendigen dreieinigen Gott, und glauben daher, daß wir nur in Chriſto eine lebendige und lebendigmachende Erkenntniß und Gemeinſchaft Gottes haben können. — Da aber Gott ein unſichtbarer Geiſt iſt, ſo iſt derſelbe nicht mit äußeren Ceremonien zu ehren und zu verſöhnen. — Um das, was wir zu opfern und darzubringen haben, dürfen wir nur den heiligen Geiſt, der ſich darüber in der heiligen Schrift erklärt hat, befragen. — Wir müſſen darbringen 1) ein niedergeſchlagenes, gedemüthigtes, zerknirſchtes Herz und 2) ein Herz voll hingebender Liebe zu den Brüdern. — Der Tempel dieſes Opfers iſt unſer ganzer Menſch, an Leib und an Seele, der Altar iſt Jeſus Chriſtus, der Weihrauch ſind die Gebete, das Weihwaſſer die Gnade des heiligen Geiſtes, die Bilder die Glieder Jeſu Chriſti, das geſegnete Brot der Leib und das Blut des Herrn. — Da aber die heilige Schrift die Gegner nicht befriedigen kann, außer wenn dieſelbe von den Kirchenvätern autoriſirt iſt, ſo iſt dieſes mit (angezogenen) Ausſprüchen der Väter zu erhärten. — Es iſt alſo kein Grund vorhanden, uns wegen Gotteslästerung zu verfolgen und zu tödten. Denn wir leben und wir dienen Gott ſo wie es die heilige Schrift befiehlt und wie es von den Vätern der alten Kirche geſchehen iſt.

Article de la messe (21 a—50 b): Die Meſſe iſt nicht von Chriſtus eingeſetzt. Nur Chriſtus kann uns vor Gott vertreten; nur Chriſti eigne Aufopferung ſeines Leibes und Blutes am Kreuze kann uns von unſrer Schuld befreien und von allen unſern Sünden reinigen; nur durch den Glauben an Chriſtum und durch das Vertrauen auf Ihn können wir uns

Tages ſtreitig ſind" vier Hauptabtheilungen von der Verehrung und Verſöhnung Gottes, von der Meſſe, vom Abendmahl, vom Fegefeuer und von den Heiligen (und Bildern).

---

das Verdienſt des Leidens Chriſti aneignen. — Unſre Gegner werden leicht zu Götzendienern, wenn ſie das Sacrament anbeten. Daher beten wir nicht das Sacrament des Altars, ſondern Chriſtum an, der im Himmel zur Rechten des Vaters erhöhet iſt. — Das Zeichen des Kreuzes zu machen, iſt unnütz, denn es hat keinen Zweck. — Die Gegner ſprechen von Opfern und Gaben, die ſie Gott darbringen, obſchon ſie deren keine haben. Es iſt daher auch unnütz, zu Gott zu beten, daß er durch Engel dieſe Gaben in den Himmel tragen laſſe. Denn wir haben keine andre Gabe, als Chriſtum ſelbſt, der ja ſchon im Himmel iſt; und außerdem kommt es uns als unwürdigen Geſchöpfen nicht zu, Chriſtum auf's Neue darzubringen. — Daß Jacobus die Meſſe eingeſetzt habe, kann nicht bewieſen werden. — Schluß: Unſre Gegner können ſich zur Rechtfertigung der Meſſe nicht auf Chriſtus und die älteſten Väter berufen; und wenn ſie die „guten Wirkungen ihrer Lehre" rühmen, ſo antworten wir, daß wir auch ohne die Meſſe fertig werden können. —

Article de la cène (50b—69b): Wir ſind mit den Gegnern darüber einverſtanden, daß Chriſtus ſelbſt dieſes Sacrament eingeſetzt hat, welches ſie das Sacrament des Altars, wir das heilige Mahl und die Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti nennen. Ebenſo ſtimmen wir darin miteinander überein, daß in dieſem heiligen Mahle Jeſus Chriſtus gegenwärtig iſt und ſeinen Leib und ſein Blut darbietet und giebt. Wir bekennen auch gemeinſam, daß wie Brot und Wein Nahrungsmittel des Leibes zur Erhaltung des leiblichen Lebens ſind, ebenſo Chriſtus mit der Subſtanz ſeines Leibes und Blutes unſre Seelen zum ewigen Leben ernährt und erhält; daß Chriſtus in dieſem Sacrament uns mit ſich vereinigt und uns dadurch alle Seine Güte, Verdienſte und Wohlthaten, Leben und Auferſtehung mittheilt. Alſo in der Hauptſache ſtimmen wir mit den Gegnern völlig überein. Dagegen leugnen wir, daß Chriſti Leib und Blut vom Prieſter auf's Neue geopfert werde; denn dieſes widerſtreitet dem abſoluten Verdienſte und Werke ſeines einmaligen Opfertodes. Auch leugnen wir die Transſubſtantiation und den leiblichen Genuß des Leibes und Blutes Chriſti. — Die Worte „das iſt mein Leib" ſind ſacramentlich, bildlich zu verſtehn. Fällt das Zeichen hinweg, ſo fällt auch der Begriff des Sacramentes. — Der wiedergeborene Menſch bedarf einer geiſtlichen Speiſung ſeines neuen Lebens. Dieſe gibt uns Chriſtus ſelbſt, welcher unſer geiſtliches Lebensbrot iſt. In dieſem Sinne ſagt daher Chriſtus auch: „Das Brot iſt mein Leib," d. h. der heilige Geiſt bewirkt (opération) durch dieſes Brot und dieſen Wein daſſelbe, was das lebendige Fleiſch Chriſti, wenn es genoſſen, bewirken würde. — Oft gibt der heilige Geiſt den ſichtbaren Zeichen den Namen der bezeichneten unſichtbaren Sache, um uns der Erfüllung ſeiner Verheißung ebenſo gewiß zu machen, als uns der Empfang des Zeichens, welches dieſelbe vertritt, gewiß iſt. — Wie das Taufwaſſer Waſſer bleibt, ſo verändert ſich das Brot wohl der Beſtimmung und Wirkung nach, aber nicht der Subſtanz nach. — Die Gegner können mit Nichts beweiſen, daß es Gottes Wille iſt, das Abendmahlsbrot in den Leib Chriſti

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese Erklärung im Herzen der Königin-Mutter den Entschluß reifen ließ, die beiden kirchlichen Parteien zu einem Religionsgespräch zusammenzuführen. Indessen fehlt hierüber jede bestimmte Nachricht.

Aber rascher, als man erwartet hatte, änderte sich die ganze Lage der Dinge.

---

zu verwandeln. Außerdem verstoßen dieselben mit dieser ihrer Lehre gegen zwei Glaubenssätze, nämlich 1) daß der Körper Christi wahrer Körper, gleich dem unsrigen ist, nur daß er nicht der Sünde dient; und 2) daß Christus aufgefahren ist gen Himmel.

Article du purgatoire (70 a — 85 b): Das Opfer Christi, wie es in der Messe dargebracht wird, kann den Todten nicht zu Gute kommen, weil sie keinen Glauben haben. — Die Lehre der Gegner, daß die nach der Taufe begangenen Sünden im Fegfeuer gesühnt werden müßten, widerspricht der heiligen Schrift. — Thatsächlich zeigt sich die Verwerflichkeit dieser Lehre darin, daß sie von den Gegnern nur zum Gelderwerb, also zu schrecklicher Verunehrung des Namens und Wortes Gottes gebraucht wird.

Des saincts (85 b — 125 a): Die Gegner verunehren den Namen Christi, wenn sie in der Messe Gott um Erhörung ihres Gebetes bitten wegen des Verdienstes und der Vermittlung der Heiligen. Denn unser Vertrauen sollen wir allein auf den Herrn setzen. — Aus dem Glaubensartikel von der Gemeinschaft der Heiligen läßt sich die Lehre von dem Mittlerthum der Heiligen nicht ableiten. — Der Papst kann durchaus nicht wissen, ob die von ihm canonisirten Heiligen wirklich im Paradies sind. — Sollten die Heiligen wirklich für uns beten, so befiehlt doch die Schrift, allein Gott anzurufen; denn nur auf Gott steht unser Glaube. — Man kann die Heiligen auch darum nicht anrufen, weil sie nicht allgegenwärtig sind. — Die Todten sehen nichts von dem, was im Leben vorgeht. — Wir wissen aus der Schrift, daß Gott das Gebet des Glaubens erhört um des Einen Mittlers, welchen wir haben, und dieser Eine Mittler ist Christus.

Der Bilderdienst ist von Gott ausdrücklich verboten. Auch verträgt es sich nicht mit der Ehre, die wir Gott schuldig sind, daß wir uns vor Menschenwerk beugen. Gott will, daß unsre Herzen im Gebet nur auf ihn selbst gerichtet seien. — Wir bedürfen der Bilder auch nicht zum Unterricht des gemeinen Volkes, wie die Gegner behaupten; denn dazu haben wir den Himmel und die Erde, das Wort Gottes, die Sacramente und das innere Licht des heiligen Geistes. — Berufen sich die Gegner auf die Auctorität der Concilien, so antworten wir mit der Auctorität der heiligen Schrift, welche über dem Ansehn der Concilien steht.

Schluß (125 a — 130 b): Indem wir alles bisher Vorgetragene zusammenfassen, bitten wir die Königin, unsre Lehre unparteiisch zu prüfen. Insbesondre bitten wir, in Gemäßheit der zu Fontainebleau gefaßten Beschlüsse, unsre Prediger mit den Gegnern zu einem Gespräche zusammenkommen zu lassen und diese Remonstrance mit der Antwort der Gegner auf dieselbe, sowie die Replik und Duplik, welche darauf erfolgen wird, durch den Druck zu veröffentlichen, damit die Wahrheit für Jedermann an das Licht komme.

Die in Aussicht gestellte neue Versammlung der Generalstaaten wurde wirklich ausgeschrieben, und infolge dessen trafen die Deputirten des Adels und des dritten Standes, da sich der Hof zur Zeit in St. Germain-en-Laye aufhielt, allmählich in dem benachbarten Pontoise ein, während die Prälaten zu besonderen Berathungen nach dem ebenfalls nahe gelegenen Poissy beschieden wurden. Sofort trat der Adel mit seinen reformatorischen Forderungen noch energischer als früher hervor. Auch der dritte Stand schloß sich demselben an. In einer Eingabe desselben wurde der König ersucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcil einzuberufen, diesem selbst zu präsidiren, Niemandem eine Stimme zu geben, der ein persönliches Interesse an der Sache nehme, alle strittigen Artikel allein nach dem Worte Gottes feststellen zu lassen und einstweilen allen Verfolgungen Einhalt zu thun*).

Das drang durch, und zwar um so mehr, als grade damals der Herzog Christoph von Würtemberg bei König Anton von Navarra die Veranstaltung eines Religionsgespräches auf das Dringendste begehrt hat. Zwar ein eigentliches Nationalconcil einzuberufen — welches factisch eine Opposition gegen das ökumenische Concil zu Trident gewesen sein würde, — wagte man nicht. Aber man entschloß sich, eine Prälatenversammlung und ein Colloquium zu veranstalten, welche beide die Stelle eines Nationalconcils vertreten sollten. In diesem Gespräche sollten die Anhänger der „neuen Lehre" ihre Desiderien vortragen und sich mit den Prälaten wegen Abstellung der kirchlichen Mißbräuche verständigen. Der Ort dieses Colloquiums sollte Poissy sein, wo die Prälaten bereits versammelt waren. Zugleich wurde für die Verhandlungen zu Poissy, wie es schien, die breiteste Basis in Aussicht gestellt. Denn ein offener Majestätsbrief vom 25. Juli 1561, der allenthalben unter Trompetenschall verkündigt wurde, machte bekannt: Ein jeder Unterthan, der in Sachen der Religion etwas zur Sprache zu bringen hätte, weß Standes er auch sei, könnte, unter feierlicher Zusage sicheren Geleites, zu Poissy erscheinen, und sollte vor der Versammlung gehört werden.

Das Gespräch sollte in aller Kürze eröffnet werden, und die Hugenotten erkannten, daß schon mit der Anordnung desselben an und für sich zwar viel gewonnen sei, daß aber noch unendlich mehr gewonnen werden könnte, wenn die Gunst einer vielleicht nur kurzen Zeit in kluger Weise benutzt werde. Vor Allem bedurften die Evangelischen — das erkannten Alle — eines Sprechers, der als eine Auctorität der Kirche hingestellt werden könnte, der Bildung, Klugheit und Haltung genug besitze, um auch da mit voller Energie die evangelische Wahrheit vertreten und zur Geltung bringen zu können, wo die Regeln höfischen Anstandes dem Worte so oft Gewalt anthun.

*) Ranke, Französische Gesch. im 16. und 17. Jahrhundert. S. 231. — Soldan, I, S. 434.

Hierzu war aber Niemand geeigneter, als Beza, weshalb unter den Evangeliſchen zu Paris ſofort der Gedanke reifte, daß derſelbe um jeden Preis zur Reiſe nach Poiſſy vermocht werden müſſe. Insbeſondere war es Admiral Coligny, der für dieſen Gedanken, von deſſen Ausführung er ſich Großes verſprach, ſchwärmte. Um die Mitte des Monats Juli (1561) reiſte daher ein evangeliſch geſinnter Edelmann, Claudius von Pradella, mit Briefen von Anton, Condé, Coligny und der Gemeinde zu Paris nach Genf ab, um Beza zur Reiſe nach Poiſſy aufzufordern. Auch hatte Pradella den Auftrag, ſich mit dem berühmten Züricher Prediger Peter Martyr Vermigli zu beſprechen, den man ebenfalls bei dem Religionsgeſpräch zu haben wünſchte. Der Brief der Pariſer Gemeinde lautete: „Obſchon wir überzeugt ſind, daß die unumgängliche Nothwendigkeit der Dinge, welche deine Gegenwart durchaus erheiſcht, beweglicher zu dir ſpricht, als aller Menſchen Flehen, ſo hat doch unſre hieſige geſammte Kirche nicht umhin gekonnt, dich auf das Dringendſte anzugehen, uns das zu gewähren, weswegen wir auch gemeinſchaftlich an eure geſammte Kirche geſchrieben haben. Erlangen wir es von dir, wohlan! ſo wirſt du daran einen wahren Gottesdienſt thun und uns Alle hier, ja ſo viele ihrer in dieſem ganzen Reiche die Wahrheit erkannt haben, als durch eine Wohlthat dir zu Dank verpflichten."

Condé ſchrieb: „Es hat Gott gefallen, dieſes Reich mit dem Auge ſeiner Gnade und Barmherzigkeit anzuſchauen, ſo ſehr, daß es endlich mit der Religionsſache dahin gekommen iſt, daß man ſich mit einer genaueren Kenntniß der Streitfragen befaſſen will. Damit aber Diejenigen, welche dem wahren Glauben entgegen ſind, widerlegt werden, will es Noth thuen, daß hierin Alle helfen, denen Gott Weisheit und Gelehrſamkeit hierzu geſchenkt hat. Aus dieſem Grund, und weil mir wohl bekannt iſt, mit welchem Eifer und Erfolg du für das Reich Chriſti und ſein Evangelium arbeiteſt, habe ich auch dieſes mein Schreiben denjenigen beifügen wollen, welche der König, mein Bruder, und andre bedeutende Männer in derſelben Angelegenheit an dich gerichtet haben. Denn obgleich du aus ihren Briefen genugſam haſt erſehen können, was die Meinung des Reichsraths in dieſer Sache und wie nöthig deine Gegenwart bei dieſem Religionshandel ſei, ſo glaubte ich doch kein unnützes Werk zu thun, wenn auch ich dich inſtändig bäte, daß nach Einſicht dieſes du ſogleich dich auf den Weg machteſt und bei dieſer hochanſehnlichen Verſammlung erſchieneſt. Zuverſichtlich kann ich dir betheuern, daß du von Allen gern geſehen und freundſchaftlich aufgenommen werden wirſt, was ich dir denn auch meinerſeits zuverſichtlich verſichern kann. Ich will nicht mehr Worte machen. In ſo gerechter und heiliger Sache bedarf es wohl bei dir unſerer Bitten nicht. Ja, nach der Zuneigung, welche ich für dich perſönlich hege, meine ich, könnte es nun einmal gar nicht anders geſchehen."

Coligny ſandte dem Genfer Rector nur die wenigen, mit ſeiner großen

und festen Handschrift geschriebenen Worte zu: „Obgleich du weder meine Hand noch Unterschrift kennst, so stand ich doch nicht an, dir diese Zeilen zu schreiben. Dein aufrichtiger Freund Chatillon." — Wie in diesen wenigen Worten der feste, einfache und thatkräftige Charakter des Admirals, so spricht sich in dem Schreiben des Königs von Navarra die unmännliche Charakterlosigkeit desselben aus: „Da der Herr Admiral," so schreibt der König, „dieses ganze Geschäft auf sich genommen hat, so will ich nicht viel Worte machen. Nur dieses Eine magst du hieraus ersehen, daß du hier keinen Freund hast, dem deine Ankunft angenehmer sein könnte als mir. In allen nur möglichen Stücken dir zu willigem Dienst bereit, bitte ich Gott, er möge dir bei guter Gesundheit alle deine Wünsche in Erfüllung gehen lassen."

Mit Ueberraschung und Staunen ersahen Beza und Calvin, welche eben damals mit Geldsammlungen für die durch die savoyischen Executionen erschöpften Waldenser und mit der Abfassung von Empfehlungen für die Abgeordneten dieses „Märtyrervolkes" an Neuenburg, Bern, Zürich, Schaffhausen, Mühlhausen und Straßburg beschäftigt waren, welcher unerwartete Umschwung der Dinge in Frankreich erfolgt, und wie nahe die Stunde der Entscheidung für das Geschick des Protestantismus daselbst gekommen war. Natürlich jauchzten Beide den Hoffnungen entgegen, welche von Frankreich her laut wurden. Indessen war es doch dem Magistrat zu Genf befremdlich, daß sich die Herren in Frankreich nur an Beza gewendet hatten, ohne ihn um Gewährung des nöthigen Urlaubes für Beza zu ersuchen. Noch größere Bedenken äußerte man aber in Zürich, wohin Beza und Pradella gereist waren, um Peter Martyr zur Mitreise nach Paris zu bewegen, indem nebenbei die Königin-Mutter denselben als ihren Landsmann, der ihre (italienische) Sprache rede, gern zu sprechen wünschte*). Denn wenn schon Martyr für seine Person nicht abgeneigt war, der Einladung Beza's zu folgen, und wenn schon dieser alles nur Mögliche aufbot, um die ihm im Wege stehenden Einwendungen Bullingers und der Rathsherren zu beseitigen, so vermochten diese doch kein Vertrauen zur Sache zu fassen. Denn warum hatte man sich von Paris aus nicht auch an Martyr brieflich gewendet? Warum fehlte denn jede Versicherung des Geleits? Warum hatte man es nicht für rathsam gefunden, sich in schicklicher Form an die Obrigkeiten der beiden Herren zu wenden, die man begehrte? Sollte vielleicht die ganze Sache nicht sowohl von den Brüdern in Paris, als vielmehr von Beza und den Genfern ausgehen, die zu solchen Händeln geneigt waren? Solche Fragen legte man sich in Zürich vor; und als daher Beza

*) Ueber Martyrs Berufung nach Poissy vergl. Schmidt, Peter Martyr Vermigli, S. 245 ff. Pradella hatte demselben damals nur mündliche Aufträge zu überbringen.

und Pradella am 30. Juli (1561) vor dem Rathe, dem Martyr die Sache ganz überlaſſen hatte, erſchienen, wurde ihnen ein Beſchluß mitgetheilt, den ihnen Bullinger in folgender Weiſe verdolmetſchte: „Wenn Doctor Petter (d. h. Peter Martyr) durch hochgeſagte königliche Majeſtät auch Fürſten und Regenten in Frankreich werd zu einem chriſtlichen Geſpräch und Zuſammenkommnuß und ihm von der Kron von Frankreich genugſam Geleit und Sicherheit mit Gleitslüten, wie die Notdurft erfordert, zugeſchickt werde, daß er dahin und wieder an ſein ſicher Gewahrſam ſammt allen denen, ſo ihm von uns zugegeben werden, kommen mög, alsdann wollen ſie ihn ſchicken."

Daß ſich der Rath in dieſem Sinne erklären werde, hatte man vorausgeſehen, weshalb Pradella kurz nach ſeiner Ankunft in Zürich einen Boten nach Hofe abgeſandt zu haben ſcheint. Denn an demſelben Tage, an welchem die beiden Abgeordneten den Beſchluß des Rathes erhielten, wurde in St. Germain der Geleitsbrief für Beza unterzeichnet.

Inzwiſchen änderte ſich aber auch in Genf die Auffaſſung der Sache, indem auch hier ähnliche Bedenken wie zu Zürich in derſelben gefunden wurden, namentlich da Beza vor Jahren als ein um der Religion willen Ausgewanderter vor die Schranken des Pariſer Parlaments geladen und hierauf in contumaciam verurtheilt war. Da nun dieſes Urtheil des Parlaments zur Zeit noch auf ihm lag, ſo wünſchte man, daß Beza der verfänglichen Einladung keine Folge geben möchte. — Mit ſchwerem Herzen ſchrieb daher Beza an die Gemeinde zu Paris, daß er verhindert ſei, an dem in Ausſicht geſtellten Colloquium Theil zu nehmen.

§ 2.

Beza reiſt nach Frankreich.

Mit Beſtürzung las man in Paris den Abſagebrief Beza's, deſſen perſönliches Eintreffen täglich mit größtem Verlangen erwartet worden war, weil man ſich nur hierdurch die Erreichung des Zieles, nach dem man ſtrebte, geſichert denken konnte. Blieb Beza, der anerkannte, von den Gegnern gefürchtete Fürſt der reformirten Theologie aus, ſo war vielleicht Alles verloren. Nothwendig mußte daher Alles aufgeboten werden, um Beza zu einer anderen Entſchließung zu bringen.

In dieſem Sinne ſchrieb la Rivière im Namen der Pariſer Gemeinde an denſelben (10. Auguſt): „Es hat uns ſchmerzlich berührt, uns in der Erwartung getäuſcht zu ſehn, daß wir euch in einer Angelegenheit hier ſehen würden, welche unſeres Dafürhaltens mehr als irgend eine, die je kommen mag, euere und eueres Gleichen Gegenwart erfordert. Obgleich nun leider nicht zu hoffen iſt, daß ihr zeitig genug bei uns ankommen möchtet, um, wie Jedermann wünſchte, ſchon dem Beginne der Handlung beizuwohnen, ſo haben wir uns dahin vereinigt, euch nochmals inſtändigſt zu bitten, andern

Sinnes zu werden, euch, ſobald es nur möglich iſt, aufzumachen und euch ohne Aufenthalt unterwegs hierher zu verfügen, um denjenigen zu Hülfe zu kommen, die in euerer Abweſenheit den Kampf ſchon eröffnet haben werden, wenn nämlich der Drang der Umſtände ſie dazu zwingt. Ich habe unlängſt an Herrn d'Eſpeville (Calvin) geſchrieben, daß unſre Gegner auf eine ſchickliche Gelegenheit lauern, ihre Verſammlung ohne uns zu beendigen; und jetzt ſchon, da ſie uns nicht gar eifrig ſehen, ſtolziren ſie einher und rühmen ſich des Sieges. Allein nicht nur die Maſſe unſrer Gegner, ſondern beinahe alle Leute hier in Paris und der Umgegend ſchreien, wir hätten keinen Muth, wir würden es nicht wagen, vor einer Verſammlung von tüchtigen Leuten zu erſcheinen, um unſre Irrthümer zu behaupten. Kurz, wenn dieſes Colloquium der Prälaten zu Ende geht, und die Biſchöfe und ſonſtigen Gelehrten, die verſammelt ſind, auseinander gehen, ohne daß die Unſrigen erſchienen ſind, ſo iſt damit der Bosheit der Mund geöffnet, ihr Leben lang die Kirche und die Lehre, welche man darin predigt, zu verleumden. Ein ſchwerer Vorwurf wird auf uns Allen laſten, und die Fürſten und andre hohe Herren, welche uns dieſe Gelegenheit hervorzutreten verſchafft haben, werden einen gründlichen Ekel davor bekommen, ſich je wieder mit unſern Angelegenheiten zu befaſſen. Ja noch mehr: Die Königin ſagt überall offen und laut, ſie würde niemals glauben, daß wir auch nur das geringſte Recht auf unſrer Seite hätten, wenn wir nicht die dargebotene Gelegenheit ergriffen, um es an den Tag zu bringen und zu behaupten. Darum zweifeln wir nicht, lieber Herr, daß wenn ihr hier geweſen wäret und die ganze Situation angeſehen hättet, wie wir, ihr wahrlich einen ganz andern Entſchluß gefaßt haben würdet, als es von euch geſchehen iſt. Denn hinſichtlich des Ediktes (des ſogenannten Juliusediktes), das euch zu dem Entſchluſſe gebracht hat, iſt zu bemerken, daß es, obgleich ſehr arg, euch doch keineswegs in Gefahr bringen kann; denn es verdammt nur die Verſammlungen, und die bloße Ketzerei, wie ſie es nennen, kann im ſchlimmſten Falle nur mit Verbannung aus dem Reiche ohne Einbuße von Hab und Gut beſtraft werden. Uebrigens wiſſen wir aus ſicherer Quelle, daß beſagtes Edikt nur gegeben wurde, um den König Philipp und den Papſt zufrieden zu ſtellen, und um einiges Geld den Geiſtlichen abzupreſſen. Dieſe Zwecke ſind freilich ſchlecht, aber dennoch meinen wir, daß in dem Allen keine Urſache liege, die uns abhalten ſollte, zur Vertheidigung der göttlichen Wahrheit zu erſcheinen, weil es Gott gefallen hat, uns Gelegenheit zu geben, aufzutreten und angehört zu werden, wie wir es ſchon ſo lange gewünſcht haben. So bitten wir euch denn nochmals, uns in ſolcher Noth und Arbeit nicht allein zu laſſen. Und wenn es für die ganze Handlung, wie wir gewünſcht, euch unmöglich iſt, daß ihr doch wenigſtens bei dem Beſchluſſe einer Angelegenheit ſein mögt, die für die ganze Zukunft der Kirche von ſo großer Wichtigkeit iſt. In dieſer Erwartung bitten wir den Herrn, er möge euch in ſeine gnädige Obhut nehmen und euch wohlbe-

halten bis zu uns geleiten, indem wir uns ſchließlich euerer wohlwollenden Fürbitte empfehlen." — Zugleich wurde diesmal auch ein Schreiben des Königs von Navarra (vom 12. Auguſt) an die regierenden Herren zu Genf abgeſandt. Das Schreiben (welches ſich nur auf die erſte, zuſtimmende Erklärung Beza's bezieht, dagegen von den ſpäteren ablehnenden Erklärungen deſſelben gar keine Notiz nimmt) lautet: „Da es dem barmherzigen Gott, der die Herzen der Könige in ſeiner Hand hält, gefallen hat, dasjenige des Königs, meines Herrn, der Königin, ſeiner Mutter, und ſeines ganzen Rathes ſo zu lenken, daß ſie alle Mittel und Wege aufſuchen, um in den Religionsſtreitigkeiten, die allenthalben ſich erhoben, zu einer aufrichtigen Uebereinkunft zu gelangen, ſo wünſchten wir, daß dieſe Sache reiflich beſprochen und erwogen würde, und zwar durch Männer, die ihrer Sitten und Gelehrſamkeit wegen bei vielen Leuten in ganz beſonderem, ungeſchmälert gutem Rufe ſtehen.

„Wir können alſo zu dieſem Zwecke Niemand berufen, der in größerem Anſehen ſtehe, als unſeren lieben, theuerwerthen Theodor von Beza, euerer Prediger und Lehrer einen. Der Ueberbringer dieſes iſt daher (früher) zu euch geſandt worden, ihn von euch zu begehren, und er hat uns ſo freundlich Antwort gebracht, daß uns jetzt nichts zu wünſchen übrig bleibt, als: nach der frommen und redlichen Liebe, womit ihr ihn zum allgemeinen Heile der Chriſtenheit beurlauben wollt, möge er recht bald hier bei uns ſein. Wir danken euch für ſolche Freundlichkeit und bitten euch nochmals ſo inſtändig als möglich, beſagten Beza zu beurlauben, und ihn uns, ſo bald es immer ſein kann, hierher zu ſenden, damit ſein Zögern nicht der Beſchleunigung eines ſo trefflichen Werkes im Wege ſtehe, indem ihr verſichert ſein könnt, daß ihm die Ehre, der Empfang und die Behandlung widerfahren wird, die ſeine Ehrenhaftigkeit, ſein Stand und ſeine Gelehrſamkeit verdienen. Davon werdet ihr noch überdieß dem Könige, meinem Herrn, der Königin, ſeiner Mutter, und mir insbeſondere ein großes Wohlgefallen thun. Gegeben zu St. Germain, den 12. Aug. 1561."

Beza hatte die Briefe, welche derſelbe Pradella, durch den er die erſte Einladung nach Paris erhalten, ihm perſönlich überbracht hatte, kaum geleſen, als auch ſein Entſchluß, trotzdem daß ihm noch kein Geleitsbrief zugeſchickt war, ſofort nach Paris zu reiſen, feſt ſtand. Eiligſt von Allen, die ihm in Genf nahe ſtanden, Abſchied nehmend, begab er ſich zunächſt in ein unfern am See gelegnes Dorf, wo ſich damals Calvin ſeiner Kränklichkeit wegen aufhielt, ging mit demſelben über die ernſte Arbeit, die er zu übernehmen hatte, zu Rathe, und zog dann, wiederum in der weltlichen Kleidung eines Edelmanns und zu Pferde, auf kürzeſtem Wege nach Paris zu.

So wie Luther einſt auf der Veſte Coburg ſeinem lieben Melanchthon nachſah, der nach Augsburg zog, um dort das Bekenntniß der Kirche zu bezeugen und vor Kaiſer und Reich zu vertreten, und wie er unabläſſig mit

ſeinem Gebete und Segen bei ihm blieb: ſo folgte jetzt Calvin ſeinem theueren Beza, der zu demſelben Werke, und unter viel größerer Fährlichkeit nach Frankreich hinauszog.

Dreizehn Jahre waren vergangen, ſeitdem Beza um des evangeliſchen Glaubens und um des Heiles ſeiner Seele willen von Paris geflohen war: und von den Mächtigen des Reiches von den angeſehenſten Bekennern des Evangeliums gerufen, kehrte er jetzt dahin zurück, um zu bezeugen, daß dieſer ſein Glaube der Sieg ſei, der die Welt überwinde.

Seine Seele war daher voll Jubels und freudiger Hoffnung, als er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt eilte, hier und da die Gemeinden und ihre Prediger (auch die edle und fromme Renata von Frankreich auf dem Schloſſe zu Montargis) grüßend und ſtärkend; und hoch klopfte ſein Herz, als er in der Ferne die Zinnen von Paris ſchimmern ſah, wo ſo viele treue Herzen ſeiner mit Sehnſucht harrten.

§. 3.

Beza's erſtes Auftreten am franzöſiſchen Königshofe.

Am ſechſten Tage nach ſeiner Abreiſe, am 22. Auguſt 1561, traf Beza noch früh am Tage in Paris ein. Schon drei Stunden nach ſeiner Ankunft ſchrieb derſelbe einige Zeilen an Calvin, da ſich grade Gelegenheit zu deren Beförderung darbot. Beza theilte dem Freunde mit: „Allhier erfuhr ich, daß einige Tage vor meiner Abreiſe, am 12. dieſes Monats, acht unſrer Amtsbrüder, zu denen jetzt auch noch unſer des Gallars gekommen iſt, ſich bereits an Hof begeben haben. Wie man hört, ſind ſie vom Könige in öffentlicher Audienz gar freundlich empfangen worden, und reichten eine Bittſchrift ein, wovon man euch, denk' ich, bereits eine Abſchrift überſandt haben wird. Des Königs Antwort lief darauf hinaus: er werde die Sache vor ſeinen geheimen Rath bringen. Man wartet noch auf die Antwort. Indeſſen ſind die heilloſen Anſchläge der Gegner aufgedeckt, und auch diejenigen ſind von denſelben überzeugt worden, die ſie bis jetzt trotz aller Indizien, welche die Freunde nachweiſen konnten, für leere Gerüchte hielten. Ich ſehe, daß man deswegen auf unſrer Seite in großer Sorge iſt. Denn der Admiral hat eigenhändig hierher geſchrieben, man ſollte von allen Seiten her Hülfe zuſammenraffen und ſie auch ſo ſchnell als möglich an das Hoflager ſchicken. Denn morgen, heißt es, ſoll der Hauptanführer der Gegner (Herzog Franz von Guiſe) mit einem tüchtigen Haufen bei Hofe eintreffen. Du ſiehſt, welch ein Tumult bevorſteht, wenn uns der Herr nicht auch hier in Gnaden bewahrt. Ich meines Theils, der ich vielleicht in einen Bürgerkrieg ſtatt zu einem Colloquium gekommen bin, werde mich hier ruhig verhalten, bis die Unſrigen am Hofe, von meiner Anweſenheit benachrichtigt, mich wiſſen laſſen werden, was ich thun ſoll."

Aber die Ruhe ſollte nicht lange dauern. Denn ſchon am Tage ſeiner Ankunft hatte wie ein electriſcher Funke St. Germain die Nachricht durchflogen, daß Beza nun endlich da ſei. Die zahlreich verſammelten Hugenotten athmeten nun frei auf; denn es war ihnen, „wie wenn man einem tapferen Heerhaufen einen erprobten Führer ankündigt.“ Noch an demſelben Tage wurde er daher von Coligny und deſſen Freunden erſucht, wo möglich ſchon am folgenden Morgen zu erſcheinen.

Eine Anzahl berittener Edelleute erſchien folgenden Morgens, um Beza nach St. Germain zu geleiten. In ſechs Stunden war der Weg zurückgelegt, und Beza ward in dem Schloſſe, welches der evangeliſch geſinnte Cardinal von Chatillon, Coligny's Bruder, daſelbſt beſaß, gaſtlich aufgenommen.

Hier ſah ſich nun Beza mitten in das bunteſte Gewimmel hineingeſtellt, wie es nur da vorkommt, wo entſcheidende Momente des öffentlichen Lebens ſich wahrnehmbar machen. Reichsbarone, Kriegsleute, Welt- und Ordensgeiſtliche aller Grade, Deputationen der Bürgerſchaften drängten ſich durcheinander, und man erzählte Beza, daß ſo eben der König in dem großen Saale des königlichen Schloſſes vor allen Großen des Reichs die Generalſtaaten eröffnet habe. Beza erfuhr auch Einzelnes über die Stimmen, die hierbei laut geworden waren, und überzeugte ſich, daß jede Partei gerade jetzt eine definitive Feſtſtellung aller Fragen, von denen das ganze Reich bewegt war, ſicher erwarte, daß aber auch der Muth und die Zuverſicht der Evangeliſchen jetzt größer ſei als je.

Beza hatte, im Schloſſe abgeſtiegen, noch nicht geſpeiſt, als er eine Einladung in das königliche Schloß erhielt. Am Eingange des Vorzimmers begrüßte ihn der Kanzler de l'Hopital, um ihn bei den Fürſten einzuführen. Auf dem Wege in's Cabinet traf Beza den edlen Coligny; aber ehe er denſelben umarmen konnte, ſah er ſich in herzlichſter Weiſe von dem König von Navarra und dem Prinzen Condé bewillkommt. Die Cardinäle Bourbon und Chatillon, die ihm die Hand reichten, ſtanden in nächſter Nähe. „Was da in Rede und Gegenrede verhandelt wurde,“ berichtet Beza, „kann ich jetzt nicht ausführlich mittheilen; nur dies will ich bemerken, daß ich dem Cardinal von Bourbon betheuerte, ich wäre ſeit jener Zeit, wo er (in Nérac) aus Furcht vor der Strafe der Excommunication nicht mit mir reden wollte, durchaus kein Andrer geworden. Er ſeinerſeits aber entgegnete, er trüge großes Verlangen, die Wahrheit in dieſem ganzen Religionshandel zu erfahren; worauf ich meinerſeits mich ihm zu aller Dienſtwilligkeit erbot und ihn bat, in dieſem löblichen Vorſatz zu beharren. Hierdurch wären wir beinah auf die Sache ſelbſt zu ſprechen gekommen; allein der gnädige Herr machte es kurz, und ich auch. Das, was ich zu Navarra ſagte, lief darauf hinaus, daß ich ſehr befürchtete, er möchte vielleicht bald über meine Ankunft nicht ſo erfreut ſein, wie jetzt, wenn er nicht ganz andere Saiten aufzöge. Darüber lachte er laut auf; ich aber entgegnete ihm: was er ſo als Scherz aufnehme, ſei ſehr ernſten Bedenkens werth.“

Etwa eine halbe Stunde währte dieſe Unterredung, nach deren Beendigung ſich die Fürſten zur Königin Katharina begaben. Im Vorzimmer und auf dem Hofe des Schloſſes hatte ſich bereits eine Anzahl von Edelleuten verſammelt, welche auf Beza warteten. Indeſſen wurde derſelbe durch den Admiral benachrichtiget, daß vor Allen die Damen ihn zu ſehen wünſchten, weshalb Beza zuvörderſt der Prinzeſſin Condé und der Gemahlin des Admirals ſeine Aufwartung machte, wo dieſer die geſammte evangeliſch geſinnte hohe Damenwelt verſammelt fand. Natürlich gab es da viel höfiſche Begrüßung und Beza mußte aus gar manchem Munde hören, wie glücklich man ſich ſchätze, ihn zu ſehen und wie viel man von der Macht ſeines Wortes erwarte. Aber was in den gemeſſenen Formen des höfiſchen Verkehrs ſich ausſprach, war doch Ernſt und Wahrheit und kam aus Herzen, die wirklich nach der lebendig machenden Speiſe des Wortes Gottes verlangten.

Auf den dringenden Wunſch der Verſammlung hielt daher Beza am folgenden Sonntag einen Gottesdienſt. Außer denen, welche in ihren Herzen mit dem Papſtthum wirklich gebrochen hatten, um ſich des Wortes Gottes wahrhaft freuen zu können, mochte ſich in den erlauchten Kreis, der ſich hier um Beza ſammelte, auch Mancher drängen, der eben nur einmal ſehen wollte, wie eigentlich dieſer Gottesdienſt beſchaffen ſei, der nach den hergebrachten Begriffen gar keiner war. Und gar mancher bärtige Herr und manche hohe Dame mochte allerdings die apoſtoliſche Einfalt und den Calviniſchen Ernſt, in welcher Beza den Gottesdienſt genau nach Genfer Sitte hielt — den Prediger im Alltagskleid vor einem einfachen Tiſche, auf welchem das Bibelbuch lag, das ernſte Sündenbekenntnis, den Pſalmengeſang, die Predigt und das einfache Gebet für alle Noth der Gläubigen mit dem Aaronitiſchen Segen — zum erſten Mal ſehen und hören.

Unter denen, welche Beza bei dieſem Gottesdienſte erwarten durfte, fehlte allein der Prinz Condé, der zu derſelben Zeit, um den Regeln der höfiſchen Etiquette zu genügen, in einem andern Theile des Schloſſes einer Verſammlung des Reichsrathes beiwohnte, wo durch Vermittlung der Konigin-Mutter und des alten Connetable vor Notar und Zeugen ſeine Verſöhnung mit dem erſt am vorigen Tage von Calais zurückgekehrten Herzog Franz von Guiſe vollzogen ward. Das einzige Hinderniß, welches den Connetable — der ſeinen höchſten Ruhm darin ſah, von dem erſten Chriſten Frankreichs abzuſtammen*) und der, unter Religion nur äußere hierarchiſche Einrichtung verſtehend, gar nicht begreifen konnte, daß in dem allerchriſtlichſten Königreiche neben der römiſch-katholiſchen noch eine zweite Religion beſtehen können ſollte, — bis dahin von ſeiner völligen Verbindung mit dem Hauſe Lothringen,

*) Der Wahlſpruch des Hauſes Montmorency war: Dieu ayde au premier Chrestien!

d. h. mit den eigentlichen Führern der antihugenottischen Partei abgehalten hatte, war somit beseitigt.

Beza, der von dem Allen nichts wußte, erhielt Nachmittags von Condé eine Einladung in dessen Cabinet, wo dieser ihm den ganzen Hergang der Sache erzählte, ihm die Urkunde vorlegte, welche darüber aufgestellt worden war, und ihn um seine Meinung in dieser Angelegenheit befragte. Aber Beza traute der ganzen Aussöhnung nicht, und erklärte daher in einerseits ausweichender, andrerseits aber auch sehr ernst mahnender Weise: „In diesen Dingen mag ich kein Urtheil fällen, sondern überlasse es denen, die besser als ich wissen müssen, was die Ehre eures Ranges erfordert. Was die eurer Person zugefügte Beleidigung und die Rache dafür betrifft, so weiß Ew. Hoheit recht gut, wem allein man diese anheim stellen soll. Das aber steht fest, daß Niemand für Gottes Freund geachtet werden kann, der sich nicht offen und frei als Feind der geschworenen Feinde Gottes und seiner Kirche erklärt."

Nach dem Abendessen — es war schon gegen 9 Uhr — erhielt Beza eine Einladung zu dem König von Navarra. Zu seiner großen Ueberraschung traf hier Beza einen erlauchten Kreis von Damen und Herren, unter denen sich die Königin, der Prinz Condé, der Herzog von Estampes, die Cardinäle von Bourbon und Lothringen befanden. Beza, dem auch hier sein ungezwungner Anstand und seine freie Bewegung in den Verkehrsformen der höheren Gesellschaft zu Statten kam, wendete sich zunächst in geziemender Weise an die Königin, welcher er den Zweck seines Hierseins darlegte und die Versicherung gab, daß es sein eifrigstes Bestreben sei, Gott, Ihrer Majestät und dem Vaterlande in einer so wichtigen und höchst nöthigen Sache alle nur möglichen Dienste zu leisten. Die Königin, welche ihn mit sichtbarem Wohlwollen anhörte, erwiederte, es werde ihr zur größten Freude gereichen, wenn durch die bevorstehende Handlung das Reich endlich zum Frieden gelangte. — Kaum hatte aber die Königin ihre Erwiederung auf Beza's Anrede beendet, als mit höfischer Miene der Cardinal von Lothringen zu Beza trat, ihn anscheinend sehr herzlich bewillkommnete, aber die sehr wenig liebevoll klingenden Worte hinzufügte, er habe Beza schon aus seinen Schriften kennen gelernt. Beza möchte doch nichts als Friede und Eintracht suchen. Denn sowie derselbe in seiner Abwesenheit das Reich beunruhigt habe, so könnte jetzt seine Anwesenheit dazu dienen, dasselbe zur Ruhe zu bringen. Allein Beza wußte, wie er zu antworten hatte: „Ich bin von jeher in jeder Rücksicht nicht allein zu unbedeutend gewesen," entgegnete er dem Cardinal, „als daß ich ein so großes Reich hätte beunruhigen können, sondern es ist mir auch nicht einmal von Weitem ein solcher böswilliger Gedanke in den Sinn gekommen, wie ich dies in meinen Schriften hinlänglich an den Tag gelegt habe und es mit Gottes Hülfe auch in den bevorstehenden Verhandlungen zeigen werde. Was ich bin und was ich habe, das stehet alles nächst Gott des Königs Majestät und

meinem Vaterlande zu Dienſte.“ Die Unterredung drohte unangenehm zu werden, weshalb ſich die Königin alsbald an Beza mit einigen Fragen wendete, in denen ſie ſich nach Calvins Befinden und Alter erkundigte und ſchließlich fragte, ob denn Beza auch Etwas in franzöſiſcher Sprache geſchrieben habe: Beza antwortete, daß er in franzöſiſcher Sprache nur den Pſalter und eine kurze Widerlegung der Confeſſion des Herzogs von Northumberland veröffentlicht habe. Auf die Bemerkung der Königin, daß man ihm ein franzöſiſch geſchriebenes Schmähgedicht gegen die höchſten Perſonen in Frankreich, welches im vorigen Jahre in ganz Frankreich verbreitet ſei, zuſchreibe, konnte Beza die Verſicherung geben, daß ihm dieſes Machwerk durchaus fremd ſei.

„Aber zu Poiſſy,“ fuhr der Cardinal von Lothringen fort, „habe ich auf meinem Tiſche ein lateiniſches Buch über das Abendmahl liegen, das man euch zuſchreibt, und darin fiel mir eine ungereimte und wunderliche Behauptung auf: Chriſtus ſei jetzt in der Art im h. Abendmahl zu ſuchen, wie er vor ſeiner Geburt durch die Jungfrau geweſen, und ich habe gehört, daß in einem anderen euerer Bücher, das mir nicht zu Geſicht gekommen iſt, ſtehen ſoll, Chriſtus ſei im Brot wie im Koth (Christum esse in coena sicut in coeno).“ „Sollte dieſes möglich ſein?“ fragte ſich die Königin, wie in deren Mienen zu leſen war. Indeſſen war dieſer Fechterſtreich gegen Beza ſehr übel angebracht. „Wenn ich die Bücher ſelbſt ſähe,“ entgegnete Beza, „ſo könnte ich mit Sicherheit ſagen, ob ſie mein ſind oder nicht. Den erſten Satz betreffend, ſo klingt derſelbe allerdings etwas ſonderbar, wenn man ihn, wie es der Herr Cardinal gethan hat, ſo nackt und abgeriſſen hinſtellt. Man muß aber in Betracht ziehen, was vorhergeht und [illegible]olgt. Recht verſtanden halte ich ihn übrigens für wahr. Die andere Aeußer[illegible]ogegen iſt ſo abſurd und gotteslästerlich, daß ich kühnlich behaupten darf, ſie finde ſich weder in meinen Büchern noch in den Schriften irgend eines reformirten Lehrers. Unſere Confeſſion iſt da, um zur Genüge zu zeigen, [illegible] welcher Ehrfurcht wir von den Sacramenten reden.“ Der Cardinal ließ daher das Letztere als eine bloße Verleumdung auf ſich beruhen, griff aber darum das Erſtere um ſo beſtimmter auf, weil ſeines Dafürhaltens in jenen Worten der Gedanke ausgeſprochen ſei, daß wir in der Kirche keinen größeren Genuß himmliſcher Gnadengüter hätten, als die Gläubigen, welche vor der Erſcheinung Chriſti gelebt hätten. Hiermit war allerdings einer der weſentlichſten Differenzpunkte der römiſchen und der reformatoriſchen Lehre berührt. Beza erbat ſich daher die Erlaubniß, dem Cardinal einige Fragen vorlegen zu dürfen, welche dieſer beantwortete. Der Cardinal gab hierbei zu — was freilich nicht im Sinne der römiſchen Kirchenlehre lag —, daß vom Sündenfall und von der erſten Verkündigung der Gnade im Paradieſe an eine Kirche beſtanden habe, daß dieſelbe eben nur durch die Wirkſamkeit eines Mittlers zwiſchen Gott und den Menſchen eine Kirche geweſen ſei, und endlich, daß dieſer Mittler von Anfang an Chriſtus, wahrer Gott und wahrer Menſch, geweſen ſei. Aus dieſer Anerkennung folgerte nun Beza, daß die

Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo nicht auf die Zeit seit seiner Erscheinung im Fleische zu beschränken sei. Denn was der thatsächlichen Erscheinung nach noch nicht vorhanden war, das war nach seiner Kraft und Wirkung doch von jeher dem Glauben gegenwärtig. Darum steht geschrieben, daß Abraham den Tag Christi gesehen und daß er sich darüber gefreut habe (Joh. 8, 56), und Paulus schreibe an die Corinther (1 Cor. 10, 4), daß die Väter dasselbe geistliche Fleisch gegessen und denselben geistlichen Trank getrunken hätten wie wir. — Der Cardinal fügte beistimmend hinzu: So stehe auch in der Apocalypse (13, 8): das Lamm sei geschlachtet worden vom Anbeginn der Welt. — Die weiter fortgehende Unterredung führte nun unwillkürlich zu der Frage, wie die Einsetzungsworte des Abendmahls aufzufassen wären. Der Cardinal bemerkte: „In meiner Diöcese lehre ich die kleinen Kinder auf die Frage: Was ist das Brot im h. Abendmahl? antworten: Es ist der Leib Jesu Christi. Findet ihr dies unrecht?" Beza antwortete selbstverständlich Nein, „denn es sind des Herrn eigne Worte. Aber die Hauptfrage liegt darin, inwiefern denn das Brot im Abendmahl der Leib Christi zu nennen ist. Denn ein Ding ist das, was es ist, nicht nothwendig auf eine und dieselbe Weise. Es sind hierbei vier Fragen zu unterscheiden: die erste handelt von den Zeichen, die zweite von der bezeichneten Sache, die dritte von der Verbindung des Zeichens mit der bezeichneten Sache, die vierte von dem Genusse des Zeichens und des Bezeichneten. Im ersten Punkte weichen wir (von den Papisten) darin ab, daß ihr bei dem Abendmahle keine anderen Zeichen annehmt, als bloße äußere Erscheinungen, während wir das Wesen des Brotes und Weines [illegible] halten nach aller Sacramente Natur und Art und nach der ganzen heil[illegible] Schrift." — „Nein, nein!" fiel hier der Cardinal ein. „Ich getraue mir zwar wohl die Lehre von der Brotverwandlung rechtfertigen zu können, aber die Theologen hätten etwas Besseres thun sollen, als eine solche Hauptsache da[illegible] zu machen; und ich bin meines Theils nicht der Ansicht, daß die Kirche sich deshalb entzweien sollte." — „Was den zweiten Punkt betrifft," fuhr Beza fort, „so behaupten wir nicht, daß uns durch Brot und Wein nur das Verdienst des Leidens und Sterbens Christi bezeichnet werde, sondern der wahre, für uns gekreuzigte Leib, das wahre für uns vergossene Blut, mit Einem Worte: daß Christus selbst als wahrer Gott und Mensch uns durch diese Zeichen bedeutet und dargeboten wird, um unsre Herzen und Gedanken durch den Glauben in den Himmel zu erheben und durch den Glauben aus seiner Person mit allen Gütern und ewigen Himmelsschätzen, die er in sich schließt, theilhaftig werden zu lassen zum ewigen Leben, ebenso wahrhaftig und gewiß, als wir hier die natürlichen und körperlichen Zeichen sehen, essen und trinken." — Als der Cardinal sich hiermit zufrieden erklärte, bemerkte Beza, es sei ihm lieb, dieß von ihm zu hören, da man ihm früher erzählt habe, daß des Cardinals Meinung eine andere sei. Hierauf fuhr Beza fort: „Drittens erklären wir, daß ein großer Unterschied zwischen

Wein und Brot des h. Abendmahls und gewöhnlichem Wein und Brot ſtattfinde. Gemeiner Wein und gemeines Brot ſind gewöhnliche und natürliche Creaturen nach der Art und Weiſe, wie es Gott gefallen hat ſie zu erſchaffen. Dagegen ſind Brot und Wein des Abendmahls Sacramente d. h. ſichtbare Beglaubigungszeichen des Leibes und Blutes des Herrn. Was aber die Zeichen zu Sacramenten macht, verändert darum nicht ihr Weſen, das unverſehrt bleibt, ſondern beſteht darin, daß ſie zu einem ganz anderen Gebrauche, als ihre Natur mit ſich bringt, dienen und beſtimmt ſind. Von Natur ſind ſie zur körperlichen Nahrung beſtimmt; wenn ſie aber Sacramente geworden ſind, ſo bezeichnen ſie dasjenige, was zur geiſtlichen Nahrung dient. Dieſe Veränderung ſchreiben wir weder der Kraft gewiſſer über ſie ausgeſprochener Worte, noch der Intention desjenigen zu, der ſolche ausſpricht, ſondern der Kraft und Macht Gottes, von deſſen Willen und Befehl hierin ſein Wort Zeugniß giebt. Weil nun die bezeichnete Sache von dem Herrn ebenſo wahrhaftig als die Zeichen ſelbſt uns dargeboten werden, ſo beſteht eben hierin und in nichts Anderem die Verbindung der Zeichen und der bezeichneten Sache. Der Leib und das Blut Chriſti werden uns alſo im h. Abendmahl wahrhaftig dargeboten und mitgetheilt, nicht als ob Chriſtus mit, oder unter, oder in dem Brot und Weine, oder an irgend einem anderen Orte ſei als im Himmel, wohin er aufgefahren, um auch ſeiner menſchlichen Natur nach daſelbſt zu bleiben, bis daß er wiederkomme, zu richten die Lebendigen und die Todten." — Der Cardinal erwiderte, er wolle die Brotverwandlung durchaus nicht ſo ſehr hervorgehoben wiſſen, da man allerdings Chriſtum nicht auf Erden, ſondern im Himmel zu ſuchen habe; worauf derſelbe ziemlich verworren über die Meinung „einiger deutſchen Theologen" von einer räumlichen Gegenwart des Leibes Chriſti ausließ. Indeſſen zeigte es ſich, daß der Cardinal über das Alles ſehr ſchlecht unterrichtet war, und er geſtand ſchließlich ſelbſt, daß er ſich um dieſe Fragen noch nie bekümmert habe. — Beza fügte hinzu: „Es iſt gewiß, mein Herr, ich ſage es offen und frei, daß wir in dieſem dritten Punkte mit einigen Deutſchen nicht übereinſtimmen; aber demungeachtet ſtimmen wir, Gott Lob, insgeſammt darin überein, daß wir die Wandelung mit Allem, was daraus folgt, verwerfen, und daß wir Alle die wahre Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti bekennen." — „Bekennt ihr denn," fragte hierauf der Cardinal, „daß wir in dem heil. Abendmahle natürlich und dem Weſen nach des Leibes und Blutes Chriſti theilhaftig werden?" — „Das iſt eben der vierte Punkt, den ich noch zu berühren hatte," antwortete Beza. „Um mich kurz zu faſſen, ſo iſt Folgendes unſre Meinung: Man nimmt mit der Hand, iſſt und trinkt die natürlichen Zeichen; dagegen die bezeichnete Sache, Chriſti Leib und Blut, wird zwar Jedermann wahrhaft und ohne alle Täuſchung dargeboten, aber nur geiſtlich durch den Glauben empfangen, nicht mit der Hand und auch nicht mit dem Munde. Nichtsdeſtoweniger iſt aber dieſes Empfangen und Theilhaftigwerden ſo gewiß als das-

jenige Empfangen, welches wir mit den Augen ſehen und mit den Händen berühren, uns nur immer gewiß ſein kann, obgleich das Geheimniß dieſer Theilnahme, dieſer Wirkung des heil. Geiſtes und des Glaubens all unſer Wiſſen und Verſtehen überſteigt." — „Das gefällt mir," gnädige Frau, fiel der Cardinal, ſich zur Königin wendend, ein, „und das iſt auch meine Ueberzeugung; und wenn man in der Weiſe friedlich und mit Gründen verfährt, ſo iſt alle Hoffnung vorhanden, daß die Unterhandlung einen glücklichen Erfolg haben werde." — „Sehen nun Ew. Majeſtät," ſetzte Beza hinzu, „das ſind die ſo lange bedrängten und durch jede Art von Verleumdung unterdrückten Sacramentirer." Ueber dieſen glücklichen Anfang des Geſprächs erfreut, äußerte die Königin: „Hört ihr, Herr Cardinal, er ſagt, daß die Sacramentirer keine andere Meinung haben als diejenige, welcher ihr ſelbſt beiſtimmt," und gab das Zeichen zum Aufbruch; denn es war ſchon ſehr ſpät. — „Es freut mich gar ſehr, Herr von Bèze, euere Bekanntſchaft gemacht zu haben," redete der Cardinal den Genfer Rector, als die Geſellſchaft ſich erhob, nochmals an, ihm auf die Schulter klopfend und die Hand reichend, „und ich beſchwöre euch bei Gott, daß ihr auch ferner mit mir handelt, damit ich euere Gründe vernehme und ihr die meinen." — Aber wer den Cardinal kannte, wußte, was von deſſen Verſicherungen zu halten ſei. Kaum hatte daher Beza dem Cardinal das Nöthige geantwortet, als die Oberhofdame Fräulein von Cruſſol denſelben mit neckiſcher Miene bei der Hand nahm und mit einem Seitenblick zur Geſellſchaft die Worte hinwarf: „Vortrefflich, lieber Herr, für heute Abend; aber wie morgen?" Ein leiſes Lächeln ging durch die Verſammlung, während Beza mit freundlichem Gruße ſich zurückziehenden Königin für die ihm zu Theil gewordne gnädige Aufnahme dankte und ſie bat, ihm dieſes Wohlwollen bewahren zu wollen. Es war bereits 11 Uhr. Aber Beza ſollte noch ſehen, wie [illegible] die Gemüther in dem Kreiſe, der ihn zu ſich berufen hatte, nach [illegible] der Gnade waren. Als ſich nämlich die Königin und deren Gefolge entfernt hatten, wurde Beza erſucht, noch zu bleiben und zur Erbauung der Anweſenden den Tag mit einer Andacht zu ſchließen. Außer dem Könige Anton, Condé, deſſen Gemahlin, der Fräulein von Cruſſol wohnten derſelben der Admiral mit ſeiner Gattin und andere Herren bei.

Dieſer erſte Tag des Auftretens Beza's in St. Germain hatte ſomit für Beza ſelbſt des Erhebenden gar viel; und nach dem, was er wahrgenommen hatte, durfte er wohl hoffen, daß in Frankreich gerade jetzt die Saat des Evangeliums zur Ernte reif geworden ſei. Und in der That war die außerordentlich huldreiche Bewillkommung, die Beza von allen Seiten her erhalten hatte, ein Beweis dafür, daß in den Herzen der Edelſten der Nation das Papſtthum ſeine Macht verloren hatte. Nur in Betreff Eines Mannes, mit dem Beza verkehrte, hatte ſich derſelbe getäuſcht. Als nämlich der Cardinal von Lothringen ſich von Beza verabſchiedet hatte, warf derſelbe die Maske —

denn unter einer ſolchen hatte er mit Beza geredet — ſofort ab, um im Kreiſe der Seinen zu erzählen, daß er alle Sätze des ſo viel gerühmten Genfer Prädicanten ſiegreich widerlegt habe; und alsbald wurde in Paris, in Poiſſy und weiterhin das Gerücht verbreitet, Beza ſei ſchon bei dem erſten Zuſammentreffen mit dem Cardinal für den alten Glauben wieder gewonnen worden. Beza hörte davon, als er am anderen Morgen auf Erſuchen des Admirals zu dieſem kam, um vor einem bereits eingeladenen Kreiſe eine Predigt zu halten. Die Enttäuſchung war bitter. Aber Beza konnte doch ruhigen Herzens ſagen: „Gott Lob, daß ich vollgültige Zeugen habe, welche das Gegentheil bewahrheiten können.“ Aber dennoch trat das von dem Cardinal ausgeſprengte Gerücht mit ſolcher Beſtimmtheit auf, daß ſelbſt an der königlichen Tafel desſelbigen Tages der Connetable von Montmorency die Königin mit der hämiſchen Bemerkung anreden konnte, der große Prädicant Beza habe nun doch bei dem erſten Geſpräche mit dem Cardinal vor dieſem die Segel ſtreichen müſſen. Aber mit ſichtbarer Entrüſtung erklärte die Königin ſofort Angeſichts der ganzen Verſammlung: „Ich habe der Unterredung ſelbſt beigewohnt, Connetable, und kann euch verſichern, daß ihr ganz ſchlecht berichtet ſeid.“ Natürlich bedurfte es auch nur geringer Zeit, um die Wahrheit vor aller Welt an den Tag kommen zu laſſen, und bald mußten es daher die Päpſtlichen zu ihrem größten Aerger wahrnehmen, wie ihnen die evangeliſch Geſinnten mit dem unverhüllten Ausdruck der Siegesgewißheit entgegentraten, wie ſie mit Stolz und Zuverſicht von ihrem unbezwingbaren Anwalt Beza ſprachen und wie ſie mit dem Singen der von demſelben überſetzten Pſalmen gar kein Geheimniß machten. Dabei waren namentlich die evangeliſch Geſinnten vom Adel diejenigen, welche Beza's Geſellſchaft und Belehrung am eifrigſten ſuchten. Bei dem Admiral war derſelbe ganz gewöhnlich zu Tiſche, und Beza überzeugte ſich mehr und mehr, daß das Alles, was er ſah und hörte, ohne Erfolg nicht ſein könnte. Aber er ſah auch, daß, wenn das Ziel erreicht werden ſollte, noch viel gethan werden müßte. Daher ſchloß Beza ſeinen brieflichen Bericht, den er am Abend des 25. Auguſt an Calvin abſandte, mit den Worten: „Die Dinge ſind hier allenthalben auf eine merkwürdige Weiſe in Bewegung. Unterdeſſen disputiren die Prälaten (zu Poiſſy) um des Kaiſers Bart und haben die Hand zwiſchen Thür und Angel. Nichtsdeſtoweniger iſt es nöthiger und gerathener, anzuhalten im Gebet zu Gott, als denjenigen ſo blindlings zu glauben, welche uns jene ſogar verächtlich und ohnmächtig ſchildern. — Man erwartet hier Martyr mit großem Verlangen, wie ich es aus dem Munde der Königin weiß. — O wenn Gott ſeiner Kirche die Wohlthat erweiſen wollte, daß ſie dich hier ſähe, dann würde meine Siegeshoffnung zur gewiſſen Zuverſicht werden und dieſem Königreich würde ſomit das größte Heil widerfahren. Und in der That ſehe ich durchaus keine Gefahr. — Weil es Gott gefallen hat, ſich in einer ſo hochwichtigen Sache eines ſo armſeligen und unnützen Werkzeuges zu bedienen, ſo bitte ich vor Allem, mich dem Gebete aller Amts-

brüder, aller Gläubigen zu empfehlen und lebe der festen Zuversicht, du werdest mir deine Gebete und deinen Rath nicht verweigern, auf deren Beistand ich mich nächst Gott am meisten verlasse."

Beza sah sich nun auf einen Schauplatz gestellt, wo er der Träger weltgeschichtlicher Ereignisse war. Aber das Herz seines geliebten Weibes, das wußte er, war voll großer Sorge ob der Gefahren, in welche er kommen könnte. Um daher diese Bekümmernisse zu beseitigen, ersuchte Beza den Prediger Normandie zu Genf, einen seiner Haus- und Jugendfreunde, seinen an Calvin gerichteten brieflichen Bericht der trauten Ehefrau mitzutheilen.

§ 4.

Verhandlungen bis zum Beginne des Religionsgespräches.

Inzwischen hatte der Episcopat schon mehrere Wochen hindurch in dem uralten, nur durch einen ausgedehnten Wald von St. Germain getrennten Städtchen Poissy seine Sitzungen gehalten. Das einst von Philipp dem Schönen gestiftete, von dessen Nachfolgern vollendete und reichbegabte Nonnenkloster der Dominicanerinnen, hatte in seinen weiten, prächtigen Räumen die Prälaten in sich aufgenommen, und hier sollte daher auch die Eröffnung des Colloquiums erfolgen. Mehr als vierzig Bischöfe und Erzbischöfe waren in Poissy eingetroffen; aber es ist charakteristisch, daß in den gleichzeitigen Berichten sowohl der Katholiken, als der Protestanten, nur zehn derselben mit Namen genannt werden, nämlich außer dem Cardinal von Lothringen und dessen Bruder, dem Cardinal von Guise, der beinahe achtzigjährige Cardinal von Tournon, Decan des Cardinalcollegiums, Erzbischof von Lyon und Primas des Reiches, ein in politischen Händeln wohl erfahrener, aber dem theologischen und kirchlichen Interesse ganz fern stehender, grundsätzlicher Gegner jedweder Neuerung; der [illegible]sechzigjährige Cardinal von Armagnac, Erzbischof von Toulouse, dem vorgenannten durchaus ähnlich, nur ihn in seinen Schwächen noch übertreffend; der Cardinal von Chatillon, Coligny's und D'Andelots Bruder, ein Mann von ebensoviel Klugheit als Festigkeit des Charakters und von entschieden evangelischer Gesinnung; Johann von Montluc, Bischof von Valence, ein in der Theologie wenig unterrichteter, aber staatskluger, zu zahlreichen Gesandtschaftsreisen gebrauchter Herr von milder Gesinnung und höfischer Geschmeidigkeit, welcher die Nothwendigkeit einer Reformation offen anerkannte, und diese auch selbst unterstützte, aber viel zu sehr der Welt angehörte, als daß er der Hugenottenpartei sich hätte anschließen können. Auch Peter du Val, Bischof von Seez in der Normandie, war der Reformation nicht abhold, kam jedoch nicht soweit wie sein gelehrter Bruder, der als Parlamentsrath zu Paris den Märtyrertod erlitt. —

Die Genannten waren unter der Menge der versammelten Prälaten diejenigen, welche sich in der einen oder anderen Weise hervorthaten. Es erhellt

hieraus, welches der Charakter der Verſammlung überhaupt war. Den Meiſten unter ihnen war die Prälatur nur darum zu Theil geworden, weil ſie als nachgeborene Söhne adlicher Familien der Verſorgung durch die Kirche bedurften. Wie ſie daher in den Beſitz des Krummſtabes gekommen waren, ohne ſich zur Führung deſſelben irgendwie theologiſch, d. h. wiſſenſchaftlich und ſittlich vorzubereiten, ſo lag es der Mehrzahl unter ihnen auch nicht im Entfernteſten im Sinne, ſich mit der geiſtlichen Führung des Krummſtabes das Leben zu erſchweren. Vielmehr galten Titel und Pfründe nur als Mittel, um entweder in politiſchen Händeln eine reſpectirte Stellung einnehmen oder um im Verkehr mit dem weltlichen Adel allerlei adlichen Paſſionen nachgehen zu können. So hatten es die hohen Herren zu ihrem größten Wohlbefinden ſeit Menſchengedenken getrieben, und Niemand dachte daran, daß es jemals anders werden könnte.

Aber die Zeit war gekommen, wo die geiſtlichen Herren im Angeſichte des Wortes Gottes von ihrem Haushalten Rechnung thun ſollten. Da ſah man ein, daß doch wenigſtens in disciplinariſchen Dingen Mancherlei reformirt werden müßte, und die Verſammlung zu Poiſſy ſtellte daher ein Dutzend dahin gehöriger Punkte auf, über welche ſie ſich berathen wollte. Aber die Fragen, welche ſich die Verſammlung geſtellt hatte, wurden allzuzeitig bekannt, und eine alsbald im Druck erſchienene Schrift machte den Biſchöfen klar, was man in den evangeliſch geſinnten Kreiſen von ihnen und von der Hierarchie überhaupt forderte. Z. B. auf die Frage: „Was man den Biſchöfen einſchärfen ſollte," war unter Anderm geantwortet: „Daß ſie den Anderen vorleuchten durch Glauben und Frömmigkeit, das Evangelium lauter und rein verkündigen, von ihren Reichthümern den Armen mittheilen und die Sacramente umſonſt verwalten." — „Wie ſind die Vorrechte der Hauptkirchen zu beſtimmen?" „Sie ſollen abgeſchafft und dadurch die Quelle des Ehrgeizes verſtopft werden." — „Die Reform der Klöſter betreffend" — „ſoll man an die Stelle der faulen Mönche gelehrte Pädagogen und tüchtige Jünglinge ſetzen, die der heiligen Schrift fleißig obliegen, und die dann, wenn ſie zur gehörigen Reife des Wiſſens und Alters gelangt ſein werden, der Kirche dienen und predigen oder ſonſt dem Staate nützlich ſein ſollen."

Indeſſen war der Aerger, den die Prälaten über dieſen ihnen öffentlich ertheilten Beſcheid empfinden mußten, nicht die einzige Bekümmerniß, die ihnen widerfuhr. Auch die hohe Geldforderung, welche die Generalſtaaten, insbeſondere der dritte Stand an den Klerus ſtellte, war denſelben widerwärtig. Am aller bedenklichſten ſchien jedoch der Hierarchie das kühne Vorgehen der Hugenotten zu ſein.

Die zahlreichen, bereits wohlorganiſirten reformirten Gemeinden Frankreichs — es waren ihrer weit über zweitauſend, und ebenſo viele mochten bereits in der Organiſation begriffen ſein —, waren von abgeordneten Predigern und Aelteſten vertreten. Die Namen der Letzteren ſind uns nicht überliefert

worden; nur die abgeordneten Prediger werden uns genannt. Dieſelben waren: Auguſtin Marlorat aus Bar-le-duc in Lothringen, in Genf und Lauſanne zum Prediger erwachſen, und, nachdem er eine Zeit lang der Gemeinde zu Vevay am Genferſee vorgeſtanden, als Prediger nach Rouen berufen; Franz von Saint Paul (Sampaulinus, auch Sampaulier genannt), Begründer und Prediger der Gemeinde zu Montélimart unter Valence an der Rhone, von den Kirchen der Provence deputirt; Johann Raimund Merlin (genannt Monroy) früher in Lauſanne, dann in Genf Lehrer der hebräiſchen Sprache, und damals dem Admiral Coligny als Schloßprediger „geliehen;" Johann Molot, der mit la Rivière und Andern der Gemeinde zu Paris vorſtand; Nicolaus Folion (genannt la Vallée), ehemaliger Doctor der Sorbonne und Carmelitermönch, hernach eifriger Prediger in Toulouſe, damals zu Orleans; Franz von Morel (Colonges genannt), deſſen Eifer die erſte franzöſiſche Nationalſynode zu Stande gebracht hatte, war damals Prediger der Herzogin von Ferrara zu Montargis; Claudius von la Boiſſière, Begründer und Prediger der Gemeinde zu Saintes, wo er bereits die öffentliche Predigt eingeführt hatte; Johann Bouquin, Prediger auf dem Schloſſe der Inſel Oleron, mit dem Letztgenannten für die Saintonge deputirt; Johann Virel, Nicolaus des Gallars, ſowie ſchließlich auch der Prediger der Königin von Navarra, Johann von Tournay.

Schon am 17. Auguſt, als noch nicht alle Abgeordneten eingetroffen und Beza noch in weiter Ferne war, geſchah vonſeiten der Evangeliſchen der erſte Schritt zur Anbahnung einer Verſtändigung mit den Papiſten. Auguſtin Marlorat und Franz von St. Paul überreichten nämlich, von ſechs Abgeordneten adlichen Standes begleitet, dem König in feierlicher Audienz — auch des Königs Mutter und die Prinzen von Geblüt waren anweſend — ihre Confeſſion (die Confessio gallicana) mit einer Supplik, worin ſie baten, dieſelbe durch die Prälaten prüfen zu laſſen und ihnen im öffentlichen Geſpräch die Vertheidigung ihrer Confeſſion gegen die Ausſtellungen der Biſchöfe zu geſtatten. In Betreff der Einrichtung des Colloquiums behielten ſie ſich aber Folgendes vor: 1) Die Biſchöfe könnten nicht ihre Richter ſein, weil ſie ihre Gegner wären. 2) Es möchte dem Könige gefallen, mit der Königin-Mutter, dem König von Navarra, den übrigen Prinzen von Geblüt und anderen angeſehenen, durch rechtſchaffenes Leben und heilige Lehre ausgezeichneten Perſonen das Colloquium zu leiten, damit die Ordnung aufrecht erhalten und Gezänk und Verwirrung verhütet werde. 3) Alle Streitfragen ſollten allein durch Gottes Wort alten und neuen Teſtaments entſchieden werden, weil ſich allein auf dieſes der chriſtliche Glaube gründe. Würden gewiſſe Ausdrücke Schwierigkeiten machen, ſo ſollte man auf den hebräiſchen und griechiſchen Text zurückkommen. 4) Zwei von jeder Partei erwählte Schreiber ſollten Tag für Tag ihre Protocolle gegeneinander vergleichen und dieſe ſollten nur

dann als richtig anerkannt werden, wenn beide Parteien ſie geſehen und unterzeichnet haben würden.

Der König hörte den Vortrag der Supplik, welche ihm hierauf mit der Bekenntnißſchrift überreicht wurde, an, und erklärte ſich auch demſelben nicht ungnädig. Es war die Abſicht, mit den Prälaten zu verhandeln und ſie zu einem Colloquium mit den Hugenotten zu vermögen. Allein die Cardinäle und Biſchöfe fanden in dem Auftreten der Letzteren einen frechen ketzeriſchen Trotz, der keine Verhandlung oder gar Disputation zulaſſe, da derſelbe durch das Geſetz der Kirche ſchon gerichtet ſei, weshalb man eben nur nach dem deutlichen Buchſtaben der Kirchengeſetze gegen die Häretiker zu verfahren habe. Mehrere Tage harrten daher die Evangeliſchen auf eine definitive Erledigung ihres Erſuchens, aber dieſelbe blieb aus, und ſchon waren die Herzen Vieler voll banger Beſorgniß, da erſchien jedoch, als Helfer in der Noth, Theodor Beza, an deſſen Anblick ſich der Muth der Hugenotten neu aufrichtete. Wirklich wurde ihnen auch ſchon am folgenden Tage (24. Auguſt) im Namen des Königs eröffnet: man werde ſie hören, und die Gegner ſollten nicht ihre Richter ſein. Außerdem wußte Beza durch ſeine Predigten, die er täglich in den Sälen des Prinzen Condé hielt, ſowie durch fleißige Berathungen mit den abgeordneten Predigern und Aelteſten der reformirten Gemeinden und mit den Vertretern der Hugenottenpartei am Hoflager das Vertrauen derſelben zur eignen Sache in wunderbarer Weiſe zu kräftigen. Dabei ſah aber doch Beza ſelbſt den kommenden Tagen mit ſchwerem Herzen entgegen; denn das Häuflein der Brüder war doch nur klein, während die Zahl, die Liſt und die Macht der Gegner groß war. Ein Brief, den Beza am 30. Auguſt 1561 an Calvin ſchreibt, vergegenwärtigt uns die Situation deſſelben. „Seit einigen Tagen," ſchreibt Beza, „kommen wir beinahe nicht aus unſrer Herberge. Die Einen behaupten, daß unſre Gegner zur Disputation bereit wären, Andre aber leugnen es. Wir halten unterdeſſen an im Flehen zu Gott und ſuchen ſo viel als möglich für jeglichen Fall in Bereitſchaft zu ſein. Aber ich kann nicht umhin zu geſtehen, daß mich im Hinblick auf unſre ſo gar geringen Streitkräfte eine große Beſorgniß ergreift. Meine einzige Hoffnung ſteht auf Gott, für deſſen Sache wir mit redlichem Gewiſſen ſtreiten. Ach, wie oft habe ich dich ſchon Tag und Nacht hierher gewünſcht, wie beſorge ich, Gott möchte uns zürnen, wohl auch darum, daß wir es vorzogen, unſre Beſchützer uns ſelbſt zu wählen, ſtatt die uns dargebotenen anzunehmen! Aber die Gebete des Abweſenden werden gewiß auch nicht vergeblich ſein! — Wenn unſer Martyr bei Zeiten kommt, d. h. wenn er ſich ſehr beeilt, ſo wird ſein Erſcheinen uns mächtig ſtärken. Denn wir werden es mit alten ausgelernten Sophiſten zu thun bekommen; und obſchon wir der Zuverſicht leben, daß die einfache Wahrheit des göttlichen Wortes den Sieg behalten wird, ſo iſt es doch nicht Jedermanns Sache, die Winkelzüge der Gegner in ihrer verdeckten Falſchheit augenblicklich zu enthüllen und die Ausſprüche der Väter zur Wider-

legung in Bereitſchaft zu haben. Unſre Antworten aber müſſen ſo beſchaffen ſein, daß es auch den Fürſten und anderen zuhörenden Großen in die Augen falle, daß wir in keiner Weiſe Ausflüchte zu ſuchen brauchen. Kurz, wenn ich mir alle dieſe Schwierigkeiten lebhaft vor die Augen ſtelle, ſo iſt mir nicht wenig bange, und es will mich bedünken, daß wir kläglich darin gefehlt, mit Vernachläſſigung der herrlichſten Rüſtzeuge Gottes gleichſam ſeine Güte und Barmherzigkeit frevelhaft mißbraucht zu haben. Indeſſen ſind wir feſt entſchloſſen, muthig voranzugehen, im ſtandhaften Vertrauen auf den, der uns die Weisheit verheißen, welcher die Welt nicht zu widerſtehn vermag."

„Einige unter den Biſchöfen ſollen uns, wie wir hören, nicht ungünſtig ſein. Daſſelbe verſprechen wir uns auch von einigen Theologen; aber gerade dieſe wird man vielleicht nicht mit uns zuſammenbringen. Der Cardinal behauptet noch ſteif und feſt, daß er mich ſogleich bei der erſten Zuſammenkunft überwunden habe; aber er wird von den gewichtigſten Zeugen Lügen geſtraft. Er führt immer die Augsburgiſche Confeſſion im Munde, wegen welcher auch Dr. Bouteillier beſonders mit mir geſprochen und mich gefragt hat, ob wir ſie annehmen könnten. Ich gab zur Antwort: In einigen Artikeln durchaus nicht, es ſei denn, daß man eine klare und deutliche Erklärung derſelben beifüge. Haſt du uns hierüber einen Rath zu geben, ſo thue es, wenn ich bitten darf, ſo bald als möglich, damit wir nicht aus Unvorſichtigkeit einen Mißgriff thun. Wir haben immer noch keine Antwort auf die bittſchriftlich eingereichten Bedingungen, worüber wir auch gern deine Anſicht vernommen hätten. — Weil du es nun hier bei uns perſönlich nicht kannſt, ſo leite uns abweſend durch deinen Rath, wie man Kinder leitet. Denn erſt jetzt fühle ich es recht, daß wir Kinder ſind. Doch hoffe ich, daß Gottes Weisheit ſich auch noch aus unſerem Munde ein Lob bereiten wird."

Auch in den nächſtfolgenden Tagen war Beza voll banger Sorge; denn je länger die gehoffte Antwort des Königs ausblieb, um ſo wahrſcheinlicher war es, daß die Hierarchie das Herz der Königin-Mutter und hierdurch das des Königs zu umgarnen und ſtatt ein Colloquium der Parteien zu geſtatten, die Anwendung neuer Gewaltmaßregeln zur gänzlichen Ausrottung des Proteſtantismus veranlaſſen werde. Da erſcholl plötzlich (1. September) die freudige Botſchaft, daß der Troſt aller Hugenotten, die edle, geiſtreiche und fromme Königin von Navarra in St. Germain eingetroffen ſei, und wie mit einem Zauberſchlag war die Hoffnung der Evangeliſchen, die trotz Beza's Anweſenheit in den letzten Tagen wieder tief geſunken war, auf's Neue belebt. Mit erhöhter Freudigkeit und mit erneutem Eifer wurden die täglichen Predigten Beza's und Anderer gehört, der Geſang der franzöſiſchen Pſalmen erſchallte überall, wo Hugenotten wohnten, und als ſich am Morgen des 8. September das Gerücht verbreitete, daß am folgenden Tage die Religionshandlung ſtattfinden werde, daß alſo die Hugenotten, da dieſelben noch durchaus keine Einladung zu einem Geſpräche mit den Prälaten erhalten hatten, dem Anſcheine

nach hier nur als Leute, welche ſelbſtverſtändlich der Cognition und dem Urtheil der römiſchen Hierarchie unterworfen wären, zur Verhörung vor die Biſchöfe, nicht aber zu einem Geſpräche mit denſelben vorgeführt werden ſollten, — ſo wurde ſofort der Beſchluß gefaßt, durch Abordnung einer Deputation an den König dieſem unſichern und drohenden Zuſtand ein Ende zu machen. In Begleitung Franz von Morels und Moyneville's, denen noch der Abgeordnete der Gemeinden in der Normandie beigegeben war, verfügte ſich daher Beza in das königliche Schloß, wo derſelbe dem Könige im Beiſein der Königin, Navarra's, Condé's, des Admirals, des Kanzlers und eines Geheimſchreibers vortrug: Vergeblich habe man bisher auf die Gewährung der ebenſo billigen als nothwendigen Bedingungen gewartet, welche in Betreff der Veranſtaltung eines Colloquiums vorgelegt worden wären. Würden dieſelben daher nicht genehmigt, ſo ſähen ſich die Abgeordneten der evangeliſchen Gemeinden genöthigt, noch an dieſem Tage zu ihren Gemeinden zurückzukehren. Denn es ſei am Tage, daß die Gegner vorhätten, ſie wie vor ihre Schranken citirte Verbrecher ein für allemal zu verdammen. Sie wären zwar bereit, die Wahrheit mit allem ihnen von Gott verliehenen Muthe ſtandhaft jeden Augenblick zu vertheidigen, aber nur unter der Bedingung, daß die Prälaten als ihr Gegenpart betrachtet würden, nicht aber ihre Richter wären. Daß dieſes ihnen von dem Regentſchaftsrathe Sr. Majeſtät vor dem Eingehen in die Verhandlungen bewilligt und durch ein ſchriftliches Inſtrument garantirt werde, ſcheine ihnen zur Sicherung der Ordnung ſowohl als auch um deßwillen nothwendig, damit den zahlloſen Verleumdungen und Lügen gegen ſie ſoviel wie möglich vorgebeugt werde. — Nach Beendigung dieſes Vortrags überreichte Beza ein zweites Geſuch, welches mit dem früher übergebenen weſentlich übereinſtimmte.

Dieſes wirkte. Denn nach längerem Hin- und Herreden, an welchem auch Beza und deſſen Beigeordnete Theil nahmen, wurde denſelben endlich in derſelben Audienz eröffnet: die vorzunehmende Religionshandlung ſollte keineswegs den Evangeliſchen zu irgend einem Nachtheile gereichen, und die Prälaten ſollten weder hier noch ſonſtwo Richter in eigner Sache ſein. Daß ihnen aber dieſer Beſchluß verbrieft und verſiegelt würde, ſei unmöglich. Denn wenn die Prälaten dies erführen, ſo würden dieſe mit beiden Händen die Gelegenheit ergreifen, die Zuſammenkunft zu vereiteln. Sollten aber die Biſchöfe in dieſer Sache irgend etwas gegen die Abſicht des Königs vornehmen wollen, ſo werde man den Evangeliſchen den desfalls zu erlaſſenden Beſchluß ſchriftlich einhändigen.

Hatten ſomit die vier Abgeordneten der Hugenotten nicht Alles erreicht, was ſie verlangten, ſo war ihnen doch das gewährt, was ſie überhaupt hoffen durften. Die freudige Stimmung, in welcher ſie darum zu den Ihrigen zurückkehren konnten, wurde noch geſteigert, indem ſie unter denen, welche ihrer Rückkehr harrten, einen eben gewonnenen Bruder, Johann de L'Eſpine (Spina)

fanden, der, ein ehemaliger angeſehener Ordensgeiſtlicher zu Angers, als reich begabter, ernſter Charakter und als Mann von echt wiſſenſchaftlicher Bildung den Genfern längſt bekannt, gerade in dieſer entſcheidenden Zeit zur lebendigen Erkenntniß des Evangeliums gelangt war, und ſich nun als Bruder der Evangeliſchen freudig bekannte.

Uebrigens erging noch an demſelben Tage ſowohl an die Abgeordneten der reformirten Kirchen zu St. Germain als auch an die Prälaten zu Poiſſy der Befehl des Königs, ſich an dem genannten Orte in dem großen Saale des Dominicanerinnen-Kloſters am folgenden Morgen zu einem Colloquium einzufinden, — ein Befehl, welcher die Prälaten mit Schrecken und Erbitterung erfüllte, dem ſie aber doch nothwendig Folge leiſten mußten.

§ 5.

Die Eröffnung des Geſprächs.

In dem langen, hochgewölbten Saale des Kloſters zu Poiſſy war am 9. November gegen Mittag Alles zur Eröffnung des Colloquiums zugerüſtet. Die Würdenträger und Großen der Kirche und des Staates, die Cardinäle, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die Stellvertreter und Abgeordneten der Abteien und Stifter hatten ſich mit den zu ihrer Unterſtützung mitgebrachten und herbeigerufenen Sorbonniſten und anderen Doctoren der Theologie auf ihren Plätzen, nach Rang und Vorrecht eingefunden. Unter dem Thronhimmel ſaß der König, noch ein Knabe, von dem König von Navarra, deſſen Bruder und den Mitgliedern des Regentſchaftsrathes, ſowie von der Königin-Mutter, den Gemahlinnen Antons von Navarra, Condé's und anderen hohen Damen umgeben. Die mit beſondrer Erlaubniß zugelaſſenen ritterlichen Herren, Frauen und Fräulein hatten ſich in dem ihnen zugewieſenen engen Raume zuſammengedrängt. Auch die vierunddreißig abgeordneten Prediger und Aelteſte der reformirten Kirche zogen, von der auf dem Hofe und den Gängen des Kloſters verſammelten Menge begafft, ernſt und feierlich in den Saal ein und begaben ſich an ihre Stelle. „Da kommen die Genfer Hunde," äußerte einer der Cardinäle bei ihrem Erſcheinen. Beza, der es gehört hatte, antwortete: „Treue Hunde thun noth in der Schaafhürde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen."

Inzwiſchen hatte der Kanzler in einer ernſten Anſprache an die verſammelten Prälaten den bevorſtehenden Akt bereits eingeleitet. Er hatte ihnen eröffnet: Weil die Religionsſpaltung die Haupturſache aller Unruhen im Reiche wären, ſo habe der König nach dem Wunſche zweier Verſammlungen den Predigern der „Sekte" ſicheres Geleit zugeſagt, in der Hoffnung, daß eine freundliche Unterredung mit denſelben großen Nutzen haben könnte. Darum möchten die Prälaten die Prediger ſo empfangen, wie es ein Vater mit ſeinen Kindern thue, und möchten ſich keine Mühe verdrießen laſſen, um ſie zu

belehren und zu unterweiſen. Sollte es ſich aber gegen alle Erwartung herausſtellen, daß es unmöglich ſei, den Zweck dieſer Beſprechung zu erreichen, ſo würden die Prediger wenigſtens hinfort nicht mehr ſagen können, daß ſie ungehört verdammt wären. Eine getreue, unter Mitwirkung beider Theile aufgenommene Darſtellung der Verhandlungen werde im ganzen Königreich verbreitet werden, und das Volk werde ſich dann überzeugen können, daß dieſe Lehre aus guten, gerechten und ſicheren Gründen und nicht mit Gewalt und Willkür verdammt worden ſei*).

Nach Beendigung dieſer Anſprache traten, von Condé (der den Dienſt des Cermonienmeiſters verſah) geführt und mit Beza an der Spitze, die Prediger und Abgeordneten der Hugenotten in den Saal; und in geſpannteſter Aufmerkſamkeit richteten jetzt Alle ihre Blicke auf den Reformator von Genf, der voll edlen Anſtandes vortrat und mit feſter, volltönender Stimme zum Könige ſprach: „Sire, da der Ausgang jedes Unternehmens, der großen ſowohl als der geringfügigen, von Gottes Gnade und Beiſtand abhängt, zumal wenn es ſich um Seine Ehre und um Dinge handelt, die höher ſind als all' unſer Wiſſen und Verſtehen, ſo hoffen wir, Ew. Königliche Majeſtät werde es weder übel noch befremdend finden, wenn wir vor Allem mit der Anrufung Seines heiligen Namens beginnen und alſo zu ihm beten.“ Alsbald fiel Beza auf die Knie und alle die abgeordneten Prediger und Aelteſten der Glaubensbrüder mit ihm, betete der Sitte gemäß mit gen Himmel ausgebreiteten Armen und ſprach: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, wir wiſſen und bekennen vor deiner allerheiligſten Majeſtät, daß wir arme Sünder ſind, in Sünden empfangen und geboren, geneigt zu allem Böſen und unnütz zu einigem Guten, als die wir noch ohne Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten, wodurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und Tod über uns kommen. Aber, o Herr, wir haben Reue und Leid, daß wir dich beleidigt haben, wir verdammen uns und unſere Uebertretung mit wahrhaftiger Reue und ſeufzen danach, daß deine Gnade unſerem Elende zu Hülfe komme**). Nun aber, da es dir heute gefallen, die unnützen Knechte ſo hoch zu begnadigen, daß ſie die Wahrheit deines heiligen Wortes, ſo du ihnen geoffenbaret, in Gegenwart des Königs, den du geordnet haſt über ſie, vor dieſer ſo erlauchten Verſammlung der Welt frei bekennen dürfen, ſo bitten wir dich, o du Gott und

*) Soldan hat I, S. 440 unwiderleglich bewieſen, daß die Rede des Kanzlers ſammt den vorhergehenden Worten des Königs und der nachfolgenden Erklärung des Cardinals von Tournon, welche La Popelinière, Thuanus und Andere und neuerdings noch Baum in die Eröffnungsfeierlichkeiten des Geſpräches zwiſchen den Prälaten und den reformirten Predigern ſetzen, nicht hier, ſondern bei der Eröffnung der Prälatenverſammlung am 28. Juli (alſo mehrere Wochen früher) ſtattgefunden habe.

**) Bis dahin ſind Beza's Worte dem erſten Gebete der Genfer Liturgie für die gewöhnlichen Gottesdienſte entlehnt.

Vater alles Lichtes, du wolleſt nach deiner unausſprechlichen Güte und Barmherzigkeit unſeren Verſtand alſo erleuchten, unſre Herzen und Gedanken alſo regieren und in alle Wahrheit leiten, ja alle unſre Worte dahin richten, daß wir die nach Maßgabe deines Wohlgefallens von uns erkannten und den Menſchen zu ihrer Seligkeit geoffenbarten Geheimniſſe nicht allein mit dem Munde, ſondern auch von ganzem Herzen rein und lauter bekennen und vorbringen mögen zu deines heiligen Namens Ruhm und Ehre, zur Wohlfahrt und zum ſeligen Gedeihen unſeres Königs und ſeines ganzen Hauſes, zum Troſte und zur Beruhigung ganzer gemeiner Chriſtenheit und inſonderheit dieſes theueren Königreiches. Herr Gott, allmächtiger Vater, wir bitten dich um dieſes Alles im Namen und von wegen deines lieben Sohnes Jeſu Chriſti, unſeres Herrn und Heilandes. Amen."

Nachdem hierauf Beza noch das Unſer Vater gebetet hatte, begann derſelbe angeſichts der ſichtbar ergriffenen Verſammlung ſeine Rede an den König: „Sire," ſprach Beza, „es iſt eine große und freudige Stunde für einen getreuen Unterthan, in welcher es ihm vergönnt wird, das Antlitz ſeines Fürſten und Herrn zu ſchauen; und weil ihm ſolches gleichſam die ſichtbarliche Majeſtät Gottes vorbildet, ſo kann er nicht umhin, ſich tief ergiffen und zur Erwägung des gebührenden Gehorſams und ſchuldiger Unterwürfigkeit ermahnt zu fühlen. Denn nach der Art und Weiſe der menſchlichen Natur ergreift und bewegt uns Dasjenige, was wir mit Augen ſehen, viel mächtiger und tiefer als Dasjenige, was wir uns nur im Geiſte vergegenwärtigen und durch eine bloße Vorſtellung erfaſſen. Wenn es ſich daher ereignet, daß ein treuer Unterthan nicht allein ſeinen Fürſten ſchauen mag, ſondern auch von ſeinem Könige geſehen, und, was unendlich mehr iſt, angehört, und daß zuletzt die Rede ſeines Mundes gnädig aufgenommen und gut geheißen wird, ſo iſt dieſes wahrlich der größten Freuden eine für ihn, ein ſüßer Troſt für ſeine Seele, eine Wonne für ſein Herz.

„Dieſer vier obberührten Stücke nun iſt ein Theil von Ew. Majeſtät allergehorſamſten Unterthanen nach Gottes unerforſchlichem Gericht und Rathſchluß zu ihrem großen Kummer und ſchwerer Betrübniß eine lange Zeit beraubt geweſen, bis endlich der Herr nach ſeiner überſchwenglichen Barmherzigkeit unſer unabläſſiges Seufzen und Flehen erhört und uns ſo hoch begnadigt hat, daß er uns heute ein wohl lange gewünſchtes, aber nie gehofftes Glück bereitet, Ew. Majeſtät von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, und in dieſer Verſammlung, die an Hoheit ihres Gleichen ſucht auf Erden, von ihr gnädig angeſchaut und angehört zu werden. Hätten wir daher nie eine andere Wohlthat empfangen, und ſollte uns auch in der Folge keine andere mehr zu Theil werden, ſo vermöchten wir es dennoch nicht, in dem noch übrigen Laufe unſers Lebens dem Herrn, unſerem Gotte, würdiglich dafür zu danken und es um Ew. Majeſtät genugſam zu verdienen. Wenn wir aber überdies betrachten, daß der heutige Tag uns nicht nur dieſen Zutritt gönnt, ſondern uns auch

einlädt, und auf eine so wohlwollende, gnädige, Ew. Königl. Milde so entsprechende Weise so zusagen zwingt, einer uns allen gemeinschaftlich obliegenden heiligen Pflicht uns zu unterziehen: Den Namen unseres Gottes zu bekennen, den Gehorsam zu bezeugen, den wir Ew. Majestät schuldig sind, o so müssen wir es eingestehen, Sire, daß weder unser Sinn und Verstand vermögend ist, die Größe solcher Wohlthat zu ermessen, noch unsre Zunge im Stande ist, auszusprechen, wie unser Herz gegen Ew. Majestät gesinnt ist; und bei solcher, alle menschliche Beredtsamkeit übersteigenden Gnade will es uns vielmehr gebühren, unser Unvermögen durch ein demüthiges Schweigen zu bekennen, als durch ein mangelhaftes Lob solche Wohlthat verkleinern.

„Nichtsdestoweniger aber, Sire, wünschen wir auch noch das vierte und hauptsächlichste der obberührten Stücke, daß nämlich unser heutiges Vorhaben und Beginnen von Ew. Majestät möge gnädig angesehen und aufgenommen werden, welches wir zu erlangen hoffen, wenn (was Gott gebe!) durch unser Erscheinen nicht sowohl unserem vorigen Jammer und Elende, dessen Gedächtniß an diesem glücklichen Tage verschwindet und erlischt, sondern vielmehr allem denjenigen ein Ende gemacht wird, was für uns immer viel schmerzlicher war als der Tod, den Unruhen nämlich und der Verwirrung, so um der Religion willen zum großen Schaden und schmählichen Verderben einer Unzahl Ew. Majestät armer Unterthanen in diesem Königreich sich erhoben haben. Der Ursachen aber, die uns bisher von dem Genusse einer so großen Wohlthat ausgeschlossen haben, sind mancherlei, ja sie sind sogar von der Art, daß sie heute noch unseren Muth gänzlich niederschlagen müßten, wenn nicht dagegen so manches Andere uns wiederum mit Zuversicht erfüllte und stärkte. Eine Meinung aber hat sich vornehmlich wie durch ein Verhängniß im Laufe trauriger und arger Zeiten in gar mancher Menschen Herzen eingewurzelt: daß wir nämlich aufrührerische, verwegene und ruhmgierige, hartnäckige und eigensinnige Leute und Feinde jeglicher Ruhe und aller Eintracht wären. Wenn auch Andere sein mögen, die uns nicht für abgesagte Gegner alles Friedens halten, so meinen sie doch, wir begegneten denselben unter so schweren und harten Bedingungen, daß man nicht mit uns handeln könnte. — — Aehnliche und sogar noch weiter ausgreifende Ursachen und Hindernisse sind noch mehrere vorhanden, Sire; aber wir wollen viel lieber ihr Andenken in das Grab der Vergessenheit versenken, als durch Erwähnung derselben die alten Wunden wieder aufreißen, zumal jetzt, wo wir nicht darauf ausgehen, Beschwerde zu erheben und Klage zu führen, sondern die zur Heilung geeignetsten und wirksamsten Mittel aufzusuchen.

„Was aber gibt uns denn mitten unter so vielen im Wege stehenden bedenklichen Hindernissen und Schwierigkeiten eine so gar tröstliche und feste Zuversicht? Nicht das Vertrauen, Sire, das wir auf unsre Person oder auf irgend etwas Eigenes setzten, als die wir ja in jedem Betracht zu den Geringsten und Verachtetsten dieser Welt zählen; es ist auch Gott Lob, nicht

eine eitle Anmaßung des Hochmuths, unſer armer und niedriger Stand ließe das nicht zu. Nein, Sire, es iſt vielmehr unſer gutes Gewiſſen, das uns für die Wahrheit und Gerechtigkeit unſrer Sache ein ſicheres Zeugniß gibt, einer Sache, von der wir hoffen, daß unſer getreuer Gott mittels Ew. Majeſtät ihr Vertheidiger und Beſchützer ſein werde. Es iſt die ſchon jetzt auf eine merkwürdige Weiſe in Antlitz, Worten und Geberden ſich ausſprechende Milde und Leutſeligkeit Ew. Majeſtät; es iſt die Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, welche, wie wir ſehen und erfahren, in Ew. Herz gegraben iſt, gnädigſte Frau und Königin; es iſt euere biedere Rechtlichkeit, durchlauchtigſter König (von Navarra), erlauchte Fürſten des königlichen Hauſes; es iſt endlich auch noch die zuverſichtliche Hoffnung, die wir aus guten Gründen hegen dürfen, daß ihr, hochwürdige Herren des geheimen Raths, einmüthigen Entſchluſſes nicht minderes Verlangen tragt, uns eine ſo nothwendige und heilige Eintracht zu verſchaffen, als wir ſolche anzunehmen begierig und bereit ſind. Bleibt uns nun noch Etwas zu erwähnen übrig? Ja freilich iſt noch Etwas vorhanden, das uns froher Hoffnung ſein läßt. Wir glauben und erwarten nämlich, wie es die chriſtliche Liebe gebeut, daß Eww. Liebden, günſtige Herren und Prälaten, mit denen wir handeln ſollen, ſich mit uns nach unſerem geringen Vermögen befleißigen werden, die Wahrheit eher in's Licht zu ſetzen, als ſie zu verdunkeln, eher zu belehren, als zu ſtreiten, eher die Gründe zu erwägen, als ihnen zu widerſprechen, kurz, eher das weitere Umſichgreifen des Uebels zu verhindern, als den Schaden ganz unheilbar und tödtlich zu machen. Solcher Geſinnung verſehen wir uns zu euch, günſtige Herren, und bitten euch im Namen des allmächtigen Gottes, der uns hier verſammelt hat, und der ein Richter ſein wird unſrer Reden und Gedanken, daß ihr unangeſehn alles deſſen, was ſeit vierzig Jahren mag geredet, geſchrieben oder gehandelt worden ſein, mit uns euch aller Leidenſchaften und Vorurtheile, die dem Gedeihen eines ſo löblichen und heiligen Vorhabens hinderlich ſein könnten, gänzlich entſchlagen möget. Unſrerſeits wollet ihr euch deſſen verſehen, was ihr, ſo Gott Gnade ſchenkt, in der That erfahren werdet, nämlich eines verträglichen Geiſtes, bereit Alles anzunehmen, was durch das lautere Wort unſeres Gottes erwieſen ſein wird. Wähnet nicht, daß wir allhier erſchienen wären, um irgend einen Irrthum zu behaupten und zu vertheidigen, ſondern vielmehr um alles Mangelhafte, das ſich auf unſrer oder euerer Seite finden mag, aufzudecken und zu verbeſſern. Wollet uns darum nicht für ſo muthwillig und frevelhaft halten, als ob wir uns unterſtünden, dasjenige zu zerſtören, von dem wir wiſſen, daß es ewig bleiben werde, nämlich die Kirche Gottes, unſeres Herrn. Wähnet auch nicht, daß wir darauf ausgehen, Mittel und Wege zu ſuchen, euch uns gleich zu machen, dieſem armſeligen und verachteten Stande, in welchem wir aber nichtsdeſtoweniger mit Gottes Gnade in großer Freudigkeit leben. Unſer Verlangen iſt, die zerriſſenen Mauern Jeruſalems wieder herzuſtellen, den geiſtlichen Tempel wieder aufzubauen, jenes Gotteshaus,

das aus lebendigen Steinen aufgeführt iſt, wieder in den rechten Stand zu ſetzen. All' unſer Begehren geht dahin, daß die durch das gerechte Strafgericht Gottes und die Sorgloſigkeit der Menſchen auseinandergeſprengten Heerden und zerſtreuten Schafe Chriſti wieder geſammelt und in die Hände dieſes oberſten und einzigen Erzhirten zurückgebracht werden.

„Wohlan, liebe Herren, da habt ihr mit wenigen Worten unſre einzige Abſicht, unſern ſehnlichſten Wunſch, unſer herzlichſtes Verlangen. Wenn ihr dieſes bis jetzt nicht geglaubt habt, ſo hoffen wir, daß ihr es glauben werdet, wenn in aller Geduld und Sanftmuth Dasjenige wird zur Sprache gebracht und verhandelt werden, was uns der Herr eingeben wird. Wollte Gott, daß wir ſtatt alles Hin- und Herredens ohne Weiteres dem Herrn einhelliglich ein Loblied anſtimmen und uns einander die Hände reichen könnten! — Beſchämen muß uns ja dieſes im Innerſten, wenn wir, die wir uns als ſolche ausgeben, welche berufen ſind, das Evangelium des Friedens und der Eintracht zu predigen, dennoch am leichteſten zur Zwietracht geneigt und zum Werke der Einigkeit ſo ſchwierig und ſo ſtörrig ſind.

„Doch was ſage ich? Menſchen können und ſollen allerdings ſolches Alles wünſchen, aber Gott allein kann es gewähren, wie er es denn auch thun wird, wenn es ihm gefällig iſt, unſre Sünden aus Gnaden zuzudecken, und durch ſein Licht die Finſterniß auszutreiben, die in uns iſt. Damit man nun erkennen möge, Sire, daß wir in dieſer Sache mit redlichem Gewiſſen, einfach, klar und unumwunden zu handeln gedenken, ſo wollen wir mit Ew. Majeſtät allergnädigſter Bewilligung die vornehmſten Artikel, um die es ſich handelt, ſummariſch anzeigen."

An die alten öcumeniſchen Symbole anknüpfend, trug nun Beza in meiſterhafter Expoſition das Weſentlichſte der reformirten Kirchenlehre vor, wobei die Fehlerhaftigkeit der römiſchen Lehre in der Auffaſſung einzelner Dogmen überzeugend dargethan ward. So wies Beza nach, wie der Glaube an eine Genugthuung neben dem vollkommenen Gehorſam Chriſti Gott ſeiner vollkommenen Gerechtigkeit beraube, und wie die Behauptung, Gott habe uns in Chriſto nur einen Theil unſrer Schuld vergeben, und überlaſſe die Abtragung des Uebrigen uns ſelbſt, einer Verleugnung ſeiner vollkommenen Barmherzigkeit gleichkomme und einen Gott anbeten heiße, der weder vollkommen gerecht, noch vollkommen barmherzig ſei. Wer ſich an dem durch die Propheten und Apoſtel gepredigten und verfaßten Worte nicht genügen laſſe, der entſetze Chriſtum ſeines Propheten- und Lehramtes; wer mit neuen Satzungen die Gewiſſen binde, der beraube ihn der Würde des geiſtlichen Königthums in der Kirche; und wer ſich unterſtehe, ihn von Neuem als Opfer darzubringen, zur Vergebung der Sünden, und an ihm dem einzigen Fürſprecher bei Gott ſich nicht genügen laſſe, der verleugne ſein ewiges Hoheprieſterthum. — Nach einer eingehenden Beſprechung der evangeliſchen Lehre von den guten Werken, geht Beza hierauf zur Erörterung der

Lehre von den Sacramenten und vom Kirchenregiment über. Nach dem von den erſteren im Allgemeinen gehandelt iſt, fährt Beza fort:

„Wir halten nicht dafür, wie Einige wähnen, die uns nicht recht gehört und verſtanden haben, daß das heilige Abendmahl eine bloße Gedächtnißfeier des Todes Jeſu ſei, ebenſowenig als wir behaupten, daß wir durch den bloßen Genuß der Frucht des Leidens und Sterbens Chriſti theilhaftig werden; ſondern wir verbinden das Erbgut mit der daraus erwachſenen Frucht. Kurz, wir ſagen mit Paulus (1 Cor. 10): Das Brod, das wir nach ſeinem Gebote brechen, iſt die Gemeinſchaft des wahren Leibes Chriſti, der für uns dahingegeben ward; der Kelch, den wir trinken, iſt die Gemeinſchaft des wahren Blutes, das für uns vergoſſen ward, ja Beides in d[illegible] ſelben Weſen, das ſie im Leibe der Jungfrau empfangen, und das der [illegible] von hier mitgenommen hat in den Himmel. Nun ſagt an, liebe Herren, was könnt ihr in dieſem heiligen Sacrament noch ſuchen oder finden, das wir nicht ebenfalls darin ſuchten oder fänden? Ich weiß zwar, daß die Antwort ſchon bereit vorliegt. Die Einen wollen, daß Brod und Wein verwandelt werden nicht in „„Sacramente““ des Leibes und Blutes Chriſti, denn das haben wir ja ſchon bekannt, ſondern in den Leib und das Blut ſelbſt. Die Andern werden uns vielleicht nicht ſoweit treiben wollen, ſondern nur begehren, daß wir zugeben, Leib und Blut Chriſti ſeien weſentlich und leiblich in, oder mit, oder unter dem Brode. Aber, liebe Herren, wollet hierüber um Gottes willen uns geduldig und ohne Aergerniß zu nehmen, anhören, und nur für einige Augenblicke den verdächtigen Wahn, welchen ihr gegen uns gefaßt habt, bei Seite ſetzen. Sobald die eine oder die andere Meinung uns aus der Schrift als wahr bewieſen wird, ſo werden wir ſie annehmen und bis in den Tod dabei verharren. Es dünkt uns aber nach dem geringen Maße der uns von Gott verliehenen Erkenntniß, daß die Lehre von der Brodverwandlung der Analogie der Glaubensartikel zuwiderläuft, indem ſie gradezu mit der Natur des Sacramentes ſtreitet, in welchem nothwendiger Weiſe die Zeichen als ſolche bleiben müſſen. Deßgleichen ſtößt auch dieſe Wandelungslehre die Wahrheit von der menſchlichen Natur in Chriſto und von der Himmelfahrt derſelben um. Ich ſage daſſelbe auch von der zweiten Meinung, der Conſubſtantiation, welche noch obendrein ſich gar nicht auf die Worte Chriſti zu gründen vermag und keineswegs nöthig iſt, um uns der Frucht der Sacramente theilhaftig zu machen.

„Fragt nun Jemand, ob wir denn Chriſtum von ſeinem heiligen Mahle abweſend ſein laſſen, ſo antworten wir: Nein. Wenn wir aber die Entfernung im Raume betrachten, wie man ſie denn in Anſchlag bringen muß, wenn von der leiblichen Gegenwart und von der Menſchheit Chriſti als ſolcher die Rede iſt, ſo ſagen wir, daß ſein Leib und Blut ſo weit vom Brode und Weine entfernt iſt, als der oberſte Himmel entfernt iſt von der Erde. Denn wir, wir ſind auf der Erde und die Sacramente ebenfalls; Chriſtus

dagegen iſt ſammt ſeinem Leibe im Himmel, letzterer aber ſo verklärt, wie Auguſtin ſagt, daß die Glorie ihm nicht das Weſen eines wahren Leibes, ſondern nur die Schwachheit deſſelben benommen hat. Will nun Jemand daraus ſchließen, daß wir Chriſtum vom heiligen Abendmahle entfernt ſein laſſen, ſo iſt dies falſch geſchloſſen. Denn wir geben Gott die Ehre und glauben laut ſeines heiligen Wortes, obgleich wir auf Erden ſind und nicht anderswo, daß wir nichtsdeſtoweniger auf eine geiſtige Weiſe durch den Glauben ſeines Leibes und Blutes theilhaftig werden, und zwar ebenſo gewiß, als wir die Sacramente vor Augen ſehen, mit Händen greifen, in den Mund nehmen und von ihrer Subſtanz in dieſes Leibes Daſein leben.

„Dieß, liebe Herren, iſt in dieſem Punkte die Summe unſeres Glaubens, welcher nach unſerem Ermeſſen weder den Worten Jeſu noch denen des Apoſtels Paulus irgendwie Gewalt anthut, die menſchliche Natur in Chriſto nicht aufhebt, den Artikel von der Himmelfahrt und die Eigenſchaft und Ordnung der Sacramente nicht entkräftet, keinen Anlaß zu fürwitzigen und unerklärlichen Fragen und Diſtinctionen gibt und unſrer Vereinigung mit Chriſto durchaus keinen Eintrag thut, lauter Dinge, weßwegen die Sacramente eingeſetzt ſind, und nicht, damit ſie entweder angebetet, aufbewahrt, zur Schau getragen oder Gott dargebracht würden. Und ſo wir uns nicht täuſchen, erweiſet endlich dieſer Glaube auch der Macht und dem Worte des Sohnes Gott größere Ehre, als wenn man glaubt, daß ſein Leib weſentlich mit den Zeichen vereint ſein müſſe, damit wir deſſelben theilhaftig werden."

Nachdem nun Beza auch von den übrigen Sacramenten, ſowie von dem Kirchenregiment und der Pflicht des Gehorſams gegen die weltliche Obrigkeit geredet, ſchloß derſelbe ſeinen Vortrag mit den Worten: „Der ſehnliche Wunſch, Sire, die Ehre Gottes möglichſt zu fördern, der Gehorſam und die unterthänige Dienſtpflicht, welche wir Ew. Majeſtät ſchuldig ſind, die Liebe zum Vaterland und vornehmlich zur Kirche Gottes, haben uns aus weiter Ferne an dieſem Ort zuſammengeführt, wo wir hoffen, daß Gott der Herr nach ſeiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit Ew. Majeſtät, Sire, dieſelbe Gnade bezeigen werde, welche er einſt dem jungen Könige Joſias heute vor zweitauſend zweihundert und zwei Jahren widerfahren ließ; wo wir hoffen, daß unter Ew. Majeſtät glücklicher Regierung, gnädigſte Königin und Frau, unter euerem getreuen Beiſtande, gnädigſter König (von Navarra), durchlauchtigſte Fürſten des königlichen Stammes und hochwürdigſte Herren des geheimen Rathes, jener uralte Ruhm und das Gedächtniß der hochberühmten Königin Clotilde wird erneuert werden, deren Gott ſich einſt als eines auserwählten Rüſtzeugs bediente, um die Erkenntniß der Wahrheit dieſem Königreich zu ſchenken.

„Das iſt unſre zuverſichtliche Hoffnung, Sire, zu deren Verwirklichung wir bereit ſind, ſelbſt Gut und Blut hinzugeben, auf daß auch durch unſre unterthänigſten Dienſte in einem ſo löblichen und heiligen Werke das wahre,

goldene Zeitalter anbreche, in welchem unſer Herr und Heiland einmüthig verehrt, gelobt und geprieſen werde. Ihm allein ſei Ehre und Ruhm und Herrlichkeit jetzt und immerdar. Amen."

Beza und die übrigen Abgeordneten knieeten hierauf demüthigſt nieder, erhoben ſich ſodann und Beza überreichte dem König mit einer geeigneten Anrede an denſelben die ſchon früher übergebene Confeſſion nochmals.

In feierlicher Ruhe hatte die Verſammlung den unvergleichlichen Vortrag Beza's mit angehört, bis zu der Stelle, wo derſelbe die räumliche Beziehung des Leibes Chriſti zum Abendmahls-Brode mit der Entfernung des Himmels von der Erde verglich. „Er hat geläſtert," rief da eine Stimme, und alsbald rief die Menge der Biſchöfe und Sorbonniſten: „Ja, er hat geläſtert, er hat geläſtert" (blasphemavit, blasphemavit)! Der Cardinal von Tournon erſuchte den König und die Königin, dem Redner das Wort zu entziehen, widrigenfalls er mit allen Prälaten dieſe Stätte der Läſterung zu verlaſſen drohe, und der Tumult, der alsbald den Saal erfüllte, war ſo arg, daß die Königin und ſelbſt der Cardinal ſich veranlaßt ſahen, mit ſtrengen Worten Ruhe zu gebieten und Beza reden zu laſſen, da man auch die Gegner deſſelben hernach hören werde. Ohne ſich daher im Mindeſten aus der Faſſung bringen zu laſſen, fuhr Beza mit einem freundlichen „liebe Herren" fort und trug ſeine Rede bis zum Ende vor. Kaum hatte derſelbe das letzte Wort geſprochen und war zurückgetreten, als ſich auch ſofort der Cardinal von Tournon in ſichtbarer Aufregung erhob, ſeine Entrüſtung darüber ausſprach, daß es Jemand gewagt habe, im Angeſichte des allerchriſtlichſten Königs ſo verderbliche Irrlehren vorzutragen, und dabei in ſo maßloſer Weiſe ausfuhr, daß ihn die Königin zur Ordnung rufen mußte. Das Einzige, was die Prälaten diesmal erlangten, war, daß man ihnen die ſchriftliche Behändigung der Rede Beza's verſprach, welche ſie ſich erbeten hatten, um ſie genau prüfen und gründlich widerlegen zu können.

Voll froher Siegeshoffnung zog nun das Häuflein der Evangeliſchen von Poiſſy wieder ab, und kaum in St. Germain angekommen, berichtete Beza ſofort an ſeinen theuern Calvin, wie das erſte Zuſammentreffen mit den Prälaten abgelaufen war. Indeſſen beſorgten doch Manche, daß die Königin vielleicht nicht Alles, was Beza vorgetragen, und namentlich grade deſſen den Prälaten ſo ärgerliche Darlegung der Abendmalslehre nicht ganz richtig aufgefaßt habe, was weiterhin die Beſorgniß nahe legte, daß das mangelhafte Verſtändniß der Königin von den Gegnern leicht in der übelſten Weiſe gemißbraucht werden möchte. Beza ſah ſich daher veranlaßt, ſchon am folgenden Tage in einem an die Königin-Mutter gerichteten Schreiben ſich noch beſtimmter, als er es in ſeinem Vortrage gethan hatte, gegen die Anſchuldigung, daß er die reale Gegenwart Chriſti leugne, zu verwahren. Außerdem ließ Beza ſeinen Vortrag, ſowie dieſen Brief durch den Druck veröffentlichen. In vielen Tauſenden von Exemplaren war Beza's Rede daher alsbald

in ganz Frankreich verbreitet und trug nicht wenig dazu bei, einerſeits in den Gemeinden der Evangeliſchen ein klareres Verſtändniß der kirchlichen Lehre zu begründen, andrerſeits die ſchmählichen Anſchuldigungen, mit welchen dieſelben von den Gegnern angefeindet wurden, als elende Verleumdungen bloßzulegen.

§. 6.

Beza's Kämpfe mit den Prälaten.

„Wollte Gott, dieſer Menſch wäre entweder ſtumm oder wir wären taub geweſen," rief der Cardinal von Lothringen in der nächſten Verſammlung der Prälaten aus, und außer den wenigen Biſchöfen, welche eine (die beſtehenden Verhältniſſe möglichſte ſchonende) Reformation der Kirche wünſchten, war unter den Verſammelten Niemand, dem dieſe Worte nicht aus dem Herzen geſprochen geweſen wären. Indeſſen ſah man doch ein, daß auf Beza's Vortrag Etwas erwidert werden mußte, und der Cardinal von Lothringen übernahm es, dieſe Erwiderung zu geben. Nur wußte auch er nicht, was man zu erwidern habe, da er nach ſeinem eignen vor Beza abgelegten Geſtändniß ſich bisher „mit ganz andern als theologiſchen Dingen befaßt hatte." Indeſſen hatte der Cardinal einen Helfer zur Hand, einen humaniſtiſch gebildeten und freilich für die römiſche Orthodoxie nicht ſehr paſſionirten, aber gefügigen und brauchbaren Doctor der Sorbonne, Claude d'Eſpenſe (Claudius Spenſa). Dieſer ſollte ein Bekenntniß des katholiſchen Glaubens aufſetzen, welches der Rede Beza's entgegengeſtellt werden könnte. Und zwar erklärte ſich die Mehrzahl der Prälaten dahin, daß, weil es ſich für Prälaten der Kirche nicht zieme, ſich mit Häretikern auf Verhandlungen wegen Glaubensſachen einzulaſſen, dieſes Bekenntniß den Hugenotten zur Anerkennung einfach vorgelegt, und wenn dieſe nicht erfolge, das Verdammungsurtheil über dieſelben ausgeſprochen werden ſollte.

Der Beſchluß war kaum gefaßt, als auch die Evangeliſchen von demſelben Kunde erhielten, und eine energiſche Proteſtation gegen das von der Hierarchie beabſichtigte Verfahren beſchloſſen. Beza ſetzte daher Namens aller Abgeordneten eine an den König gerichtete Supplik auf, worin darüber Beſchwerde geführt wurde, daß ſicherem Vernehmen zufolge, die Biſchöfe Richter über ſie ſein wollten. „Wir ſind bereit," hieß es in der Supplik, „unſre Gründe noch präciſer und vollſtändiger darzulegen, als es geſchehen iſt, und bitten um der Ruhe und Wohlfahrt des Reiches willen, daß Ew. Majeſtät uns das Verſprochene gewähre, den Prälaten ein ſo frevelhaftes Unterfangen, welches alle ferneren Verhandlungen abſchneidet, unterſage, und wenn ſie ja ein ſolches gegen Ew. Majeſtät eigne Abſicht und unſre von Anfang geſtellte und auch bewilligte Bedingung laufendes Anathema ſprechen ſollten, ſolches nicht zu beſtätigen, oder wenn gegen Alles Erwarten der gegentheilige Fall

eintreten ſollte, nicht ungnädig aufzunehmen, wenn wir gegen Alles, was dieſe Herren ſchon beſchloſſen haben oder noch vornehmen werden, als null und nichtig proteſtiren.“ Zugleich wurde bemerkt, daß man im letzteren Falle die Verantwortung für die Störungen der öffentlichen Ruhe, welche etwa hieraus erfolgen könnten, nicht übernehmen könne.

Dieſe ernſte Sprache verfehlte des beabſichtigten Eindruckes nicht. Denn unmöglich durfte man es dahin kommen laſſen, daß die Abgeordneten der reformirten Gemeinden St. Germain verließen, und die Erbitterung ihrer Partei im ganzen Reiche auf's Neue wachriefen. Die Evangeliſchen erhielten daher die Erfüllung der ihnen gegebenen Verſprechungen auf's Neue zugeſagt. Beide Parteien wurden auf den ſechszehnten September zu einer neuen Verſammlung einberufen.

Inzwiſchen hatten ſich die Verhältniſſe für die römiſche Partei nicht ganz günſtig geſtaltet. Tag für Tag erwartete dieſelbe das Eintreffen eines päpſtlichen Legaten, mit deſſen Auctorität ſie ſich ſelbſt zu decken, die Königin zu blenden und die Hugenotten zu erdrücken hoffte. Allein der Legat kam ebenſo wenig, als die lutheriſchgeſinnten Theologen aus Deutſchland, welche der Cardinal von Lothringen nach Poiſſy zu locken ſuchte, um mittels derſelben die Differenzen des deutſchen und des franzöſiſchen Proteſtantismus an den Tag zu bringen und den Proteſtantismus ſelbſt hierdurch vor der öffentlichen Meinung lächerlich zu machen. Dagegen wurden die Hugenotten durch die Ankunft des damals zweiundſechzigjährigen, aber noch immer geiſtesfriſchen Petrus Martyr, der, nachdem er den begehrten Geleitsbrief erhalten, ſich auf den Weg gemacht hatte*), am 10. September in St. Germain eingetroffen und dort von der Königin und allen Großen des Hofes mit ausgezeichneter Aufmerkſamkeit aufgenommen war, auf's Neue geſtärkt. Um ſo mehr ſah ſich die römiſche Partei veranlaßt, ſich unter keiner Bedingung auf eine eigentliche Verhandlung einzulaſſen, ſondern die Gegner nur mit einer energiſchen Erklärung ein für alle Mal abzufertigen.

Als der Morgen des ſechszehnten September erſchienen war, ſah man in der Umgebung des Dominicanerinnenkloſters zu Poiſſy wiederum ganz daſſelbe Getümmel, daſſelbe Drängen und Treiben, wie ſieben Tage zuvor. Bei Martyrs Eintreten in den Saal waren, wie uns Martyr erzählt**), noch nicht alle Cardinäle gegenwärtig; auch die andern reformirten Abgeordneten waren noch nicht da. Dagegen ſaßen ſchon faſt alle Biſchöfe innerhalb der errichteten Schranken, und hinter ihnen eine ungeheuere Anzahl von Aebten, ſorbonniſtiſchen Doctoren und Mönchen. Als Martyr ſah, daß die

*) Schmidt, S. 247.

**) In einem Schreiben an Bullinger vom 19. September (Martyrs Loci communes S. 1138); — an den Magiſtrat zu Zürich, 19. September.

Sache ſich noch etwas verziehen würde, und daß weder der König noch die Königin da wären, ſetzte ſich derſelbe allein in eine Ecke nieder. Da kam der Cardinal von Chaſtillon mit zwei Biſchöfen, jener in Purpur, die Biſchöfe ebenfalls in Amtstracht, auf Martyr zu, und als dieſer die Frage, ob er Peter Martyr wäre, bejaht hatte, begrüßte er ihn gar freundlich, betheuerte, wie willkommen allen Wohlgeſinnten ſeine Ankunft in Frankreich ſei und bot ihm huldreichſt alle ſeine Dienſte an. Auch die beiden Biſchöfe baten ihn dringend, er möchte die ſo nöthige Eintracht begründen und vollenden helfen. Martyr dankte für die freundliche Geſinnung und verſprach ihnen zu willfahren, ſo viel es die Wahrheit und das Wort Gottes nur zulaſſen würden. Kurz darauf trat der Cardinal von Lothringen hervor, von einem ganzen Schwarm von Biſchöfen, Sorbonniſten und Ordensleuten geleitet, dann erſchien der König, die Königin und die Großen des Reiches, wie das vorige Mal; zuletzt kamen die reformirten Prediger und Aelteſten, denen ſich Martyr anſchloß. Die Reformirten begaben ſich an das Ende des Saales, wo ſie, während die Cardinäle und Biſchöfe nach Reih' und Ordnung ſaßen, außerhalb der Schranken ſtehen mußten. Die Menge der Anweſenden war noch größer als vor acht Tagen, denn der Cardinal hatte abſichtlich Viele noch dazu gezogen, um damit zu imponiren. Auf einem zur Rechten des Königs ſtehenden Seſſel, hinter welchem Spenſa mit dem Concept ſtand, um im Fall der Noth dem Schüler zu Hülfe zu kommen, erhob ſich der Cardinal von Lothringen inmitten der Biſchöfe.

Der Vortrag, den nun der Cardinal hielt, bezog ſich nur auf die Lehre vom Sacrament und von der Kirche. Ueber den Inhalt des Vortrags und über den Eindruck, den derſelbe auf die Evangeliſchen machte, berichtete Beza zwei Tage ſpäter an Calvin: „Nie habe ich etwas Unverſchämteres und Läppiſcheres gehört. Der Cardinal ſprach zuerſt von dem Gehorſam, welchen man den Fürſten ſchuldig iſt, und den dieſe gegen Gott ſchuldig ſind, ſo jedoch, daß jenem heiligen Stuhle nichts vergeben wurde und er auf das Unverſchämteſte den beſtändigen Gehorſam der Biſchöfe herausſtrich. Dann belehrte er uns, wie die Kirche (nicht die unſichtbare Gemeinſchaft der Erwählten ſei, ſondern) auch die Verworfenen in ſich begreife, und ſang das alte, ſchon hundert und aber hundert Mal widerlegte Lied von der ſichtbaren Kirche, von den allgemeinen Concilien, von dem ungeſchriebenen Worte und von Aehnlichem, welches Alles mir bis zum Erbrechen ekelhaft anzuhören war. Dann kam er auf das Mahl des Herrn zu ſprechen. Die Lehre von der Brotverwandlung erwähnte er zwar mit keinem Worte, indeſſen ſuchte er die Faſeleien Weſtphals nach beſtem Vermögen aufzuputzen und herauszuſtreichen. Er warf uns die verſchiedenartigen und einander widerſprechenden Erklärungen der Einſetzungsworte vor, welche in dieſer Zeit erdacht wären, tadelte den Vorwitz derer, welche fragen: Auf welche Weiſe? und ſtellte als Hauptargument gegen unſre Lehre die (angebliche) Uebereinſtim-

mung der Evangeliſten in den Worten und Sylben dieſer Formel auf. So weit ging ſeine Frechheit! Er behauptete, daß weder in der Geſchichte, noch in den Lehren, noch beim Sacrament, daß überhaupt nirgends im Neuen Teſtamente die tropiſche oder figürliche Erklärung zuläſſig ſei, und erklärte feierlich unter dem Beifall der Seinigen, daß die Schriften aller Kirchenväter der fünf erſten Jahrhunderte offenbar auf ſeiner Seite wären, weshalb er mit dieſen allein uns überführen und widerlegen wollte. Schließlich rief er uns in den römiſchen Schafſtall zurück, und ermahnte den König und alle Großen des Reiches, dieſen ſo gewiſſen, ſo uralten und heiligen Glauben zu ſchirmen und zu bewahren."

Dieſe Ermahnung an den König und an die Königin-Mutter hatte der Cardinal, um doch auch ſeinem Vortrage eine gewiſſe Feierlichkeit zu geben, kniend geſprochen und bei dem Ausſprechen der Worte „Sacrament" und „Euchariſtie" hatte derſelbe regelmäßig das Haupt entblößt, was ihm alle Prälaten mit Verbeugung nachgethan hatten*).

Kaum hatte aber der Cardinal ſeine Rede — in der übrigens ein weit weniger greller Ton angeſchlagen war, als man erwartete, weil nicht der Cardinal, ſondern Spenſa ſie verfertigt hatte — beendigt, als ſich derſelbe — und mit ihm viele andre Biſchöfe — anſchickte, den Saal zu verlaſſen, um hiermit in recht augenfälliger Weiſe zu erklären, daß von Seiten der Hierarchie der ganze Handel jetzt als beendigt angeſehen werde. Indeſſen muthig und beherzt trat alsbald Beza vor und begehrte, daß man ihn entweder jetzt oder an einem von dem Könige zu beſtimmenden Tage vor dieſer Verſammlung auf die Rede des Cardinals antworten laſſe. Dazu aber durfte es nach der Meinung der Prälaten um keinen Preis kommen, weshalb ſie ſich in großer Bewegung um den König und die Königin-Mutter drängten, und Beide mit der Bitte um Zurückweiſung Beza's beſtürmten. Nur zweierlei ſei möglich: entweder würden die Irrgläubigen reumüthig in den Schooß der Kirche zurückkehren, oder der König habe ſie heimzuſchicken, und das Reich von ihnen zu ſäubern, da in dieſem allerchriſtlichſten Königreiche nur Ein Glaube, nur Ein Geſetz und nur Ein Herrſcher ſein könnten.

Indeſſen wußte doch die Königin zu gut, daß es nur allzugefährlich ſein würde, wenn man dem Verlangen der Prälaten Gehör geben wollte. Augenblicklich war allerdings bei der wilden Erregung der Gemüther, welche ſich auf Seiten der römiſchen Partei kund gab, an eine ruhige Fortſetzung der Verhandlung nicht zu denken; dagegen erhielt Beza den Beſcheid, „der König werde ihnen einen Tag zur Antwort beſtimmen."

Aber vergebens warteten die Evangeliſchen von einem Tage zum andern

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der damals noch katholiſche Philoſoph Peter Ramus grade durch dieſe Rede des Cardinals, welche er anhörte, die erſte Anregung zu ſeiner Bekehrung zum Proteſtantismus erhielt.

auf eine Einladung zur Fortsetzung der Verhandlungen mit den Prälaten, und Beza, sowie dessen Freunde dachten schon daran, St. Germain zu verlassen und daheim zu erzählen, daß die Ränke und der Starrsinn der Gegner eine friedliche Feststellung der kirchlichen Verhältnisse unmöglich gemacht hätten. Daß aber dann, wenn die Scheiterhaufen wieder rauchen würden, eine bewaffnete Erhebung der Hugenotten und ein blutiger Bürgerkrieg nothwendig kommen müßte, leuchtete Beza ein; weshalb dessen Herz von schwerer Sorge gedrückt war. Auch ein Gespräch mit der Königin, zu welcher Beza mit Marthr eingeladen ward, war wenig geeignet, die Bekümmernisse Beider zu entfernen. Denn wenn auch die Königin die besten Gesinnungen zur Schau trug, und ihnen die freudigsten Hoffnungen einzureden suchte, so merkte man doch, daß dieselbe zur Zeit noch nicht wußte, auf welche Seite sie sich hinneigen sollte, daß sie sich aber zur Sicherung ihrer Herrschaft ganz gewißlich für die Partei erklären würde, welcher das Glück seine Gunst zuwenden sollte.

Die Situation war damals folgende: Die Abgeordneten der Generalstaaten zu Pontoise verlangten, daß die Hierarchie die Schulden des Königs bezahlen, und daß die Staatsregierung den Hugenotten Gotteshäuser geben sollten; das Königthum verlangte, daß die Prälaten das nöthige Geld geben und sich mit den Hugenotten vergleichen möchten, damit das Reich zur Ruhe komme; die Prälaten aber wollten sich weder besteuern noch auf Reformen einlassen, weil sie mit Recht hierdurch ihren trefflichen Pfründenbesitz gefährdet glaubten; und die Evangelischen erklärten zu wiederholten Malen, schriftlich und mündlich, daß wenn man fernerhin in so ernster und heiliger Sache so treulos und hinterlistig gegen sie verfahre, sie abziehen und Alles, was weiterhin daraus entstehen möchte, sei es Krieg oder Aufruhr, denen zur Verantwortung zuschieben müßten, die es aus Stolz und Eigennutz so muthwillig versehen hätten. Mit unbeugsamer Hartnäckigkeit beharrte die Hierarchie bei ihren Forderungen, bei ihrer Verachtung der Evangelischen und bei dem Vorgeben, daß in dem allerchristlichsten Königreiche nur Ein Glaube, nämlich der katholische gelten könne. Daß aber diese Behauptung nichts als leeres, lügenhaftes Gerede war, zeigte sich, als eben damals der schon lange Zeit erwartete päpstliche Legat Hippolytus von Este, Sohn des Herzogs Alfonso von Ferrara und der Lucretia Borgia, ein Enkel des Papstes Alexander VI., und durch seine Schwägerin Renata von Frankreich dem französischen Königshause verwandt, — ein von seinen Eltern in der Macchiavellischen Politik erzogener, die kirchlichen Institutionen nur als Mittel zum Gelderwerb und zum Lebensgenuß betrachtender Italiener — in Frankreich erschien. Der Hohn und Spott des Volkes geleitete ihn aller Orten, so daß der Legat die größeren Städte, in denen evangelische Gemeinden waren, gar nicht zu berühren wagte. Und als derselbe mit einem Gefolge von vierhundert, meist italienischen Reitern, in Begleitung des Jesuiten-

generals Jacob Lainez, des leichtfertigen Humaniſten Marcus Antonius Muret, mehrerer Biſchöfe, Jeſuiten und andrer Ordensleute in St. Germain einzog, vermochte weder das ſilberne Kreuz, welches er ſeinem Zuge vorantragen ließ, noch der apoſtoliſche Segen, den er mit feierlicher Miene reichlich ſpendete, das Volk in geziemenden Schranken zu halten. „Fuchs! Fuchs!“ erſcholl es auf den Straßen; denn man dachte, als man den apoſtoliſchen Legaten ſah, an den bekannten Reinecke in der Kutte.

Natürlich bot der Legat ſeinen ganzen Einfluß auf, um die Einrichtung eines eigentlichen Colloquiums der Prälaten mit den Ketzern zu hintertreiben. Allein die Vorſtellungen der wenigen reformatoriſch geſinnten Biſchöfe, welche darauf hinwieſen, wie zweideutig es ausſehen werde, wenn man das von den Hugenotten verlangte Geſpräch zurückweiſe, drangen doch endlich in ſo weit durch, daß die Königin anordnete, das Colloquium ſollte fortgeſetzt, jedoch von jetzt an in einem anderen, kleineren Saale des Kloſters und in geringerer, von den Prälaten ſelbſt zu beſtimmender Anzahl der Theilnehmer ſtattfinden. Auch ſollte fernerhin der König nicht mehr in den Sitzungen erſcheinen. Dieſes hatte der Cardinal von Lothringen ſo verlangt, damit die letzte Sitzung doch noch thunlichſt den Eindruck eines Abſchluſſes der bisherigen Religionshandlung machen ſollten.

Mittwochs den 24. September gegen Mittag erſchienen daher in dem kleineren Saale der Priorin zu Poiſſy die Königin-Mutter, der König und die Königin von Navarra, Prinz Condé, der Admiral und andre Herren und Damen, welche um den Thron her Platz nahmen. Zur rechten Seite deſſelben ſetzten ſich ſechs Cardinäle, und hinter ihnen etwa ſechszehn Doctoren der Sorbonne und andere Schriftgelehrte, einige mit dickleibigen Folianten bepackt, aus denen, wie ſie ſagten, der Cardinal die Ketzer mit den Zeugniſſen der Kirchenväter der fünf erſten Jahrhunderte widerlegen wollte. Zur linken Seite des Thrones ſaßen etwa ſechs Biſchöfe, und der Königin gegenüber zwölf Prediger der Reformirten, unter ihnen Beza.

Der Cardinal von Lothringen eröffnete die Conferenz mit dem Bemerken, daß man zuſammengekommen ſei, um zu hören, was die Prediger gegen ſeinen vor acht Tagen gehaltenen Vortrag zu erinnern hätten.

Da trat Beza auf und bat die Königin-Mutter, ihm zu geſtatten, daß er auf das, was der Cardinal unlängſt über zwei Punkte der von den Evangeliſchen nun zu dreien Malen ihr übergebenen Confeſſion vorgebracht habe, nämlich über die Lehre von der Kirche und vom Abendmahl, antworten dürfe. Beza begann nun eine anderthalb Stunde dauernde Rede, worin er vom Begriffe der Kirche, vom Unterſchiede der unſichtbaren Gemeinde der Erwählten oder der Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes, und von der ſichtbaren Kirche, in welcher auch Heuchler und Unwiedergeborene wären, ſprach. Hierauf führte er aus, daß die Kirche, wenn ſchon an und für ſich unſichtbar (weshalb man die Kirche glaube, nicht aber ſchaue), doch ihre

ſichtbaren Zeichen habe, von denen auf ihr Daſein geſchloſſen werden könne und müſſe. Dieſe Zeichen wären die Predigt des reinen Wortes und die ordnungsmäßige, unverkümmerte Spendung der Sacramente, weiterhin auch die Kirchenzucht und die Frucht der Predigt, welche beiden letzteren Merkmale indeſſen, wegen der Verkehrtheit der Menſchen, nicht immer ſicher wahrzunehmen wären. Nun ſetzten allerdings die Predigt des Wortes und die Verwaltung der Sacramente Hirten und Lehrer voraus, denen ſolches Amt anvertraut ſei, weshalb Einige als drittes Kennzeichen der Kirche noch die ordentliche Succeſſion der Lehrer von der Apoſtel Zeit her hinzufügten. Es gebe aber zwei Succeſſionen, eine Succeſſion der Lehre und der Perſonen. Die erſtere ſei allerdings feſtzuhalten, und auch gegen die andere ſei nichts einzuwenden, wenn ſie nur, wenigſtens in den Hauptlehren des Evangeliums, mit jener verbunden ſei. Nun gebiete aber Chriſtus ſeinen Jüngern, daß *inſofern* die Schriftgelehrten und Phariſäer auf Moſis Stuhl ſäßen, ſie halten und thun ſollten, was dieſe ſagten. Es könnten alſo hiernach auch falſche Propheten auf die wahren, und Wölfe auf die guten Hirten folgen, womit es hinlänglich gerechtfertigt ſei, die Succeſſion der Perſonen nicht allein nicht anzunehmen, ſondern auch dieſelbe, weil ſie zum Deckmantel der Lüge diene, zu verwerfen, es ſei denn, daß ihr die Succeſſion der Lehre zu Grund liege. Ferner müßte man, wenn die Succeſſion der Kirche ein untrügliches Merkmal der wahren Kirche ſein ſollte, vor Allem eine Verheißung dafür nachweiſen können, daß Gott ſeine Gnade an gewiſſe Stühle oder Länder gebunden habe. Eine ſolche Nachweiſung laſſe ſich aber nicht geben; vielmehr ſei z. B. in Betreff des römiſchen Stuhles offenkundig, daß hier zur Zeit des Papſtes Honorius, der wegen des Eutychianismus, ſowie des Johann XXII., der ebenfalls als Ketzer verdammt worden, und vielleicht auch zur Zeit der Päpſtin Johanna die Succeſſion unterbrochen worden ſei. Wenn ſomit die Perſonenſucceſſion als ſolche kein weſentliches Kennzeichen der Kirche ſein könnte, ſo komme es darum doch noch nicht Jedem, ſondern nur den ordentlich Berufenen zu, in der Kirche das Wort zu verkündigen und die Sacramente zu verwalten. Denn in der Kirche müſſe zufolge der Mahnung des Apoſtels Alles ordentlich hergehen. Man habe aber in Betreff der Berufung der Prediger eine ordentliche und eine außerordentliche Berufung zu unterſcheiden. Jene beſtehe in der Prüfung der Lehre und des Lebens, in der darauffolgenden rechtmäßigen Wahl und in der Auflegung der Hände, welche letztere jedoch nicht durchaus nothwendig ſei; dieſe dagegen ſei eine ſolche, bei welcher eins oder ſelbſt alle drei der angegebenen Erforderniſſe fehlten, und welche gleichwohl von göttlicher Auctorität wegen rechtmäßig ſei.

Die Macht und Auctorität der Kirche und deren Verhältniß zur Auctorität der heiligen Schrift betreffend, ſei zu beachten, daß die Kirche wohl der Leib Chriſti, aber noch in der irdiſchen Pilgrimſchaft, daß ſie wohl das

Haus des Herrn, aber doch noch im Bau und täglichem Wachſen begriffen ſei; daß ſie wohl vom heiligen Geiſt regiert werde, aber noch gegen das Fleiſch zu kämpfen habe, und daß ſie wohl Gott erkenne, daß aber dieſe Erkenntniß noch unvollkommen ſei. Daher ſei es unzweifelhaft, daß die Glieder der Kirche in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit irren können und daß ſie tagtäglich irren. Und zwar gelte dieſes nicht blos von den einzelnen Gliedern der Kirche, auch nicht blos von Diöceſan- und Provinzialconcilien, ſondern auch von den allgemeinen Concilien. Denn es könne nicht bewieſen werden, daß der heilige Geiſt ſein Gnadenlicht einer beſtimmten Anzahl von Gliedern der Kirche, die nicht einmal die beſten und die gelehrteſten ſind, mittheile, mögen ſie auch die Geſammtheit der Kirche, von der ſie abgeordnet ſind, vertreten. Man ſage wohl, wenn Chriſtus verheißen habe, daß wo zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt wären, er mitten unter ihnen ſei, und daß dieſes doch noch vielmehr von einem allgemeinen Concil gelten müſſe. Allerdings ſei zuzugeben, daß dieſes ſich hoffen und vermuthen laſſe; aber eine Vermuthung ſei doch noch keine Gewißheit. Daß aber die Kirche irren könne, mache die Lehre ſelbſt noch nicht ungewiß. Denn wenngleich unſer Erkennen Stückwerk ſei, ſo laſſe doch Gott die Grundwahrheit ſeiner Gnadenoffenbarung nie untergehen, indem er die Erkenntniß derſelben jederzeit wenigſtens bei Einigen erhalte. Darum habe man aber die alten Concilien nicht etwa zu verdammen. Nur habe man daran feſtzuhalten, daß für Alles, was in der Kirche beſchloſſen, gelehrt und angerichtet werde, die heilige Schrift der Prüfſtein der Wahrheit ſein müſſe. Werde eingewendet, die Schrift ſei doch zu dunkel und bedürfe der Auslegung, ſo habe man zu antworten: Wie denn Chriſtus zu ſeinen Jüngern habe ſagen dürfen: „„Forſchet in der Schrift;““ wie denn Abraham dem reichen Manne in der Qual habe erwidern können: „„Sie haben Moſen und die Propheten““? Allerdings behaupte der Herr Cardinal, man müſſe als ſichere Erklärung der Schrift und als apoſtoliſche Tradition Alles annehmen, was in der Kirche immer, überall und von Allen anerkannt ſei. Allein bei der unendlichen Meinungsverſchiedenheit der alten Väter ſelbſt in Glaubensſachen ſei Niemand im Stande, eine mit ſich ſelbſt völlig übereinſtimmende nachzuweiſen. Die Worte „von jeher“ und „von Allen“ führten uns auf die Propheten und Apoſtel als die wahren Dolmetſcher der göttlichen Wahrheit zurück. Darum müſſe auch anerkannt werden, daß die heilige Schrift alles zum Heil Nothwendige enthalte, weil die gegentheilige Meinung allen Träumereien und Erfindungen Thor und Thür zur Kirche öffnen. Allerdings ſei für Sitte und Disciplin jeder Zeit in der Kirche eine Tradition vorhanden geweſen. Dieſelbe ſei aber nach der heiligen Schrift zu normiren und zu reinigen. Könnte doch nicht einmal Alles, was in dieſer Hinſicht die Apoſtel ſelbſt angeordnet hätten, z. B. die Enthaltung vom Blute und vom Erſtickten, das Küſſen in der apoſtoliſchen Gemeinde, das Baarhauptgehen

der Männer, als beſtändige Regel gelten! Wollte man daher noch fragen, ob die Kirche über der Schrift ſei, ſo würde dieß heißen, ob das Kind über dem Vater, die Frau über dem Manne, ja ſogar ob der Menſch über Gott ſei.

Nach Beendigung dieſer Expoſition gab Beza der Königin anheim, ob er nun ſofort auch zur Beurtheilung der von dem Cardinal vorgetragenen Lehre vom Abendmahl übergehen ſollte. Indeſſen wurde es angemeſſen befunden, die Discuſſion einſtweilen auf den erörterten Lehrpunkt zu beſchränken.

Zwei Opponenten waren es, welche aus der Mitte der Hierarchie gegen Beza das Wort ergriffen: Claude d'Espenſe und der Sorbonniſt Claude de Sainctes, jener in ziemlich gemäßigter, dieſer dagegen, eine verächtliche Creatur des Cardinals von Lothringen, ganz in der exceſſiven, ſchmähſüchtig polternden Weiſe eines in der Schule der Scholaſtik erzogenen Klopffechters. Aber mit ſtiller Ruhe trat Beza Beiden, als ſie ihre Expectorationen beendet hatten, entgegen. „Unter den Merkmalen der wahren Berufung zum Predigtamt," begann Beza, „waren zwei als Haupterforderniſſe zu betrachten: Die genaue Prüfung der Lehre und des Lebens und die rechtmäßige Wahl. Das dritte Merkmal, die Handauflegung, ſei eine äußere Form der Inſtallirung in eine Gemeinde, und ſei darum unweſentlich. Hielten doch ſelbſt die Gegner die im Nothfall von einem Weibe verrichtete Taufhandlung für gültig, und der heilige Bernhard ſage, daß derjenige, der an Gott glaube, aber wegen Umſtänden, die den Empfang der Taufe unmöglich machten, nicht getauft worden ſei, ſchon um ſeines bloßen Glaubens willen ſelig werde! Und nun ſollte die Handauflegung nothwendiger ſein als die Taufe und erforderlicher zur Verwaltung des Predigtamtes als zu der der Sacramente?

„Was uns betrifft," fuhr Beza fort, „ſo geht uns dieſer Streit keineswegs perſönlich an. Denn es fehlt uns, Gott Lob! nicht an hinlänglichen Zeugniſſen für unſeren Beruf. Wir haben die Prüfung beſtanden, wir ſind durch die Verſammlung unſrer Aelteſten gewählt, von unſrer Obrigkeit und unſrem Volke beſtätigt, und durch feierliches Gebet und Dankſagung in unſer Amt eingeſetzt worden. Wenn ihr nun ſagt, daß die Erſten, welche in dieſer Zeit unſre Kirchen gegründet, keine Ermächtigung dazu hatten, und keine Succeſſion anführen konnten, ſo antworte ich euch, daß gar manche unter ihnen das Gegentheil beweiſen könnten, wenn ſie ſich darauf ſtützen wollten. Sie haben aber in der That auf das in der römiſchen Kirche gültige Merkmal aus freien Stücken Verzicht geleiſtet, und dieſer Anfang war eine außerordentliche Berufung, welcher man jedoch keinerlei Geringſchätzung der Ordnung vorwerfen kann, weil damals überhaupt keine Ordnung in der Kirche beſtand, ſondern vielmehr eine entſetzliche Verwirrung und Unordnug in derſelben herrſchte. Und es iſt wohl zu merken, daß durch die darauffolgende Beſtätigung der Völker und Gemeinden dasjenige regelmäßig und ordentlich ge-

worden iſt, was aus oben genannten Uebelſtänden auf eine außerordentliche Weiſe den Anfang gewonnen hatte. Und was ihr, Herr d'Espenſe, von der Beſtätigung der außerordentlichen Berufung im Alten und Neuen Teſtamente durch Wunder und prophetiſche Zeugniſſe behauptet, das kann, wie ich zu behaupten wage, nicht in allen Fällen erwieſen werden. Sollten aber nun einmal Wunder dabei ſein, wohlan: die Veränderung im Leben und Wandel, die Früchte, welche ihr ſehet von dieſer zuerſt von uns wieder zur Geltung gebrachten, von ſo geringen, durch die Mächtigſten dieſer Welt ſo arg verfolgten Leuten gepredigten Lehre, — das was ihr jetzt ſehet, daß die Wahrheit endlich hat zu Gehör kommen müſſen Angeſichts und vor den Ohren Derjenigen, die vor wenig Monden uns ſtracks in die Flammen geſtürzt hätten, ſind das nicht hinlängliche Zeugniſſe und Wunder nach dem Ausſpruche des Apoſtels Paulus, wenn er von den Korinthern ſagt, ſie wären das Beglaubigungsſiegel ſeines Apoſtelamtes? — Ihr, meine Herren, ſolltet vor Allem betrachten und zuſehn, was denn ihr für eine Berufung habt, und ihr würdet finden, daß dieſelbe nicht eine einfach außergewöhnliche, ſondern eine der Kirchenordnung gänzlich zuwiderlaufende iſt, welche nur die äußere Ceremonie für ſich hat, und auch dieſe nicht einmal nach Gottes Wort oder nach den alten Kirchengeſetzen über die Handauflegung (von der rechtmäßigen Prüfung der Lehre und des Lebens und von der Wahl gar nicht zu reden!), zumal da es euch nicht unbekannt iſt, daß wie Hieronymus an Euagrius bezeugt, die Oberherrlichkeit der Biſchöfe, denen ihr allein die Handauflegung zuerkennt, nicht die Schrift, ſondern nur das Herkommen für ſich hat. Kurz, ſtatt ſich kindiſcher Weiſe bei dieſer Ceremonie aufzuhalten, um zu wiſſen, ob ihr oder wir wahre Hirten ſind, ſollte man vielmehr der Sache unverzüglich auf den Grund gehen, und die Lehre unterſuchen, die wir predigen. Denn iſt unſre Lehre als falſch erfunden, dann ſind wir hinlänglich als falſche Hirten überführt; iſt ſie aber wahr und lauter, und findet es ſich, daß wir aus keiner andern als einer löblichen Abſicht, und weil diejenigen, welche die Andern leiten und führen ſollten, die Allerblindeſten ſind, uns diejenigen unterfangen haben, was wir thun, wie ſollten wir nicht wahrhafte Hirten und Lehrer ſein, wenn uns gleich die Handauflegung abginge?"

Indeſſen machten d'Espenſe und Sainctes immer von Neuem allerlei Einwendungen geltend, indem namentlich der Letztere, der ſich in ſeiner weißen Kutte fortwährend hervorzudrängen und zum Worte zu kommen ſuchte, hervorhob, daß ja weſentliche Dinge, die auch Beza ſelbſt feſthalte, z. B. das Dogma von der ewigen Jungfrauſchaft der Maria und das Gebot der Kindertaufe lediglich auf der Tradition beruhte. Beza antwortete das Nöthige; indeſſen kam Sainctes in der widerwärtigſten, tobſüchtigſten Weiſe immer wieder auf die ewige Jungfrauſchaft zurück, ſo daß es ſchließlich ſelbſt dem Cardinal von Lothringen zu arg wurde. Derſelbe nahm daher

das Wort, indem er dem dummdreiſten Mönch in's Wort fiel, wobei freilich das, was er vorbrachte, nicht viel beſſer war, als das Gerede Jenes. Indeſſen war es die Abſicht des Cardinals, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, wo er ſofort einen ſicheren Sieg über Beza davon zu tragen hoffte. Er bemerkte nämlich: da die Controverſe der Lehre vom Abendmahl der Hauptſtreit ſei, welcher die Chriſtenheit beunruhige, ſo müßte man ſich, ehe zu etwas Anderem übergegangen werde, nothwendig über dieſen Punkt verſtändigen. Allerdings äußerte Beza hiergegen ſofort ſeine Bedenken; allein der Cardinal, der ſich hierdurch nicht beirren ließ, erklärte, Beza habe in ſeiner nun durch den Druck verbreiteten Rede alle Zuhörer durch die Behauptung, daß Chriſti Leib und Blut im Abendmahle von dem Brod und Wein ſo weit entfernt wären, als der Himmel von der Erde, großes Aergerniß gegeben, weshalb es vor Allem Beza's Pflicht ſei, dieſes Aergerniß wieder zu beſeitigen. — D'Eſpenſe, der hierauf das Wort nahm, ſtimmte dem durchaus bei, und zog nach langem Gerede ein Buch hervor, in Betreff deſſen er bemerkte, Beza werde ſich doch gewiß nicht weigern, zu unterſchreiben, was ein Mann geſagt habe, den er für ſeinen Lehrer halte; worauf er eine auf das heilige Abendmahl bezügliche Stelle vorlas, worin das Wort substantialiter vorkam, und eine andere, in welcher geſagt war, man brauche die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl nicht zu leugnen, wenn man nur jede Vorſtellung von einer räumlichen Gegenwart entferne. Beza, welcher alsbald bemerkte, daß beide Stellen aus der von Calvin unlängſt gegen Weſtphal veröffentlichten Streitſchrift ausgezogen waren, ſchickte ſich eben an, dem Gegner zu dienen, als ihm der Cardinal ein geſchriebenes Heft hervorziehend, mit den Worten in die Rede fiel: „Sehet, hier iſt etwas, das ich von dem Kurfürſten von der Pfalz und auch von einem andern Fürſten (nämlich dem Herzog von Würtemberg) neulich aus Deutſchland erhalten habe*), und das von zweiundvierzig, euch, Herr von Bèze, wie ich vermuthe, nicht unbekannten Predigern unterſchrieben iſt. — Unterſchreibt dieß, ſonſt können wir nicht mit einander handeln. Ich will jedoch nicht einmal verlangen, daß ihr Alles billigen ſollt, denn ich weiß, daß ihr das nimmermehr thun werdet. Hört nur dieſe paar Zeilen: „„Wir bekennen mit unverrücktem Glauben, daß in dem hochheiligen Sacrament des Altars der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut Chriſti wirklich und weſentlich gegenwärtig und vorhanden ſind und den Communicanten dargereicht und von ihnen empfangen werden.““ Unterſchreibt dieſes, denn ich habe beſchloſſen und es ſoll dabei bleiben: entweder ſtimmt ihr mit mir in dieſer Anſicht überein oder ich will mit euch fürder weder unterhandeln noch Unterredung haben.“

Offenbar war dieſes Manöver eine von den hinterliſtigen Practiken,

*) Vergl. hierüber Gillet, Crato von Kraftheim, I. S. 321 ff.

mit denen der Cardinal gewöhnlich umging, und welche nichts Anders als die Abbrechung des Geſprächs bezweckte. Beza erwiderte ihm daher: Er und ſeine Gefährten wären hier erſchienen, um die von ihnen überreichte Confeſſion zu vertheidigen. Einen andern Auftrag hätten ſie nicht, weshalb ſie nochmals darum bitten müßten, daß man eine Beſprechung der Confeſſion von Artikel zu Artikel vornehme. Uebrigens fügte er zur größten Ueberraſchung des Cardinals hinzu, würde es wohl billig ſein, daß dieſer, der Cardinal, die vorgetragene Erklärung zuvor ſelbſt unterſchreibe, weil ja ſonſt ihre Unterzeichnung derſelben gar nichts fruchten würde. — Der Cardinal ſah ein, daß er von ſeiner eignen Waffe getroffen war, ſuchte ſich mit allerlei verworrenen Worten aus ſeiner Verlegenheit herauszureden, erklärte aber ſchließlich, daß er der Forderung Beza's nicht entſprechen könne. Ruhig und feſt erklärte ihm hierauf Beza: „Was kann es euch denn da kümmern, ob wir mit Jenen übereinſtimmen oder nicht, da ihr, Herr Cardinal, ſowohl die einen als die andern verwerft? Damit ihr aber ſehet, daß ich keine Winkelzüge gebrauche, ſo antworte ich: Diejenigen, welche ihr Proteſtanten betitelt, ſehen wir als liebe Brüder in Chriſto an, indem wir nur in wenigen Dingen von der Augsburgiſchen Confeſſion abweichen, welche noch dazu mittels gehöriger Erläuterung gar leicht mit dem, was wir lehren, in Einklang gebracht werden könnte, wenn nicht das maßloſe Ungeſtüm Einzelner im Wege ſtünde."

Zu einem eigentlichen Reſultat führte ſomit auch dieſe Beſprechung nicht. Beza erhielt Calvins Schrift gegen Beza ſowie den Zettel des Cardinals behändigt und man ſah, daß die auf demſelben verzeichnete Erklärung dem würtembergiſchen Bekenntniß von 1559, worin die Würtemberger ſich unter der Leitung des Brenz im Gegenſatz zu dem in der Kurpfalz vertretenen Lehrbegriff für das ſtreng lutheriſche Dogma ausgeſprochen hatten, entlehnt war. Indeſſen konnten die Evangeliſchen mit dem Bewußtſein, daß Beza ihre Schanze tapfer vertheidigt hatte, nach St. Germain zurückkehren. Zugleich wurde von denſelben einhellig beſchloſſen, nach wie vor auf ein eigentliches und ordentliches Religionsgeſpräch zu dringen.

§. 7.

Fortſetzung des Kampfes.

Für den folgenden Tag war die Fortſetzung des Geſprächs angekündigt, und die Evangeliſchen zu St. Germain waren eben in Begriff, zu Pferde zu ſteigen und nach Poiſſy hinüberzureiten, als ſie benachrichtigt wurden, daß das nächſte Colloquium einen Tag ſpäter erfolgen ſollte. Die Königin nämlich, welche wohl einſah, daß auf dem bisherigen Wege an einen wünſchenswerthen Fortgang des Geſpräches nicht zu denken, daß aber ein Abbruch desſelben ihren Interreſſen in jedem Falle nachtheilig ſei, war auf den Gedanken

gekommen, eine Verſtändigung der beiden Parteien in anderer Weiſe zu verſuchen. In aller Eile hatte ſie daher den einigermaßen reformatoriſch geſinnten Biſchof Montluc von Valence und den aus Mangel an Entſchiedenheit einer Vermittlung der Gegenſätze nicht abgeneigten Doctor d'Espenſe nach Poiſſy kommen laſſen und ſie erſucht, vor der nächſten Zuſammenkunft, wenn es irgend möglich ſei, ſich mit den Evangeliſchen, namentlich in Betreff der Lehre vom Abendmahl zu verſtändigen. Montluc und d'Espenſe luden daher Beza und des Gallars zu einer Beſprechung zu ſich ein, eröffneten ihnen den Wunſch und Auftrag der Königin und proponirten eine Formel, worin geſagt wurde: „Wir glauben und bekennen, daß im hochwürdigſten Sacrament der Euchariſtie der wahre, aus der Jungfrau Maria geborne Leib Chriſti ſei und exiſtire, und aus den Händen der Prieſter, durch den Mund derſelben conſecrirt, dargereicht und von den Communicanten empfangen werde." Natürlich hatte Beza gegen dieſe Formel Mancherlei einzuwenden. Da indeſſen Montluc und d'Espenſe dringend baten, mit ihnen nach einer andern Faſſung der Lehre zu ſuchen, in der man ſich vereinigen könnte, ſo wurde endlich Folgendes vereinbart: „Wir glauben, daß im Gebrauche des Mahles des Herrn der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti, wahrhaft, wirklich und ſubſtantiell, d. h. dem eigentlichen Weſen nach auf eine geiſtige und unausſprechliche Weiſe vorhanden ſei, dargereicht und von den gläubigen Communicanten empfangen werde*)."

Somit hatten ſich alſo zwei amtliche Auctoritäten der katholiſchen Kirche, ein Biſchof und ein Doctor der Sorbonne für eine entſchieden reformirte Lehrformel vom Abendmahl erklärt. Allein den Beifall der evangeliſchen Abgeordneten, insbeſondre Martyrs, der dieſelbe achſelzuckend las, erlangte ſie nicht; und auch den Prälaten zu Poiſſy wurde ſie, ſoviel man weiß, nicht mitgetheilt. Betrachteten doch dieſe ohnehin ihren Handel mit den Hugenotten als in glänzender Weiſe abgethan, weshalb ſie ſo ſchriftlich als mündlich nach allen Seiten hin das Gerücht verbreiteten, daß Beza von d'Espenſe vollſtändig ad absurdum geführt ſei. Natürlich fehlte es nicht an ſolchen, welche dieſem prahleriſchen Geſchwätz Glauben ſchenkten, und für das Intereſſe der Hugenotten war dieß immerhin ſo mißlich, daß ſich dieſelben veranlaßt ſahen, dem Lügengerede entgegenzutreten. Insbeſondre war die Gemeinde zu Rouen durch ein Schreiben, welches ein angeſehenes Mitglied derſelben von einem Prälaten zu Poiſſy erhalten, beunruhigt worden. Beza ſetzte daher ſofort eine Zuſchrift an dieſelbe auf, worin er den wahren Sachverhalt darlegte und alle Beſorgniſſe zu zerſtreuen ſuchte. Außerdem arbeitete Beza einen der Prälatenverſammlung zu übergebenden Proteſt aus, welcher

*) Credimus, in usu coenae dominicae vere, re ipsa et substantialiter i. e. in ipsa substantia verum corpus et sanguinem Christi spirituali et ineffabili modo esse, exhiberi, sumi a fidelibus communicantibus.

(ebenſo wie das vorgenannte Schreiben) von ſämmtlichen Abgeordneten unterſchrieben, in der Verſammlung des folgenden Tages zu Poiſſy vorgeleſen und der Königin übergeben werden ſollte.

Am folgenden Morgen zogen alſo Beza und deſſen Gefährten wieder hinüber nach Poiſſy, wo ihm bei dem Eintritt in das Kloſter d'Eſpenſe mit der Frage entgegenkam, was ſeine Collegen über die vereinbarte Formel dächten. Beza antwortete, man habe ſich desfalls keinen Hoffnungen hinzugeben, denn entweder ſei Alles oder Nichts zu ſagen.

Inzwiſchen war die Königin erſchienen, und Beza begann ſeine Declaration vorzutragen. In derſelben verbreitete ſich derſelbe zunächſt über die unſtatthafte Art, in der bisher ſeine Erklärungen von der Kirche, ihren Merkmalen und vom Abendmahl behandelt und angegriffen wären. Insbeſondere ging Beza auf eine ſcharfe Beurtheilung des in der letzten Zuſammenkunft von dem Cardinal angewandten Verfahrens ein. „Wenn wir ſelbſt als Gefangene hier vor euch geſtellt wären," rief er den Prälaten zu, „ſo ſollte man doch nicht zu uns ſagen: Unterſchreibt das, wo nicht, ſo verdammen wir euch! Euer Stand, ihr Herren Prälaten, verpflichtet euch, eine ganz andre Sprache zu führen; er gebietet euch, uns unſre Irrthümer, wenn welche da ſind, zu beweiſen; er will, daß ihr ſein ſollt potentes exhortari in doctrina sana allen denjenigen, welche der Belehrung bedürfen, und die bereit ſind, nach der Schrift Grund und Rechenſchaft zu geben des Glaubens, der in ihnen iſt." — Sodann ſich an die Königin wendend, fuhr Beza fort: „Wir ſind hier zweier Haupturſachen halben vor Ew. Majeſtät gegenwärtig: einmal um vor Gott, vor euch, vor aller Welt Rechenſchaft zu geben von unſerm Glauben; ſodann um Gott, dem Könige und Ew. Majeſtät zu Willen und zu Dienſt zu ſein und durch alle uns möglichen Mittel dahin zu wirken, daß die wegen der Religion entſtandenen Unruhen beigelegt werden. Sollte Ew. Majeſtät uns fortſchicken, ohne uns Leute zugewieſen zu haben, mit denen wir freundlich zu unterhandeln vermögen, ſo wird uns nichts begegnen, das nicht in der ganzen Chriſtenheit bekannt würde. Das wird nicht das Mittel ſein, die Unruhen zu beſchwichtigen, wie diejenigen, welche ein ſolches Verfahren zur Geltung bringen wollen, recht wohl ſelbſt wiſſen. Wenn ihr es nur mit uns, die wir hier gegenwärtig ſind, zu thun hättet, ſo wäre, nach der Meinung der Welt, wenig Gefahr damit verbunden, nach Willkür mit uns zu verfahren. Aber ihr mögt zu bedenken geruhen, daß wir im Namen von vielen Tauſenden dieſes Königreichs und der Schweiz, Polens und Deutſchlands, Englands und Schottlands hier ſtehen, die alle eines guten Ausganges dieſer Zuſammenkunft gewärtig ſind, und die hören werden, daß ſtatt zu unterhandeln, wie man uns verſprochen hatte, man uns das Zehntel eines Artikels vorgelegt und geſagt hat: Unterſchreibt dieß, wo nicht, ſo hat's ein Ende. — Darum bitten wir Ew. Majeſtät allerunterthänigſt, dieſes gute Werk nicht zu unterbrechen, ſondern uns Leute zuzuweiſen, die ſich kein Gewiſſen daraus

machen, mit uns zu unterhandeln.“ Sodann nochmals auf den von dem Cardinal mitgetheilten Auszug aus der würtembergiſchen Confeſſion, deſſen Unterzeichnung er gefordert hatte, zurückkommend, bemerkte Beza, daß, wenn der Cardinal ſo beſtimmt auf Anerkennung der in Deutſchland aufgeſtellten Bekenntnißſchriften dringe, es faſt ſcheinen könne, als wäre derſelbe mit der Augsburgiſchen Confeſſion einverſtanden, und dann wäre ſchon viel gewonnen, indem ſie in dieſem Falle doch wenigſtens in der Verwerfung der Transſubſtantiationslehre geeinigt wären, und die Differenzen, die dann noch vorliegen könnten, würden ſich hoffentlich auch noch beſeitigen laſſen. Uebrigens hielten ſie feſt an dem Bekenntniß, „daß Chriſtus im Gebrauche des heiligen Abendmahles gegenwärtig iſt, und ſeinen Leib und ſein Blut wirklich anbietet, giebt und darreicht durch die Wirkung des heiligen Geiſtes, und daß wir geiſtig und durch den Glauben denjenigen Leib eſſen, der für uns in den Tod gegeben worden, und dasjenige Blut trinken, welches für uns vergoſſen worden iſt, auf daß wir Glieder und Fleiſch ſeines Leibes ſeien und dadurch Leben und Alles zu unſerem Heil Nothwendige empfangen.“ Sollte dieſes Bekenntniß der Königin nicht genügen, ſo wären ſie bereit, wenn der Cardinal zu halten geruhe, was er verſprochen habe, die heilige Schrift und die Kirchenväter, ſo weit dieſe mit jener übereinſtimmt, darüber zu befragen; und wenn es der Königin gefalle, ein Geſpräch nach feſtgeſtellter Ordnung mit Hinzuziehung von Protocollführern einzurichten, ſo wollten ſie mit Gottes Hülfe Jedermann beweiſen, daß ſie nicht hierher gekommen wären, um die Welt zu verwirren, ſondern um ſich über die wahre Lehre zu verſtändigen. — Schließlich bemerkte Beza: „Um zu beweiſen, welches Verlangen wir tragen, Gott zu dienen und Ew. Majeſtät Ruhe zu fördern, ſo erklären wir, daß wenn es den Herrn Prälaten gefällig iſt über unſre Confeſſion zu handeln, wir dazu bereit ſind. Wollen ſie lieber die ganze Augsburgiſche Confeſſion annehmen, ſo werden wir auf Einmal der Vereinigung noch näher ſein. Denn wir ſtimmen in den meiſten Punkten mit derſelben überein, und wegen des Uebrigen wird man uns immer bereit finden, vernünftige Gründe und die heilige Schrift darüber anzuhören. Wollen ſie aber weder das Eine noch das Andere, ſo iſt es nicht recht, daß ſie ſich der Augsburgiſchen Confeſſion bedienen, um die Zwietracht noch zu vermehren. Denn wir wiſſen, daß dieß weder die Abſicht der durchlauchtigen deutſchen Fürſten, noch die unſrige iſt. Ihre und unſre Kirchen ſind einſtimmig gegen dasjenige, was die Herren Prälaten behaupten, und was zwiſchen unſern Kirchen noch ſtreitig iſt, wird einſt mit Gottes Hülfe auf anderen Wege ausgeglichen werden. Wenn aber die Herren Prälaten irgend eine andere, beſſere Confeſſion ihrer Lehre haben, ſo mögen ſie dieſelbe vorbringen, und wir ſind alsdann bereit, dagegen zu halten, was der Herr uns aus ſeinem Wort gelehrt hat.“

Mit Staunen, aber auch mit Beſtürzung hatten die Prälaten die ernſten, ſtrafenden Worte des kühnen Redners gehört. Unerwidert durften dieſelben

nicht bleiben, weshalb ihm ſofort der Cardinal mit zorniger Geberde entgegentrat. Indeſſen auf die Sache ſelbſt einzugehen vermochte der Lothringer nicht, weshalb er ihm nur mit dem Vorwurfe antwortete, daß die ganze Rede nichts anderes, als die Herabwürdigung des geiſtlichen und des königlichen Anſehens zum Zwecke habe. Natürlich wußte ihm Beza hierauf zu dienen, aber der Cardinal wollte nichts, als daß er ſich des letzten entſcheidenden Wortes rühmen könnte. „Wir ſtehen einander nicht gleich, ihr und wir, es fehlt viel dazu!“ rief er unter Anderm aus. Auch auf die Augsburgiſche Confeſſion kam er wieder zurück, und fragte hämiſch, warum denn Beza dieſelbe nicht unterſchreiben wollte. Beza antwortete: „Wenn ihr ſelbſt dieſe Confeſſion nicht unterſchreiben wollt, ſo iſt es weder billig noch recht, zu fordern, daß wir ſie unterſchreiben ſollen. Hierauf erhob ſich d'Espenſe, um den Evangeliſchen die katholiſche Abendmahlslehre plauſibel zu machen, wurde aber ebenfalls von Beza beſchieden. Mit ruhigem Ernſte wies auch Martyr in einem in italieniſcher Sprache gehaltenen Vortrag die Widerſprüche und das Fehlerhafte der von dem Cardinal aufgeſtellten Behauptungen nach. Aber der Eindruck der Wahrheit, den dieſe Darlegungen auf die Gegner machte, konnte in denſelben nur eine Steigerung ihrer Wuth und ihres Grimmes bewirken. Mit einer Fluth von Schmähungen übergoß der Jeſuitengeneral Jacob Laynez die Zeugen des Evangeliums, die er mit Füchſen, Schlangen, Affen und anderen wilden Beſtien verglich. Die Wahrheit und das Recht der Kirche ſei nur in Rom bei dem heiligen Stuhle zu ſuchen. Auch einige Doctoren der Sorbonne miſchten ſich mit ihrem ſcholaſtiſchen Raiſonnement in die wild aufgeregte Discuſſion, die natürlich ſchließlich zu gar nichts führte. Darüber wurde es endlich Abend und die Verſammlung erhob ſich, um den Saal zu verlaſſen. Schon jetzt war es entſchieden, daß das Colloquium umſonſt veranſtaltet war. Dann mußte aber Alles um ſo mehr zu einer Entſcheidung durch die Gewalt der Waffen hindrängen, als gerade durch das Geſpräch die unausfüllbare Kluft, welche die Parteien trennte, erſt recht an den Tag gekommen und die Verfeindung derſelben in einer jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Ausſöhnung ausſchließenden Weiſe geſteigert war. Welchen Ausgang dann der Bürgerkrieg nehmen würde, war nicht vorauszuſehen; jedenfalls ſetzte jede Partei Alles auf das Spiel. Flehendlich bat daher die Königin den Cardinal und Beza, welche ſie zu ſich kommen ließ, ehe die Verſammlung auseinander ging, nochmals eine Verſtändigung mit einander zu verſuchen; und nochmals begann, während die übrigen Anweſenden ihre beiden Führer bei der Königin umſtanden, ein Hin- und Herreden, welches indeſſen immer lauter und immer wirrer ward und nur mit gegenſeitigen Vorwürfen endete.

„Wie wir hören,“ ſo ſchrieb Beza am anderen Tage an Calvin, „ſo ſollen wir nach drei Tagen wieder zuſammenkommen. Aber wozu alle dieſe Plackereien, wenn keine geregelte und beſtimmte Form und Ordnung des Geſprächs feſtgeſetzt wird? Darauf ſind wir daher jetzt hauptſächlich bedacht.

Indeſſen haben wir am geſtrigen Tage zwei Hauptſachen errungen: wir haben die hinterliſtigen Anſchläge der Gegner vernichtet, und haben es, nach gewiſſen Anzeichen zu ſchließen, dahin gebracht, daß die Unſrigen immer feſter gegründet und ſtandhafter, und unſre abgeſagteſten Feinde ſelbſt bei weitem gemäßigter und billiger gegen uns geworden ſind.“

§ 8.

Das Fünfercolloquium. — Gänzlicher Abbruch der Verhandlungen. Das Reſtitutionsedikt.

Auf dem bisherigen Wege konnte es alſo nicht weiter gehen; davon hatte ſich die Königin überzeugt. Nur wenn eine geringere Zahl von Collocutoren zuſammengeführt, und wenn hierzu aus dem Gremium der katholiſchen Partei die milder und reformatoriſch Geſinnten ausgewählt würden, ließ ſich eine Verſtändigung der Parteien hoffen. Die Königin ſetzte daher Beza und Martyr von dieſem ihren Gedanken in Kenntniß und ſchlug vor, daß von jeder Seite fünf Collocutoren zu einem Geſpräche erwählt werden möchten. Beza, der von vorn herein mit jedem Vorſchlag, welcher die Erreichung des heißerſehnten Zieles wahrſcheinlich machte, einverſtanden war, billigte den Gedanken der Königin; aber nicht ſo die übrigen Evangeliſchen, welche befürchteten, daß Beza in einer nicht öffentlichen Verhandlung mit den Papiſten vielleicht zu unhaltbaren Conceſſionen verleitet werden möchte. Indeſſen mußte man die Sache doch hinnehmen, ſo wie ſie gegeben war; und vielleicht war es auch möglich, mit derſelben für das proteſtantiſche Intereſſe immerhin Etwas zu erreichen. Wenigſtens ſchien die Wahl, welche man zu dieſem Zwecke unter den Gegnern getroffen hatte, zu dieſer Hoffnung zu berechtigen. Von katholiſcher Seite ſollten nämlich die Biſchöfe Montluc von Valence, du Val von Seez, die Aebte Joh. Salignac und Louis Bouteiller und der Doctor d'Eſpenſe, von evangeliſcher Seite Beza, Martyr, des Gallars, Marlorat und Spina an dem Geſpräche Theil nehmen. Sämmtliche fünf katholiſche Collocutoren galten bei den Evangeliſchen als Männer von Bildung und verſöhnlicher, mehr oder weniger reformatoriſcher Geſinnung*).

Montags den 29. September ſollte die erſte Sitzung des neu eingerichteten Colloquiums ſtattfinden. Indeſſen konnte dieſes erſt den Nachmittag geſchehen, da Beza erſt um dieſe Zeit von Argenteuil, wo er die Trauung eines hochadlichen Brautpaares nach Genfer Ritus vollzogen hatte, zurückkam. Zunächſt wurde nun von den Decemviren die Geſchäftsordnung des Geſpräches in folgender Weiſe feſtgeſtellt: Jede Partei ſollte ihren beſonderen Protocollführer haben, und ſollte das, was in den einzelnen Sitzungen ver-

*) Mit dem Nächſtfolgenden vergl. Schmidt, Peter Martyr Vermigli S. 262—268.

einbart ſein würde, ſofort den Ihrigen mittheilen. Als Grundlage des Geſpräches ſollte die franzöſiſche Confeſſion dienen, deren einzelne Artikel man nach ihrer Reihenfolge beſprechen wollte; indeſſen ſollte zunächſt, um wo möglich das größte Hinderniß einer Vereinigung zu beſeitigen, die Lehre vom Abendmahl zur Verhandlung gebracht werden, weshalb ſofort die Discuſſion darüber begonnen wurde. Allein ſchon der erſte Anfang des Geſpräches ſchien wenig Günſtiges zu verſprechen. Denn als die beiden Biſchöfe an die Evangeliſchen die Frage richteten, ob es ihnen denn gar nicht möglich ſei, in Betreff der Lehre vom Abendmahl eine Formel aufzufinden, worin die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle ausgeſprochen würde, zog Martyr, der dem ganzen Handel nicht traute, ein Papier hervor und las: „Ich antworte für mein Theil, der Leib Chriſti ſei wahrhaftig und weſentlich nirgends anderswo als im Himmel; ich leugne jedoch nicht, daß Chriſti wahrer Leib und ſein wahres Blut, welche zum Heil der Menſchen am Kreuze dahin gegeben worden, durch den Glauben geiſtig im heiligen Abendmahl von den Gläubigen genoſſen werden.' Den katholiſchen Collocutoren konnte es nicht entgehen, daß die Worte „ich für mein Theil" auf eine gewiſſe Diſſonanz im Bekenntniß der Evangeliſchen hinwieſen. Wenn ſchon daher die vier Collegen Martyrs ſich mit der Formel deſſelben einverſtanden erklärten, ſo war doch die ganze Kundgebung für die katholiſche Partei mißbehaglich, und zwar um ſo mehr, als dieſe ſich ſagen mußten, daß mit der proponirten Formel bei den Prälaten gar nichts auszurichten ſei. Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen fortgeſetzt, jedoch erfolglos, und erſt in der dritten Sitzung gelang es Beza, ſich mit den Gegnern über eine Formel zu vereinbaren. Dieſelbe lautete: „Wir bekennen, daß Jeſus Chriſtus in ſeinem heiligen Abendmahl wahrhaft anbiete, gebe und darreiche die Subſtanz ſeines Leibes und ſeines Blutes durch die Wirkung ſeines heiligen Geiſtes, und daß wir eben den Leib, der für uns geſtorben iſt, empfangen und ſacramentlich, geiſtlich und durch den Glauben genießen, damit wir Bein von ſeinem Bein und Fleiſch von ſeinem Fleiſche und ſomit lebendig gemacht werden und dadurch Alles empfangen, was zu unſerem Heile nöthig iſt. Und weil der auf das Wort Gottes geſtützte Glaube die verheißenen Dinge für uns gegenwärtig macht und wir durch dieſen Glauben wahrhaftig und in der That den wahren und natürlichen Leib, das wahre und natürliche Blut durch die Kraft des heiligen Geiſtes empfangen, ſo bekennen wir in dieſer Weiſe die Gegenwart des Leibes und Blutes unſeres Erlöſers in ſeinem heiligen Abendmahle."

Von der früheren Formel war alſo dieſe neue Declaration nicht weſentlich verſchieden; wie jene ſo ſprach auch dieſe nichts Anderes als die in der franzöſiſchen wie in der Genfer Kirche anerkannte Anſchauung Calvins aus. Aber eben darum war dieſelbe in den Augen Martyrs, wenn ſchon auch er dieſelbe approbirt hatte, bedenklich. „Meine Collegen," ſchrieb Martyr am 2. October an Bullinger, „ſcheinen mir etwas nachzugeben, doch beſtehn ſie

darauf, daß Brot und Wein nicht Chriſti Leib und Blut wären und daß das Empfangen der dadurch bezeichneten Dinge geiſtig und mit dem Glauben geſchehe. Den Ausdruck Subſtanz*) müſſen ſie gezwungener Weiſe gebrauchen, weil er ſich in ihrem Katechismus und in ihrem Bekenntniſſe (Art. XXXI.) befindet, das ſie vor meiner Ankunft dem Könige überreicht haben. Wir ſind jetzt in der Verhandlung begriffen, es hat aber noch nichts zum Entſchluß gebracht werden können. Ich erſcheine hart und zähe; ſo daß einige der Collocutoren ſagen, es liege nur an mir, daß man nicht recht übereinkomme. Auch iſt dies ohne Zweifel die Urſache, daß ich der Königin und dem Fürſten weniger angenehm bin, die ſo ſchnell als möglich und um jeglichen Preis eine Uebereinkunft zwiſchen uns bewerkſtelligt ſehen möchten. Denn je länger die Beilegung der Religionsſache hingeſchoben wird, um ſo zahlreichere und größere Aufſtände befürchten ſie."

Um ſo größer war dagegen der Jubel aller derer, welche von den dogmatiſchen Gegenſätzen, die hier in Betracht kamen, nur eine allgemeine Kunde hatten und den Frieden des Reiches für beſſer hielten als alle Vernunft. Dahin gehörte insbeſondere die Königin, welche Beza noch an demſelbigen Tage zu ſich beſchied, ihn Angeſichts des Biſchofs Montluc, der ihr die erſte Kunde gebracht hatte, und aller Anweſenden mit freudiger Umarmung empfing und Beza's wie Montlucs Hand erfaſſend die Worte ſprach: „Fahret ſo fort, liebe Herren, fahret ſo fort!" Aber Beza, der ebenſo das nur das eigne Intereſſe ſuchende Herz der Königin als die noch nicht beſeitigten Hinderniſſe einer wirklichen Ausſöhnung der Parteien kannte, antwortete mit Ernſt und Würde: „Zwei Dinge, gnädige Frau, liegen uns vor allem Andern am Herzen: die Wahrheit und der Friede des Reiches. Die Sache hat zwar einen erfreulichen Anfang gewonnen und iſt auf gutem Wege, aber ſie iſt bei Weitem noch nicht ausgemacht und noch lange nicht am Ziele."

Und ſchon am folgenden Tage zeigte es ſich, daß Beza recht hatte. Denn die Mehrzahl der Prälaten beurkundete eine ſo entſchiedene Abneigung gegen jede Art von Conciliation mit den Hugenotten, daß man es kaum wagte, die vereinbarte Formel denſelben zu proponiren. Mit Hohn und Spott und mit Vorwürfen aller Art wurden die katholiſchen Collocutoren, als ſie in die Verſammlung der Prälaten kamen, von dieſen empfangen. Allerdings erhoben einzelne Biſchöfe ihre Stimme zu Gunſten der vorgelegten Unionsformel, was aber nur zur Folge hatte, daß die Erörterung derſelben zu einer ſehr tumultuariſchen Scene in der Sitzung der Herren führte. Denn daß die Formel um jeden Preis verworfen werden müſſe, ſtand der Majorität der Prälaten feſt; um indeſſen der Königin gegenüber die Form und wenigſtens den Schein eines gewiſſenhaften Verfahrens zu wahren, wurde beſchloſſen, daß die Bi-

*) Il nous nourrit et vivifie de la substance de son corps et de son sang, heißt es daſelbſt.

ſchöfe von Lavaux, Liſieux und Chalons mit ſieben oder acht Doctoren der Sorbonne eine Prüfung der Formel vornehmen ſollten.

Welches Urtheil von denſelben zu erwarten ſei, war den Evangeliſchen nicht zweifelhaft. Daß dann aber ein Ende mit Schrecken folgen und vielleicht ſchon in den nächſten Wochen die Flammen der Scheiterhaufen und des Religionskriegs im ganzen Königreiche auflodern und allen Bekennern des Evangeliums eine neue Bluttaufe bereiten würden, war ihnen auch nicht zweifelhaft. Beza war daher voll bangen Erwartens der Dinge, die da kommen ſollten, als er an Calvin ſchrieb: „Wir harren nun darauf, was ſie unter ſich beſchließen werden, damit wir dann auch unſrerſeits einen Entſchluß faſſen. Fragſt du, was wir hoffen? Nichts Gutes von den Menſchen, aber alles Gute von Gott. Es gibt nichts Unbeſtändigeres als die Königin, und ich kann hier beinahe nichts Anderes vorausſehen als die Anarchie. Die Gegner bieten Alles auf, ſind unermüdlich thätig und unerſchrocken. Bei den Unſrigen iſt leider Nichts dergleichen. *Aber wenn es bis zum Aeußerſten gekommen, dann wird ſich unſer Gott in ſeiner ganzen Herrlichkeit offenbaren.* Wenn die ganze Handlung, wie ich vermuthe, nächſtens aufgelöſt wird, dann werde ich mich unverzüglich auf den Weg machen, und dir dann mündlich eine Menge Dinge mittheilen, welche ich dir weder ſchreiben kann noch will. Wo nicht, ſo werde ich unter dieſem Kreuze ausharren, ſo lange es dem Herrn gefällt.“

Das Urtheil der zur Prüfung der Unionsformel niedergeſetzten Commiſſion ließ nicht lange auf ſich warten. Am 6. October gab nämlich dieſelbe ihre Sentenz ab, welche lautete: Die ihr vorgelegte Declaration, die Lehre vom Abendmahl betreffend, ſei unvollſtändig, verfänglich und ketzeriſch, enthalte viele Irrthümer, und ſei überhaupt gegen die Inſtitution des heiligen Altarſacramentes. Drei Tage darauf erfolgte ſodann das Anathema der Prälatenverſammlung, dem ſich auch der Cardinal von Lothringen anſchloß, obgleich derſelbe früher in Beiſein der Königin die vereinbarte Lehrformel gebilligt hatte. Die Prälaten erklärten nämlich: Nachdem man die Greuel Beza's angehört, nachdem die Rede des Cardinals erfolglos geblieben ſei und die von der Königin angeordneten ſpäteren Verhandlungen mit den Ketzern nur die Unverbeſſerlichkeit derſelben an den Tag gebracht hätten, ſo ſtehe zu beſorgen, daß wenn man ihnen fernerhin Gehör ſchenke und ſie in dieſem Königreiche dulde, Elend und arge Uebelſtände daraus entſtehen möchten, wie man ſie denn ſchon auf allen Seiten hervorbrechen ſehe. Die Verſammlung habe daher beſchloſſen, daß wenn beſagter Beza und Genoſſen ihre Lehre vom heiligen Sakrament des Altares nicht annehmen und unterſchreiben wollten, welche der Einſetzung Chriſti und der Lehre ſeiner katholiſchen Kirche, von der und von deren Dienern obbeſagter Beza und jedermänniglich Geſetz und wahres Bekenntniß des Glaubens annehmen ſolle, gemäß ſei, — die beſagten Gegner auf keine Weiſe mehr zu hören wären oder ſonſt mit ihnen zu verhandeln ſei,

weil ſie in ihrem Irrthum verhärtet, in der Trennung von der Gemeinſchaft und im Ungehorſam gegen beſagte Kirche verharrten. Es ſolle ihnen daher unter Androhung der Strafe, welche Ihre Majeſtät für gut finden werde, zur Wohlfahrt und Beruhigung Ihrer Majeſtät gutgeſinnter und getreuer Unterthanen der Aufenthalt in einem allerchriſtlichſten Königreiche, wie dasjenige Ihrer Majeſtät iſt, verboten werden, als in welchem ſeit der erſten Anpflanzung des Glaubens es nur Einen Gott, Einen König, Einen Glauben und Ein Geſetz gebe*).

Kurz darauf wurden auch die Sitzungen der Prälatenverſammlung geſchloſſen. Die geiſtlichen Herren hatten ſich am Ende dazu verſtanden, innerhalb ſechs Jahren die Summe von ſechszehn Millionen mit den auflaufenden Zinſen zu zahlen, womit die Königin ihren Zweck erreicht hatte. Sofort aber (17. October) legten die Prälaten dem Hofe auch ihre Gegenforderung vor, in welcher ſie nichts Geringeres begehrten, als daß im ganzen Reiche die „Ketzer" gezwungen werden ſollten, alle Kirchen und ſonſtiges kirchliches Eigenthum, deſſen ſie ſich bemächtigt hätten, wieder herauszugeben. Der Reichsrath, welchen die Königin noch am Abend deſſelben Tages einberief, erſchrak über die gefährliche Anmuthung der Biſchöfe, und es ſchien anfangs, als werde dieſelbe von ihm zurückgewieſen werden. Bis tief in die Nacht hinein dauerten die Verhandlungen. Aber dennoch ging der Antrag endlich durch. Es wurde nämlich die Publication eines Ediktes decretirt, worin befohlen werden ſollte, daß innerhalb vier und zwanzig Stunden nach geſchehener Bekanntmachung die Anhänger der neuen Lehre alle von ihnen in Beſitz genommenen Kirchen herausgeben und Alles was entwendet, verdorben oder beſchädigt ſei, wieder herſtellen ſollten. Zur Motivirung ſollte bemerkt werden, daß dieſes Reſtitutionsedict darum habe erlaſſen werden müſſen, weil man ſich die Aneignung der Kirchen unterfangen habe, ohne die königliche Autoriſation abzuwarten. Dagegen ſollte den Neuerern zugeſagt werden, man werde dafür Sorge tragen, daß ſie frei zuſammenkommen könnten, und daß ihnen hierzu auch beſtimmte Orte gegeben würden.

§ 9.

Die Situation Beza's und des franzöſiſchen Proteſtantismus unmittelbar nach erfolgter Aufhebung des Religionsgeſpräches.

Eben damals war in der Bewegung des franzöſiſchen Proteſtantismus ein neuer, die freudigſte Siegeszuverſicht kundgebender Aufſchwung wahrnehm-

*) Die Worte

Un Dieu, un Roi,
une foi, une loi

waren damals zur ſtereotypen Parole der katholiſch Geſinnten geworden.

bar. Tauſende neuer Gemeinden entſtanden in allen Theilen des Reiches; an unzähligen Orten, wo ſich auch der (damals noch mit viel Selbſtändigkeit ausgeſtattete) Magiſtrat an die Reformation angeſchloſſen hatte, waren ohne Weiteres die Kirchen für den neuen Kultus eingerichtet oder es war ein Simultaneum angeordnet worden. Daß Kloſterleute vor zahlreicher Verſammlung ihre Ordenskleider von ſich warfen, und mit Begeiſterung das Evangelium von der Gerechtigkeit des Glaubens verkündigten, war etwas Gewöhnliches. Gegen die Bilder, welche man als „Götzen" erkannt hatte, zeigte ſich aller Orten eine mehr als leidenſchaftliche Erhebung, und es ſchien ſomit, als werde der Strom, der ſich über das Reich ergoſſen hatte und der in immer mächtiger werdenden Wogen alle Theile deſſelben überfluthete, bald auch die letzten Trümmer des alten Kirchenthums mit ſich fortreißen und für immer begraben.

In dieſe lebensfriſche, faſt ſtürmiſch ſich fortarbeitende Bewegung der Geiſter fiel urplötzlich das Reſtitutionsedict hinein.

Daß etwas der Art zu erwarten ſei, war den Evangeliſchen nicht verborgen geblieben. Hatten die Prediger derſelben doch ſchon am 16. October die Aufforderung erhalten, die Herberge des Cardinals von Chatillon zu räumen (infolge deſſen ſie ſogleich von der Herzogin von Ferrara in den von ihr bewohnten Schloßflügel aufgenommen wurden), und hatte doch die Königin erklärt, daß ſie fernerhin den Beſuch Beza's und der anderen Prediger nur dann wünſche, wenn ſie dieſelben werde rufen laſſen. Aber dennoch traf es Beza wie ein Blitz aus heiterer Höhe, als er hörte, daß das Edict im Reichsrath ausgearbeitet ſei und nun dem Parlament zur Genehmigung vorgelegt werden ſollte, und daß die hugenottiſchen hohen Herren ſchon längſt davon gewußt hatten, ohne ihm darüber Mittheilung zu machen. Mit Entrüſtung eilte daher Beza zu jenen Herren, hielt ihnen mit ſtrafenden Worten ihr heimliches Treiben vor, und erklärte, daß er unter ſolchen Umſtänden unmöglich länger bleiben könne. Aber dringend baten ihn dieſelben, ihnen ihr Verhalten, was mit der Noth der vorliegenden Verhältniſſe entſchuldigt werden mußte, nicht übel zu deuten, und ſie vor Allem in keinem Falle zu verlaſſen, da ſie gerade jetzt ſeiner Hülfe ganz beſonders benöthigt wären. Denn Alles lag jetzt daran, daß die evangeliſchen Gemeinden, welche durch die Publication des Reſtitutionsedictes leicht zu Gewaltthätigkeiten gereizt werden könnten, in den Schranken der Mäßigung gehalten und daß dadurch der Staatsregierung keine Veranlaſſung zur Verhinderung gottesdienſtlicher Verſammlungen der Gemeinden und zur Verfolgung der Evangeliſchen gegeben würde. Da gab es denn für Beza zu ſchreiben, zu ermahnen, zu bitten, zu warnen und zu tröſten; und vorzugsweiſe Seiner imponirenden Auctorität war es zuzuſchreiben, daß die Evangeliſchen ſelbſt an ſolchen Orten, an denen ſie die Mehrzahl bildeten, mit ruhiger Ergebung, aber im feſten Vertrauen auf Den, der ihnen helfen würde, ſich in das Edict fügten. Dabei ſtand Beza jetzt ganz

allein da. Nur des Mallars war bei ihm geblieben, während die anderen Prediger in die Heimath gezogen waren. Auch Martyr war, von der Königin und von den Großen des Hofes ehrenvoll entlaſſen*), nach Zürich zurückgekehrt. Wie gern hätte ihn Beza begleitet! Aber er mußte Martyrn zum letzten Lebewohl die Hand drücken. Beza hat ihn nie wieder geſehen. Denn ſchon in Jahresfriſt — wo Beza nicht mehr das zwar unruhige aber doch unblutige Treiben zu St. Germain, ſondern das Getümmel der Schlacht und die Schrecken des Kampfes um ſich ſah — ward Martyr in die ewige Ruhe abgerufen.

§ 10.

Verſpätetes Eintreffen der deutſchen Theologen in St. Germain.

Statt der abgezogenen trauten Freunde ſah Beza plötzlich in St. Germain andere Leute, die ihm wohl auch als ſeine Glaubensgenoſſen bezeichnet und die hier und da am Hofe mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit aufgenommen wurden; aber er hatte nichts von ihnen.

Die Veranlaſſung ihres Erſcheinens war folgende: Der glaubenseifrige Herzog Chriſtoph von Würtemberg hatte ſchon im Juni 1561 den Plan einer evangeliſchen Generalverſammlung entworfen, an welcher ebenſowohl Angehörige des Calviniſchen Bekenntniſſes als der Augsburgiſchen Confeſſion Antheil nehmen ſollten**). Der Gedanke des Herzogs fand in Frankreich Anklang und die Königin-Mutter richtete daher mit Anton an den Herzog von Würtemberg und die anderen proteſtantiſchen Reichsfürſten das Erſuchen, etliche gottesfürchtige, gelehrte und friedfertige Theologen zur Ausgleichung der vorhandnen dogmatiſchen Differenzen oder Mißverſtändniſſe und zur Berathung gemeinſamer kirchlicher Intereſſen nach Poiſſy zu ſenden, wo man ein Colloquium veranſtalten werde, welches die Bedeutung eines franzöſiſchen Nationalconcils haben ſollte.

In Deutſchland war man nicht abgeneigt, auf dieſe Propoſition einzugehen; allein die Evangeliſchen waren nicht im Stande, ſich über eine gemeinſame Inſtruction der abzuordnenden Theologen zu vereinigen. Herzog Chriſtoph beſtand darauf, daß die Anerkennung der Augsburgiſchen Confeſſion als Vorausſetzung aller kirchlichen Verhandlungen gelten müſſe, der Kurfürſt von Sachſen hatte für das hier in Betracht kommende kirchliche Intereſſe von vornherein kein Herz und kein Verſtändniß und andre Fürſten hatten andere hinderliche Bedenken. Daher kam es, daß die Zeit mit nutzloſen Verhandlungen vergeudet ward, und daß ſich ſchließlich nur der Herzog von Würtemberg und der reformirt geſinnte Kurfürſt Friedrich von der Pfalz entſchloſſen,

*) Ueber Martyrs Entlaſſung vergl Schmidt, S. 271 ff.
**) Soldan, I, S. 446 ff.

und zwar jeder von Beiden auf eigne Hand, Abgeordnete nach Poiſſy zu ſenden*).

Infolge deſſen kamen der (nachher zu trauriger Berühmtheit gelangte) Dr. Jacob Andreä, damals Superintendent zu Göppingen, und der Kanzler der Univerſität zu Tübingen, Dr. Jacob Beuerlin am 19. October zu Paris an, wo ſie in der damals vielbeſuchten Herberge der Deutſchen „zum eiſernen Kreuz" abſtiegen. Als Abgeordnete des Kurfürſten von der Pfalz trafen um dieſelbe Zeit Peter Boquin und Michael Dilher in Paris und St. Germain ein. Aber das Colloquium war längſt verſtummt, als ſie in Paris anlangten, und Beza bekam die Deutſchen, insbeſondere Andreä (denn Beuerlin ſtarb in Paris an der Peſt) kaum zu ſehen.

Die Anweſenheit der deutſchen proteſtantiſchen Theologen in Paris mußte

*) Es iſt Soldans Verdienſt, in dieſe Sache zuerſt Licht und Klarheit gebracht zu haben. Bisher ward nämlich dieſelbe nach dem Vorgange der Histoire eccles. von allen Geſchichtsſchreibern, neuerdings auch von Baum in folgender Weiſe dargeſtellt: Eine nichtswürdige Intrigue des Cardinals von Lothringen und der Genoſſen deſſelben habe die deutſchen Theologen nach Frankreich geführt. Denn nachdem Beza ſeinen erſten Vortrag gehalten, ſei der Cardinal auf den Gedanken gekommen, deutſche Theologen, welche als entſchiedene Gegner des Calviniſchen Bekenntniſſes galten, zu dem in Poiſſy veranſtalteten Colloquium kommen, und in dem vorausſichtlichen Hader derſelben mit den Hugenotten das ganze Geſpräch zum Jubel der katholiſchen Partei zu Grunde gehen zu laſſen. Der Cardinal habe daher durch ſeinen Agenten Rascalon an Vieilleville, den Commandanten von Metz geſchrieben, daß er ihm ſofort und ganz geheim drei oder vier der Augsburgiſchen Confeſſion mit Entſchiedenheit zugethane, gelehrte Theologen zuſenden möchte. Infolge deſſen wären vier Deutſche und ein in Deutſchland lebender franzöſiſcher Theolog (Boquin) nach St. Germain gekommen. Allein der Tod eines der Würtemberger, welcher die Anderen längere Zeit in Paris zurückhielt, und die Entdeckung, daß die Pfälzer Calviniſten wären, hätte die Prälaten zu Poiſſy davon abgehalten, den urſprünglichen Plan zur Ausführung zu bringen.

Hiergegen bemerkt jedoch Soldan (I, S. 533) treffend: „Wenn der Cardinal wirklich ſolche Theologen aus Deutſchland hätte haben wollen, warum beſtellte er ſie ſo ſpät, als der Kampfplatz bereits betreten war? Und wenn er ſie, wie der obige Bericht angiebt, erſt nach der Sitzung vom 9. September verſchrieb, warum brachte er, ohne ihre Ankunft abzuwarten, grade denjenigen Punkt, wo ihre Dienſte am wichtigſten geweſen wären, ſchon am 16. und 24. zur Sprache [illegible]zog mit ungeduldiger Haſt die Abendmahlsfrage und die Augsburger und Würtemberger Confeſſion in den Vordergrund der Verhandlungen, während die Prediger dieſe Frage gern [illegible] ans Ende verſchoben hätten? — Mag es indeſſen mit dem angeblichen Befehle an Vieilleville ſich verhalten, wie es immer wolle: Diejenigen Theologen, um welche es ſich hier handelt, waren in keinem Falle von Vieilleville beſtellt. Wie wäre dieſer dazu gekommen, Calviniſten zu ſchicken, wo der Cardinal Lutheraner begehrte? Der Calvinismus der Heidelberger brauchte ohne Zweifel nicht erſt zu Poiſſy entdeckt zu werden."

alſo für Beza ganz gleichgültig ſein. Hocherfreut war dagegen derſelbe, als er wahrnahm, daß gerade damals der Einfluß der Guiſen und des ſpaniſchen Geſandten am Hofe durch Entdeckung eines gegen den zehnjährigen Herzog von Orleans gerichteten Complots*) die empfindlichſte Beeinträchtigung erlitt. Leider war jedoch der König von Navarra von dem römiſchen und dem ſpaniſchen Geſandten umgarnt, in die ihm geſtellte Falle gegangen, ſo daß nun auch die letzte Hoffnung, ihn für das proteſtantiſche Intereſſe gewinnen zu können, allmählich verloren ging.

§ 11.

Die Parlamentsverſammlung zu St. Germain. — Beza bleibt noch immer der Anwalt des Proteſtantismus in Frankreich.

Indeſſen hatte doch immerhin das Geſpräch zu Poiſſy den Evangeliſchen einige Früchte getragen. Denn ſchon die einfache Thatſache, daß man ſie zu Verhandlungen mit den Biſchöfen eingeladen, daß man ihnen Angeſichts des Königs und aller Großen der Krone das Wort gegönnt, und daß man den Prälaten zugemuthet hatte, eine Verſtändigung mit ihnen anzuſtreben, war eine Art von öffentlicher Anerkennung des evangeliſchen Bekenntniſſes und der Gleichberechtigung deſſelben mit der bisherigen Reichsreligion. Gleich als wäre daher ein Mairegen auf das dürſtende Land herniedergekommen, ſo wuchs urplötzlich und über Nacht aller Orten in üppiger, kräftiger Fülle die Saat auf, welche das Evangelium und der Geiſt Gottes in den letzten Jahrzehnten geſäet hatte, und der Proteſtantismus ſtand da als eine Macht, die reſpectirt werden mußte.

---

*) Der Prinz Condé theilte in einem nach Zürich geſandten, eigenhändigen Schreiben den Sachverhalt mit: „Die Herren von Guiſe und Nemours, als erklärte Feinde der wahren Religion, ſahen, daß unter der Regierung des (jetzigen) Königs von Frankreich das Reich Chriſti ſo ſehr an Umfang gewonnen habe, daß man leicht erachten könnte, die Tyrannei des römiſchen Antichriſts würde in nicht gar langer Zeit aus dieſem Lande gänzlich vertrieben werden. Nachdem ſie nun mit dem Könige von Spanien Partei gemacht, um beſagte päpſtliche Tyrannei zu erhalten, machten ſie ſich daran, den Herzog von Orleans aufzuheben, ihn nach Spanien zu König Philipp, oder nach Lothringen in Verwahrung zu bringen, und unter dem Namen dieſes jungen Prinzen, des Bruders des Königs, als unter einem guten Deckmantel, den Krieg gegen die Evangeliſchen in Frankreich zu beginnen. Denn ſie hofften, daß der Papſt alsbald nach ſeiner gewohnten Tyrannei das Königreich dem ſchenken würde, der ſich deſſelben bemächtigte. König Philipp würde als Vormund des jungen Herzogs von Orleans auftreten und ſo mit Hülfe der Gascogner und anderer Papiſten ohne Umſtände über Frankreich herfallen. Dieſe ganze Geſchichte iſt aber dergeſtalt an den Tag gekommen, daß der Herzog von Guiſe zuerſt dem von Nemours geholfen, in aller Eile ſich davon zu machen, und dann ſelbſt aus dem Lande geflohen iſt.“

Um der öffentlichen Ruhe willen mußten alſo Conceſſionen gemacht werden, und man beſchloß daher, auf den 20. Dec. 1561 aus jedem Parlament des Reiches je zwei angeſehene Mitglieder, einen der Präſidenten und einen der Aſſeſſoren nach St. Germain einzuberufen, wo ſie mit den Prinzen des königlichen Hauſes, mit den Kronräthen und Requetenmeiſtern ein Friedensinſtrument berathen und feſtſtellen ſollten. — Kam der Plan, ſo wie er vorgelegt wurde, zur Ausführung, ſo war jedenfalls für die Zukunft des Proteſtantismus in Frankreich viel gewonnen; denn da das Parlament zu Paris mit unbeugſamem Starrſinn fortwährend auf gänzliche Ausrottung der Ketzerei beſtand, ſo kam die Einberufung des projectirten Congreſſes einem Bruche mit dem ganzen bisherigen Regierungsſyſtem gleich.

Indeſſen drängte die Macht der Umſtände ſo gewaltig, daß der bisherige Zuſtand der Dinge ſelbſt bis zum Zuſammentritt des Congreſſes nicht mehr gehalten werden konnte, zumal da es mit Sicherheit vorauszuſehen war, daß eine Einigung der einberufenen Verſammlung zu einem gemeinſchaftlichen Entſchluſſe nicht ſo raſch zu erwarten ſei. Mit beredten Worten ſtellte daher Beza der Königin den Ernſt und die Gefahr der Situation vor und bewirkte es, daß beſchloſſen wurde, allen Evangeliſchen im Reiche das Recht freier Zuſammenkünfte zu ertheilen. Demgemäß wurden an alle Provinzialbehörden verſiegelte königliche Briefe erlaſſen, worin man denſelben eröffnete: Um Uebelſtänden vorzubeugen, welche durch geheime Zuſammenkünfte leicht herbeigeführt würden, insbeſondre auch um die Verbreitung ſchädlicher und ärgerlicher Lehren, welche im Geheimen ſchleichen und verdammliche Secten erzeugen könnten, zu hindern, ſollte jedermann, weß Standes er auch ſei, bei Rebellionsſtrafe verboten ſein, die öffentlichen Verſammlungen der Hugenotten zu beſchimpfen oder Denjenigen Gewalt anzuthun, die ſich in ſolchen öffentlichen Verſammlungen befänden, um das Wort Gottes zu hören, zu beten oder ſonſt gottesdienſtliche Handlungen zu verrichten, wenn nur die ſo Verſammelten nicht in Waffen erſchienen, und die Verſammlungsorte den königlichen Behörden geöffnet und von dieſen beſichtigt würden, damit hier nichts Ungehöriges gethan oder geſagt werde.

Die Art der Publication dieſes Beſchluſſes bewies allerdings, daß man noch immerhin Urſache genug zu haben glaubte, den Grimm der katholiſchen Partei, insbeſondere des fanatiſirten Pöbels von Paris und anderer größerer Städte nicht zu reizen; denn der vorerwähnte Beſchluß war den Behörden ganz im Geheimen ertheilt, und in Paris wagte man nur Zuſammenkünfte von je zweihundert Perſonen in Privathäuſern zu geſtatten, weshalb Beza im Auftrag der Königin das an den Statthalter zu Paris, Karl von Bourbon (gewöhnlich Fürſt la Roche-ſur-Yon genannt) gerichtete Schreiben ſelbſt überbrachte, um namentlich auch die Prediger und Aelteſten der daſigen Gemeinde zur größten Mäßigung zu ermahnen. Aber dem Proteſtantismus war doch jetzt eine Freiheit und Sicherheit zugeſprochen, deren ſich derſelbe bis dahin noch nie

zu erfreuen gehabt hatte, zumal da in der Vollziehung des geheimen Toleranzedictes ſogar die Ueberſchreitung der in demſelben vorgezeichneten Schranken nachgeſehen ward. In Paris verſammelten ſich die Evangeliſchen zu vielen Tauſenden, und die Klagen des Parlaments und des Pöbels, daß die Ketzer ſchmählich begünſtigt und die Krone Ludwigs des Heiligen geſchändet werde, waren erfolglos, denn der Statthalter erklärte, er habe wohl Befehl, Unruhen und Aufruhr, nicht aber gottesdienſtliche Verſammlungen zu verhindern. Auch war es ein Gewinn für die Sache der Reformation, daß es Beza gelang, die Säulen derſelben am Hofe, die Königin von Navarra mit ihrem Hofſtaat, den Prinzen Condé, den Admiral, den Grafen von Cruſſol, hernach auch den Herzog von Uſèz und deren Familien zu einer genau nach dem Genfer Muſter und an der Genfer Kirchenzucht feſthaltenden Gemeinde unter einem eignen Prediger und Conſiſtorium zu organiſiren.

Alles das war das Werk Beza's, der längſt im ganzen Reiche als das Haupt der reformirten Gemeinden, als ihr Patriarch und Anwalt angeſehen, verehrt und gehaßt wurde. Aber gerade dadurch, das ſah er ſelbſt ein, wurde er für das evangeliſche Frankreich an jedem Tage unentbehrlicher; und doch trieb es ihn an jedem Tage mehr, in die Heimath zurückzukehren und dort ſeines Berufes zu warten. Denn Calvin war krank und bedurfte ſeiner; die Zahl der Lehrer zu Genf hatte ſich durch das Wüthen der Peſt daſelbſt während ſeiner Abweſenheit vermindert, ſo daß die Academie unter dem Mangel an Lehrern leiden mußte, und außerdem war ſeine liebe Hausfrau wie er ſelbſt in nicht geringer Geldverlegenheit, da er von der Königin oder von andern Großen in St. Germain durchaus keine Unterſtützung annehmen wollte. „Du weißt ſelbſt," ſo ſchrieb er damals an Calvin, „was ich für meine Perſon hinſichtlich meiner Rückkehr wünſche. Wenn ich aber bedenke, was eigentlich Noth thut, ſo werde ich wieder ungewiß über dasjenige, was ich etwa beſchließen könnte oder ſollte. Was der Herr mir in dieſer Rathloſigkeit eingeben wird, dem werde ich folgen: und ich bitte daher dich und alle anderen Brüder, daß ihr mich gerade jetzt in dieſer argen Zeit mit eueren Gebeten auf's Beſte vertretet. Ich ſchäme mich wahrlich, meinen Gehalt ſo lange von unſern gnädigen Herren fortzubeziehen, ohne ihnen auch nur das Geringſte dafür zu leiſten, und wollte von Herzen gern meiner Frau ſelber von hier Etwas zukommen laſſen, wenn es mein Beutel erlaubte. Denn ich habe, Gott Lob, bis jetzt ſo gelebt, daß ich von Niemandem Geld weder empfangen noch begehrt hätte. Aber es bleibt mir auch nichts zu ſchicken übrig, da ich beinahe Alles, was ich hierher mitgebracht hatte, in anderweitigen Ausgaben, beſonders aber zur Anſchaffung des nöthigen Anzuges beinah aufgezehrt habe." Indeſſen hatten die Genfer Herren kaum von der Bedrängniß Beza's gehört, als ſie ſofort (11. November) beſchloſſen, für die Dauer ſeiner Abweſenheit der Gattin desſelben ſeinen vollen Gehalt zu überlaſſen und außerdem auch Beza ſelbſt mit den Geldmitteln, die ſein Aufenthalt in St. Germain erfordere, zu verſehen.

Beza blieb alſo in St. Germain, wo er der Königin mit jedem Tage unentbehrlicher wurde. Aber das Uebermaß von Arbeit und Sorge, welche er Tag für Tag tragen mußte, hatte ſeine Kräfte erſchöpft. Ein katarrhaliſches Leiden, welches ihn befallen, ſchien der Vorbote einer ſchlimmeren Krankheit zu ſein. Beza bedurfte der Ruhe und begab ſich daher im Anfang des November nach Paris, wo er einige Tage in ſtiller Zurückgezogenheit und Ruhe zu leben gedachte.

Hier aber fand Beza Alles in Gährung und Bewegung. Die vorher als winziges Häuflein betrachtete Schaar der Gläubigen in dieſer Stadt war raſch zu einer zahlreichen Gemeinde herangewachſen, welche täglich in den Vorſtädten ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen hielt, in denen ſie jedoch durch ſtarke Wachen, welche der Statthalter ſchickte, gegen die Wuth des fanatiſirten Pöbels von Paris geſchützt werden mußte. Ein Augenzeuge (Languet) berichtet über dieſe Verſammlungen: „Sie ſind in den Vorſtädten, und zwar an den Werktagen, denn wenn ſie an den Sonntagen ſtattfänden, würde eine unzählige Menge von Arbeitern und anderem Pöbel dabei zuſammenlaufen. Wenn wir zuſammenkommen, ſo nehmen wir die Frauen in die Mitte; alle Männer, die zu Fuß gehen, umgeben dann dieſe, und jene wiederum werden von denjenigen umgeben, die zu Pferde kommen. Während der Predigt ſtellt der Statthalter La Roche-ſur-Yon ſeine Leute zu Fuß und zu Pferde um den Ort herum auf, und wenn ſie einen gewahr werden, der Schimpfworte ausſtößt, oder ſonſt Muthwillen treibt, ſo nehmen ſie ihn entweder feſt, oder prügeln ihn ab oder weiſen ihn, je nachdem die Umſtände ſind, ſonſtwie zurecht, und ſuchen ſo thunlichſt jeder Unruhe vorzubeugen. Gegen das Ende der Predigt werden Almoſen eingeſammelt, die ſogleich an die zahlreich herbeiſtrömenden Armen ausgetheilt werden. Dieſe Verſammlungen finden meiſtens unter freiem Himmel ſtatt. Denn da wir keine Kirchen haben, ſo iſt es beinahe unmöglich, ein anderes Privatgebäude zu finden, das eine ſolche Menge faſſen könnte. Es werden aber außerdem in verſchiedenen Theilen der Stadt auch noch andere geheime Verſammlungen in den Häuſern gehalten, bei welchen ſich diejenigen einfinden, die noch nicht öffentlich zu erſcheinen wagen. Aus dieſem Allen erhellt, bis zu welchem Grade wir in dieſer Religionsveränderung vorangeſchritten ſind. Die Papiſten knirſchen vor Wuth, aber ich glaube, daß ſie bereits die Hoffnung aufgegeben haben, die Umgeſtaltung der Dinge hindern zu können."

Zu den vielfachen Sorgen und Mühen, welche für Beza aus dieſer Sturm- und Drangperiode der Gemeinde zu Paris während ſeines Aufenthaltes daſelbſt erwachſen mußten, kamen aber noch die verſchiedenartigſten andern Geſchäfte, welche ihn in Paris ſowenig als in St. Germain zu Ruhe kommen ließen. Insbeſondere beſchäftigte ihn damals die ernſte Frage, welche Forderungen an diejenigen Biſchöfe zu ſtellen wären, die ſich zum Proteſtantismus bekennen wollten. Die Frage war zunächſt durch den Biſchof

Caraccioli zu Troyes angeregt, welcher den Vorſtehern der daſigen Gemeinde ſeinen Entſchluß, evangeliſch werden zu wollen, bereits angezeigt hatte. Auch andere Biſchöfe hatten ſich bereits in demſelben Sinne erklärt; nur verlangten dieſelben, daß ſie im Beſitze ihrer Pfründen und Ehren gelaſſen würden. Allerdings gab es in der reformirten Kirche Viele — insbeſondere diejenigen, welche um des Evangeliums willen ſelbſt Alles zum Opfer gebracht oder Kreuz und Schmach erlitten hatten —, welche dieſes forderten, und dem Geiſte der reformirten Kirche und Kirchenverfaſſung entſprach es wenigſtens nicht, wenn einzelne Glieder derſelben durch römiſch-kirchliche Titel und Würden vor den andern Dienern der Kirche hervorragen wollten. Aber es iſt nicht wahr (was vielfach erzählt worden iſt), daß Beza damals mit ſtarrem Rigorismus erklärt haben ſoll, die Biſchöfe müßten unbedingt ihre Prälaturen und Pfründen am Fuße des Kreuzes Chriſti niederlegen. Vielmehr erkannte derſelbe recht wohl, welchen großen Vorſchub die Biſchöfe durch öffentlichen Uebertritt zu den Evangeliſchen der Reformation gewähren konnten.

War es doch nicht undenkbar, daß am Ende wohl gar, wenn die beginnende evangeliſche Strömung in der hohen Geiſtlichkeit mächtiger werden ſollte, auch der Hof unwillkürlich in dieſelbe mit hineingezogen würde! Beza ſah daher ein, daß die Kirche hier den Biſchöfen gegenüber vor Allem die Pflicht weiſer Mäßigung und Schonung zu erfüllen habe. Andrerſeits aber leuchteten ihm aber auch die Gefahren ein, welche man hierdurch für den ganzen Bau der Kirche nahe lege. Indem daher Beza in dieſer ſo hochwichtigen Frage das entſcheidende Urtheil allein zu fällen kaum wagen konnte, ſchrieb derſelbe (9. Novbr. 1561) von Paris aus an Calvin nach Genf, legte demſelben die einzelnen Fragen, um deren Feſtſtellung es ſich handelte, vor und bat um Mittheilung ſeiner Anſicht. Der Brief Beza's, welcher über den ganzen damaligen Stand dieſer Frage Auskunft giebt, lautet: „Eine ganz neue Streitfrage von höchſter Bedeutung wurde mir während meines hieſigen Aufenthaltes vorgelegt. — Was für ein Menſch der Biſchof Caraccioli früher war, iſt dir zur Genüge bekannt. Auf dem Convent zu Poiſſy hat ſich Niemand ſo tapfer und freimüthig benommen als er. Inzwiſchen ſind gewichtige Urſachen vorhanden, die wegen des Leichtſinnes, der dem Manne einwohnt, allerlei Bedenklichkeiten veranlaſſen. — Von welcher Tragweite dasjenige ſei, was hinſichtlich der vorliegenden Frage als Regel aufgeſtellt wird, ſiehſt du ſelbſt, und ich kann dich verſichern, daß noch einige andere Biſchöfe da ſind, die bereit wären, dem Beiſpiele zu folgen, wenn man hierin mit Mäßigung verführe und nur das Thunliche begehrte. Ich bitte dich daher, du wolleſt dieſe Sache nicht ſowohl hypothetiſch als vielmehr thetiſch behandeln, und zwar ſo, daß du der Unerfahrenheit Derjenigen Etwas zu Gute halten mögeſt, die deine abgemeſſene Kürze und Gedrängtheit nicht gehörig faſſen könnten. Dieſe deine Arbeit, glaube mir, wird, zumal in dieſer Zeit, Vielen von großem Nutzen ſein. Man wünſcht hier hauptſächlich über

dreierlei Auskunft. 1) nach welcher Art von Prüfung dieſe Leute in die Gemeinde aufzunehmen ſind? 2) welcherlei Rückſicht man auf ihre biſchöfliche und ſonſtige Würde nehmen ſoll? 3) welchen Rath man ihnen hinſichtlich der Beibehaltung oder des Aufgebens ihrer Pfründen und Einkünfte geben ſoll? So bitte ich dich nun, du wolleſt dich die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſobald es möglich iſt und es deine Geſundheit erlaubt, mir deine Meinung mitzutheilen. Deine Antwort erwartend ſind wir inzwiſchen darin übereingekommen, den Biſchof von Troyes in die Kirche aufzunehmen unter der Bedingung, daß er die Confeſſion und Kirchenzucht unterſchreibe. Er hat ſich auch dazu verſtanden vor verſammelter Gemeinde wegen ſeines früheren Lebens Abbitte zu thun; aber ich weiß nicht, ob es gut und überhaupt gerathen iſt, auf dieſen Punkt zu dringen. — Salignac, der gelehrteſte und redlichſte von allen den hohen Herren, ſchwankt, und ich wünſchte, du möchteſt ihn durch eine Zuſchrift antreiben, daß er endlich einmal in ſeinem offenen Bekenntniß Chriſti dahin komme, die herrſchenden Irrthümer und Irrlehren ſammt aller Gottloſigkeit anzugreifen und ſich mit der Kirche zu vereinigen."

Calvin antwortete: „Der Biſchof oder Prieſter, welcher übertreten will, aber zum Lehramt untüchtig befunden wird, ſoll ſich beſcheiden, ein Schaf der Weide eines Tüchtigern zu ſein. Iſt einer lehrhaftig, ſo unterſchreibe er die Confeſſion, erkläre ſeine frühere Vocation für Mißbrauch, ſuche die neue Berufung der Geiſtlichen und der Gemeinde nach und entſage Allem und Jeglichem, was mit der von Chriſto in ſeiner Kirche eingeſetzten Ordnung ſtreitet. Gelobt er dieß, ſo kann er als Seelenhirt aufgenommen werden, aber nicht anders, als indem er ſich der Verſammlung der Prediger, die das Wort rein lehren, anſchließt und ſich der Disciplin und Polizei unterwirft, die unter ihnen eingeführt iſt. Das frühere Leben betreffend, ſo mag man es ruhen und begraben ſein laſſen; nur ſoll ihm vorgehalten werden, daß er in Zukunft ſeiner Pflicht und ſeinem Amte getreulich nachzukommen habe. — Denn wenn ſie ſich nicht anheiſchig machen, Alles was ihres Amtes in der Kirche iſt, ſelbſt zu thun, ſo können ſie von ihr nicht als Vorſteher derſelben angeſehen werden. Daß die übergetretenen Biſchöfe die Reformation in allen ihren ehemaligen Gemeinden einführen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Einkünfte und Pfründen be[illegible], — ſo kann man ihnen, ſo lange die Lage der Dinge in ſolcher Unruhe und Verwirrung iſt, die Sache überſehen und ihnen den Fortbeſitz nachlaſſen, jedoch mit der ernſten Weiſung, ſie möchten wohl zuſehen, wie ſie Dasjenige gebrauchten, von dem ſie wüßten, daß es Gott gehöre. Beſſer wäre es, daß Diejenigen, welche ſo an ihrem Hab' und Gut hingen, ſich mit einem gewiſſen Protectorate der Kirche begnügten, Prediger des reinen Wortes anſtellten, ſich ſelbſt der Ausübung des Amtes enthielten, (den Verſammlungen) blos beiwohnten und eine gewiſſe Inſpection im Namen und Auftrag des Königs ausübten."

Calvins Gutachten war hiernach ſo geſtellt, daß daſſelbe ebenſo ſehr dem Geiſte der reformirten Kirche und Kirchenzucht entſprach, als es den vorliegenden Verhältniſſen billig Rechnung trug. Daher war die Frage nun entſchieden: die Biſchöfe ſollten, wenn ſie evangeliſch werden wollten, ihr unevangeliſches Bisthum, welches ſie ohne rechte Vocation erlangt hatten, einfach niederlegen und rechte evangeliſche Biſchöfe, d. h. Prediger des Wortes werden, und ſich in die apoſtoliſche Verfaſſung der Gemeinden ſchicken. Die Frage wegen der Bisthumspfründen erhielt bald nachher auf anderem Wege ihre Erledigung, indem Caraccioli auf Betreiben der Biſchöfe gezwungen wurde, auf ſeine Revenüen zu verzichten und ſich mit einer Jahrespenſion von zweitauſend Franken, welche ihm die Königin verwilligte, genügen zu laſſen.

§. 12.

Beza's Einwirkung auf die Gemeinden der Hugenotten. — Sein letzter Verkehr mit dem Vater.

Bis dahin hatte ſich ſomit die Situation der Evangeliſchen in Frankreich in der erwünſchteſten Weiſe geſtaltet, und die Gemeinden derſelben hätten mit Sicherheit den vollſtändigſten Sieg des Evangeliums über das Papſtthum ſchon für die nächſte Zeit erwarten dürfen, wenn nicht urplötzlich die Anzeichen eines Wetters ſichtbar geworden wären, welches Verderben drohend, düſter und immer düſtrer über ihren Häuptern heraufzog.

Als Beza von Paris nach St. Germain zurückkehrte, ſah ſich derſelbe allerdings überall mit gewohnter Zuvorkommenheit begrüßt; auch eine neue Urlaubsverwilligung der Herren zu Genf traf für ihn ein. Aber zähneknirſchend hatte ſich inzwiſchen die katholiſche Partei aller Orten aufgerafft, um den für ſie empörenden Vergünſtigungen, welche den Ketzern zu Theil geworden waren, ein Ende zu machen. Die Herren vom Adel rüſteten ſich zu einer gewalſamen Niederwerfung des ganzen Hugenottenthums; die Sorbonne kündigte eine Disputation an, in welcher bewieſen werden ſollte, daß der Papſt das ihm von Gott verliehene Recht habe, einen ſchismatiſchen Kaiſer oder König abzuſetzen (was ihr freilich auf Betreiben des Kanzlers von dem Parlament bei Verluſt aller Privilegien unterſagt wurde); der Pöbel der größeren Städte harrte nur des günſtigen Augenblickes, um über diejenigen, welche mit den Bildern ſeiner Meinung nach die Religion abgeſchafft hatten, herzufallen, und die Prieſter ſchickten ſich an, in den nahe bevorſtehenden Adventspredigten die Erbitterung der rohen Maſſen zu einer nicht mehr zurückzuhaltenden Wuth aufzureizen. Daß ſich aber die Reichsregierung den Beſtrebungen der katholiſchen Partei nur allzu leicht dienſtbar machen ließ, hatte ſich leider gezeigt, als Beza noch in Paris war. Denn es war ein Befehl publizirt worden, welcher in allen größeren Städten die Verſammlungen den Evangeliſchen in die Vorſtädte verwies und dieſelben für die Feſttage gradezu verbot. Daß

dieſe Maßregel wenig geeignet war, den Lauf des Evangeliums zu fördern, lag auf der Hand; aber noch ſchlimmer war es, daß die Empfindung des Schimpfes, der in derſelben lag, die aus dem Kern der Bürgerſchaft beſtehenden, numeriſch ſtarken Gemeinden leicht zu Akten der Selbſthülfe verleiten konnte, welche den Führern der katholiſchen Partei den willkommenſten Anlaß zu einem gewaltſamen Einſchreiben gegen die Gemeinden geben mußten. Wiederum ſandte daher Beza ſeine mahnenden Worte nach allen Seiten hin, um zu beſänftigen, zu ermuthigen, zu tröſten und um vor Allem Ausſchreitungen zu verhüten. Ein uns noch erhaltener Brief Beza's an die Gemeinde zu Lyon läßt uns in den innigen Verkehr hineinblicken, den Beza damals mit einer Menge von Gemeinden in Frankreich unterhielt. Beza ſchreibt nämlich den Evangeliſchen zu Lyon:

„Vielgeliebte Brüder! Ich bitte euch zu glauben, daß die Kunde von euerer Verweiſung in die Vorſtädte, uns nicht weniger unangenehm berührt als euch ſelbſt, und daß wir allen Fleiß angewandt in jeglicher, nur immer möglichen Weiſe derſelben entgegenzuarbeiten. Aber es hat unſerem Gott nicht gefallen, uns für jetzt zu gewähren, was wir von den Menſchen begehrt haben und was mehr als natürlich war. Aber, ich beſchwöre euch bei dem lebendigen Gott, ſehet ja zu, daß ihr um ſo geringer Urſache willen in euerem Eifer nicht erkaltet oder gar den Muth ſinken laſſet. Ich ſage: um ſo geringer Urſache willen, da ja doch die Hauptfreiheit unangetaſtet bleibt; und wie viele Gelegenheit es auch unſern Gegnern darbieten wird, übermüthiger zu werden als bisher, ſo wollet doch mit Ernſt beherzigen, daß unſer Sieg durch Geduld geht, und daß der Gottloſe, je mehr er frohlockt, ſeinem Falle deſto näher iſt. Und ob es gleich den Anſchein hätte, als ginge es rückwärts mit uns ſtatt vorwärts, ſo ſollen wir dennoch nicht den Rücken kehren, ſondern uns bereit halten, einen um ſo mächtigeren Vorſprung zu gewinnen, wenn Gott uns nach ſeinem Fürguthalten Zeit und Gelegenheit dazu geben wird. Unſeren Brüdern in Paris iſt daſſelbe widerfahren; aber Gott hat ihre Geduld über alle Maßen geſegnet, ſo daß man erkennen muß, daß Gott ſich dieſes Mittels bediente, um ein viel größeres Uebel zu verhüten, welches unvermeidlich geweſen wäre, wenn ſo ungeheure Verſammlungen von fünfzehn bis zwanzigtauſend Perſonen im Innern der Stadt ſich ferner verſammeln ſollten. Wie dem aber auch ſei, laſſen wir uns von Gott führen, wohin es ihm gefallen wird, wenn Er nur bei uns iſt. Hiermit will ich weder den Fehler an ſich noch die ihn begangen haben, entſchuldigen, ſondern euch nur ermahnen, euch Alles zum Beſten dienen zu laſſen, ſtatt aufzubrauſen und irgend einen Entſchluß zu faſſen, der euch neues Ungemach bringe oder unſern Feinden das Maul aufreiße. Denn wenn ſie ſchon jetzt ſo frech und ſchamlos ſind, wo man ihnen doch gar keine Urſache gegeben hat ſich zu beklagen, ſo urtheilt ſelbſt, wie ſie ſich geberden werden, wenn ſie einen Anlaß erhaſchen können, uns auch nur der allergeringſten Widerſetzlich-

keit zu zeihen. Einen Troſt haben wir übrigens zu erwarten, nämlich den, daß, wenn Gott Gnade dazu gibt, die auf den zwanzigſten künftigen Monats berufene Verſammlung nothwendiger Weiſe die ganze Sache in eine beſtimmte Ordnung bringen wird. In Erwartung dieſer Verordnung bleibt nichts übrig, als daß Jeder ſein Möglichſtes thue, in der Furcht des Herrn fortfahre und anhalte im Gebet zu Gott, auf daß es Ihm gefallen möge, den Satan ganz unter unſre Füße zu geben. Ihr könnt auch ein Bittſchreiben einſchicken und unterdeſſen fortfahren wie bisher, wenn das möglich iſt, ohne euch eine Anklage wegen offenbarer Widerſetzlichkeit zuzuziehen. Fürchtet ihr einen Ueberfall von Seiten der Gegner, ſo könntet ihr euch, wie mir ſcheint, in kleinere Haufen vertheilen und nie euere Häuſer wehrlos laſſen, ſo daß die einen blieben, bis die andern zurückkehrten, und könntet euch eher damit begnügen, dasjenige weniger oft zu hören, was Gott uns nach Verlauf von wenigen Tagen in Ueberfluß ſchenken wird. Dieß Alles meine ich ſo, wenn wirklich Mangel an Predigern iſt, um alle Tage mehrere Verſammlungen zu halten. Kurz ich hoffe, daß unſer Gott und Vater, der die Trübſal immer mit irgend einem Troſte zu lindern weiß, euch ſo berathen und geſchickt machen wird, daß ihr euch von Tag zu Tag immer mehr die Hinderniſſe zum Beſten dienen laſſet, welche der Satan und deſſen Schaar euch in den Weg zu legen gedenken. Zu uns aber verſehet euch, daß wir mit Gottes Hülfe zu jeder Zeit und Gelegenheit unſer Möglichſtes thun werden.

„Hiermit, vielgeliebte Brüder, will ich mich euerem herzlichen Gebete empfohlen und den Herrn gebeten haben, euch ſtets in ſeiner heiligen und getreuen Obhut zu bewahren. Ich grüße namentlich meine Brüder, die treuen Seelenhirten euerer Verſammlungen. Aus St. Germain den 25. November (1561).

Theodor von Bèze.“

Auch dießmal gelang es Beza durch das Gewicht ſeines Wortes, unzählige evangeliſche Gemeinden über die gefährlichſten Klippen, welche ſich vor ihnen aufgethürmt hatten, glücklich hinüberzuführen, — nur die Evangeliſchen zu Rouen wieſen die Zumuthung des Parlaments, ſich mit ihren Verſammlungen in die Vorſtadt zurückzuziehen, beharrlich zurück; — und außerdem ſetzte es Beza durch, daß den Biſchöfen aufgegeben wurde, ihrer Diöceſangeiſtlichkeit die Vermeidung aller ärgerlichen Aufregungen zur Pflicht zu machen.

Eine große Freude ward damals Beza zu Theil, als ſich derſelbe eines Tages durch den unerwarteten Beſuch ſeines älteſten Stiefbruders Nicolaus überraſcht ſah. Nach langer, langer Zeit ſah jetzt Beza zum erſten Male Jemanden aus dem älterlichen Hauſe wieder. Da gab es denn viel zu fragen und zu ſagen. Der Bruder erzählte, daß der nun ſechsundſiebenzigjährige Vater krank und ſchwach darniederliege, aber mit Theodor ausgeſöhnt ſei.

Denn der Vater hatte ja gehört, zu welchem hohen Anſehen und Einfluß derſelbe hinangeſtiegen und daß der Name ſeines Hauſes durch ihn zu neuer Ehre gekommen ſei. Auch habe der Vater, ſo erzählte Nicolaus, das ſehnlichſte Verlangen, ehe er in die ewige Heimat eingehe, ſeinen lieben Theodor doch noch einmal an ſein Herz drücken zu können. Die einzig noch lebende Schweſter, welche den Schleier genommen hatte, verharrte, wie Beza hörte, noch immer im Kloſter. — Da fühlte Beza, wie es ihn ſo mächtig in den Frieden des Vaterhauſes und an das treue Herz des Vaters zog; und er verſprach daher in aller Kürze, in die Arme des Vaters zu eilen. Aber ſeine Abreiſe verzögerte ſich, und vergeblich harrte der Vater auf die heißerſehnte Ankunft des Sohnes. Da machte ſich der greiſe Herr zu Vezelay auf, um — es mochte ihm ſauer werden, — mit zitternder Hand den ſehnlichſten Wunſch ſeines Herzens nochmals ſchriftlich auszuſprechen: „An meinen lieben Sohn Theodor, am Hofe“ lautete die Aufſchrift des Briefes: „Daß du noch nicht gekommen, mein Sohn, verzeih ich dir. Du haſt wohlweislich die Privatangelegenheiten den öffentlichen untergeordnet. Aber ſiehe ja zu, daß du deſſen gedenkeſt, was du dem Vater ſchuldig biſt; und ſolches thue ſobald als möglich, ſo lange es noch Zeit iſt. Ich will auch, daß dein Bruder, der bei dir iſt, mit ſeiner Frau komme, und daß du auch deine Frau um die Zeit deiner Ankunft hierher kommen läſſeſt. Denn ich will in eurer Aller, meiner Kinder, Gegenwart mein Teſtament machen, und dann, wenn es Gott ſo will, ſterben. Wenn ihr mir dann auch eure Schweſter, die einzige Tochter, die mir noch übrig iſt, aus dem Kloſter mitbringen könntet, ſo würdet ihr mir damit einen großen Gefallen thun.“ Solchen Bitten konnte Beza nicht länger widerſtehn. Er machte ſich am 1. Dezember — nachdem ihm die Herren zu Genf auf nochmaliges dringendes Erſuchen der Königin von Navarra, Condé's und des Admirals abermals Urlaub zu einem längeren Aufenthalte ertheilt hatte, wirklich auf den Weg nach Vezelay. Auch die Gattin hatte er dahin eingeladen, aber ohne Hoffnung, ſie in Vezelay ſehen zu können; denn vor dem 20. Decbr. mußte er ja wieder in St. Germain ſein, um die an dieſem Tage zu eröffende Verſammlung im Auge haben zu können.

Aber Beza ſollte auch den greiſen Vater nicht wieder ſehen. Kaum war er nämlich auf dem Schloſſe der Herzogin von Ferrara zu Montargis eingetroffen, als ein reitender Bote des Admirals ihm Briefe überbrachte, worin dieſer ihn benachrichtigte, daß unmittelbar nach ſeiner Abreiſe die bedenklichſten Mißhelligkeiten unter den „Herren“ ausgebrochen wären, daß Alles auf dem Spiele ſtehe, und daß daher ſeine ſchleunigſte Rückkehr durchaus nothwendig ſei.

§ 13.

Zunehmende Aufregung der Gemüther zu Paris. — Die Priestermeuterei zu St. Medard.

Beza kam also nach Paris zurück, hörte aber hier mit Schrecken, daß die Flammen eines unabwendbaren Religionskrieges schon in allen Theilen des Reiches unheildrohend hervorzüngelten. Der fanatisirte Pöbel hatte endlich seine Wuth nicht länger zu bändigen vermocht, und hier und da, insbesondere in der Gascogne und Guyenne hatten sich die katholisch gesinnten Edelleute an die Spitze desselben gestellt, um dem Treiben der Ketzer mit Gewalt ein Ende zu machen. Dabei waren schon jetzt Greuel vorgekommen, wie sie nur in Zeiten der wildesten, leidenschaftlichsten Erregung der Gemüther möglich sind. In Cahors hatte der Pöbel die Leichen von dreiundvierzig Protestanten (angesehener Bürger und Studenten) erst halb verbrannt, und dann unter wüthendem Geschrei durch die Straßen auf den Schindanger geschleppt. Wie es schien, waren dieses die Anfänge eines durch das ganze Königreich sich verbreitenden Kampfes, in welchem es nur auf die Vernichtung der Evangelischen abgesehen sein konnte. Unerschrocken trat daher Beza vor die Machthaber zu Paris hin, hielt ihnen die Niederträchtigkeiten vor, welche im Vertrauen auf das stille Wohlgefallen, welches das Parlament an demselben habe, begangen würde und forderte ein energisches Einschreiten gegen die Frevler. Wirklich wurden auch Commissare zur Untersuchung des Sachverhaltes und zur Verhinderung fernerer Gewaltthätigkeiten in die beunruhigten Provinzen des Reiches abgeschickt; und Beza stellte daher den Aeltesten der Gemeinde zu Paris, die wegen des Pariser Pöbels sich für besonders bedroht hielt, vor, daß, nachdem die Regierung zum Schutze der Gemeinden in den Provinzen die nöthigen Maßregeln ergriffen, am allerwenigsten etwas zu befürchten habe. Das Ansehen, in welchem Beza's Wort stand, bewirkte es auch, daß die Pariser Gemeinde den beruhigenden Versicherungen desselben Glauben schenkte. Man wagte es daher, wiederum an die Fortsetzung der Versammlungen zu denken, und ersuchte Beza, vor seiner Abreise nach Paris die erste Predigt selbst zu halten. Am zehnten December, für welchen Tag Beza die begehrte Predigt zugesagt hatte, fanden sich an dem Versammlungsorte der Hugenotten, Pepincourt genannt — ein außerhalb der Basteien, in der jetzigen Vorstadt St. Antoine gelegener, einige kleine Häuser umfassender und mit Mauern umschlossener Ort —, gegen sechstausend Evangelische, Männer und Frauen zusammen. Zunächst wurde die aus sechszehn Artikeln bestehende Almosenordnung zur Genehmigung vorgelesen, worauf Beza in zahlreicher schützender Begleitung erschien, und die nothdürftig hergestellte Kanzel bestieg. In Strömen ergoß sich der Regen vom Himmel, aber weder Regen noch Kälte hielt die weithin ausgebreitete

Verſammlung ab, Beza's Predigt mit ſtiller Andacht anzuhören. „Einen ſolchen glühenden Eifer habe ich noch nie geſehen," ſchrieb er am Abend desſelben Tages an Calvin, „aber es war ein Anblick zum Erbarmen. Nachdem ich daher Alle zur Standhaftigkeit angefeuert, ſchloß ich die Predigt und entließ die Menge. Wenn ich morgen an den Hof komme, werde ich Alles aufbieten, damit es nicht geſchehe, daß jetzt vielleicht bei Weitem mehr durch das Waſſer als ehemals durch das Feuer zu Grunde gehe."

Indeſſen mehrten ſich die Anzeichen der in der katholiſchen Partei immer gieriger zu einer allgemeinen, blutigen Erhebung gegen die Hugenotten ſich ſteigernden Wuth, und als Beza an den Hof zurückkam, fand derſelbe die Königin in größter Beſorgniß und Unruhe. Auch die Evangeliſchen ſtanden hier und da auf, den Papiſten vergeltend, was dieſe an ihnen gefrevelt hatten, weshalb nach allen Seiten hin zur Aufrechthaltung der Ruhe Truppen abgeſchickt werden mußten. Zum größten Leidweſen Beza's wurde nun auch die Verſammlung der Parlamentspräſidenten vom zwanzigſten December auf den erſten Januar verſchoben. Daher war es ihm ganz recht, daß ihn die Königin von Navarra als ihren Prediger kurz darauf (16. Decbr.) wieder mit nach Paris nahm; denn grade dort hatten ihn die Evangeliſchen am meiſten nöthig. Zahllos waren die Geſchäfte, in welche er hier ſofort hineingezogen ward. Daher mußte ſich Beza dazu verſtehen, auch noch über die Weihnachtszeit hinaus in Paris zu verbleiben. Aber leider war wenig Ausſicht vorhanden, daß eine gottesdienſtliche Verſammlung für den Weihnachtstag geſtattet werden würde. Indeſſen wurde die heißerſehnte Erlaubniß am Feſtſonnabend doch ertheilt. Beza übernahm es, am folgenden Tage die Feſtpredigt zu halten. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon durch ganz Paris hin, und eine neue Weihnachtsfreude erfüllte die Herzen der Evangeliſchen. Am folgenden Morgen erſchien daher D'Andelot, der Bruder des Admirals, mit einer großen Anzahl von Edelleuten zu Pferde vor Beza's Hauſe, mit dem ſie nun unter immer größer werdenden Zulauf, und aus allen Fenſtern begafft durch die vielen Gaſſen der großen Stadt an der Baſtille vorüber, dahin zogen, bis ſie in Pepincourt anlangten. Eine kaum überſehbare Menge harrte hier des großen Lehrers, vor deſſen Anblick alsbald Alle verſtummten, um zu hören, wie ihnen die frohe Botſchaft von dem zu Bethlehem geborenen Gotteskinde verkündet ward. Nachmittags hielt Beza vor einer ebenſo zahlreichen Menge, zu welcher ihn die Edelleute in derſelben Weiſe wie des Morgens durch die Vorſtadt St. Marceau geleitet hatte, eine zweite, und am folgenden Morgen in Pepincourt eine dritte Predigt. Denn die Menge der Gläubigen konnte des Wortes von der Gnade Gottes in Chriſto nimmer ſatt werden. Darum ſollte Nachmittags in dem Patriarche, d. h. in einem Hauſe, welches vor Jahrhunderten von einem vertriebenen Patriarchen von Alexandria gebaut war, und in dem dazu gehörigen Garten, noch eine vierte Predigt folgen. Als indeſſen die Schaaren der Huge-

notten ſich ſchon zu verſammeln begannen, hörte man, daß die Prieſter der Medarduskirche, deren Friedhof nur durch ein enges Gäßchen von dem Patriarchenhaus getrennt war, Arges im Sinne hätten, weshalb Beza die Einſtellung der Predigt empfahl. Indeſſen wurde dieſes von anderer Seite her unthunlich befunden. Auch erſchien der Stadtoberſt (chevalier du guet) Gabaſton mit ſeiner Schaar, ſo daß ſich die zwölf bis dreizehntauſend Hugenotten, welche ſich verſammelt hatten, gegen jeden Ueberfall geſichert glaubten.

Die Predigt hielt ein ehemaliger Pariſer Prieſter, Joh. Malot, über die Worte des Herrn: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“ Aber kaum hatte Malot etwa eine Viertelſtunde geredet, als urplötzlich vom nahen Medarduſsthurme herab die Sturmglocke ertönte. Mit Beſtürzung hörte man den unerklärlichen Glockenruf, welcher das Anhören der Predigt unmöglich machte, weshalb Pasquot, einer der Diaconen, über den Gottesacker ging, in die Kirche eintrat, und in höflichem Tone um Einſtellung des Geläutes bat, weil ſonſt die draußen in großer Zahl verſammelte Gemeinde die Worte des Predigers unmöglich verſtehen könnte. Einige Andere folgten dem Diacon nach und mochten die Bitte deſſelben wohl in etwas ſtärkerer Sprache wiederholen. Alsbald aber rief einer der Prieſter: „Drauf! grade deswegen wird geläutet! ſtoßt ſie nieder! die höchſten Herren ſtehen hinter uns“ und mit Hellebarden und Schwertern bewaffnet, ſtürzte alsbald eine im Hinterhalt lauernde Rotte herbei, und ſtieß den unglücklichen Diacon, deſſen ſie habhaft wurden, nieder; die andern Evangeliſchen retteten ſich durch die Flucht. Sogleich wurden die Thüren verriegelt, und auf die Verſammlung der Evangeliſchen fiel ein Hagel von Steinen und Pfeilen herab, während gleichzeitig eine ſchon vorher beſtellte Rotte mit allen möglichen Waffen hervorſtürmte, um über die Evangeliſchen herzufallen. Starres Entſetzen ergriff dieſe, die ſich von der ganzen Maſſe des Pariſer Pöbels bedroht glaubten und in der erſten Angſt nicht wußten, was zu beginnen war. Aber wuthentbrannt ſammelte der Stadtoberſt die bewaffneten Edelleute zu ſeiner kleinen Schaar, um die Meuterer zu überfallen und feſtzunehmen, während Beza und Malot Alles aufboten, um die Verſammlung zu beruhigen. Als dieſes einiger Maßen gelungen war, rief Malot über die Verſammlung hin: „Wir ſingen den ſechszehnten Pſalm“ und ſtimmte ſogleich mit kräftiger Stimme an: „Bewahre mich, Gott, denn ich traue auf dich. Ich habe geſagt zu dem Herrn: Du biſt ja der Herr, ich muß um deinetwillen leiden.“ Aber noch immer heulte der Sturmruf der Glocken vom Thurme herab, das Volk der Vorſtadt lief in wilder Aufregung immer zahlreicher zuſammen, und Steine und Geſchoſſe überfielen die, welche, von dem Stadthauptmanne geführt, in die Kirche hineindrangen, um ſich der Prieſter und ihrer Spießgeſellen zu bemächtigen. Der ſcheußliche Plan war mißlungen, das ſahen die Elenden

ein; aber vom Altare herab ſuchten ſie ſich noch mit den Heiligenbildern und Leuchtern, die ſie auf die Angreifenden ſchleuderten, zu vertheidigen, und des Thurmes, in den ſich der Hauptprieſter mit mehreren andern geflüchtet hatte, konnte ſich der Stadtoberſt nur dadurch bemächtigen, daß er Feuer an denſelben zu legen drohte. Jetzt endlich war dem Greuel ein Ende gemacht. Die Evangeliſchen wurden nochmals zum Gebet vereinigt, und nachdem man ſie ermahnt, ja in aller Ruhe heimzuziehen, auch keines Schimpfwortes zu achten, das ihnen etwa unterwegs zugerufen werden könnte, übernahm es der Stadthauptmann, die Evangeliſchen unter dem Schutze ſeiner Mannſchaft in gedrängten Haufen ſicher in die Stadt zurückzugeleiten. Auch die großentheils verwundeten Gefangenen — es waren ihrer ſechs und dreißig, darunter wenigſtens zehn Prieſter — wurden gebunden mit fortgeſchleppt.

Dieſer Kelch war alſo an den Evangeliſchen glücklich vorübergegangen; denn nur ein Einziger von ihnen, der unglückliche Diacon Pasquot war der Wuth der Papiſten mit ſeinem Leben zum Opfer gefallen. Aber die nun beginnende gerichtliche Unterſuchung ſtellte heraus, daß die Gefahr, die über ihnen geſchwebt hatte, noch weit größer geweſen war, als ſie zu ſein ſchien. Denn um die Stunde jener ſcheußlichen Meuterei zu St. Medardus waren im Einverſtändniſſe mit den daſigen Prieſtern auch zu Notre Dame des Champs, zu St. Victor und zu St. Genovefa bewaffnete Schaaren verſammelt geweſen, welche nur des Zeichens zu einem unter den Evangeliſchen zu beginnenden Morden geharrt hatten, aber durch die ſtarke Bewachung der engen Gaſſen an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert worden waren.

Was aber nun grade infolge dieſer Enthüllungen geſchah, das mußte es den Evangeliſchen unzweifelhaft machen, daß die Wuth der Papiſten für die Zukunft eines beſſeren Erfolges ihrer Mordpläne verſichert ſein könnte. Denn ſchon nach zwei Tagen wurden die Verhafteten auf Befehl des Parlaments in Freiheit geſetzt, die Gerichtsperſonen, welche bei dem Tumult ihre Pflicht gethan hatten, wurden ihres Amtes entſetzt, und die Zeugen, welche die Wahrheit ausgeſagt hatten, wurden eingekerkert; und einige Monate ſpäter, als der Krieg entbrannt war, wurden der Stadtoberſt, die eingekerkerten Zeugen und Andere, denen man zur Laſt legte, daß ſie bei dem Tumult zu Medardus den Ketzern Vorſchub geleiſtet, theils gehängt, theils enthauptet und ihre Leichen wurden auf den Schindanger geſchleppt.

§ 14.

Das Januaredict.

Der neue Jahreswechſel verlief alſo unter Umſtänden, welche den Evangeliſchen zu Paris wenig frohe Ausſicht in die Zukunft eröffnete. Allerdings war Beza ſchon am erſten Sonntage nach den Schreckensſcenen zu

St. Medardus nach St. Germain geeilt, um dort den wahren Sachverhalt zu berichten, ehe die boshafte Lügenhaftigkeit der Gegner das Urtheil des Hofes zum Nachtheil der Hugenotten occupiren könnte; aber am Nachmittage deſſelben Tages überfiel ein Pöbelhaufe von verkappten Prieſtern geführt, das Patriarchenhaus mit wildem Tumult, zerſchlug das Kanzelgerüſte, die Bänke und Alles, was nur zerſchlagen werden konnte, und warf dann Feuer in die Gebäulichkeiten. Zum Glück ſprengte noch im raſchen Galopp eine Schaar hugenottiſcher Edelleute herbei, welche, als ſie von dem Tumult Kunde erhalten, ſich raſch auf die Pferde geſchwungen hatten, und mit dem Degen in der Hand die wilden Rotten zerſprengten, einige der Meuterer feſt nahmen und dem Feuer Einhalt thaten. Indeſſen ſahen ſich jetzt die Prediger zu Paris auf Bitten der Königin ſowie des Königs von Navarra veranlaßt, die große Communion, welche am erſten Januar ſtattfinden ſollte, auszuſetzen.

Gleichwohl ſchien es, als ob eben jetzt die Königin, vielleicht grade infolge dieſer in Paris und an anderen Orten des Reiches erfolgenden Greuelſcenen die innere Kraft der Hugenottenpartei erkennend, ſich mehr und mehr zu derſelben hinneigen und ſich ihr immer enger anſchließen wollte. Als Beza ſich damals genöthigt ſah, ſich eiligſt nach Meaux zu begeben, um die dortige Gemeinde, welche zu Ausſchreitungen geneigt war, zur Mäßigung zu ermahnen, ſprach es derſelbe hier gradezu aus, daß man Hoffnung habe, die Königin, den König und den ganzen Hof für die Reformation zu gewinnen; und auf den Antrag des Admirals (gegen den jedoch Beza ſeine Bedenken geltend machte,) ließ die Königin von den Provinzialbehörden authentiſche ſtatiſtiſche Berichte über die Zahl und Stärke aller reformirten Gemeinden im Königreiche einziehen, um die Wehrhaftigkeit der Hugenottenpartei zu ermitteln. Infolge deſſen ging in St. Germain ein Verzeichniß von 2150 reformirten Gemeinden mit namentlicher Angabe der Kirchenvorſtände, theilweiſe auch mit beigefügten Bittſchriften ein. In denſelben wurde vor Allem um Ueberlaſſung von Kirchen gebeten. Außerdem ließ ſie von Beza eine Botſchaft an die reformirten Gemeinden aufſetzen, welche denſelben in voller Verſammlung von ihren Pfarrern vorgeleſen werden ſollte. Die Botſchaft lautete: „Da ſich verſchiedene Gerüchte verbreitet haben, und zwar nicht ohne Grund der Wahrſcheinlichkeit, daß die Fremden unter dem Deckmantel des römiſchen Glaubens, den ſie vorgeblich beſchützen wollen, in dieſes Königreich einfallen und ſich deſſelben bemächtigen wollen, ſo iſt es die Pflicht aller getreuen Unterthanen des Königs, in dieſer Zeit zu zeigen, wie ſie in allem Gehorſam von ganzem Herzen dieſem ihrem Könige zugethan ſind, weß Glaubens ſie auch ſein mögen. Weil aber die Beſchützung, welche dieſe Fremden zum Vorwand nehmen, direct gegen die ſich zu richten ſcheint, welche ſie die Leute „„vom neuen Glauben““ nennen, wie wenn der Krieg durch ſie entbrannt wäre, ſo iſt es nur recht und billig für uns, daß

wir vor allen Andern einen öffentlichen Beweis dafür ablegen, daß wir weder Hab' noch Leib und Leben ſchonen, wenn es gilt, den Staat und unſeres Königs Majeſtät aufrecht zu erhalten; alſo weit entfernt davon ſind, aufrühreriſche Lehren zu predigen, gegen unſre Obrigkeit, wie man uns gegen Recht und Wahrheit ſchuld giebt. Um nun dieſen Beweis nicht blos in Worten, ſondern auch in der That zu liefern, ſo muß auch dieſe Gemeinde nothwendiger Weiſe in möglichſt großer Eile ſich umſehen und beſtimmen, welches Anerbieten an Kriegsleuten zu Fuß und zu Pferd ſie auf ihre Unkoſten dem Könige machen könne, auf wie lange und in welcher Ausrüſtung, zum Schutze des Königreichs gegen die, welche es unter dem Vorwande der Religion überfallen wollen. Das muß aber Alles in der Furcht Gottes geſchehen, ohne alle Verführung und Unordnung, nach der Vorſchrift, die man darüber machen und euch mittheilen wird, ſo daß weder der Fürſt, noch diejenigen, welche anderes Glaubens ſind, irgend eine gegründete Urſache haben mögen, uns als Urheber einer Unruhe oder eines Aufruhrs anzuklagen. Gutwillig und von Herzen ſoll Alles aufgeboten werden für des Königs Dienſt und die Erhaltung des Reichs. Aber man hüte ſich ja, Verſprechungen zu machen, denen man nicht nachkommen könnte in Zeiten der Noth, vor denen indeſſen der Herr uns bewahren und vielmehr geben möge, daß alle Welt Ihm diene in verträglichem und einträchtigem Geiſte."

„Die Fremden," auf welche in dieſer Anſprache hingewieſen ward, waren die Spanier, indem die katholiſche Partei in Frankreich mit Zuverſicht erwarten konnte, daß falls das katholiſche Intereſſe im Reiche gefährdet werden, und ſie fremder Hülfe bedürfen ſollte, ihr dieſelbe von Philipp II. als dem mächtigſten katholiſchen Fürſten jener Zeit unweigerlich geleiſtet werden würde.

Indeſſen fand die Anſprache der Königin nicht überall das günſtigſte Gehör. Die Gemeinden der Provinzen Languedoc, Guyenne und Gascogne vereinigten ſich allerdings zu einer Wehrverfaſſung, welche, wenn ſie über alle Provinzen Verbreitung erhalten hätte, dem Proteſtantismus eine unbeſiegbare Wehrkraft hätte verleihen können. Aber von vielen Gemeinden wurden die Worte der Königin mit Mißtrauen gehört und weiterhin unbeachtet gelaſſen. An einzelnen Orten erhoben ſich ſogar die Evangeliſchen, um König und Parlament unbekümmert, in gewaltthätiger, bilderſtürmeriſcher Weiſe, ſo daß zur Herſtellung der Ordnung Condé mit Truppen ausgeſandt werden mußte, und die Häupter der Partei den nachtheiligſten Einfluß dieſer Unziemlichkeiten auf die Stimmung der grade in jener Zeit zu eröffnenden Verſammlung der Parlamentspräſidenten befürchteten. Denn es war anzunehmen, daß die Beſchlüſſe dieſer Verſammlung für die ganze Zukunft der Hugenottenpartei und des Proteſtantismus entſcheidend ſein würden.

Am Vorabende der Eröffnung deſſelben überreichten die Kirchenabgeordneten eine Bittſchrift, worin ſie um Ueberlaſſung der für den katholiſchen Kultus entbehrlichen, meiſtens ganz unbenutzt daſtehenden Kirchen an die evangeliſchen Gemeinden baten, und den König und das Vaterland ihrer unbedingten Anhänglichkeit und Opferwilligkeit verſicherten. Indeſſen ſcheint die Annahme der Eingabe von dem Kanzler und den andern Herren vom Parlament beanſtandet worden zu ſein; denn Beza ſetzte am folgenden Tage (3. Januar), als er eben zurückgekehrt war, eine neue Eingabe auf, worin er die Deſiderien der Evangeliſchen kurz und bündig ausſprach.

An demſelben Tage wurde die hohe Verſammlung aus den Präſidenten und Räthen, dem Parlamente und den höchſten Würdenträgern der Krone beſtehend, von dem Könige in Perſon eröffnet. Die eigentliche Eröffnungsrede hielt der Kanzler, deſſen ernſte, ſchwere, drohende und mahnende Worte wie Donnerſchläge in die Herzen der katholiſch Geſinnten fielen. Denn der Kanzler ſprach von dem Unterſchiede der gegenwärtigen pflichtvergeſſenen Biſchöfe und der treuen, frommen Hirten in der alten Kirche; er hob hervor, daß der „neue Glaube" unter göttlicher Zulaſſung ſich mehr und mehr ausgebreitet habe und daß die Biſchöfe darin eine Züchtigung von Oben erkennen müßten. Nun habe der König die anweſenden hohen Herren einberufen, damit ſie ihm rathen ſollten, ob die „Verſammlungen" zuzulaſſen wären oder nicht. Es handle ſich hier aber nicht de constituenda religione, ſondern de constituenda republica, und es ſei wohl zu beachten, daß auch ſolche, die keine Chriſten wären, ja ſogar Excommunizirte doch Bürger ſeien und daß man mit ihnen im Staate zuſammenleben könnte. Mit Gewalt ſei der Schaden der Kirche nicht zu heilen, denn mit fleiſchlichen Waffen könnte die Neuerung nicht überwunden werden. Hiezu thue vor Allem Buße und Beſſerung des Lebens noth.

Acht Tage lang dauerte die Discuſſion der verſammelten neun und vierzig hohen Würdenträger (der fünfzigſte war durch Krankheit verhindert zu erſcheinen). Es war ein Kampf, in welchem die Geiſter ſtark und muthig, mitunter wild und trotzig gegen einander fuhren, während draußen die Hugenotten voll banger Erwartung des Ausganges der Verhandlungen waren, und die Papiſten mit den Zähnen knirſchten, wenn ſie daran dachten, daß jetzt wohl gar ein Toleranzedict zu Gunſten der Ketzer zu Stande kommen könne. Sollte es wirklich dazu kommen, ſo waren die Papiſten überzeugt, daß man dieſes lediglich dem Einfluß Beza's zuzuſchreiben habe. Die Wuth derſelben gegen Beza war daher ſo groß, daß derſelbe auf Anrathen aller evangeliſchen Herren, trotz aller ſeiner Gegenvorſtellungen eiligſt St. Germain verlaſſen und ſich nach Paris begeben mußte, wo er alsbald gefährlich erkrankte. Am achten Tage erfolgte endlich die Abſtimmung: Von neun und vierzig Stimmen erklärten ſich zwei und zwanzig für unbedingte Gewährung von Kirchen an allen Orten, wo die Hugenotten ſo zahlreich

vorhanden wären, daß ſie eine Gemeinde bilden könnten und einer Kirche bedürften. Sechszehn Stimmen ſprachen ſich zwar gegen die Ueberlaſſung von Kirchen, aber für freie Gewährung der Verſammlungen und der ſonſtigen Religionsübungen aus, wie es ſeit einigen Monaten gehalten worden ſei; eilf dagegen verlangten unbedingte Aufrechthaltung des Juliusedictes und demgemäß abſolutes Verbot aller und jeder ketzeriſchen Verſammlung, ſowie Verbannung der unverbeſſerlichen Ketzer aus dem Reiche. Da indeſſen die Letzteren ſahen, daß ſie von denen, welche für die Hugenotten unbedingte Cultusfreiheit beanſpruchten, um das Doppelte der Stimmenzahl überboten wurden, ſo traten ſie, um das Schlimmſte zu verhüten, dem mittleren Votum bei, welches hierdurch die Majorität erhielt. Demgemäß ward nun zur Ausarbeitung eines Toleranzedictes geſchritten, welches jedoch thunlichſt wenig Toleranz enthielt. Den Hugenotten wurde geſtattet, ſich am Tage in den Vorſtädten unbewaffnet zu verſammeln, und den Ortsobrigkeiten wurde es zur Pflicht gemacht, Gewaltthätigkeiten vorzubeugen und gegen Unruheſtifter, mochten ſie nun der einen oder der anderen Religion zugethan ſein, auf das Strengſte einzuſchreiten. Das war Alles, was man den Evangeliſchen gewährte, — im Grunde alſo kaum ſo viel, als ſie geſetzlich bereits beanſpruchen konnten. Denn der Genuß der gewährleiſteten Wohlthat war in dem Edict noch durch eine ganze Reihe von Clauſeln erſchwert und beeinträchtigt.

Beza war daher über das Edict des hohen Rathes (insgemein das Januaredict genannt), wenig erbaut, indem es ihm wie Allen, welche die Lage der Dinge kannten, einleuchtete, daß einerſeits die Vollziehung des Edictes für alle die zahlreichen Gemeinden, welche ſeit geraumer Zeit im ungeſtörten Beſitze von Gotteshäuſern waren, und ihren Cultus in freieſter Weiſe verrichtet hatten, die Verſuchung zur Auflehnung und zur gewaltthätigen Selbſthülfe nur allzunahe legte; und daß andrerſeits ein Montmorency und andre Führer der katholiſchen Partei nur auf einen einzigen Fall der Art lauerten, um dann unter dem Vorgeben pflichtmäßiger Unterdrückung meuteriſcher Verſammlungen, den Proteſtantismus im ganzen Reiche mit Gewalt niedertreten zu können. Beza erwog alles dieſes mit den in St. Germain ſich aufhaltenden evangeliſchen Abgeordneten, und ſetzte ſodann, nachdem er noch von dem Kanzler über den Sinn einiger Stellen des Edictes Auskunft erhalten hatte, folgendes ſehr beachtenswerthe Rundſchreiben auf, welches in ſeinem Namen wie in dem der Abgeordneten allen reformirten Gemeinden des Reiches zugeſandt werden ſollte:

„Gnade und Friede durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum! Vielgeliebte Brüder, ihr wiſſet wohl ſelbſt, wie zu allen Zeiten der Gehorſam, welchen die Menſchen ihrer Obrigkeit ſchuldig ſind, ſowohl um des eignen Gewiſſens als auch um des lieben Friedens und der öffentlichen Ruhe willen, mit allem Ernſt anempfohlen und eingeſchärft wurde. Es iſt euch auch nicht unbekannt

wie der Satan, der Erzfeind des Menſchengeſchlechtes von jeher tumultuariſche Köpfe angereizt hat, um grade da Unordnung und Verwirrung anzurichten, wo man um Gottes willen Alles aufbieten ſollte, um Frieden und Eintracht zu erhalten. Dieſes Uebel hat aber nicht allein unter den Heiden und bei Denen ſtattgefunden, welche die wahre Erkenntniß Gottes nicht hatten, ſondern iſt auch ſelbſt zu denjenigen durchgedrungen, die ſich des Chriſtennamens rühmen, ſo daß ſelbſt die Kirche Chriſti, welche in aller Furcht und in ſtetem Gehorſam verharren ſollte, von dieſem Unweſen nicht ausgenommen blieb, obgleich, die eigentliche Wahrheit zuſagen, diejenigen keine rechten Glieder Chriſti noch des Leibes ſeiner Kirche ſind, welche ſich nicht den Befehlen und Verordnungen derjenigen unterwerfen können, die der Herr ihnen zur Obrigkeit gegeben hat; es ſeien denn dieſe Verordnungen von der Art, daß man, um ihnen zu gehorchen, gegen den König aller Könige und den Herrn aller Herrn ungehorſam werden müßte.

„Dieß an euch zu ſchreiben, fühlen wir uns gedrungen, weil es Gott gefallen hat, uns durch das neulich zu Stande gekommene Edict zu zeigen, welche väterliche Fürſorge er nicht allein für das Wachsthum ſeiner Kirche trägt, ſondern auch wie er ſie unter ſeinem heiligen Schutze erhalten will: nicht als ob er ſie nicht von jeher beſchirmt hätte (denn wie hätte ſie ſo vielen Stürmen widerſtehn können, wenn die ſchützende Rechte desjenigen, der ſie gegründet hat, nicht über ihr geweſen wäre), ſondern weil es jetzt ſein gnädiges Wohlgefallen iſt, ſich anderer Mittel als der bisherigen in dieſem Königreiche zu bedienen, indem er die Bekenner des Evangeliums unter den Schutz des Königs, unſeres natürlichen Oberhauptes und der durch dieſen letzteren verordneten Statthalter und Obrigkeiten ſtellt. Dieſes muß uns ja wohl antreiben, die Barmherzigkeit dieſes unſeres himmliſchen Vaters zu preiſen, der zuletzt den Nothſchrei ſeiner Kinder erhört hat, und muß uns bewegen, mit größerer Liebe und Gehorſam als je unſerem Könige zu huldigen, damit wir ihn je mehr und mehr bewegen, unſerer gerechten Sache beizuſtehn, welche bisher wegen der falſchen vorgefaßten Meinung, die man von uns hatte, ſo ſehr darniederlag und verachtet war. Wir ſehen jetzt in der That, daß die Könige Pflege der Kirche und bereit ſind, die Schmach von ihr abzuwehren, welche die Feinde ihr anthun möchten. Wir bitten euch daher im Namen Gottes, vielgeliebte Brüder, ihr wollet allen Fleiß anwenden, damit das Edict dergeſtalt beobachtet werde, daß der König, die Königin und der ganze königliche Rath Urſache haben mögen, mit dem Gehorſam Derjenigen zufrieden zu ſein, die euch von Amtswegen befohlen ſind. Weil nun aber das Edict gewiſſe Klauſeln enthält, deren Ausführung ärgerlich und ſchwierig erſcheinen könnte, ſo überſchicken wir euch unſer Gutachten über die Art und Weiſe, auf welche man in aller Furcht und Demuth vor dem Herrn dem Kaiſer geben mag, was des Kaiſers iſt und Gott was Gottes iſt, ſowie wir denn überhaupt dafür halten, es ſei in dieſem ganzen Edict der Wille des

Königs und ſeiner Räthe, daß man vor Allem Gott gehorche. Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß gar Manche dafür halten werden, man habe wohl unter den gegenwärtigen Umſtänden größere Freiheit als die jetzt gegebene erlangen mögen; ja es wird für diejenigen, welche in den Städten bereits Kirchen oder andere öffentliche Gebäude eingenommen und im Gebrauch haben, etwas Arges ſein, ſie zu verlaſſen. Die Letzteren aber, da ſie auf ihre eigne Fauſt vorangegangen ſind, ſollten jetzt vielmehr ihre Uebereilung erkennen, ſtatt mit Befremden ſich derjenigen Orte beraubt zu ſehen, welche ſie ſich angeeignet ohne zu warten, bis der Gott vor ihnen herginge und ihnen den Weg dazu zeigte, durch deſſen Vorſehung und Gnade wir uns, wie es mehr als recht und billig iſt, ſollen leiten und regieren laſſen. Uebrigens iſt zu bedenken, daß wenn wir auf der einen Seite für eine Zeit einiger Bequemlichkeiten verluſtig gehen, die große Wohlthat, welche auf der andern ſich darbietet, allen Unmuth verſcheuchen ſoll, den gar Manche über das, was ſie verlieren, empfinden mögen, zumal da dieſe Wohlthat nicht die letzte iſt, die wir durch Gottes Gnade von unſerem Könige hoffen. Denn wenn er unſeren Gehorſam und unſre Unterwürfigkeit ſieht, ſo wird er je mehr und mehr uns ein geneigtes Ohr leihen, uns mit Geduld anzuhören und allem dem Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, was wir vor Seine Majeſtät bringen werden. Hiermit, vielgeliebte Brüder, wollen wir ſchließlich euch dem Schutze und der Gnade Gottes und uns euerem Gebete brüderlichſt empfohlen haben. Zu St. Germain im Februar." —

Gleichzeitig ſchickte Beza den Gemeinden eine „Anzeige und Rathſchlag der am Hofe verweilenden Geiſtlichen und Abgeordneten der Kirchen Frankreichs über die Ausführung und Beobachtung der vornehmſten Clauſeln des Januaredicts" zu, worin Beza die einzelnen Artikel des Edictes hervorhob, erläuterte und nachwies, daß die Hugenotten dieſelben, ohne ſich weſentlich beſchwert zu fühlen, annehmen und befolgen könnten.

Und was Beza den Gemeinden ſo dringend anempfohlen hatte, das thaten dieſelben pünktlich: nicht Eine Gewaltthätigkeit ließen ſich die Evangeliſchen zu Schulden kommen, und die Hoffnung der Papiſten, daß das Edict die Hugenotten zur Auflehnung reizen würde, war ſomit vereitelt. Da man aber dieſe heißerſehnte und ſicher erwartete Frucht des Edictes nicht haben konnte, ſo ſollte nun — das war jetzt der Gedanke der Papiſten — auch die geringe Vergünſtigung, die den Ketzern zu Theil geworden war, wieder aufgehoben werden. Der Connetable von Montmorency, der Herzog von Guiſe und der Marſchall von St. André vereinigten ſich daher, um unter dem Schutze Philipps II. von Spanien und im Bunde mit dem König von Navarra die Wiederaufhebung des Edicts und die gänzliche Ausrottung der Ketzerei durchzuſetzen. An Bundesgenoſſen fehlte es dieſem „Trium-

virate" nicht; denn vor Allem arbeitete ihm das Parlament zu Paris trefflich in die Hand, und außerdem waren ja alle einflußreichen Stellungen faſt ausſchließlich im Beſitz der katholiſch Geſinnten. Vergebens harrten daher die Evangeliſchen auf die Veröffentlichung des Edicts von einem Tage zum andern; denn die Königin wagte es nicht, dem mächtigen Triumvirat in den Weg zu treten.

§ 15.

Das Colloquium Beza's mit dem Biſchof von Valence und den Doctoren der Sorbonne.

Indeſſen wollte es doch die Königin auch um keinen Preis mit den Hugenotten verderben; denn zur Zeit ließ ſich ja noch gar nicht ſagen, wem die Gunſt der Zukunft gehören werde. Alſo war es das Rathſamſte, nochmals eine Vermittlung zu verſuchen. Trotz des ungünſtigen Ausganges des Geſpräches zu Poiſſy faßte daher die Königin noch während der Verhandlungen, deren Reſultat das Januar-Edict war, den Entſchluß, ein neues Colloquium zu veranſtalten.

Beza hatte anfangs wenig Neigung, ſich an dem Project der Königin zu betheiligen; denn er traute demſelben nicht. Indeſſen durfte man doch keine Gelegenheit, die evangeliſche Lehre vor den Gegnern klar und entſchieden zu bezeugen, unbenutzt vorübergehen laſſen. Beza nahm daher die Einladung der Königin an und kam nach St. Germain, wo er Perucel, den Prediger Condé's, Marlorat von Rouen und Barbaſte, den vorläufigen Prediger der Königin von Navarra fand. Am 26. Januar 1562 erſchienen auch in ſtattlicher Begleitung die einberufenen Gegner, Johann Maillard, Decan der Sorbonne, ein in unnatürlichen Laſtern ergrauter Sünder, berühmt geworden als Urheber des Zungenabſchneidens bei den zum Tode verurtheilten Proteſtanten; die Doctoren Salignac, d'Eſpence, Bouteiller, der Dominicaner de Mouchy, der Jeſuitengeneral Jacob Lainez, der Doctor Simon Vigor und einige andere Sorbonniſten und Doctoren, Johann Pelletier, Peter Picherel und Andere. Unter ihnen galten Salignac, d'Eſpence, Bouteiller und Picherel als gelehrte und freiſinnige Leute, welche mit den gewöhnlichen Sorbonniſten nicht identifizirt werden wollten.

Die Gegenſtände, welche den Collocutoren proponirt wurden, waren: die Bilder, die Form der Taufe, die Form der Communion, das Meßopfer, das geiſtliche Amt, die Hauptſtücke der Lehre. Beza war allerdings weder mit der Auswahl dieſer Artikel noch mit der vorgeſchriebenen Aufeinanderfolge derſelben zufrieden; indeſſen mochte er deshalb nicht gerade lange Erörterungen veranlaſſen und ſchwieg daher. Ohnehin verſprach ſich Beza von dem Geſpräch gar wenig. Hatte doch die Königin den Sorbonniſten verſprochen, die Protokolle der Verhandlungen dem Papſte zur Prüfung zuzuſenden. „Du ſiehſt ſelbſt," ſchrieb Beza an Calvin, „wie Vieles man da-

gegen hätte einwenden können. Demungeachtet haben wir uns damit begnügt, ausdrücklich zu erklären, daß Alles was wir sagen oder handeln würden, in keinem Falle für unsre Amtsbrüder und unsre Kirchen verbindlich oder in irgend einer Beziehung nachtheilig sein könnte," — eine Erklärung die auch von den Gegnern bezüglich ihres Verhältnisses zum römischen Stuhle abgegeben ward.

Am 28. Januar 1562 erfolgte die eigentliche Eröffnung des Gesprächs in dem großen Audienzsaale des königlichen Schlosses in Gegenwart der Königin-Mutter, des Königs und der Königin von Navarra, des Canzlers, mehrerer Cardinäle und Bischöfe und vieler anderer hoher Herren, unter ihnen die zwölf Parlamentspräsidenten und Räthe, denen die Königin am Hofe vorläufig zu bleiben befohlen hatte. Der König war absichtlich von St. Germain fortgeschickt worden, Condé lag krank zu Paris.

Nur auf den Gebrauch der Bilder bezog sich die Discussion der Collocutoren. Beza eröffnete dieselbe, nachdem er zuvor auf die an ihn gerichteten Fragen: warum man sich denn von der alten Kirche getrennt habe? Antwort gegeben hatte, mit einem zweistündigen Vortrag, worin er die reformirte Bilderverwerfung nicht nur mit Gründen der heiligen Schrift, sondern auch (was ihm Calvin sehr zum Vorwurf machte), mit Zeugnissen der Kirchenväter rechtfertigte. Auch auf gegnerischer Seite ließen sich Stimmen hören, welche fast evangelisch klangen. Salignac z. B. eiferte in solcher Weise gegen den römischen Bilderdienst, daß es der Cardinal von Tournon nicht anzuhören vermochte. Aber auch die entschiedensten Vertheidiger der römischen Lehre von dem Bildergebrauche ließen sich hören. Indessen machten dieselben durch die wunderlichen Argumente, welche sie anzogen, sich und ihre Sache gradezu lächerlich. Der Inquisitor de Mouchy z. B. meinte, wenn man sich davon überzeugen wolle, daß schon zu den Zeiten des heiligen Dionysius, eines Schülers des Apostels Paulus, der Bildergebrauch üblich gewesen wäre, so brauche man nur die bemalten Fensterscheiben in der Benedictinerkirche anzusehen; worauf Beza, der nach ihm das Wort nahm, bemerkte, er wolle vor Allem das „gläserne" Argument des Herrn Inquisitors sorgfältig bei Seite stellen, weil Einem etwas so Kostbares unter den Händen leicht entzwei gehen könnte.

So ward eine Reihe von Sitzungen gehalten, in denen die einzelnen Collocutoren ihre Meinungen einander gegenüber- oder zusammenstellten. Schließlich zeigte es sich, daß die Collocutoren in Betreff der behandelten Frage drei Parteien bildeten: Die Reformirten nämlich verlangten, daß durchaus alle Bilder aus den Kirchen entfernt würden; unter den Katholiken erklärten sich Einige durchaus für den in der katholischen Kirche anerkannten Bildergebrauch; eine mittlere, von dem Bischof Montluc, von Salignac, d'Espence, Bouteillers und Picherel vertretene Ansicht dagegen wollte den Gebrauch der Bilder zulassen, wenn man nur denselben keine Verehrung erweise.

Nachdem ſich nun dieſes Reſultat herausgeſtellt hatte, forderte die Königin eine jede Partei auf, ihre Anſicht nochmals ſchriftlich auszuſprechen. Es ſollte alſo jetzt feſtgeſtellt werden, welches Urtheil über den Bilderdienſt in Frankreich definitive Geltung haben ſollte. In Anbetracht der Bedeutung des Moments nahm daher Beza Veranlaſſung, die ganze Frage in einem zweiten Vortrag nochmals eingehend zu beleuchten, wobei derſelbe die Anſchauung der reformirten Kirche in Betreff des in Rede ſtehenden Punktes nach allen Seiten hin auf das Präciſeſte darlegte.

„Das Hauptfundament, worauf wir uns ſtützen," ſo begann Beza, „iſt das zweite der zehn Gebote Gottes, das ſo klar und beſtimmt iſt, als nur etwas in der Welt ſein kann. Da nun in der römiſchen Kirche dieſes Gebot gegen alles Recht und alle Wahrheit ſo ſehr bei Seite geſchoben und verdunkelt worden iſt, ſo hat man dieſes mit der Bemerkung entſchuldigt, es ſei eigentlich ein Theil des erſten Gebotes, den man zu einem beſonderen Artikel gemacht habe. Aber wenn dem auch ſo wäre, ſo dürfte man es darum doch nicht wegſtreichen, weil es ein auch ſonſt in der heiligen Schrift oft wiederholtes beſonderes Gebot iſt." Daher hätten, fährt Beza fort, auch die Kirchenväter dieſes Verbot als beſonderes Gebot betrachtet, weshalb man in den drei erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung in den Kirchen keine Bilder aufgeſtellt habe.

Der hebräiſche Text des Decalogs verbiete jede Art von Anbetung der Bilder (durch Verbeugung und Geberden) und von Dienſterweiſung gegen dieſelben (durch Schenkung, Beräucherung, Aufſtellung von Kerzen Altären ꝛc.); unter allen Uebertretungen des zweiten Gebotes ſei aber die Darſtellung des unſichtbaren Gottes in einem ſichtbaren Gebilde die frevelhafteſte. Das Bildniß Chriſti, deſſen Gebrauch man noch allenfalls geſtatten könne, ſei von Epiphanius, da er es auf dem Thürvorhange einer Kirche gefunden habe, zerriſſen worden, und Auguſtin rechne Marcellina, die Gefährtin des Karpocrates, weil ſie vor den Bildern Chriſti nnd Pauli räucherte, unter die Ketzer. Verbiete man nun zur Vermeidung der Abgötterei die Abbildung Chriſti, wie viel weniger dürfe man dann die Abbildung eines Andern geſtatten?— Hierauf faßt Beza die Einwürfe der Gegner ins Auge und weiſt deren Unhaltbarkeit nach:

„Ich geſtehe, daß Gott allerdings in dieſem Gebote von den Bildern der heidniſchen Götter redet; aber ich behaupte, daß wenn auch dieſe Bilder und diejenigen, welche die römiſche Kirche gemacht hat und heute noch verehrt, in dem, was ſie vorſtellen, von jenen verſchieden ſind, ſo haben ſie doch das mit einander gemein, daß beide aus Religion, zum Gottesdienſte, gegen Gottes ausdrückliches Gebot verfertigt und aufgeſtellt worden ſind. — Ich ſage mehr: wenn die Beurtheilung des religiöſen oder abergläubiſchen Gebrauches der Bilder von dem Gegenſtand abhinge, den ſie vorſtellen, ſo würde es kein Bild geben, das man eher und mehr anbeten ſollte als das

Bild Chriſti, des wahren Menſchen und wahren Gottes, der da lebt in Ewigkeit. Und doch haben wir aus dem, was Auguſtin von Marcellina ſagt und was Epiphanius that, geſehn, daß ſelbſt zu jenen Zeiten das Bild Chriſti in den Kirchen noch nicht geduldet wurde. Dahin gehört auch der ſechs und dreißigſte Canon des Concils zu Elvira, welches verbietet, an die Wände zu malen, was angebetet und verehrt wird. Dieß als Antwort auf die Stelle aus dem angeführten Hymnus des Prudentius, welcher eine auf die Wände gemalte Geſchichte eines Märtyrers erwähnt; und ebenſo auf den Paulinus, Biſchof von Nola, welcher die heiligen Geſchichten auf die Wände ſeiner Kirchen malen ließ. Denn wenn dieſe Sitte in der Kirche wäre gäng und gäbe geweſen, ſo hätte man es nicht als etwas Beſonderes bemerkt. Wiewohl nun diejenigen, welche Dieſes oder Aehnliches zuerſt thaten, an nichts weniger als an die Abgötterei dachten, welche nach und nach eingeriſſen iſt, ſo hat doch die Erfahrung zur Genüge bewieſen, daß man niemals gut fährt, wenn man klüger als Gott ſein will, indem man an ſeinem Wort ab- oder zuthut. Was die Schlange in der Wüſte endlich anbetrifft, ſo bin ich gewiß, daß die Iſraeliten dieſelbe nicht als Schlange, ſondern daß ſie, eingedenk des göttlichen Wunders in der Wüſte, Gott unter dieſem Bilde angebetet haben. Demungeachtet aber zerſtörte der vom Geiſte Gottes getriebene Ezechia dieſes Bild.

„Ein Andrer von euch, werthe Herren, ſagte, dieſes Gebot gehe nur den Juden, nicht aber uns an. Heißt das nicht behaupten wollen, daß dieſes Gebot zum Ceremonialgeſetz gehöre? Dann aber müßte man einen beſſeren Grund dazu haben als den beſonderen Hang der Juden zum Götzendienſt. Denn die Erfahrung hat bewieſen und beweiſt noch alle Tage, daß dieſes Laſter dem ganzen Menſchengeſchlechte anklebt!

„Noch ein Anderer behauptete, daß das Bilderverbot im Decalog doch nicht immer ohne Ausnahme zu verſtehen, daß es vielmehr einer beſchränkenden Erklärung fähig ſei, wie wenn es heißt: Du ſollſt nicht tödten, ſo ſei hiermit nicht das Tödten der Thiere zu unſrer Nahrung, noch das Tödten der Verbrecher durch die Obrigkeit, noch auch der gerechte und nothwendige Krieg verboten. So müſſe man denn auch das zweite Gebot nicht buchſtäblich und nicht ohne Ausnahme verſtehen, da es nur auf die zu beziehen ſei, welche jene nur Gott gebührende Anbetung auf die Bilder übertragen wollten, — was in der römiſchen Kirche nicht geſchehe. Darauf antworte ich: Das Wort tödten muß allerdings durch andre ausdrückliche Ausſprüche der heiligen Schrift erläutert werden. So müßte man denn aber auch durch ausdrückliche Stellen der heiligen Schrift beweiſen können, daß der Ausdruck „„ein Bild machen, um es zu verehren““ in der heiligen Schrift ſeine ausnahmsweiſe Beſchränkung habe. In der heiligen Schrift finde man aber davon nur das Gegentheil.

„Auch hat man die Cherubim über der Bundeslade angeführt, welche die Engel und ſeligen Geiſter vorſtellten. Um aber daraus eine richtige Fol-

gerung ziehen zu können, müßten die von der römiſchen Kirche einen ausdrücklichen Befehl Gottes an ſie zur Aufſtellung ihrer Bilder anführen können, ſowie Moſes blos auf Befehl des Herrn die Cherubim aufſtellte und ſich wohl hütete, in dieſem Stücke weiter zu gehen. Dabei iſt auch wohl zu beachten, daß weder die Cherubim noch die Bundeslade vor den Augen des Volkes aufgeſtellt waren und daher zu keinerlei Abgötterei Anlaß geben konnten; ſowie denn auch das Volk, obgleich es wußte, daß die Lade und die Cherubim im Allerheiligſten wären und obgleich es ihre Geſtalt kannte, weder innerlich noch äußerlich die Bundeslade anbetete, ſondern allein den Ewigen, an deſſen gnadenreiche Gegenwart es durch die Lade ſeines Bundes erinnert wurde." Nachdem hierauf Beza noch einige andere Einwürfe widerlegt und die ſcholaſtiſche Diſtinction der Latria, welche nur Gott, der Dulia, welche nur den Heiligen und ihren Bildern, und der Hyperdulia, welche nur der Maria und dem Kreuze zukommen ſollte, als unſtatthaft nachgewieſen hat, fährt derſelbe fort:

„Ein Andrer von euch hat behauptet, daß die den Bildern erwieſene Ehre nicht dem Bilde an ſich, ſondern dem, was durch das Bild vorgeſtellt wird, dem Vorbild gelte. Darauf entgegne ich, ohne jedoch damit Jemanden beleidigen zu wollen, daß dieß nur eine leere Ausflucht iſt. Denn wenn dem wirklich ſo wäre, warum ſuchte man doch gewiſſe Bilder wallfahrend in ſo weiter Ferne auf, da man doch ſo viele, die daſſelbe darſtellen und die oft weit ſchöner und beſſer ausgeführt ſind, in der Ferne hat? Kommt das nicht daher, daß man dem Bilde eine gewiſſe geiſtige Kraft zuſchreibt und ein Bild dem anderen vorzieht? Ja was iſt das für eine Ordnung, wenn man in Betreff irgend einer heiligen Perſon dem Bilde derſelben eine Ehre erweiſt, die ſie ſelbſt nicht annehmen würde, wenn ſie gegenwärtig wäre? Daß dem alſo ſei, erhellt hinlänglich aus dem Benehmen des Petrus gegen Cornelius, des Johannes gegen den Engel, der ihm erſchien, des Paulus und Barnabas gegen die Einwohner von Lyſtra. Giebt es dagegen wohl irgend eine göttliche Ehrenbezeugung, welche den ſogenannten Heiligen und ihren Bildern nicht wäre erwieſen worden? Was man auch zur Entſchuldigung vorbringen mag, kann man leugnen, daß ſie ihre Tempel, ihre Altäre, ihr Geweihtes, ihre Räucherung, ihre Anrufung, ihre Verehrung auf jegliche Art haben? Schreibt man nicht einigen Bildern die Kraft zu, alle Uebel zu heilen, während andern, obgleich ſie dieſelbe Perſon darſtellen, dieſe Kraft nicht zugeſchrieben wird?

„Ja ich kann es getroſt der Beurtheilung eines Jeglichen unter euch überlaſſen, ob der Jungfrau Maria, den Propheten, den Apoſteln, wenn ſie, ſelbſt mit der Herrlichkeit, welcher ſie jetzt im Paradieſe theilhaftig ſind, unter euch wären, ſolcherlei Ehrenbezeugungen angenehm wären, oder ob ſie nicht vielmehr das verabſcheuen würden, was ſie während ihres irdiſchen Daſeins ſo gottlos fanden. Ja ich ſehe mich gezwungen, noch weiter zu gehen und euch zu fragen, ihr Herren Doctoren, ob es in der Kirche Gottes zu dulden iſt, daß man vor einem Marienbilde, ja daß man vor Maria ſelber, wenn ſie noch

auf Erden wäre, mit lauter Stimme ihr in die Ohren ſänge: Omnibus es omnia (Allen biſt du Alles), was nur Gott zukommt. Noch mehr! Man ſagt ſogar zu ihr: Roga Patrem, iube Natum, iure matris impera (Bitte den Vater, heiße den Sohn, nach dem Rechte der Mutter gebiete)!

Beſonders eingehend erörterte Beza die Frage, ob dem Kreuze Verehrung erwieſen werden dürfe. Seine Antwort war: daß man als von Gott verbotenes Bild jede materielle Figur und Geſtalt natürlicher oder von den Menſchen erfundner Dinge anſehen müſſe. Freilich, ſei der Gebrauch des Kreuzes in der Kirche ſehr alt; indeſſen noch Arnobius bezeuge um das Jahr 330: Cruces nec colimus nec optamus (die Kreuze verehren wir nicht und begehren ſie nicht). Auch könne man nachweiſen, wie die Kreuzesverehrung nach und nach zugenommen habe. Angenommen, daß Helena daſſelbe Kreuz, an welchem Chriſtus gehangen, aufgefunden, obſchon Euſebius, der große Lobredner Conſtantins, nichts davon weiß, ſo ſagt man doch, daß ſie blos einen Theil davon in ein ſilbernes Gehäuſe verſchloſſen habe, dagegen von Emporheben, Küſſen, Grüßen, Anrufen iſt mit keinem Worte die Rede. Ein anderes Stück verwahrte Conſtantin, nach dem Bericht des Nicephorus inwendig in einer Bildſäule, die dem Kaiſer zu Ehren auf einer hohen, noch jetzt vorhandenen Porphyrſäule errichtet wurde. Auch aus den ſogenannten heiligen Nägeln machte er keine Reliquien, ſondern aus dem einen ließ er ſich eine Helmſpitze und aus dem andern ein Gebiß für ſein Handpferd machen."

Beza ſchloß ſeinen Vortrag mit den Worten:

„Wir danken Ew. Majeſtät unterthänigſt für das gnädige Gehör, das ſie uns zu geben geruht hat, und bitten Gott von ganzem Herzen, dieſer Handlung einen Ausgang zu verleihen, der zur Ehre und zum Preiſe ſeines heiligen Namens, zur Erbauung ſeiner ganzen Kirche und insbeſondre zur Wohlfahrt und zur Ruhe Ew. Majeſtät und des ganzen Ihr anvertrauten Königreiches gedeihen möge. Und da Ew. Majeſtät zu befehlen geruht haben, daß wir unſre Meinung ſchriftlich verfaſſen ſollten, ſo möge Sie dieſelbe in Gnaden entgegennehmen."

Hierauf las Beza folgende kurze Erklärung vor, welche er ſodann der Königin überreichte:

„Weil das Wort Gottes ausdrücklich jeden Gebrauch der Bilder, welcher einen äußeren oder inneren Dienſt in ſich ſchließt, ganz und gar verdammt, ſo können wir mit gutem Gewiſſen von einem ſolchen Gebote nicht laſſen, noch können wir billigen, was uns ausdrücklich verboten iſt.

„Wir glauben auch, daß nach demſelben Gebote, ſo wie es im alten Bunde und dann von den Apoſteln und ihren Nachfolgern während mehr als dreier Jahrhunderte beobachtet wurde, die Bilder weder in den Kirchen noch an ſonſtigen Orten aufgeſtellt werden ſollen, wo die Gläubigen ſich zum Gottesdienſte verſammeln, weil die Erfahrung augenſcheinlich beweiſt, daß die Men-

ſchen in religiöſer Beziehung niemals bei einem rechten Gebrauch der Bilder geblieben ſind.

„Darum bitten wir Gott, daß er ſie ganz vertilge aus der Chriſtenheit, und daß er Se. Majeſtät dem Könige den Eifer und die Tugend verleihe, ſie nach dem Beiſpiele des frommen Königs Ezechia ganz abzuthun.

„Sollte es aber dem Könige gefallen, ſie noch zu dulden, um unterdeſſen von uns zu vernehmen, worin wir etwa in dieſem Falle mit denen übereinkommen, welche verſchiedner Meinung ſind, ſo bitten wir Se. Majeſtät, uns doch folgende Punkte zu gewähren: 1) daß alle an ſich unerlaubten Bilder, wie diejenigen der Dreieinigkeit, des Vaters und des heiligen Geiſtes, die äußerlich unehrbaren, wie die meiſten der Jungfrau, die profanen, wie diejenigen der unvernünftigen Thiere und ſonſt andere unſchickliche Bilder und willkürliche Erzeugniſſe der Maler ganz abgethan werden. 2) daß die Bilder auf den Straßen, denen man nicht weniger Dienſt erweiſt als denen in den Kirchen, ebenfalls abgethan werden. 3) daß die in den Kirchen verbleibenden Bilder von den Altären und anderen Orten, wo man gewöhnlich niederknieet, weggethan und an ſolche Orte geſtellt werden, wo man nicht leicht Gelegenheit hat, ſich ihrer auf eine abergläubiſche Weiſe zu bedienen. 4) daß man das Volk ausdrücklich und mit Fleiß ermahne, keine Gabe, wie Wachs, Geld oder ſonſt etwas den Bildern darzubringen, und falls es doch geſchähe, daß man ſolche Gaben weder annehme noch billige. 5) daß man den Bildern im Allgemeinen keine Art weder äußerer noch innerer Anbetung und Verehrung erzeige, wie: vor ihnen niederknieen, zu ihnen wallfahrten oder beten, ſie bekränzen, beräuchern, berühren aus Andacht ꝛc. Endlich, die Kreuze von Holz oder ſonſtigem Material betreffend, obgleich ihr Gebrauch ſeit Conſtantin beſteht, ſo können wir ſie, da die Kirche in ihrer urſprünglichen Reinheit ſie nicht gehabt und da ſeither gerade mit dem Kreuze der allergröbſte Aberglauben getrieben wurde, ebenſowenig dulden als die anderen Bilder, und wollen uns damit begnügen, Chriſti Leiden in ſeinem lebendigen Worte abgemalt zu ſehen, ſowie Paulus zu den Galatern davon redet.

„Dieſes Alles vorausgeſetzt, und obgleich wir wünſchten, daß jeder Anlaß zum Aberglauben hinweggeräumt würde, und in Hoffnung, daß Gott den König je mehr und mehr ſtärken werde, geht unſre Meinung dahin, daß, wenn man nur im Uebrigen übereinkäme, man deshalb nicht unterließe fernerhin zuſammen zu kommen und ſich zu unterreden.

„Das wäre unſre geringe Meinung, durch welche wir jedoch den reformirten Kirchen des Königreichs nicht im Geringſten etwas zu vergeben gewillt ſind, als von welchen wir in dieſer Sache weder Auftrag noch Vollmacht haben.“

Beza's Worte machten auf die Königin-Mutter einen tiefen Eindruck. Denn die Macht der Wahrheit, welche in denſelben lag, mußte ihr um ſo fühlbarer werden, als auch die mittlere Partei der katholiſchen Collocutoren

ſich in der von ihr überreichten Erklärung zwar nicht für gänzliche Abſchaffung aller Bilder, aber doch gegen jede Art von Bildercult ausſprach. Die Königin verlangte daher auf das Entſchiedenſte die Fortſetzung des Geſprächs. Indeſſen kam es mittlerweile an den Tag, mit welchen Dingen das Triumvirat zu Paris umging und daß daher die Fortſetzung des Geſprächs nicht der Weg ſein könnte, auf welchem ſich eine friedliche Entwirrung der öffentlichen Verhältniſſe hoffen ließ. Denn man ſah, daß die katholiſche Partei bereits an die Macht der äußeren Gewalt Berufung eingelegt hatte. Indem daher die Königin alsbald ihre Entſchließung änderte, wurde Namens derſelben den verſammelten Collocutoren eröffnet, daß das Colloquium, welches nun gerade ſechs Tage gedauert hatte, aufgelöſ't ſei. — Natürlich war die katholiſche Partei darob voll großen Jubels.

§ 16.

Ausbruch des Religionskrieges. — Beza zieht mit den Hugenottenführern von Paris ab.

Die Wende der Zeiten war nun nahe herbeigekommen. Eine Pfingſtzeit hatte Frankreich erlebt, in welcher es mit dem Thaue des Evangeliums reichlich getränkt war, und wie mit Sturmesſauſen war der reformatoriſche Geiſt über alle Theile des großen Landes dahin gegangen, ſo daß es ſich eben jetzt entſcheiden mußte, ob das ganze Reich dem evangeliſchen Bekenntniß zufallen, oder ob der römiſche Glaube in ihm die Herrſchaft behalten ſollte. Denn bis dahin nahm die Zahl der Proteſtanten in den Städten und auf dem Lande, wie ein gleichzeitiger Bericht (Langueti epist. II, pag. 196 und 197) mittheilt, reißend zu. In Paris kamen zu einer Predigt bei dreißig- bis vierzigtauſend Menſchen zuſammen, ſo daß an demſelben Orte und zu derſelben Zeit zwei oder drei Prediger zugleich auftreten mußten. In der Gascogne bekam man auf vierzig Stunden in die Runde keinen römiſchen Prieſter zu ſehen, und die Bilder waren aus allen Kirchen verſchwunden; ebenſo in Nimes, Montpellier und in dem ganzen unteren Languedoc von der Rhone an bis zu den Pyrenäen hin. Zu Lyon wurde am 10. Januar 1561 das heilige Abendmahl von wenigſtens zehntauſend Communicanten nach reformirtem Ritus gefeiert. Dabei hatten andere zehntauſend Evangeliſche bewaffnet Wache gehalten, damit die hehre Feier nicht durch papiſtiſche Tücke geſtört würde; und am folgenden Tage communicirten die letzteren zehntauſend, während die erſteren unter den Waffen ſtanden. Indeſſen liefen beide Abendmahlshandlungen ohne die geringſte Störung ab; der königliche Statthalter hatte derſelben ſelbſt beigewohnt. Unter den Evangeliſchen zu Lyon bildete ſich ſogar eine beſondere italieniſche Gemeinde, welche den Straßburger Profeſſor Hieronymus Zanchi als ihren Prediger zu berufen beſchloß. In Bourges fanden die zahlreich beſuchten Communionen im Stadthauſe ſtatt, und zwar unter Leitung des ehe-

maligen Biſchofs von Nevers, Jacob Spifame, der in Begleitung von hundert und fünfzig Berittenen vom Adel aus dem benachbarten Iſſoudun zu dieſem Zwecke dahin gekommen war. In Orleans kamen bei einer Communionfeier bei zweiundzwanzig Tauſend zum Tiſche des Herrn, und in Rouen ſogar eine noch weit größere Zahl. Das Januaredict engte allerdings zahlloſe Gemeinden in läſtigſter Weiſe ein; indeſſen ließ der überaus milde Winter von 1561 — 62*) das Unangenehme des Beſuches von Gottesdienſten außerhalb der Gotteshäuſer weniger empfinden, und aller Orten richtete man daher in Scheuern, in Gärten und Feldern der Vorſtädte möglichſt bequeme Localitäten für die Verſammlungen ein. Es begreift ſich daher, daß der Cardinal von St. Croix (unter dem 7. Januar 1562 von Poiſſy aus) an den Cardinal Borromeus, Neffen des Cardinals Pius VI., ſchreiben konnte: „Dieſes Reich iſt gänzlich umgeſtürzt und iſt für daſſelbe keine Hoffnung mehr zu ſehen. Man hat es vor Augen, daß Alles an Haupt und Gliedern angeſteckt iſt. Ich bitte daher Seine Heiligkeit, mir die Gnade zu erzeigen, mich von hier zurückkehren zu laſſen, da ich nicht bei den Exequien dieſes unglücklichen Reiches zugegen ſein möchte.“ Einige Jahre ſpäter (Rochelle 16. September 1565) ſchreibt derſelbe: „Dieſes Reich iſt halb hugenottiſch.“

Aber in Paris war die Verſchwörung, welche die Ausrottung des Proteſtantismus zum Zwecke hatte, ſchon zum Abſchluß gekommen. Das Triumvirat ſammelte in aller Stille ſeine Streitkräfte; der elende König von Navarra war von demſelben vollſtändig umgarnt und machte dem ihm eingeflößten Haß gegen den Proteſtantismus nicht nur in ſeinem Benehmen gegen Beza, ſondern auch in der ſchmählichen Mißhandlung ſeiner edlen Gemahlin Luft; Coligny und d'Andelot, denen der Aufenthalt in St. Germain durch allerlei Verdächtigungen und Anfeindungen längſt gänzlich verleidet worden war, verließen gegen Beza's Rath den Hof und zogen ſich auf ihre Schlöſſer zurück, und auch die Königin-Mutter ließ es alsbald wahrnehmen, daß ihre Zuverſicht und ſomit auch ihre Gunſt ſich mehr und mehr der katholiſchen Partei zuwendete. Durch ein königliches Patentſchreiben wurde nämlich die im ſechſten Artikel des Januaredictes den Beamten ertheilte Erlaubniß, den evangeliſchen Gemeinde-Verſammlungen beiwohnen zu dürfen, nach dem Antrag des Parlaments dahin abgeändert, daß hier nur die niederen Polizeibeamten gemeint wären und auch dieſe nur, wenn ihr bürgerliches Amt ſie dort nöthig mache, keineswegs aber die Beamten der Parlamente und ſonſtigen Gerichte, welche (ſo heißt es in dem Reſcript) „bei unſrer und unſrer Vorfahren Religion bleiben und darin leben ſollen.“ Auch wurde in demſelben Patent der ſiebente Artikel, nach welchem die Abhaltung der Conſiſtorien oder Synoden nur von der Erlaubniß eines königlichen Beamten abhängig wär, dahin abgeändert,

*) Nach dreimonatlichem Regen trat ſchon im December Frühlingswetter ein (Langueti epist. II. Nr. 65).

daß darüber die Statthalter der Provinzen oder deren Stellvertreter allein entſcheiden, d. h. daß ſie die Verſammlungen nach Belieben zulaſſen oder verbieten ſollten. Zu größerer Verdeutlichung dieſer Beſtimmung war noch hinzugeſetzt, daß man hiermit im Königreiche nicht zwei Religionen, ſondern nur Eine gutheißen wolle, nämlich die der römiſchen Kirche. Hiernach — denn das war der langen Rede kurzer Sinn — wurde es den Parlamentsräthen zur Dienſtpflicht gemacht, katholiſch zu ſein, und die Freiheit des Bekenntniſſes war der Willkür der von dem Hofe gänzlich abhängigen Statthalter preisgegeben.

Indeſſen genügte auch dieſes dem Parlamente noch nicht. Vielmehr gedachte daſſelbe, in noch viel energiſcherer Weiſe dem Proteſtantismus den Garaus zu machen, weshalb es nicht allein die ſtricteſte Vollziehung des grauſigen Juliusedictes, ſondern auch noch die Anwendung einer Anzahl neuer Gewaltmaßregeln beſchloß. So ſollten z. B. die Ehen der Hugenotten für ungültig und die aus denſelben hervorgehenden Kinder für Baſtarde erklärt werden. Als daher (19. Februar) die Königin-Mutter mit dem König und der Königin von Navarra nach Paris kam und um der öffentlichen Ruhe willen die Publication des Januaredicts erwirken wollten, trat ihr das Parlament mit einem ſo fanatiſchen Starrſinn entgegen, daß ſie unverrichteter Sache wieder abziehen und dem Parlament freie Hand laſſen mußte.

Unter ſolchen Umſtänden ſah Beza nicht ein, was er fernerhin dem Evangelium in Frankreich noch nützen konnte. Er beſchloß daher, jetzt endlich nach Genf, wo man ſeiner ſo ſehnlich harrte, zurückzukehren und unterwegs auch den alten Vater nochmals zu ſehen. Indeſſen wollte er doch den Brüdern in Paris noch ein letztes Lebewohl ſagen und ſie noch einmal ermahnen, treu auszuhalten in dem Kampfe, der ihnen verordnet war. Beza begab ſich daher von St. Germain nach Paris, wo er Alles in der größten Gährung fand. Die evangeliſche Gemeinde wuchs von Tag zu Tag in's Ungeheuere hinein, und es konnte nicht fehlen, daß die herausfordernde Rohheit des Pöbels auf den Straßen und Plätzen der Stadt zu allerlei, mitunter blutigen Reibereien und Händeln führte. Da that ein Mann noth, der mit der Macht ſeiner Perſönlichkeit die Maſſen beherrſchen und innerhalb der Schranken halten konnte. Auf den dringenden Wunſch der Prediger und Aelteſten blieb daher Beza abermals in Paris, predigte Tag für Tag und half mit Rath, Ermahnung und Troſt, wo er nur helfen konnte. Beza ſtand da wie die Säule, an welche ſich die ganze, große Gemeinde von Paris anlehnte, und von der die gewaltige Bewegung, welche die Stadt durchzuckte, getragen war. Die Menge derer, welche täglich zu ſeinen Predigten eilten, wurde nach Tauſenden gezählt; und als die Königin, von Neugier getrieben, einſt kam, um den Zug der Hugenotten zu den Verſammlungen zu ſehen, ſtaunte ſie, als die unüberſehbaren Schaaren vor der Baſtille vorbei durch die Antoniusſtraße nach Pepincourt wallfahrteten. Da waren zahlloſe Bürger und deren Frauen — an dieſem

Tage abſichtlich in ihren beſten Feiertagskleidern erſcheinend —, Rechtsgelehrte und Parlamentsadvocaten in ihrer feierlichen Amtstracht, Studenten in geſchloſſenen Reihen einherziehend, viele von Adel zu Roß und zu Fuß, das Barett auf dem Haupte und die ſtolze Wehr an der Seite. Es mochten bei fünfundzwanzig Tauſend ſein, welche die Königin ſo vorüberziehen ſah; und an den nächſtfolgenden Tagen wuchs die Schaar noch mehr an.

Nur mit Mühe verbarg die katholiſche Partei ihre Wuth; aber die Tage, in denen die Hugenotten ihr Treiben ſo fortſetzen ſollten, waren denſelben von dem Triumvirat und dem Parlament zugezählt. Schon in der allernächſten Zeit ſollte das anders werden.

Die beiden Guiſen, der Cardinal und der Herzog Franz, waren eben von einer Conferenz mit dem frommen Herzog Chriſtoph von Würtemberg in Elſaß-Zabern am 18. Februar — wo Beide dem Herzog bei Verluſt ihrer Seelen Seligkeit heuchleriſch betheuert hatten, daß ſie an dem in Frankreich vergoſſenen Blute der Hugenotten unſchuldig wären und daß ſie die an denſelben verübten Greuel nie gebilligt hätten — zurückgekehrt, als dieſelben mit dem ſcheußlichen Blutbad, welches ſie am 1. März nach Banditen Art unter den zur Anhörung der Predigt in einer großen Scheune verſammelten Hugenotten zu Vaſſy anrichteten*), das Zeichen zum Beginne der Hugenottenverfolgung im ganzen Reiche und zum Beginne des Bürgerkrieges gaben.

Mit grauſigem Entſetzen hörten die Evangeliſchen in Paris ſchon am folgenden Tage von dem Gemetzel, welches der Herzog durch ſeine Rotte unter den Brüdern zu Vaſſy hatte anrichten laſſen. „Iſrael, zu deinen Zelten!“ erſcholl es da durch alle evangeliſchen Gemeinden des Landes hin; denn es galt jetzt, mit gewappneter Hand das Leben und dadurch den Glauben zu ſchirmen.

Daß das Schrecklichſte vorbereitet werde, war allerdings den Hugenotten-Häuptern und ſelbſt der Königin-Mutter ſchon längſt nicht mehr zweifelhaft geweſen, und die Letztere hatte daher nicht allein im Geheimen bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands angefragt, ob ſie erforderlichen Falles ſich ihrer Hülfe verſichert halten dürfte, ſondern auch auf Betreiben Condé's (am 6. März) die Publication des Januaredictes (wenn ſchon mit vielen erſchwerenden Clauſeln!) und deſſen Eintragung in die Parlamentsregiſter durchgeſetzt. Aber trotzdem, daß man dem Triumvirat zu Ehren des römiſchen Glaubens Alles zutraute, erkannten doch Alle, daß in Vaſſy Unerhörtes geſchehen ſei, und daß das ſo ſchändlich vergoſſene unſchuldige Blut um Rache gen

*) Es läßt ſich nicht nachweiſen, daß das „massacre“ zu Vaſſy von den Guiſen vor ihrem Eintreffen an dieſem Orte beabſichtigt worden ſei; vielmehr mag das freche Eindringen einiger Guiſarden in die Verſammlung der Hugenotten den Anlaß zu einer Rauferei gegeben haben. Aber Thatſache iſt es, daß die Guiſen das Blutbad unter einer wehrloſen Menge anrichteten.

Himmel ſchrie. Der Hof war damals von St. Germain auf das Schloß Monceaux bei Meaux (und in Folge deſſen waren Condé und die Königin von Navarra nach Paris) gezogen. Beza und ein Herr von Francourt begaben ſich daher — jener als Sprecher aller reformirten Gemeinden Frankreichs, dieſer im Namen des hugenottiſchen Adels — nach Monceaux, wo der erſtere in feierlicher Audienz, bei welcher auch der junge König und der König von Navarra zugegen waren, der Königin-Mutter den wahren Verlauf der Greuelſcenen von Baſſy darſtellte und im Intereſſe der Wohlfahrt des ganzen Königreiches um Handhabung der Gerechtigkeit bat. Wohlwollend hörte der König Beza's Vortrag an und verſprach ſtrenge Unterſuchung der Sache und Beſtrafung der Schuldigen. Aber die infernale Bosheit, welche das Herz des Königs von Navarra erfüllte, kam gerade bei dieſer Verhandlung zum erſten Mal offen an den Tag. In einer Fluth von Schmähungen, mit welcher er die Reformirten begeiferte, nahm er entſchieden für den Herzog von Guiſe das Wort, ſchalt über die Freiheit, mit welcher ſich die Hugenotten bewaffnet verſammelten, und rief ſogar im Uebermaße ſeines Zornes: „Wer den Herzog von Guiſe, meinen Bruder nur mit einem Finger anrührt, der vergreift ſich an meiner eignen Perſon*)!“ Denn der König wollte es durchaus nicht Wort haben, daß der Herzog ſchuldig ſei, weil die Hugenotten deſſen Leute mit Steinwürfen angegriffen hätten, ſo daß es nicht in des Herzogs Macht geweſen wäre, die Wuth der Seinen zurückzuhalten. Beza antwortete: „Wenn dem wirklich ſo wäre, ſo brauche ja der Herzog zu ſeiner Rechtfertigung nur Diejenigen vor Gericht zu ſtellen, welche ſich eines ſolchen Frevels ſchuldig gemacht hätten, und ſchloß ſeine Erwiderung mit den inhaltſchweren Worten: „Ja, Sire, es iſt wahr, die Kirche Gottes, in deren Namen ich hier vor Euch ſtehe und rede, muß Schmach erleiden und Streiche hinnehmen und darf keine zurückgeben. Aber hinwiederum möge Ew. Majeſtät auch wohl beherzigen und deß eingedenk ſein, daß die Kirche Gottes ein Amboß iſt, an dem ſchon viele Hämmer zu Schanden geworden ſind**).“

Von den Reizen der „ſchönen Rouet,“ einem Hoffräulein der Königin-Mutter umſtrickt, und von den Vorſpiegelungen des ſpaniſchen Geſandten (der ihm die Wiedererlangung des verlorenen Obernavarra oder Entſchädigung für daſſelbe für den Fall eines ernſtlichen Anſchluſſes an die katholiſche Sache zugeſagt hatte) bethört, hatte ſich jetzt der König von Navarra

*) Zur Erklärung dieſer Aeußerung muß beachtet werden, daß die Guiſen durch ihre Mutter Antoinette von Bourbon mit dem König von Navarra ganz nahe verwandt waren.

**) Von dieſem berühmt gewordenen Ausſpruche Beza's rührt die Titelvignette der demſelben zugeſchriebenen Histoire ecclesiastique her: drei auf einen Amboß ſchlagende Krieger mit der Umſchrift:

Plus a me frapper on s'amuse,
Tant plus de marteaux on y use.

zum erſten Male als einen entſchieden erbitterten Gegner des Proteſtantismus offen und beſtimmt erklärt. Von ſeiner frommen Gattin gemieden, ſuchte er ſeine Scham durch prunkvolle Proceſſionen zu verhüllen. Aber die Hugenotten nannten ihn verächtlich: „Caillette, qui tourne sa jaquette.“

Inzwiſchen kam die Kataſtrophe, welche die Geſchicke Frankreichs und des Proteſtantismus in Frankreich entſcheiden ſollte, unaufhaltſam immer näher heran. Man hörte davon, daß ſich der Herzog von Guiſe mit einer ſtarken Gefolgſchaft von Rittern und Reiſigen Paris mehr und mehr nähere, und am Morgen des 16. März kam die ſichere Kunde, daß er noch an dieſem Tage in voller Kriegsrüſtung in den Thoren der Stadt einziehen werde. Viele der Hugenottenhäupter riethen dringend, an dieſem Tage keine Verſammlung zu veranſtalten und keine Predigt zu hören, und die Gegner glaubten ſchon ſicher zu wiſſen, daß es doch jetzt das Hugenottenvolk nicht wagen würde, ſich öffentlich ſehen zu laſſen. Aber „auf und zur Predigt, wie gewöhnlich,“ rief Condé, „nur dießmal wohl gewaffnet und zum Schutze der bedrohten Verſammlung in voller Rüſtung!“ Auch Beza zog heute, mit einem Harniſch unter dem pelzverbrämten Mantel angethan, zu Pferd unter dem Haufen der hugenottiſchen Edelleute an die Predigtſtätte, die ſeit einiger Zeit in einem großen Garten, „Jeruſalem“ genannt, vor dem St. Jacobsthore war. Nach Beendigung des Gottesdienſtes — es war Nachmittags nach drei Uhr — zog Condé an der Spitze von ſieben- bis achthundert Reitern und einer unüberſehbaren Menge von Glaubensbrüdern, die ihm folgten, um dieſelbe Zeit durch das Jacobsthor in die Stadt wieder ein, als der Herzog von Guiſe, durch das Thor von St. Denys kommend mit etwa ſechszehnhundert Reitern, den Connetable von Montmorency zur Rechten und den Marſchall von St. André zur Linken, von vier Reichsmarſchällen und ſiebzehn Rittern des Michaelordens — damals des höchſten Ritterordens im Reiche — mit königlichem Pompe und von dem Jubelrufe des Pöbels begrüßt, ſeinen Einzug in die Stadt hielt. Mitten in der Stadt begegneten ſich die beiden kampfgerüſteten Schaaren: aber ob auch jeder der Ritter bereits die Hand am Schwerte hatte, — ſie zogen doch mit tiefem Schweigen an einander vorüber.

Aber die neue Gewaltherrſchaft, welche ſich jetzt in Paris feſtgeſetzt hatte, kündigte ſofort an, daß es jetzt in Frankreich anders werden ſollte, indem der Marſchall von Montmorency wegen ſeiner Sympathie für den Hugenottismus auf Verlangen ſeines eignen Vaters als Statthalter von Paris abgeſetzt und an deſſen Stelle der Cardinal von Bourbon ernannt und ſogar im Louvre einlogirt ward.

Paris war in fieberhafter Erregung. Aber die Gemeinde der Hugenotten und deren Führer ließen ſich durch das drohende Vorgehen der Gegner nicht im Mindeſten beirren, und hielten jetzt, da faſt jede Stunde neuen Zuzug, namentlich von Seiten des näher und entfernter wohnenden Adels brachte, täglich zwei Predigtgottesdienſte. — Unter den Vielen, die damals nach Paris

kamen, um in dieſer ernſten, drohenden Zeit mit den Brüdern getreulich zuſammen zu ſtehen, war auch die treue Gattin Beza's, die von Vezelay aus Beza's Vaterhaus kam, um fortan die Gefahren, denen der Gatte um des Herrn willen entgegenging, mit demſelben zu theilen.

Schon für die nächſten Tage hatte das Triumvirät ſeine erſten entſcheidenden Schritte beſchloſſen. Eine feierliche Proceſſion zu Ehren der Genoveva, als der Schutzheiligen von Paris, an welcher alle katholiſchen hohen Herren baarhaupt und zu Fuß Theil nahmen, war ein ſchickliches Mittel, um die Zahl derer, auf welche man rechnen konnte, ungefähr überſchauen zu können. Ein Verſuch zur Herſtellung der geſetzlichen Auctorität, den die Königin machte, indem ſie beide Parteien zur Niederlegung der Waffen aufforderte, wurde natürlich von den Guiſen mit Hohn und mit der Bemerkung zurückgewieſen, daß man unter den Waffen bleiben müſſe, weil Condé mit einem ſtarken Haufen in der Stadt liege und das Volk einen Ueberfall befürchte. Dagegen ſchickte man vom Louvre aus nach allen Seiten hin Commiſſare in die Städte, welche die Auflöſung der hugenottiſch geſinnten Heerhaufen bewirken ſollten. Auch beabſichtigte man, die Königin zur Publication einer Ordonnanz zu nöthigen, durch welche die evangeliſchen Predigten in Paris und im Weichbild der Stadt gänzlich verboten werden ſollten. Indeſſen war es zweifelhaft, ob dies von der Königin zu erreichen ſei. Man beſchloß daher, ſofort auf ſicherem und kürzerem Wege vorzugehn und durch raſche Aufhebung der Hugenottenführer der ganzen Partei das Haupt abzuſchlagen. Aber noch zur rechten Stunde erhielt Condé Kunde davon, daß man im Quartier Guiſe's eine auffallende Waffenbewegung wahrnehme. Eiligſt wurden dreihundert Bewaffnete in den Quartieren Condé's und der Königin von Navarra aufgeſtellt und fünzig bis ſechszig hugenottiſche Edelleute durchzogen zu Pferd die benachbarten Straßen, um einen Handſtreich zu verhindern.

Für den Kampf, den keine Macht mehr abwehren konnte, war es nun von entſcheidender Bedeutung, welche von den beiden Parteien die Hauptſtadt des Reiches behaupten würde, weshalb Beza dringend rieth, in Paris ſelbſt den Ausbruch des Kampfes abzuwarten und hier dem Feinde die Spitze zu bieten. Aber leider ward ſein wohlbegründeter Rath überhört; Condé ließ ſich durch die Verſicherung bethören, daß wenn er Paris verlaſſen, auch der Herzog von Guiſe aus der Stadt abziehen würde, und zog daher am Montag nach Palmſonntag (23. März) mit ſeinem Prediger Parucel, mit Beza, mit ſeiner hochſchwangeren Gattin, mit Beza's Hausfrau und mit einem Zuge von beinahe tauſend Pferden von Paris wirklich ab.

Das alſo hatte das Triumvirat erreicht: Die Hauptſtadt des Reiches und die ſtarke evangeliſche Gemeinde derſelben war nun in ſeiner Gewalt.

Voll trüber Ahnungen ritt Beza auf ſeinem ihm von der Königin von Navarra verehrten Thier dahin — denn die Würfel waren gefallen, und einen erſten verhängnißvollen Sieg hatten die Gegner ohne Opfer davonge-

tragen. Indeſſen ließ ſich vielleicht, was durch Ueberhörung ſeines Rathes verfehlt worden war, wiedergewinnen, wenn man von Meaux aus, wo der Zug der Hugenotten am folgenden Tag ankam, ſofort gegen Fontainebleau vorrückte, und hier ſich mit der Auctorität der Königin-Mutter und des Königs vereinigte. Allein auch dazu kam es nicht, und viele köſtliche Zeit ging verloren in Berathungen und Verhandlungen mit der Königin. Aber ein Gewinn war es für die Sache der Hugenotten, daß endlich — leider zu ſpät, das edle Heldenpaar, der Admiral und deſſen Bruder D'Andelot, jeder mit zahlreicher, völlig ausgerüſteter Begleitung in Meaux erſchien, wodurch Vertrauen, Hoffnung und Zuverſicht in die ſchon ganz entmuthigte Schaar der Hugenotten zurückkehrte. Schon vor der Ankunft des Admirals hatte Beza ein Rundſchreiben abgefaßt, welches für alle reformirten Gemeinden des Königreichs beſtimmt war. Daſſelbe lautete:

„Liebe Brüder! Wenn es unſerem Gott und Vater gefiele, die Herzen Derjenigen, die ſein Reich nicht dulden können, ſo zu lenken, daß ſie uns die wenige Freiheit, welche der König unſer Herr nach dem Rathe der Königin ſeiner Mutter, ſeiner Stände und der erlauchteſten Verſammlung des Königreichs gewährt hat, in Frieden genießen ließen, ſo könnten wir uns jetzt einiger Ruhe und Erleichterung erfreuen. Aber, weil es ihm nun gefällt, uns auch jetzt noch durch eben dieſelben zu prüfen, welche vordem ſchon die Werkzeuge und Urheber aller der Trübſale und ſchrecklichen Verfolgungen waren, die wir erduldet haben, ſo müſſen wir auch dieſelben Waffen ergreifen, mit denen wir bisher unter dem Beiſtande Gottes ſo glücklich geſtritten, daß wir trotz Feuer und Schwert zu einem den Abſichten und Beſtrebungen unſrer erbittertſten Gegner entgegengeſetzten Ziele gelangt ſind. Waffnen wir uns alſo mit Gebet, Hoffnung und Geduld, wodurch der Herr ſein Werk in uns vollenden wird. Inzwiſchen aber, weil Gott es mit uns ſo weit gebracht hat, daß Niemand unſre Ruhe ſtören kann, ohne gegen den geſetzlichen Schutz und die Erleichterung, welche des Königs Majeſtät nach ihrem Wohlgefallen uns hat angedeihen laſſen, zu handeln und ohne ſich folglich als Feind ſeiner Majeſtät und Gegner der Ruhe des Königreichs zu erklären, ſo giebt es kein Geſetz, weder göttliches noch menſchliches, das uns nicht erlaubte, auf unſrer Hut zu ſein und Hülfe bei Denjenigen zu ſuchen, welchen Gott nebſt der Auctorität auch den guten Willen verliehen hat, dieſen Unruhen zu ſteuern, je nachdem es die Wichtigkeit der Sache erheiſcht. Da aber dieſe Kirche (zu Paris) diejenige iſt, gegen welche der Satan am heftigſten kämpft und welche mehr als jede andere den Anfechtungen der Böſewichter ausgeſetzt iſt, ſo ſind wir auch die erſten, die euch rathen, liebe Brüder, daß ihr daran denkt, wie man dem gemeinſamen Uebel, das uns droht, nach den von Gott verliehenen Mitteln in dieſer dringenden Noth zu begegnen habe, obgleich es vielleicht ſchon ſo ſpät iſt, daß die Hülfsmittel nicht mehr zur rechten Zeit ankommen können.

„Durch den Ueberbringer Dieſes werdet ihr alſo die Bedrängniß erfahren,

in welche wir abermals vor Kurzem gerathen ſind, wie uns Gott durch die Standhaftigkeit, die Er Sr. Hoheit, dem Prinzen von Condé zu unſerem Beiſtande in dieſer Noth verliehen, bewahrt hat; wie dieſer Fürſt voll Eifer und guten Willens iſt, die Auctorität des Königs und die durch das letzte Edict den Kirchen gewährte Freiheit aufrecht zu erhalten, und endlich welche Streitkräfte unſre Feinde verſammeln und welche Drohungen ſie ausgeſtoßen haben. Daraus mögt ihr leicht abnehmen, daß wenn man jemals an ſich denken und ſich jemals rüſten muß, um ſolchen Anſchlägen zu begegnen, dieſes jetzt der Fall iſt, und daß es jetzt ohne alle Zögerung und lange Berathung geſchehen muß. Denn es handelt ſich jetzt darum, entweder an Religion und Gewiſſensfreiheit, an Hab' und Gut, an Leib und Leben zu Grunde zu gehen, oder ſich entſchieden und entſchloſſen mit allen Kräften Denjenigen zu widerſetzen, die nicht allein wie ſie von jeher gethan, Gott und aller Vernunft zum Trotz, ſondern auch gegen das vorher nie gewährte und jetzt endlich erſt erhaltene königliche Verbot nach unſerem Blute und nach unſerer Habe dürſten. Wir bitten euch alſo, ja wir beſchwören euch im Namen des Herrn, Alles was Gott in euere Hand gelegt hat, aufzubieten, um ſeine Ehre, euer und der Eurigen Gut und Blut gegen ſolche Feinde zu vertheidigen. Die Mittel und Wege betreffend, werdet ihr ſie theils von dem Ueberbringer Dieſes erfahren, theils werdet ihr ſie wohl ſelbſt ausfindig machen können. Nur um Eins bitten wir euch nochmals im Namen Gottes und ſo viel wir nur bitten können: werdet euch in ſolcher Noth nur nicht ſelbſt untreu, vielmehr bei einer ſo günſtigen Gelegenheit, die der Herr euch darbietet, beweiſet den Eifer und die Rührigkeit, welche die Sache erfordert.

„Liebe Brüder, wir empfehlen uns eurer Fürbitte und bitten unſern Herrn, euch in ſeiner heiligen Obhut zu bewahren. — Paris 25. März."

Mündlich ließ Beza die Gemeinden im Auftrag Condé's durch den Ueberbringer dieſer Anſprache noch auffordern, vor Allem dahin zu arbeiten, daß ſie im Namen des Königs und zum Zwecke der Aufrechthaltung des Januaredicts ſich der größeren, feſten Städte bemächtigten; und außerdem ließ Condé durch Beza auch die Häupter des hugenottiſchen Adels zum gemeinſamen Kampfe gegen die Gewaltſtreiche des Triumvirats aufbieten *).

*) Von dieſen merkwürdigen Briefen Beza's iſt uns nur Einer theilweiſe erhalten. Derſelbe iſt an den zweiundzwanzigjährigen Herzog von Nevers, Franz von Cleve, Statthalter der Champagne, gerichtet, deſſen Vater kurz vorher im evangeliſchen Glauben entſchlafen war. Die Zuſchrift lautet:

„Die Gewißheit, welche wir von den Gnadenwirkungen Gottes an euch haben, und die äußerſte Bedrängniß, in welche wir die Kirchen dieſes Königreichs verſetzt ſehen, haben uns nicht allein den Muth gegeben, ſondern es uns ſogar zur Pflicht gemacht, euch über den Zuſtand zu benachrichtigen, in welchem wir uns jetzt befinden; damit ihr dadurch um ſo mehr bewogen würdet, zu bedenken, was Gott von euch fordert, und das Elend einer Unzahl armer Leute, die gegen Recht und Gerechtigkeit, ja ſogar

Dabei war es für Condé und deſſen Anhang offenbar günſtig, daß die Königin, die ſich von dem Triumvirat für ihre Herrſchaft nichts Gutes verſprach, den Erſteren in eigenhändigen Briefen auf das Beſtimmteſte, jedoch ganz im Geheimen aufforderte, ſich die Erhaltung des Königs, der königlichen

---

gegen die königlichen Ordonnanzen in äußerſter Gefahr ſchweben, recht zu Herzen nehmen mögt. Ihr wiſſet, gnädiger Herr, und könnt es ſelbſt bezeugen, durch wieviel Prüfung und Trübſal der arme Haufe der Gläubigen zu Dem gelangt iſt, was ihm das Edict endlich gewährt hat, ſo daß auch unſre größeſten Gegner unſeres Elendes und Jammers ſatt ſein ſollten, wenn anders jener Krieg ein Ende nehmen könnte, welcher immerwährend zwiſchen dem Satan und der Kirche unſeres Herrn geführt werden muß. Eben jetzt, da wir hofften, unter dem Schutze des Königs und der Königin, ſeiner Mutter, einer gewiſſen Ruhe zu genießen, hat ſich dieſe Hoffnung in die gerechte Beſorgniß eines noch weit ſchlimmeren Zuſtandes verwandelt, als der vorige war. Denn wenn wir ſehen, wie Diejenigen, welche es ſich als Lebenszweck vorgeſetzt haben, uns zu haſſen und zu verfluchen, nicht allein ſich verbunden, ſondern auch mit Waffen aller Art, wie in offenem Kriege, verſehen; wenn wir hören müſſen, wie man uns täglich mit gänzlicher Ausrottung droht, wie man jüngſt unſre armen Glaubensbrüder zu Vaſſy, in eurer Statthalterſchaft, behandelt hat, was anders können wir daraus ſchließen, als daß gegen alles Recht und Gerechtigkeit, gegen die Abſicht und den gnädigen Willen des Königs und der Königin unſer Ruin und gänzlicher Untergang beſchloſſen, beſchworen und man bereits auf dem Wege zur Ausführung iſt. Das iſt in dieſem Augenblick der Zuſtand unſrer Angelegenheiten, welcher uns zwingt, uns nach irgend einem gerechten Mittel umzuſehen, nicht ſowohl unſre Feinde zu beleidigen, für die wir, nach Gottes Gebot Böſes mit Gutem vergeltend, täglich mit Muth und Herzen beten, ſondern vielmehr um uns zu wahren, im Falle daß uns gegen das ausdrückliche Verbot des Königs eine ſolche ſchmachvolle Gewalt angethan werden ſollte. Denn weil die obberührten Feinde nicht im Geringſten Anſtand nehmen, das Edict gegen die Bewaffnung mit Worten und Werken dergeſtalt zu brechen, daß ſie nicht etwa einen Haufen Kriegsleute, ſondern ein eigentliches Heer völlig ausgerüſtet und auf die Beine geſtellt haben, ſo können wir nicht umhin, es nach allem göttlichen und menſchlichen Recht und ohne Widerſtreit gegen den königlichen Willen für erlaubt zu halten, daß wir die Hülfe derer anrufen, welche durch ihr Anſehen, ihren Rath und ihre Macht im Stande ſind, unſre Unſchuld in Schutz zu nehmen. Sr. Hoheit, der Prinz Condé, voll wahrhaften Eifers für die Ehre Gottes und den Dienſt des Königs, hat daher dieſer Tage, als er ſah, von welchen Gefahren wir umringt waren, die verhältnismäßig geringe Anzahl von Edelleuten, welche in Paris und in der nächſten Umgebung ſich befanden, zuſammengerafft, um uns ſo unter dem Schutze des Königs und bei der uns vom Geſetz bewilligten Freiheit zu erhalten und um die Stadt vor der drohenden Verwüſtung und das Königreich vor der daraus zu befürchtenden allgemeinen Unruhe zu bewahren. Weil es nun Gott gefallen hat, euch, gnädiger Herr, unter die Angeſehenſten dieſes Reiches zu erheben, ja euch zu adeln über Alles durch die Erkenntniß ſeiner heiligen Wahrheit und euch zu ſchmücken mit der Furcht ſeines Namens und dem Eifer für ſeine Ehre,

Familie und des Königreichs angelegen ſein zu laſſen, indem er auf ſie ſelbſt als auf ſeine Mutter rechnen könnte. Würde ſie ſterben, ehe ſie ſich ihm dankbar erweiſen könnte, ſo werde ſie die Erfüllung dieſer Pflicht als ihren letzten Willen ihren Kindern gebieten. Die Königin verſprach ſogar, ſich ſelbſt zu Condé zu begeben, der nicht eher die Waffen niederlegen ſollte, bis die Guiſen daſſelbe gethan hätten. Indeſſen gaben Condé und der Admiral auf dieſe Briefe wenig, denn man wußte, daß auf die Geſinnung der Königin eben kein Verlaß ſei.

Das Triumvirat that inzwiſchen den letzten entſcheidenden Schritt, durch welchen es ſich der Poſition, die es einnehmen wollte, verſicherte, indem der Herzog von Guiſe mit ſeinen Schaaren nach Fontainebleau rückte, ſich der Königin-Mutter und des jungen Königs, überhaupt der königlichen Familie bemächtigte, und dieſelbe in das feſte Schloß Melun, welches längſt nur als Staatsgefängniß benutzt worden war, einquartierte. — Die Gefangenſchaft der Königin und des Königs als freiwilligen Aufenthalt zu bezeichnen war nicht ſchwer und gewährte dem Triumvirat den Vortheil, ſich ſelbſt als Vollzieher königlicher Befehle geltend machen zu können.

In Meaux hörte man von dieſem Gewaltſtreich frühzeitig genug; allein obſchon ſich in den letzten Tagen die Schaaren der Hugenotten durch Zuzug aus der Umgegend bedeutend verſtärkt hatten, ſo wußte man doch anfangs nicht, was zu beginnen ſei, bis endlich am Oſtermorgen der Entſchluß Condé's feſtſtand. Nachdem am Morgen dieſes Tages das kleine Heer der Evangeliſchen Beza's begeiſternde Predigt gehört und das heilige Abendmahl gemeinſchaftlich gefeiert hatte, ertönte in allen Straßen der Stadt die Lärmtrompete. Alsbald war daher der ganze reiſige Zug in raſcher Bewegung. Beza hatte vorher ſeiner Hausfrau in Meaux ein ſicheres Gewahrſam ausgemacht, — denn eine Rückkehr nach Genf konnte in der Unruhe und Unſicherheit dieſer Zeit nicht gewagt werden; und Condé hatte ſeine hochſchwangere Gattin in das feſte Schloß Muret bringen laſſen. Der Ritt ging nun geraden Weges auf Paris los, vor deſſen Thoren die Hugenotten am folgenden Nachmittag um drei Uhr erſchienen. Ein paniſcher Schrecken befiel die katholiſchen Gewalthaber der Stadt, die plötzlich Alles verloren ſahen. Um dem Feinde nur einen geringen Aufenthalt zu bereiten und ſich dadurch wenigſtens einige Zeit zu verſchaffen,

ſo haben wir nach dem Rath und mit der Bewilligung Sr. Hoheit des Prinzen Condé uns erkühnt, euch dieſen beſonderen Boten zu ſchicken, euch aufzufordern und flehentlichſt zu bitten, daß ihr in dieſer äußerſten Noth im Namen unſeres Gottes ſchleunigſt dieſer armen Kirche zu Hülfe eilen mögt, welche jetzt um ſo härter angelaufen und um ſo näher beſtürmt wird, weil vorauszuſehen iſt, daß von der Erhaltung derſelben der Zuſtand aller Uebrigen im ganzen Königreich abhängen wird. Wir begehren dieß nicht um unſertwillen, die wir ja ſolche Strafen wohl verdienen, ſondern um Jeſu Chriſti willen, der ſolches um die Allerhöchſten, wir um die Allergeringſten wohl verdient hat." —

ließ der Cardinal von Bourbon eiligſt die Straßen mit Ketten ſperren. Allein von dem Gedanken, ſich der Hauptſtadt des Reiches zu bemächtigen und von hier aus den Kampf zur Entſcheidung zu bringen, waren die Hugenottenführer wieder abgekommen, und ſo dringend auch Beza bat, daß man ſich kurzer Hand in Paris feſtſetzen möchte, ſo wurde doch ſein Rath wiederum überhört. Condé führte ſeine Schaaren bei St. Cloud über die Seine und kam mit denſelben nach einem über die Maßen forcirten Ritt unter dem Jubel der proteſtantiſchen Bevölkerung am 2. April glücklich in Orleans an, welche Stadt zur Burg der Hugenottenpartei Frankreichs von den Führern derſelben auserſehen war. Hierzu war Orleans allerdings vor vielen andern Städten des Reichs beſonders geeignet. Denn die Stadt war feſt und gut verwahrt, ſie war für den Verkehr mit allen Theilen des Reiches, insbeſondre mit dem proteſtantiſchen Süden günſtig gelegen und ihre Bevölkerung war vorherrſchend hugenottiſch. Darum hallten alle Straßen der Stadt von dem Geſange der Pſalmen Beza's wieder, als die Hugenottenſchaar in dieſelbe einzog.

§ 17.

Beza zu Orleans, und die Nationalſynode daſelbſt.

„Wir haben bisjetzt," ſchreibt Beza am dritten Tage nach ſeinem Einzug in Orleans an Calvin, „bei zweitauſend Pferde beiſammen, die übrigen Schwadronen erwarten wir jeden Tag. Fußvolk haben wir noch keins zuſammengezogen, ſondern nur Befehle zur Aushebung deſſelben angefertigt. Beinahe jeden Augenblick treffen ſeitdem verſchiedene, ja ſogar ſich ganz widerſprechende Briefe vom Hofe ein. Bald begehrt man eine Zuſammenkunft und mündliche Unterredung, bald lautet Alles auf Krieg. Für den Frieden haben wir zwei Bedingungen geſtellt: Genaue Vollziehung des (Januar-) Edicts und Entlaſſung und Entfernung der Feinde vom Hofe. Indeſſen kann ich leider nichts Anderes erwarten als den Krieg. Auf welche Art und Weiſe er aber geführt werden ſoll, das kann ich jetzt noch nicht vorausſehen, und noch vielweniger kann ich über den Ausgang etwas Gewiſſes ſagen, außer daß mein Vertrauen auf den Herrn ſteht. Unſre Nachbarn (nämlich die Berner) müſſen durchaus und ſchleunigſt von dieſer Lage der Dinge unterrichtet werden, dieweil es dahin gekommen iſt, daß entweder wir oder unſre Feinde zu Grunde gehen müſſen, wenn nicht ein Wunder geſchieht. Unſer Untergang aber wird nicht vereinzelt bleiben, ſondern auch den der Nachbarn zur Folge haben. Fragſt du aber, warum man denn nicht ſchon längſt Boten an die Nachbarn geſandt, ſo iſt die Antwort darauf: wenn ich die ſaumſelige Art der Unſrigen betrachte, ſo kann ich darüber nur ſeufzen. Im Uebrigen verſuche ich Alles, ſo viel an mir liegt, ſo daß es mir oft vorkommen will, als ob der geringe Erfolg das ſicherſte Anzeichen ſei, aus welchem man ſchließen könne, daß Gott Etwas vorhabe, das er ganz allein

zu thun beſchloſſen hat. Ihr erwartet mich auf den erſten Mai: vielleicht werdet ihr noch vor dieſer Zeit von meinem Heimgang hören. Nur bitte ich euch um Eins: betet mit mir, daß mir die Gnade verliehen werde, im Herrn zu ſiegen und zu ſterben. Welches von dieſen beiden ich vorzugsweiſe hoffen ſoll, weiß ich nicht. — Gott gebe, daß ich mit Nächſtem Gewiſſeres ſchreiben kann."

So dachte Beza in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts in der Hugenottenburg. Dunkel und ſchweigſam lag die Zukunft vor ihm, und Niemand konnte ahnen, was ſie bringen würde. Aber mehr als dieſes erfüllte ihn der Mangel an Energie und an richtiger Beurtheilung der vorliegenden Verhältniſſe, den er im Rathe der Hugenottenhäupter ſah, mit banger Beſorgniß. Daß er ſich aber dem Kampfe und der Gefahr nicht entziehen dürfe, daß er vielmehr dieſen Kampf als ein ihm von dem Herrn zugewieſenes Arbeitsfeld anzuſehen habe, das ſtand ihm unzweifelhaft feſt.

In Paris, wohin das Triumvirat den König und die Königin geſchleppt hatte, war inzwiſchen das Werk der Ausrottung des Proteſtantismus begonnen worden. Die Predigtſtätten Pepincourt und Jeruſalem waren verwüſtet und zerſtört, die reichen und angeſehenen Hugenottenfamilien waren der plünderungsſüchtigen Wuth des Pöbels preisgegeben, die Prediger hatten mit genauer Noth ihr Leben gerettet und waren nach Orleans geflohen, und das Triumvirat hatte (11. April) den König öffentlich erklären laſſen: man habe nie daran gedacht, das Januaredict zu verletzen, ſondern es ſollten aller Orten die Verſammlungen geſtattet und geſchützt ſein, nur nicht in Paris und in dem Weichbilde der Stadt, wo alle und jede religiöſe Verſammlungen der Hugenotten ein- für allemal unterſagt ſein ſollten. Zugleich wurde die Anwerbung von Söldnern in der Schweiz und in Deutſchland angeordnet, indem man hier wie aller Orten den Kampf, zu welchen man ſich rüſtete, als ein Kampf für die Auctorität des Königs und zur Bewältigung der Rebellen proclamirte.

Jetzt endlich dachte man auch in Orleans daran, mit größerer Rührigkeit, als es bisher geſchehen war, die eigne Schanze zu wahren und dem Feinde die Stirn zu bieten. An alle größeren Gemeinden ſandte Condé (8. April) zuverläſſige Edelleute mit der Mahnung, ihn und die Seinen ſofort entweder mit Mannſchaft oder mit Geld zu unterſtützen; in einem am folgenden Tage an das Parlament zu Paris abgeſchickten Manifeſt legte Condé den Zweck ſeines Vorgehens gegen das Triumvirat und die Gerechtigkeit ſeiner Sache dar; und am 11. April traten ſämmtliche Häupter und Edelleute der Hugenotten zu Orleans, nachdem ſie die Predigt gehört und das heilige Abendmahl genoſſen hatten, zuſammen, um vor dem Angeſichte Gottes unter ſich einen Bund aufzurichten, dem ſich jeder von ihnen mit Gut und Blut, mit Leib und Leben hingeben wollte. Es war eine ernſte feierliche Stunde, in welcher die frommen Männer einander die Hände reichten und

ein Gelübde ablegten, worin sie schwuren: Der Bund, zu dem sie sich vereinigt, habe den Zweck, das Königreich, den König und die Königin-Mutter wieder zu ihrer Freiheit und Unabhängigkeit und die königlichen Edicte zu ihrer Geltung zu bringen, und sollte bestehen, bis der König volljährig sein werde, damit dann die Bundesglieder demselben von ihrem Thun Rechenschaft ablegen könnten. „Und damit jedermann vernehme," so heißt es im zweiten Artikel, „daß wir mit gutem Gewissen und in der Furcht Gottes, den wir zum Beschützer unseres Bundes nehmen, das Gegenwärtige unternehmen, so erklären und schwören wir, nichts unter uns zu dulden, das den Geboten Gottes oder des Königs zuwiderlaufe, als Götzendienerei und Aberglaube, Gotteslästerung mit Schwören und Fluchen, Hurerei, Gewaltthat, Rauben und Plündern, Bilderstürmen und Kirchenreinigung ohne obrigkeitliche Auctorität und Anderes dergleichen, das von Gott oder durch das Januaredict verboten ist. — Um daher im Gehorsam des göttlichen Worts geleitet zu werden, wollen wir bei unseren Kriegshaufen tüchtige und treue Prediger und Diener Gottes haben, die uns Gottes Willen verkündigen, und denen wir, wie es sich gebührt, Gehör geben und folgen wollen." Als Haupt des Bundes ward der Prinz Condé anerkannt, und alle Räthe des Königs, welche nicht gegen ihre Pflicht die Waffen trügen, sollten als Angehörige dieses Bundes angesehen werden.

Beglaubigte Abschriften der Bundesacte wurden nun sofort in die Schweiz und über den Rhein an alle mit Frankreich in Verkehr stehenden Fürsten und Obrigkeiten geschickt, bei denen man außerdem gegen von feindlicher Seite ausgesprengte Lügen und Anschwärzung der Hugenotten durch klare Darlegung des wirklichen Sachverhalts energisch protestirte*).

*) Von den hierauf bezüglichen Berichten, welche Beza abfaßte, ist uns einer, nämlich der nach Bern und Zürich geschickte, erhalten. Derselbe schließt mit folgender Auseinandersetzung:

„— Die Feinde hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit Niedertretung der königlichen Edicte die Kirche von Paris zu verjagen, wo jetzt kein Tag vergeht, ohne daß der wüthende Pöbel irgend eine Grausamkeit verübt, zumal da ihm der ruchlose Connetable das Beispiel giebt. Die anderen Verschworenen führen den König und die Mutter manchmal aus und zeigen sie, um zu beweisen, daß sie nicht gefangen seien. Die beiden jungen Fürsten sind so unglücklich, daß sie ihr Elend sogar noch verbergen müssen und gezwungen werden, die Proscriptionsmaßregeln gegen die Unsrigen zu unterschreiben. — Weil wir nun überdieß erfahren haben, daß Boten zu euch abgegangen sind, welche die grundlosesten Lügen ausstreuen und Kriegsvolk gegen uns werben, so wollen wir hierin bei unsrer gerechten Sache stehen und thun, was unsre Pflicht ist. Wir beschwören euch daher im Namen Gottes, daß ihr uns, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln ihr keinen Grund habt, mehr Glauben schenken mögt als den Verleumdungen unserer Gegner.

„Die Unterschrift des Königs und der Königin oder ihr Siegel darf

Indeſſen ſollten die Hugenotten bald auch erfahren, in welchem Sinne das Triumvirat das Januaredict außerhalb der Stadt Paris zu vollziehen gedachte. Sonntags den 12. April fiel nämlich die guiſiſche Rotte über die Evangeliſchen zu Sens her, machte das neue Verſammlungshaus daſelbſt dem Erdboten gleich, plünderte gegen hundert Häuſer angeſehener und reicher Hugenotten, ſchlug wenigſtens eben ſo viele derſelben todt und ſchleppte die theilweiſe noch halblebenden Leiber der Niedergemetzelten in die Gayonne. Auch am folgende Tage dauerte das Morden fort. Unter den Schwibbogen der Brücken zu Paris ſah man die Leichen durchſchwimmen.

Die Schreckenskunde von dieſem neuen Blutbade war für die Hugenotten eine ernſte Mahnung zu raſchem energiſchem Handeln, während das hugenottiſche Volk zu Orleans in ſeinem Grimm über die verſchloſſenen katholiſchen Kirchen herfiel, ſie mit Gewalt öffneten und aller Bilder und Zierraten beraubten. In anderen Städten, deren ſich die Hugenotten bemächtigt hatten, geſchah Aehnliches.

Daß jetzt raſch und energiſch vorgegangen werden mußte, ſahen in Orleans Alle ein. Aber noch fehlte die nöthige Unterſtützung an Fußvolk, welche von einzelnen Städten zugeſagt war, und vor Allem fehlte es an — Geld. Nothwendig mußte man an die Opferwilligkeit der reichen Gemeinden an der Loire, die ſich bisher an der gemeinſamen Erhebung wenig betheiligt hatten, Berufung einlegen. Aber wer ſollte die Botſchaft Condé's ihnen überbringen und von wem konnte man ſich einer recht energiſchen und weiſen Einwirkung auf die Städte verſichert halten? Denn das Land zu beiden Seiten der Loire wurde fortwährend von einzelnen guiſiſchen Schwärmen durchſtreift, und wenn man daher auch wußte, daß zur Ausführung eines ſolchen Auftrags niemand geeigneter war als Beza, ſo wurde doch zu viel gewagt, wenn man ihn, der durch keinen Andern erſetzt werden konnte, den Gefahren einer Reiſe in das Land hinein preisgab. Allein, wenn man einmal die hugenottiſchen Städte anſprechen wollte, ſo mußte das doch jedenfalls durch den tüchtigſten und angeſehnſten Redner geſchehen, den man hatte, und da ſich Beza ſelbſt hierzu bereit erklärte, ſo wurde derſelbe von Condé bevollmächtigt.

Ueberall, wohin Beza kam, ſtellte derſelbe den Gemeindevorſtehern vor, wie thöricht es ſei, wenn jede hugenottiſche Stadt ſich vereinzelt zu ver-

euch nicht irre machen. Denn was werden die Gegner nicht Alles von dem gefangenen Knaben und der ſchwankenden Frau, ſeiner Mutter, herauszupreſſen wiſſen!

„Aber der alte Gott lebt noch und wird der Rächer unſrer Unſchuld ſein. Was wir an euch begehren, werdet ihr von Demjenigen, den wir eben deßwegen an euch abſenden, zur Genüge erfahren. Iſt irgendwie chriſtliches Erbarmen bei euch, ſo helft und ſteht der zahlloſen Menge der Brüder auf jede euch mögliche Weiſe bei und verhindert, daß nicht nach unſerem Untergange den ſchrecklichen Bluthunden eine breite Straße des Verderbens bis zu euch hin eröffnet werde.“

theidigen ſuche. Nur die Vereinigung aller Kräfte könnte helfen, weshalb ſie nothwendig ihre Mannſchaft und ihr Geld nach Orleans ſenden müßten, weil nur von hier aus durch eine gemeinſame Kriegführung unter Einem Haupte die Freiheit des Glaubens erkämpft werden könnte.

Nur mit genauer Noth gelang es Beza, den während ſeiner Reiſe von dem König von Navarra gegen ihn ausgeſandten Häſchern zu entgehen und nach Orleans glücklich zurückzukommen. Aber mehr als dieſes bekümmerte ihn der auffallende Mangel an Opferwilligkeit, den er faſt überall wahrnahm. Nur in Tours fand Beza für ſeine Werbung geneigteres Gehör. Im höchſten Grade verſtimmt, traf daher Beza in Orleans wieder ein, wo indeſſen die Wahrnehmung des ſtarken Zuzugs, der inzwiſchen von allen Seiten her eingetroffen war, und der Begeiſterung und Rührigkeit, die ſich überall kund gab, ſeinen Muth wieder hob. In dieſem gemiſchten Gefühle ſchrieb daher Beza unmittelbar nach ſeiner Rückkehr nach Orleans an Calvin: „Bis jetzt geht Alles ganz gut. Wir haben eine zahlreiche und tüchtige Reiterei beiſammen. Mit dem Fußvolk geht es langſamer, weil es aus weiter Ferne kommt. Aber ſobald ein gehöriger Theil angekommen ſein wird, werden wir unverzüglich den Feind angreifen. Nichts macht uns mehr Sorge, als die Zähigkeit der Gemeinden, um mich nicht härter auszudrücken. Ich habe einen Ausflug bis nach Angers gemacht, mit Lebensgefahr, und habe gar wenig oder vielmehr gar nichts ausgerichtet. — Aber in dem Bilder- und Altarzerſtören haben ſie einen unglaublichen Eifer, dem wir leider ſelbſt hier auf keine Weiſe ſteuern konnten. Kurz es iſt Alles das Unterſte zu oberſt gekehrt, ſo daß mich bei dieſem Anblick Betäubung und Staunen zugleich ergreift. Denn in hundert Jahren würden die Feinde, wenn ſie auch Sieger wären, das nicht wieder herſtellen können, was nur in Zeit von etwa zwei Stunden zerſtört worden iſt. — Unſre „„Bewußte““ (Königin-Mutter) iſt grade wie eine Gefangene, und nach ihrer bekannten Art ſind alle ihre Antworten voll Zweideutigkeit und Aengſtlichkeit. Wir aber ſchlummern nicht, obgleich mich das ewige Aufſchielen und Zuwarten über die Maßen quält und ängſtlich macht; aber ich ſehe kein Mittel, wodurch ich ihm zeitig genug abhelfen könnte, es ſei denn, daß jene ebenſo ſtumpfſinnigen als hitzigen Leute (nämlich die Gemeinden, welche Beza beſucht hatte) ihre ganze Geſinnung gründlich ändern. Paſſy (der ehemalige Biſchof Spifame, Herr von Paſſy) und ich, kurz wir Alle arbeiten und thun mit Gottes Hülfe unſer Möglichſtes. Gott gebe nur, daß alle dieſe Mühſeligkeiten und Anſtrengungen diejenigen Früchte bringen, welche wir wünſchen und zu hoffen berechtigt ſind. Lebe wohl ſammt allen Freunden und Brüdern. Der Herr ſei mit dir, mein theurer Vater in Chriſto und gebe mich ſobald als möglich nach glücklichem und ſiegreichem Abſchluſſe unſrer Angelegenheiten dir, das heißt, mir ſelbſt wieder zurück.“

Uebrigens war Beza in Orleans kaum wieder zu Athem gekommen, als

er ſich ſofort in eine neue, ſeine ganze Arbeitskraft in Anſpruch nehmende Thätigkeit hineingeſtellt ſah. Während ſeiner Abweſenheit war nämlich die dritte Nationalſynode der reformirten Kirche Frankreichs, trotz der Kriegsnoth faſt von allen zu ihr gehörenden Gemeinden beſchickt und trotz der Unruhe, die das Waffenleben mit ſich bringen mußte, in Orleans zuſammengetreten. Ihr Moderator — mit welchem Titel man die Präſidenten der vénérable compagnie zu Genf und der franzöſiſchen Synoden bezeichnete, weil man jeden hierarchiſch klingenden Amtstitel mit ängſtlicher Scheu zu vermeiden ſuchte, — war der achtundzwanzigjährige Pariſer Prediger, Anton de la Roche, Herr von Chandieu, unter deſſen Vorſitz die Synode — eine unter Lebensgefahr am Waffenplatze der Glaubensbrüder zuſammengekommene Schaar geiſtlicher Streiter — eröffnet war. Die weltlichen Herren, die damals in Orleans weilten, Prinz Condé, deſſen Schwager La Rochefoucauld, der Admiral, deſſen Bruder D'Andelot und andere nahmen an den Sitzungen der Synode regelmäßig Theil, — „um der Verſammlung einen officiellen Charakter und größere Auctorität zu geben" und „um die chriſtlichen Erörterungen und heilſamen Beſchlüſſe anzuhören, welche vorkommen würden." Denn die, welche *mit* dem Worte und die, welche *für* das Wort ſtritten, waren ja in der That und Wahrheit damals Genoſſen Eines Kampfes, wie es anderswo kaum jemals in der Kirche vorgekommen iſt.

Ein Beſchluß, den die Synode in Betreff der Bedingungen ſtellte, unter denen evangeliſch geſinnte Biſchöfe in die Kirche aufgenommen werden könnten, zeugt von dem geiſtlichen Ritterſinn, der die Verſammlung beſeelte. Mit völliger Nichtachtung aller äußeren Vortheile, welche der Anſchluß der Biſchöfe an die Reformation grade damals gewähren konnte, wurde nämlich von der Synode erklärt: Prälaten und Ordensleute könnten nur dann in den Dienſt der Kirche aufgenommen werden, wenn ſie auf ihre Pfründen und auf alle aus der römiſchen Kirche herrührenden Einkünfte verzichtet, wegen ihres bisherigen Lebens öffentlich ihre Reue bezeugt, längere Zeit hindurch einen wirklich chriſtlichen Wandel bethätigt und die zum Dienſte der Kirche erforderliche ordentliche Vocation durch Erwählung erhalten hätten. Außerdem wurden verſchiedene andere Anordnungen vereinbart, welche durchweg die Aufrechthaltung der größten Strenge im inneren und äußeren Leben der Kirche zum Zwecke hatten. So wurde z. B. beſchloſſen, daß allen evangeliſchen Schriftſtellern, Buchdruckern und Buchführern auf das Strengſte unterſagt werden ſollte, irgend eine Schrift religiöſen Inhaltes zu veröffentlichen, welche nicht die Cenſur eines Conſiſtoriums paſſirt hätte. Daher wurde auch ein Verſuch, den ein in Genf anſäſſig gewordener Pariſer Gelehrter, *Johann Morely*, damals machte, den Rigorismus der Calviniſchen Kirchendisciplin zu brechen, mit unerbittlicher Strenge als ein die Kirche antaſtendes, frevelhaftes Attentat von der Synode gerichtet. Morely

hatte nämlich im Frühling dieſes Jahres zu Lyon ein Buch „Von der chriſtlichen Kirchenordnung und Polizei“ mit einer an den milden Peter Viret (damals zu Montpellier) gerichteten Dedication drucken laſſen, worin er in freilich ganz ruhiger Sprache eine Aenderung der Kirchenverfaſſung nach democratiſchen Prinzipien beantragte; und um ſeiner Expoſition Anerkennung zu verſchaffen, war er ſelbſt nach Orleans gekommen, wo damals das eben im Druck vollendete Buch zum erſten Male auftauchte. Beza ſelbſt war dem ihm wohl bekannten Verfaſſer auf dem Eſtapeplatz zu Orleans begegnet, als dieſer eben in die Stadt eingeritten war, hatte ihn herzlich willkommen geheißen, und war ganz damit zufrieden, daß dieſer, wie er ſagte, der Synode einiges zur Erbauung der Kirche Dienliche vortragen wollte. Aber bald erfuhr Beza, was der Genfer Bekannte eigentlich im Schilde führte. Er ſah das Buch und begriff ſofort, daß Morely nichts Anderes vorhatte, als dasſelbe in der Zeit, wo die feſteſte Einigung aller Glieder der Kirche, die ſtrengſte Aufrechthaltung der beſtehenden Ordnungen und die gänzliche Beiſeitſtellung aller Streitfragen eine Lebensbedingung der Kirche war, als eine Brandfackel in den mit ſo vieler Mühe zu Stande gebrachten Bau der Gemeinden zu werfen. Das Alles hielt Beza in beredter Sprache der Synode vor und bewirkte es daher, daß dieſelbe decretirte: Morely's Buch ſei als eine der Kirche ſchädliche Schrift zu verwerfen, der Verfaſſer habe fernerhin über den von ihm in ſo anſtößiger Weiſe zur Sprache gebrachten Gegenſtand zu ſchweigen, und da vielleicht Manche durch das Buch ſchon bethört ſein könnten, ſo ſollte dieſes Urtheil Sonntags von allen Kanzeln herab den Gemeinden, jedoch ohne daß Morely's Name genannt würde*), bekannt gemacht werden. Außerdem wurde es Morely anheimgegeben, ſich über die Gründe dieſes Verdammungsurtheils von Beza Belehrung geben zu laſſen. Indeſſen wartete Beza auf deſſen Beſuch vergebens, da Morely ſich alsbald von Orleans entfernte und ſich nach Tours und an andere Orte begab, wo er die Gemüther in der gehäſſigſten Weiſe gegen Beza aufzureizen verſuchte. Dieſer hatte daher über Morely's leidige Oppoſition gegen den Calvinismus der Kirchenverfaſſung noch vielen Verdruß. In Orleans ſelbſt mußte er ſich mehrfach wegen ſeines Einfluſſes auf das Urtheil, welches die Synode über das Buch gefällt hatte, zur Rede ſtellen laſſen, wobei es ihm freilich immer gelang, die gegen ihn geäußerten Bedenklichkeiten vollſtändig zu beſeitigen, ſo daß in Orleans keine Verſtimmung hierüber verblieb. Aber nach Genf zurückgekehrt, veranlaßte Morely eine Aufregung in der Kirche, daß ſich zwei Nationalſynoden mit ihm vorzugsweiſe beſchäftigen mußten. Indeſſen behauptete der Geiſt des Calvinismus ſein Recht: Morely's Buch ward in Genf von Henkers Hand öffentlich verbrannt.

*) Morely hatte ſich auf dem Titel ſeines Buches nicht genannt; nur die Ueberſchrift der Dedication enthielt ſeinen Namen.

Auch mit einem früheren Gegner, dem ehemaligen Pariſer Carmeliter Hieronymus Bolſec kam Beza bei Gelegenheit der Synode zu Orleans zuſammen. Bolſec erſchien damals als reuiger Sünder, der das von ihm der Kirche gegebene Aergerniß mit aufrichtigem Herzen beklage und Troſt ſuche. Beza freute ſich herzlich, als er zu ſehen glaubte, daß Bolſec wirklich anderes Sinnes geworden war, und ſuchte ihn zu beruhigen und zu tröſten Aber zwanzig Jahre ſpäter lohnte ihm Bolſec mit einer durch und durch lügenhaften Schmähſchrift, welche dieſer gegen ihn veröffentlichte*).

Uebrigens wußte die Synode recht gut, daß Morely mit den von ihm bevorworteten Meinungen und Wünſchen in der Kirche nicht allein daſtand, weshalb man es für rathſam erachtete, durch Beza eine „Ermahnung an die durch das Königreich Frankreich zerſtreuten Gläubigen, ſich zu hüten vor Denjenigen, die ſich ohne geſetzliche Berufung in den Dienſt des Evangeliums eindrängen" ausarbeiten und verbreiten zu laſſen, worin der Gehorſam gegen die nach dem Worte Gottes hergeſtellte Ordnung der Kirche als die erſte Pflicht, die dem Gläubigen obliege, und die Geringſchätzung der kirchlichen Berufung zum Predigtamt als der ärgſte Frevel, der an der Kirche begangen werden könnte, in ebenſo lebendiger als ernſter Sprache hingeſtellt ward.

§ 19.

Reformirte Mannszucht im Hugenottenheer zu Orleans. — Beza's Manifeſt in Condé's Namen, ſeine Miſſion nach Deutſchland und Rückkehr nach Genf.

Im Allgemeinen war damals die Lage der Hugenotten eine ganz günſtige und hoffnungsreiche zu nennen. Eine Anzahl der größten Städte des Reiches, Lyon, Rouen, Bordeaux, alle Städte an der Loire (nur Angers ausgenommen), faſt alle Städte in dem unteren Languedoc, in der Provence und im Delphinat waren faſt zu gleicher Zeit ohne Schwertſtreich in die Gewalt der Hugenotten gekommen. Auch aus den Kreiſen des Adels gewann die Partei derſelben mehr und mehr Zuwachs und es ſchien faſt, als werde das Triumvirat, ohne daß man zum Kampfe gegen daſſelbe vorzuſchreiten brauche, allmählich durch gänzliche Iſolirung im Reiche unſchädlich und machtlos gemacht werden. Die Gemeinde zu Lyon erließ daher (3. Mai) in froheſter Siegeshoffnung bereits eine Zuſchrift an den König, worin ſie ihn wegen des Sieges, den unter ſeiner Regierung das Evangelium in Frankreich davontrage, beglückwünſchte und ihn einlud, in ihre Stadt zu kommen,

*) Es war dieſes die Histoire de la vie, moeurs, doctrine et deportements de Theodore de Bèze, archiministre a Genève etc., welche Bolſec im Jahre 1582 zu Lyon erſcheinen ließ, und welche den Papiſten ſo willkommen war, daß Pantaleon Thevenius ſie im Jahre 1592 zu Ingolſtadt in lateiniſcher Ueberſetzung herausgab.

wo er Zeuge der treuen Hingebung gegen ihn, von der alle Evangeliſchen beſeelt wären, ſein ſollte.

Mehr aber als alle dieſe glücklichen Erfolge, welche der Proteſtantismus errungen hatte, konnte die denſelben vor Allem in dem großen Heerlager zu Orleans erfüllende ſittliche Kraft als eine Bürgſchaft für ſeinen endlichen Sieg über die Gegner angeſehen werden. In Orleans bildete ſich damals ein Heer, deſſen einzelne Beſtandtheile aus allen Theilen und allen Ständen des Königreichs zuſammengekommen waren, ein Heer, in welchem Niemand um des Soldes, ſondern wo Alle um des Glaubens willen freiwillig dienten. Da hätte es ſonſt wohl nur der eiſerne Wille militäriſchen Despotismus vermocht, die ſo verſchiedenartigen Elemente zu einem brauchbaren Ganzen zuſammenzufügen und in den Schranken der Zucht und Ordnung zu erhalten. Aber mehr als der militäriſche Despotismus vermochte hier der Geiſt, der jedem einzelnen Kriegsmann zu einem gehorſamen Waffenträger Gottes gemacht hatte und der in dem ganzen Kriegsheer zu Orleans eine wahrhaft chriſtliche Waffenbrüderſchaft erkennen ließ. Ein Augenzeuge des damaligen Kriegslebens zu Orleans, der als ruhiger und zuverläſſiger Berichterſtatter bekannte La Noue theilt uns noch nach zwanzig Jahren in ſeinem niederländiſchen Gefängniß hierüber Folgendes mit*):

*) Vergl. hiermit auch den Bericht eines entſchiednen Gegners der Hugenotten (Varillos, hist. de Charles IX.), Tom. I. p. 162 ff.: „Da die Prediger dieſer Partei ihre Ehre darein ſetzten, die Kirche wieder in die Reinheit zurückzuführen, in der man ſie zur Zeit der Apoſtel geſehen hatte, ſo hielten ſie die Soldaten in einer beiſpielloſen Maßhaltigkeit (modestie) und in einer Strenge der Zucht, deren man die Franzoſen nie für fähig gehalten hätte. Jede Compagnie hatte ihren Prediger, der keine von den unter Katholiken ſo gewöhnlichen Ausſchweifungen und Gotteslästerungen duldete; und grade an dieſem Kennzeichen unterſchied man die beiden Lager von einander. In dem Lager der Calviniſten betete man regelmäßig zu Gott; die Beſtrafung folgte den Vergehen auf dem Fuße und ſtand in richtigem Verhältniß zu ihnen. Müßiggang und Ueppigkeit waren gleich verbannt; und wenn das Anſehen des Marſchall Briſſac groß genug war, um in ſeiner Armee zu bewirken, daß alle Streitigkeiten gütlich beigelegt wurden, ſo ging das der Prediger inſofern, als ſie das Geheimniß, ihnen zuvorzukommen, aufgefunden hatten, noch über daſſelbe hinaus. Nur Pſalmen wurden bei den Calviniſten geſungen; Spiele waren unter ihnen weder zum Zeitvertreibe, noch des Gewinnes wegen üblich. Man brachte nur grobe und durchaus nothwendige Nahrungsmittel zum Verkauf, und wenn die Marketender andere brachten, ſo wurden ſie ſtreng beſtraft. Freudenmädchen konnten dort keine Stätte finden, und ſobald man deren traf, ſo nöthigte man Die, welche dieſelben unterhielten, ſie zu heirathen. Die Kaufleute und Bauern verkauften ihre Waaren in voller Sicherheit, und die Soldaten entfernten ſich nie von ihren Fahnen, um zu maraudiren. Während des erſten Krieges wurde das Calviniſche Heer nur durch Ein öffentliches Verbrechen beſudelt."

„Was den mächtigſten Einfluß ausübte und Alles in den Schranken der Zucht und Ordnung hielt, das waren zuerſt die beſtändigen eindringlichen Ermahnungen in den Predigten, bei denen die geſammten Haufen in den Waffen ſich täglich einfanden und wo Jedermann eingeſchärft wurde, dieſelben nicht zur Unterdrückung des armen Volkes zu mißbrauchen; ſodann der tiefe religiöſe Ernſt und Glaubenseifer, von dem die Meiſten beſeelt waren und getrieben wurden und der ſich damals in ſeiner ganzen Kraft ſo ſehr offenbarte, daß Jeder ohne äußeren Zwang ſich freiwillig zügelte, um nicht zu Dingen hingeriſſen zu werden, welche ſonſt ſehr oft auch durch die gräßlichſten Strafen nicht verhindert werden können.

„Vor Allem zeigte ſich in dieſen erſten Zeiten der Adel ſeines Namens wahrhaft würdig. Denn auf ſeinen Zügen über Feld, wo die Ungebundenheit ohne allen Vergleich größer zu ſein pflegt als in den Städten, plünderte er weder noch ſchlug er ſeine Wirthe und war mit Wenigem ſehr zufrieden. Die Hauptleute und die meiſten dieſer Herren, welche von Hauſe etwas mitgebracht hatten, bezahlten ordentlich, was man ihnen gab. Man ſah Niemanden aus den Häuſern fliehen und hörte weder Jammergeſchrei noch Klagen. Kurz es herrſchte mitten in der großen Bewegung und in den Kriegsgetümmel eine vortreffliche Ordnung. Kam ein Vergehen oder ein Verbrechen in einem Haufen vor, ſo ſtieß man den Uebelthäter auf oder man überließ ihn der Gerechtigkeit. Der Abſcheu vor jeglicher Schlechtigkeit und Unthat war ſo groß und allgemein, ſo groß der Eifer für das Gute, daß die beſten Geſellen es nicht wagten, auch nur den Mund zu öffnen, um einen Uebelthäter zu entſchuldigen.

„In dem Lager zu Vauſſudun bei Orleans, wo Condé beinahe vierzehn Tage verweilte, zeigte auch das Fußvolk, daß es von demſelben Geiſte beſeelt war. Vier oder fünf Dinge, die mir vor Allem auffielen und mir im Gedächtniß geblieben ſind, verdienen ganz beſonders erwähnt zu werden; Fürs Erſte, daß unter dieſem großen Heereshaufen kein Fluchen und Schwören noch ſonſt ein Mißbrauch des göttlichen Namens zu hören war. Denn wenn irgend Einem mehr aus früherer Gewohnheit denn aus Bosheit etwas dergleichen entfuhr, ſo fielen die Andern mit rechtem Ernſt zürnend über ihn her und das hielt Viele im Zaum. Für's Zweite hätte Niemand in allen Lagerquartieren auch nur ein paar Würfel oder ein Kartenſpiel finden können, welche die Urſache von ſo unzähligen, oft blutigen Händeln und ſchmählichen Betrügereien ſind. Zum Dritten waren die Weiber, welche ſich an ſolchen Orten gewöhnlich nur der Lüderlichkeit wegen aufhalten, aus allen Standquartieren verbannt. Zum Vierten ſah man keinen ſein Fähnlein verlaſſen, um auf Beute auszugehen, ſondern Alle begnügten ſich mit dem geringen Solde, welchen ſie empfangen hatten, oder mit den Lebensmitteln, welche unter ſie vertheilt worden waren. Morgens und Abends endlich, beim Aufſtellen und Ablöſen der Wachen wohnten alle Haufen dem öffentlichen Ge-

bete bei und erſcholl der Geſang der Pſalmen weithin in den Lüften. Und bei dieſen heiligen Handlungen nahm man eine aufrichtige Frömmigkeit und Andacht ſelbſt bei denen wahr, welche ſich ſonſt im Kriege wenig damit abzugeben pflegen. Obgleich die Gerechtigkeit unerbittlich ſtreng gehandhabt wurde, ſo empfanden doch nur Wenige ihren ſtrafenden Arm, weil in der That wenig Frevel zum Vorſchein kam. Gar Mancher war mit vollem Rechte über den Anblick eines ſolchen Geiſtes der Ordnung erſtaunt."

Allerdings gab es eine Ausſchreitung gewiſſer Art, welche die Führer der Hugenottenpartei bei dem beſten Willen nicht immer zu verhindern vermochten, nämlich die Bilderſtürmerei, zu der die Hugenotten namentlich in den kleineren Städten immer geneigt waren. Das Gefühl der Entrüſtung über die unerhörte Mißhandlung, die ihnen von den Gegnern jahrelang angethan war, machte ſich eben in der Wuth, mit der man die Götzen der Gegner überfiel, unwillkürlich Luft. Aber jederzeit boten Condé, der Admiral, Beza, überhaupt Alle, welche an der Spitze der Bewegung ſtanden, alles nur Mögliche auf, um ſolche Exceſſe thunlichſt zu verhindern. An die edle Königin von Navarra, welche grade mit Beziehung auf die bilderſtürmiſchen Gewaltthätigkeiten der Hugenotten die bitterſten Vorwürfe von Seiten der katholiſch geſinnten Großen zu hören hatte und welche ihre Bekümmerniß in einem Briefe an Beza, den ſie ſo gern bei ſich gehabt hätte, ausſprach, richtete derſelbe ein Troſtſchreiben voll ernſter Mahnung und Beruhigung, worin er die fromme Dulderin aufforderte, mit Ergebung in den Willen Gottes den Dingen, die da kommen würden, entgegenzuſehen*).

*) Die Königin hatte insbeſondere auch darüber ihren Schmerz ausgeſprochen, daß Beza den Namen ihres Gemahls aus dem Kirchengebet geſtrichen hatte, womit auch ihr Name in dem Gebet von ſelbſt in Wegfall gekommen war. Beza ſtellte daher der Königin, um ſie hierüber zu beruhigen, Folgendes vor:

„Ich kann mir gar wohl denken, daß außer der Betrübniß, welche ſämmtliche Kirchen mit Ew. Majeſtät theilen, diejenige, welche euch perſönlich betrifft, ſo bitter iſt, daß man ein Barbar ſein müßte, wenn man nicht darüber ein ſchmerzliches Mitleiden empfinden und auf irgend ein Heilmittel bedacht ſein wollte. Um wieviel mehr muß nicht Ew. Majeſtät von meiner Theilnahme an dieſem Kummer überzeugt ſein in dem ganzen Maße, wie es ſchon mein Amt begehrt, und es alle die Verpflichtungen, die mir gegen Ew. Majeſtät obliegen, mit ſich bringen. Aber bei dem Allen muß Gottes Ehre und Seine Verherrlichung als oberſte und allgemeine Regel und Richtſchnur unſrer Gefühle unangetaſtet ſtehn bleiben. Ich will daher Ew. Majeſtät frei herausſagen, was ich davon denke, und wie ſich Die Kirchen hier zu Land darin halten.

„So lange der König, euer Gemahl, ſich äußerlich anließ, als ob einige Gottesfurcht in ihm wäre, iſt er mit euch in dem Gebet genannt worden, in der Hoffnung, daß er ſich allmählich beſſern würde, wie er dieß ſo oft verſprochen hat. Als man dann ſah, daß er mit den Feinden Gottes gemeinſchaftliche Sache machte, hat man deſſen ungeachtet nicht unterlaſſen,

Uebrigens war auch Beza voll froher Siegeshoffnung und zweifelte nicht daran, daß, wenn die Gunſt der Zeit benutzt würde, der Sieg den Hugenotten zufallen müßte. „Wir ſind auf dem Punkte auszuziehen," ſchrieb er am Schluß ſeines Briefes an die Königin von Navarra, „und bis jetzt haben

---

ihn dem Gebete der Kirche namentlich zu empfehlen, und zwar um ſo wärmer, je augenſcheinlicher man die drohende Gefahr ſeines Falles hereinbrechen ſah. Dieß dauerte, bis daß er ſich zu unſerm größten Leidweſen ſo ſehr in Uebermuth verloren, daß er nicht allein der Kirche ein großes Aergerniß gegeben, ſondern ſich ſogar als Haupt und Beſchützer Derjenigen erklärt hat, an deren Händen noch das Blut der Kinder Gottes klebt und die von jeher ihre geſchworenen Verfolger und verzweifeltſten Feinde waren. Bedenket, allergnädigſte Frau, daß dieſe ſchmähliche Veränderung nicht ohne großen, Beſorgniß erregenden Kummer allenthalben iſt vernommen und angeſehen worden, und uns zu dieſem äußerſten Schritt gezwungen hat. Denn was wäre das für eine Ordnung geweſen im Hauſe des Herrn, wenn man gegen die Feinde Gottes und ſeiner Kirche gebetet, und doch einen der hauptſächlichſten unter Denjenigen genannt hätte, die unſerem Gebete am meiſten empfohlen ſein ſollen. Indeſſen möchte ich nicht ſoweit gehen, das Urtheil einer völligen Verwerfung über ihn auszuſprechen. Denn mancher ſtand dieſem Spruche ſchon ſehr nahe, und iſt doch noch zu Gnaden angenommen worden; und obgleich ich für mein Theil jetzt mehr die Merkmale der Verwerfung als des Heiles und der Gnade an ihm wahrnehme, ſo will ich mir doch nicht herausnehmen, zu beſtimmen, was Gott für die Zukunft darüber beſchloſſen hat, und beſcheide mich lieber das nicht zu wiſſen, was Gott verborgen hat, als daß ich durch ein allzugewagtes Urtheil mit der Sünde den Sünder verdammte. Ich habe ihn daher nicht in dem Sinne aus dem Gebet geſtrichen, als ob ich ihn dadurch für immer aus der Kirche ſtoßen wollte. Immer noch iſt er unter den Prinzen des königlichen Hauſes begriffen, die wir aus beſonderer Rückſicht unmittelbar nach dem König nennen. Denn ſonſt hätte Ew. Majeſtät, gnädigſte Frau, ohne allen Vergleich viel gerechtere Urſachen, ſich zu beklagen, als er, zumal da [illegible] unſchicklich ſchien, euch ohne ihn zu nennen. Ja ich ſehe ſogar, daß mehrere Andere euch auch nicht erwähnen, um die Sache in Etwas zu verdecken. Und doch bin ich deſſen ſo gewiß, als ich meines Todes gewiß bin, daß Niemand auf Erden lebt, deſſen Perſon und Gedächtniß ſämmtlichen Kirchen Gottes ſo werth und theuer wäre, als das Ew. Majeſtät. — Ich bitte euch daher, allergnädigſte Frau, im Namen Gottes, daß ihr dieſe Sache nicht ſo arg finden und euren Kummer dadurch nicht vermehren wollet. Faſſet vielmehr Muth und Troſt, indem ihr das Alles dem Gott und Herrn befehlet, der allein weiß, was er beſchloſſen hat. — Haltet an im Gebet; — denn wer weiß? — Gott ſchenkt ihn uns vielleicht wieder. — Um Gottes und ſeiner Ehre willen, faſſet immer größeren Muth, allergnädigſte Frau, um ſowohl dieſe, allerdings große und ſchwere Anfechtung, als auch alle anderen Prüfungen in der Kraft Deſſen zu überwinden, in welchem und durch welchen uns alle Dinge zum Beſten gereichen. Was mich betrifft, ſo bitte ich euch allerunterthänigſt, in der Ueberzeugung zu leben, daß ich eher meiner ſelbſt als eurer und der Eurigen vergeſſen könnte, in dem Amte beſonders, das mein Gott mir anvertraut hat ꝛc."

wir mit Ausnahme der Ueberrumpelung von Angers, die durch eigne Schuld ſtattfand, von nah und ferne, Gott Lob und Dank! nur ſehr gute Berichte."

Leider aber glaubten Condé und der Admiral die Mittel einer friedlichen Beilegung der vorhandnen Zerwürfniſſe immer noch nicht erſchöpft zu haben, weshalb dieſelben auch jetzt noch nicht auf dem Wege thatſächlichen und ſchlagfertigen Vorgehens, ſondern durch ſchriftliche Vorſtellungen, durch Nachweiſung des guten Rechtes ihrer Sache und durch Proponirung billiger Friedensbedingungen die Gegner zu entwaffnen hofften. Dieſe aber antworteten durch ein in der Form einer „Bittſchrift (Requête) an Ihre Majeſtäten" aufgeſtelltes Manifeſt, welches mit den Worten begann: „Wir, Herzog von Guiſe, Pair, Großmeiſter und Oberkammerherr von Frankreich; Herzog von Montmorency, Pair und Connetable von Frankreich; von St. André, Marſchall von Frankreich" und welches nichts Anderes, als die den Genannten angeblich von ihrem Gewiſſen eingegebene Forderung enthielt, daß in Frankreich jede Religion, die ſich neben der römiſch-katholiſchen geltend machen wollte, ausgerottet würde. Demgemäß ſollten alle Diejenigen, welche in Frankreich ohne des Königs von Navarra Befehl die Waffen ergriffen hätten und dieſelben nicht ſofort niederlegen würden, als Rebellen behandelt werden. Und dieſe „Bittſchrift" der drei Uſurpatoren ward in der Form einer von dem Könige und der Königin-Mutter unterſchriebenen Ordonanz als Antwort an Condé nach Orleans geſchickt.

Jetzt endlich ſah Condé ein, daß keine andre Macht als die der Waffen den Frieden des Reiches herſtellen und die Freiheit des evangeliſchen Glaubens retten könnte. Ohne Weiteres erlaubte er daher jetzt — was er bis dahin beharrlich verweigert hatte —, daß in einigen Kirchen der Stadt gepredigt würde, und zugleich wurde von allen in Orleans verſammelten Häuptern der Hugenotten einmüthig beſchloſſen, durch ein von Beza auszuarbeitendes Manifeſt, die Heuchelei der Gegner und die Gerechtigkeit der eignen Sache vor aller Welt darzuthun und ſodann im Vertrauen auf den Herrn, ihrem Rechte mit Gewalt Geltung zu verſchaffen. Die Schrift, welche Beza infolge deſſen ausarbeitete, gehört zu den Meiſterwerken deſſelben und iſt vor Allem geeignet, den Blick in den damaligen Stand der Dinge zu öffnen und über die eigentlichen Urſachen des nun beginnenden Bürgerkriegs Aufſchluß zu geben.

Condé erklärt in dieſem von Beza ausgearbeiteten Manifeſt Folgendes: Obgleich er bereits in vielen öffentlichen Schriften und auf anderem Wege die Urſachen dargelegt, die ihn bewogen hätten, zu den Waffen zu greifen, und in denen er zugleich die Bedingungen angegeben, unter welchen er bereit ſei, die Waffen wieder niederzulegen, ſo habe er doch hierfür von Denen, welche ſich des Königs bemächtigt, nichts anderes als Vorwürfe und Drohungen erhalten. Ja ſeit ſeiner Ankunft in Orleans hätten ſie, ehe ſie noch gewußt, was er ihnen zu ſagen habe, Briefe und Befehle in ſo ſchmachvollen Aus-

drücken an ihn geſchickt, als wenn ſie es mit Landſtreichern und Straßenräubern zu thun hätten. Da ſie nun geſehen, daß er ſich weder durch ihren Schimpf noch durch ihren Zorn, noch durch ihre Hinterliſt von der Bahn des Rechts abwendig machen ließ, ſo hätten ſie ihren Majeſtäten eine Schrift überreicht, welche ſie in aller Demuth und Unterwürfigkeit eine Bittſchrift nennten, die aber doch auf den erſten Blick ſich nicht als eine Bittſchrift, ſondern als ein Verdammungsurtheil darſtelle. Denn dieſelbe ſei ein förmlicher Beſchluß, den die drei „Bittſteller", der Herzog von Guiſe, der Connetable und der Marſchall von St. André ſammt dem päpſtlichen Nuntius und dem Geſandten der „Fremden" (nämlich des Königs von Spanien) gefaßt hätten. Wer ſie ſeit ſechs Monaten beobachtet habe, werde in Wahrheit bezeugen können, daß dieſer Beſchluß jenen „Bittſtellern" nicht von ihren Glauben und ihrem Religionseifer, ſondern von ihrer Argliſt und ihrem Ehrgeiz eingegeben ſei; daß ſie ſich vom Hofe entfernt nicht um irgend einer Unbilde willen, ſondern weil ihnen von jeher die Nähe eines Prinzen vom königlichen Hauſe bei dem König widerwärtig und weil ihnen das Beſtreben der Königin, von der ſie für ihren Ehr- und Geldgeiz nichts erreichen konnten, unerträglich geweſen wäre. Da hätte ſie der gemeinſchaftliche Haß zur Wiedererlangung ihrer Gewalt miteinander verbunden, und da ſie ſich weder auf das Volk noch auf den Adel ſtützen gekonnt, weil ſie von beiden erkannt worden wären, ſo hätten ſie die Religion zum Stützpunkt ihrer Sache genommen, in der Hoffnung, daß Prälaten und Prieſter mit ihrem Anhange ihnen Geld und Leute ſtellen würden. Um ſich des Sieges zu verſichern, hätten ſie auch die Fremden angerufen. So hätten ſie beſchloſſen, mit den Waffen in der Hand an den König und die Königin heranzukommen, damit vor ihren Befehlen Alles verſtummen müßte; und um dann den ſo zu erringenden Sieg auch für alle Zukunft zu befeſtigen, hätten ſie eine Liſte Derjenigen aufgeſtellt, die man aus dem Wege räumen, die man verbannen, die man ihrer [redacted]er entſetzen und die man ihrer Güter berauben wollte. An der Spitze dieſer Liſte habe der Kanzler mit einigen andern Großen des Reiches geſtanden. Die Königin habe man nach Chenonceau ſchicken wollen, damit ſie dort ihren Kohl pflanze. Der Fürſt La Roche-ſur-Yon ſollte als ein weiſer und tugendſamer Herr von dem Könige entfernt und ſeine Stelle ſollte einem Andern gegeben werden, damit der junge König ja nichts mehr von Gott und ſonſt etwas hören würde, das ſeinen von Natur zum Guten geneigten Geiſt nähren und ſtärken könnte. Dieſe blutgierigen Pläne würden die Herren ſchon längſt vollführt haben, wenn nicht Gott ihm, dem Prinzen Condé, Gnade gegeben hätte, ihnen Widerſtand zu leiſten. Wundern müßte er ſich, daß ſie mit ſo frecher Stirne reden dürften, wie ſie es thäten; aber ſtaunen müſſe er noch viel mehr über die Königin, welche ſie geduldig anhöre, zumal da ſie von Anfang an gewarnt worden und Tag für Tag von den Intriguen jener Herren benachrichtigt worden ſei. Demungeachtet nehme ſie ihre ſüßen

Worte auf, als wenn ſie nie etwas von ihren Abſichten erfahren hätte. Das zeige doch wohl, daß ſie in der That eine Gefangene, ja mehr noch als eine Gefangene ſei. Aber ſicherlich würde ſie die „Bittſchrift" mit gerechtem Unwillen zurückgewieſen und den Urhebern derſelben gezeigt haben, daß ſie mit ihrer Habgier und ihrem Ehrgeiz das ganze Königreich zu Grunde richteten, wenn ſie nicht fürchtete, in ihrem Bette erdroſſelt zu werden, denn ſie habe ihm, dem Prinzen, eideskräftig betheuert, daß man ihr beinahe täglich damit drohe. Da nun die Königin in dieſer Gefahr ſchwebe und auf alle die heuchleriſchen Reden nicht zu antworten wage, ſo ſehe er ſich gezwungen, für das Anſehen des Königs und der Königin einzutreten, und im Namen beider Majeſtäten im Namen der Freiheit, deren Vertheidiger einer er zu ſein ſich rühme, auf das Begehren der Gegner zu antworten.

Der Eingang der „Bittſchrift" ſei Gleisnerei, weil derſelbe (was an einer Reihe von Thatſachen nachgewieſen wird) mit Allem, was ſie bisher gegen der Königin Willen und Gebot gethan hätten, im Widerſpruch ſtehe. Als das Januaredict erſchienen ſei, um Ruhe und Frieden zu bringen, hätten der Connetable und St. André ſich bereit erklärt, daſſelbe in ihren Stadthalterſchaften einzuführen, weil ſie gehofft, die Evangeliſchen würden es, als ihren gerechten Forderungen wenig entſprechend, nicht annehmen; als ſie ſich aber in ihrer Erwartung getäuſcht geſehen, hätten ſie ſich zur Unterdrückung des evangeliſchen Glaubens Gewaltthaten aller Art erlaubt und ſtatt des Januaredictes ein neues Edict nach ihren Wohlgefallen gemacht.

Dieſen Leuten aber müſſe er frei heraus erklären, daß die Prinzen des königlichen Hauſes (deren Feinde ſie von jeher geweſen) nun und nimmermehr dulden würden, daß Fremde und ſolche, die nicht zur Regierung berufen wären, in dieſem Königreiche Edicte und Ordonanzen gäben. Sie begehrten, daß die römiſche Kirche, welche ſie die katholiſche und apoſtoliſche nennen, allein in Frankreich anerkannt bleibe und herrſche und daß Predigt und Sacramente der reformirten Religion verboten würden. Ein Herzog von Guiſe, ein Fremder, ein Herr von Montmorency und ein Herr von St. André wollten es ſich alſo herausnehmen eine Ordonanz zu machen gegen das Januaredict, welches von dem Könige der Königin-Mutter, dem König von Navarra, den Prinzen von königlichem Geblüt ſammt dem oberſten Kronrathe und vierzig der angeſehenſten Räthe und Präſidenten aller Parlamente Frankreichs bewilligt und feierlich beſtätigt worden ſei! Ihrer drei machten eine Ordonanz gegen den Geſammtantrag der Generalſtaaten von Orleans, des Adels nämlich und des Bürgerſtandes, welche auf Gewährung von Kirchen für die reformirte Religion lautete! Ihrer drei machten eine Ordonanz, die nicht vollzogen werden könnte, ohne den Bürgerkrieg zu entzünden und das Königreich einem augenſcheinlichen Ruin preiszugeben!

Das Beiſpiel Schottlands zeige, daß die Guiſen ſich nicht mit Unwiſſenheit würden entſchuldigen können, wenn durch ſie der Bürgerkrieg in

Frankreich, wie in jenem Lande entbrenne, und wenn derſelbe erwiedert ſo auch hier für die Urheber und Werkzeuge des Krieges übel ausfallen, und das möchte für Diejenigen, welche immer die frevelhaften Worte im Munde führten „eine der beiden Religionen müſſe aus dem Reiche vertilgt werden," eine Warnung ſein. Diejenigen, welche die Alleinherrſchaft der römiſchen Religion mit Waffengewalt erzwingen wollten, ſetzten dieſelbe nur der Gefahr einer zunehmenden Verringerung ihrer Herrſchaft aus, weil ſie die Religion auf die rohe Gewalt ſtützten. Um wieviel beſſer würde es ſein, wenn man beide Parteien zur Aufrechthaltung des Friedens nöthigte und nur auf Papier und Pergament ſtritt, ſtatt Verfolgungen und Mordthaten auszuführen, welche den Rachezorn Gottes vielleicht ſo erregt hätten, daß vielleicht gerade die Pfaffen und was zu ihnen gehöre, die man doch im ruhigen Genuſſe ihrer Pfründen hätte belaſſen wollen, die erſten das Opfer der Volkswuth werden dürften. Der Schutz, unter den ſie ſich geſtellt, könne ihnen nur verderblich werden. Da ſie in voller Sicherheit Leibes, Lebens und Amtes waren, worüber hatten ſie ſich denn zu beklagen. Sie würden ſich doch wohl nicht geberden wollen, als hätte ſie der Verluſt des Seelenheiles der Evangeliſchen ſo ſehr erbarmt! Denn woher ſollte ihnen doch plötzlich eine ſo zärtliche Hirtenſorgfalt beigekommen ſein, ihnen, die weder einen Biſchof noch einen Pfarrer aufzuweiſen hätten, der ſich je darum bekümmert. Da nun auf evangeliſcher Seite her beſchloſſen worden ſei, der Prieſterſchaft nichts in den Weg zu legen, ſo ſei durchaus nicht einzuſehen, was die Gegner bewegen konnte, die Prieſterſchaft zu nennen und ſich mit ihrem und der römiſchen Kirche Namen zu decken. Denn es ſei dies das ſicherſte Mittel, um den geiſtlichen Stand bei dem Volke noch verhaßter zu machen, als es ohnehin ſchon der Fall ſei.

Da nach dem Begehren der Bittſteller Eine Partei in Frankreich ausgerottet werden müßte, ſo habe wohl dem armen Frankreich niemals ein [illegible]licheres Schickſal bevorgeſtanden als jetzt. Oder ſollte es einen Gewinn, einen Vortheil, einen Ruhm, eine Größe auf Erden geben, die man um einen ſolchen Preis, mit einem ſolchen Greuel der Verwüſtung erkaufen ſollte? Welche Abſolutionsbriefe, welche Ablaßzettel, welche Bullen des Papſtes würden je das Elend und den Jammer des in dieſem Streite vergoſſenen Blutes wieder gut machen können? Dieſe drei Bittſteller würden einſt dem Könige ſagen müſſen, daß ſie zur Vertheidigung einer Sache, die Niemand angreifen wollte, die Hälfte ſeines Adels und die beſten ſeiner Unterthanen zu Grunde gerichtet hätten.

Drei Privatleute wollten es ſich herausnehmen, ein Geſetz gegen die Geſetze des Reichs zu machen. Aber es ſei unerhört, daß die alten Könige irgend einen Unterthanen zu einem andern Bekenntniß als zu demjenigen des apoſtoliſchen Symbolums gezwungen hätten. Es ſei ein Geſetz, das ihren eignen, aus den Concilien und Vätern genommenen Kirchengeſetzen widerſpreche, und derjenige Herr, welcher ihnen dieſe Bittſchrift dictirt habe (nämlich der Car-

dinal von Lothringen) und der mit ſo viel Gelehrſamkeit ſeine böſe Abſicht verdeckt habe, ſollte doch ein ſeine Abſicht rechtfertigendes Beiſpiel anführen. Aber das ſei ihm unmöglich; er müßte denn die ſpaniſche Inquiſition anführen wollen, die von allen Nationen ſo ſchändlich befunden worden ſei, daß keine einzige ſie annehmen wollte. Mit Einem Worte, dieſe Ordonanz ſei ganz dieſelbe Mauſefalle, die man ſchon zu Orleans kurz vor dem Tode des Königs Franz II. geſtellt habe und die alle Unterthanen des Königs vollens hätte zu Grunde richten ſollen.

Denn beſagte Bittſteller wüßten wohl, daß zehntauſend Edelleute und hunderttauſend waffenfähige Männer in Frankreich wären, die nicht dulden würden, daß man ihnen die Predigt und die Sacramente des Evangeliums nehme. Ueberdies ſtehe es während der Minderjährigkeit des Königs Niemandem zu, ihnen zu befehlen, das Land zu räumen; vielmehr würden ſie ſich mit den Waffen in der Hand gegen Diejenigen vertheidigen, welche die Auctorität des Königs in ſolcher Weiſe mißbrauchten.

Würde die große Gemeinde der Evangeliſchen (was Gott verhüten wollte) unterliegen, ſo könnte ſie nur mit dem Ruin des angreifenden Theiles untergehn, und zwar um ſo mehr, als dieſer ſchon das Majeſtätsverbrechen begangen und die Fremden herbeigerufen habe, welchen die Beute dieſes Bürgerkrieges zufallen würde. Daher erkläre er, der Prinz, feierlichſt für ſeinen Theil und im Namen vieler Großen des Reiches, im Namen von zehntauſend von Adel und deren ſämmtlichem Gefolge, welche bereit wären, todt oder lebendig auf dem Platze zu bleiben, daß beſagte Ordonanz durch drei Privatperſonen gemacht worden, daß dieſelben auf ihre Auctorität hin die von dem König und ſeinem Rathe ausgegangene Verordnung für nichtig erklärt und zur Ausführung der ihrigen ſchon im Voraus die Waffen ergriffen und ſich der Perſon des Königs bemächtigt hätten. Er erkläre weiter, daß dieſe Ordonanz gegen die Geſetze dieſes Reichs, gegen das Herkommen der geſammten Chriſtenheit, gegen das Januaredict, gegen den Antrag der Generalſtaaten, gegen die Ruhe und Sicherheit aller königlichen Unterthanen, gegen das Gewiſſen, die Ehre, das Leben einer zahlloſen Menge von Biedermännern ſei, die man alle durch Tod oder Verbannung unter dem Vorwand und Deckmantel der Religion zu Grunde richten wollte. Wie man ſo frech ſein könnte, ſolch' eine blutige, gewaltſame Verdammung der Evangeliſchen im Reiche auszuſprechen und doch die Proteſtanten zur Beſchickung des Concils einzuladen, ſei nicht einzuſehen. Was man gegen die Bilder verübt habe, wäre jederzeit von allen weltlichen und geiſtlichen Häuptern der Hugenottenpartei gemißbilligt und beſtraft worden, komme aber in keinen Vergleich mit den blutigen und himmelſchreienden Greueln, welche die Gegner an Perſonen ausgeübt hätten. Was den Artikel der Bittſchrift betreffe, daß nicht blos Diejenigen, welche die Waffen niederzulegen ſich weigern würden, ſondern auch die, welche ſie ergriffen hätten, als Rebellen angeſehen werden ſollten, ſo verdiene derſelbe eine andere als eine

ſchriftliche Antwort. In Kurzem werde er mit den Waffen in der Hand zu ihnen kommen und ſie dann fragen, ob die Fremden und zwei ſo geringe Geſellen ſich herausnehmen dürften, einen Prinzen von königlichem Geblüt und zwei Drittel des geſammten Adels von Frankreich, für Rebellen und Feinde des Königreichs zu erklären. Das Vorſchieben des Königs von Navarra ſei nur eine Heuchelei mehr, da ſie von jeher die ärgſten Feinde deſſelben geweſen wären.

Da nun ferner die Gegner drohten, daß noch mehrere andere Artikel gegen die Hugenotten durch das Parlament von Paris zu beregter Ordonanz hinzugefügt werden ſollten, ſo beweiſe dies auf's Neue, wie wenig ſich die Gegner aus der Königin und dem königlichen Rathe machten, von denen man doch als großen und hochbegabten Männern einen richtigen Rath hätte erwarten können. Er zweifle freilich nicht daran, daß in dem Parlament noch viele brav und rechtlich denkende Männer wären, die durch ihre moraliſche Integrität, Gelehrſamkeit und hoher Einſicht die alte Ehrenfeſtigkeit und Hoheit dieſes Senats zu verbeten vermöchten, aber die drei „Bittſteller" hätten es durch Verkauf und Vergebung von Parlamentsſtellen an Günſtlinge und durch andere ganz unerhörte Mittel dahin gebracht, daß ihnen eine Anzahl von Parlamentsräthen zu Füßen liege, von denen die Biedermänner ſehr oft überſtimmt würden.

Die Königin möge daher ſelbſt urtheilen, auf welcher Seite das Recht, die Billigkeit und die wahre Vaterlandsliebe ſei; und wenn die Königin, weil ſie ſich nicht frei wiſſe, oder aus ſonſt einem Umſtand, ſich nicht ausſprechen wollte, ſo möge man unterdeſſen die von beiden Parteien aufgeſtellten Friedensbedingungen in die Parlamentsregiſter eintragen und dem Januaredict ſeinen Lauf, beide Parteien die Waffen niederlegen und ſich zurückziehen laſſen, bis der König majorenn geworden ſein werde und dann feſtgeſtellt werden könnte, auf welcher Seite das Recht ſei. Oder wenn die Königin die Sache mit Zuziehung der Stände entſcheiden wollte, ſo ſei dieſer Weg eben ſo leicht als ſicher, indem jeder, der dieſes nicht zugeben oder ſich einem ſolchen Spruche nicht unterwerfen wollte, mit Recht als ein Feind der Ruhe und des Königs angeſehn werden könnte.

Es ſei aber kaum zu denken, daß es einen Menſchen auf der Welt geben ſollte, der Diejenigen nicht verdammte, die mit ſo Geringem ein Feuer auslöſchen könnten, das mit allgemeinem Verderben drohe, und es doch nicht gethan hätten. Auch könne man es dem Urtheil Jedes anheimſtellen, wer ein Rebell oder Feind des Königs ſei, Derjenige, welcher ſich erbiete die Waffen niederzulegen und ſich ruhig zurückzuziehn, oder Derjenige, welcher lieber wolle Alles zu Grunde gehen laſſen, als daß er ſeine Beute, die Perſon des Königs, fahren laſſe. Weil nun aber ein Bürgerkrieg nur einen verderblichen Ausgang haben, weil man in demſelben die Kriegsleute gegen Diejenigen, deren Tyrannei ſie gereizt, kaum im Zügel halten könne, ſo wolle er hiermit vor Gott und vor

den Menſchen feierlich erklärt haben, daß er es von Herzen beklage, zum Ergreifen der Waffen genöthigt worden zu ſein, ja daß er gern mit ſeinem Blute die traurigen Folgen, mit denen der Krieg drohe, verhindern möchte. „Aber," ſo ſchließt der Prinz, „weil man auf meine billigſten Anträge nicht einmal geachtet, weil meine Gegner auch meine Richter ſein wollen, ſo erkläre ich hiermit feierlich, daß meine ganze Abſicht dahin geht: den König in die Freiheit zurückzuverſetzen, in der er vor ſechs Monaten war, das Regiment der Königin-Mutter, mit dem Könige von Navarra als deren Beiſtand zu übergeben, wie es die Generalſtaaten beſchloſſen haben; den Adel und das Volk vor der Tyrannei und Unterdrückung Derjenigen zu bewahren, die nicht berufen ſind, ihnen zu befehlen. Ich erkläre ferner, daß ich eher ſterben wollte als bei dieſem ganzen Unternehmen irgend eine habſüchtige oder ehrgeizige Abſicht im Sinne zu haben, ſondern daß ich vielmehr, ſo wahr mir Gott mit ſeiner Gnade dazu helfe, in allem meinem Thun und Laſſen nur die Ehre Gottes, den Dienſt des Königs und die Ruhe und Wohlfahrt aller ſeiner Unterthanen ſuchen will. Gegeben zu Orleans am 19. Mai 1562.

Ludwig von Bourbon."

Condé hatte mit dieſer von Beza meiſterhaft ausgearbeiteten Erklärung die wirkliche Situation und den Boden, auf welchem die Hugenottenpartei ſtand, auf das Genaueſte bezeichnet. Man wollte nichts Anderes, als die Aufrechthaltung des Januaredicts und die Unabhängigkeit der geſetzlichen Regierungsauctorität, und durch beides die Freiheit und Sicherſtellung des evangeliſchen Bekenntniſſes.

Mit dieſem Manifeſt ſollte nun die Heerfahrt gegen das Triumvirat begonnen werden. Vorher aber ſollte die Gemeinde der Waffenbrüder noch Einmal durch gemeinſchaftliche Feier des heiligen Abendmahles das Siegel ihrer Bundesgemeinſchaft in dem Herrn empfangen. Dieß geſchah am nächſtfolgenden Sonntag, wo ſich zum Tiſche des Herrn eine ſo zahlreiche Menge einfand, daß das Umreichen des Brotes und Kelches in fünf verſchiedene Verſammlungen, deren jede gleichzeitig von mehreren Predigern und Aelteſten bedient ward, über anderthalb Stunden dauerte.

Aber wieder vergingen Monde, ohne daß es zu einem energiſchen Vorgehen von Seiten der Hugenotten kam. Denn Condé traute den trügeriſchen Vorſpiegelungen Navarra's und der Königin, welche ihn verſicherten, daß die Guiſen im Rückzuge begriffen wären und die Waffen niederlegen würden, wenn er ſie nicht nöthige, dieſelben zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen. So verſtrich eine lange Zeit, welche das Triumvirat trefflich zur Verſtärkung ſeiner Heeresmacht durch ſpaniſchen und eidgenöſſiſchen Zuzug benutzte, während Condé durch ſein fortwährendes Zuwarten ſich einerſeits in die bedenklichſte Geldbedrängniß brachte und andrerſeits die Evangeliſchen in Paris und in anderen Städten der blut- und beutegierigen Wuth des aufgehetzten, fanatiſchen

Pöbels Preis gab. Erſt als Condé im Geſpräche mit der Königin ſelbſt die hinterliſtigen Intriguen erkannte, deren bewußtloſes Werkzeug er war, geſchah, was längſt hätte geſchehen ſollen.

Am zweiten Juli Abends brach das Heer der Hugenotten auf, dreitauſend Mann zu Pferd und zehntauſend zu Fuß. Aber ſchon die erſten Tage des Feldzuges ließen ein böſes Ende deſſelben ahnen. Von falſchen Führern irre geleitet, mußte ſich Condé damit begnügen, Beaugency zu erſtürmen und ſodann, als die Nachricht von der Einnahme von Blois und von der zunehmenden Verſtärkung der feindlichen Streitkräfte ankam, die ganze Truppenmacht nach Orleans zurückzuführen. Schon dieſes war wenig dazu geeignet, die Kriegsfreudigkeit der hugenottiſchen Heerſchaar aufrecht zu halten oder gar zu heben; ſchlimmer aber noch war es, daß ſeit der Erſtürmung und Plünderung Beaugency's die Calviniſche Disciplin und Ordnung im Heere ſich zu lockern und der frühere Geiſt deſſelben zu erſterben begann. Auch zeigte ſich allmählich in den Reihen des Adels ein (freilich wohl zu erklärender) Unmuth über die ganze Taktik Condé's, welcher Viele veranlaßte, mit oder ohne Urlaub ſich zu entfernen und lieber wenigſtens die eignen Burgen zu ſchirmen, als ſich in unnützer Weiſe dem Prinzen zur Verfügung zu ſtellen. Selbſt Bedenklichkeiten wegen der Rechtmäßigkeit der hugenottiſchen Erhebung und Kriegführung tauchten auf und hatten alsbald ſo üble Folgen, daß Beza ſich veranlaßt ſah, in einer Reihe von Predigten, welche er in Condé's Auftrag im Dom zum heiligen Kreuz hielt, denſelben entgegenzutreten.

Es that daher Noth, daß Condé ſeine Truppenmacht, die in ſich zu wanken begann, auf's Neue ſammelte und durch anderwärts herbeizuziehende Streitkräfte verſtärkte. Während er daher Alles aufbot, um Orleans feſter und ſicherer zu verwahren und ſich gegen jeden Handſtreich der Gegner zu ſchützen, wurde eine Anzahl ſeiner Getreuen nach England, Deutſchland, in die Schweiz und in die vorherrſchend evangeliſchen Provinzen Frankreichs geſchickt, um hier möglichſt zahlreiche Mannſchaften unter die Waffen zu rufen und nach Orleans zu führen. Nach Deutſchland und der Schweiz wurde der muthige und raſtloſe d'Andelot abgeordnet. Aber kaum hatte derſelbe Orleans verlaſſen, als man einſah, daß in beiden Landen die Werbung von Hülfstruppen ebenſo mißlich als hochnöthig war. Lutheriſche und Zwingli'ſche Bedenklichkeiten konnten hier leicht Alles verderben, weshalb Condé und der Admiral dafür hielten, daß d'Andelots Werbung durch Beza's gewandtes und gewichtiges Wort nothwendig unterſtützt werden müßte.

Allerdings gehörte in einer Zeit, wo unzählige Evangeliſche aus allen Theilen Frankreichs hinter den Mauern von Orleans Zuflucht und Schutz ſuchten, kein geringer Entſchluß dazu, eine Reiſe mitten durch die zahlreichen Schwärme der Gegner zu wagen; aber Beza faßte den Entſchluß, und er faßte ihn um ſo lieber, als ihm geſtattet war, wenn er bei dem Kurfürſten zu Heidelberg, bei dem Landgrafen von Heſſen, bei dem Magiſtrat zu Straßburg

und ſodann in Zürich und Bern das Begehren Condé's bevorwortet und betrieben haben würde, endlich nach Genf zurückkehren und von ſeinen Mühen und Arbeiten ausruhen ſollte.

Mit bewegtem Herzen und tiefem Schmerze trennte ſich daher Beza von Condé, von dem Admiral und von allen den frommen, treuen Männern, die ihn lieb geworden waren und von dem ſtattlichen Kriegsheer, mit dem für das Evangelium zur rechten Zeit ſo Vieles hätte gethan werden können und das doch bis jetzt — und vielleicht, wenn es ſo fort ging, für immer — ganz nutzlos geblieben war. Der junge Fürſt von Porcian aus dem Hauſe Croy, ein begeiſterter Hugenotte, gab ihm das Geleite durch Orléannais und die Champagne nach der lothringiſchen Grenze hin. Um unentdeckt zu bleiben, ſetzten Beide mit ihrem Gefolge meiſtens nur des Nachts, und mit ſolcher Eile ihre Reiſe fort, daß Beza kaum Zeit dazu fand, ſeiner Gattin, mit welcher er in Straßburg zuſammentreffen wollte, die nöthige Weiſung zukommen zu laſſen. An der lothringiſchen Grenze trennte ſich der junge Fürſt von Beza, um ſich auf ſein Schloß Montcorent bei Mézières zu begeben, von wo aus er die Anwerbung von Truppen bewerkſtelligen wollte, verſprach ihm jedoch, ihm recht bald nach Straßburg folgen zu wollen, wo Beza in der Mitte des Auguſt wohlbehalten eintraf.

Hier aber ſtieß Beza alsbald auf Schwierigkeiten, welche das Gelingen ſeiner Miſſion anfangs geradezu unmöglich zu machen ſchienen. Die Agitation der lutheriſchen Partei war bereits im vollen Gange und konnte daher dem Führer der Calviniſten wenig förderlich ſein. Sodann waren Briefe und Boten aus Frankreich in Straßburg angekommen, durch welche erſt die Nachricht von einer ſicher zu erwartenden Pacifizirung des Reiches verbreitet und hernach der Magiſtrat beſchworen worden war, den franzöſiſchen „Rebellen" keine Unterſtützung zu gewähren. Daher war der wackere Rector Joh. Sturm der Einzige, an den ſich Beza in Straßburg halten konnte; und wenn ſchon derſelbe durch Abgeordnete Genfs, den ſchon genannten Joh. Budé und den Schotten Heinrich Scrimger (welcher letztere mit dem Geldfürſten der Zeit, den Fuggers zu Augsburg in Verbindung ſtand) in ſeiner Werbung um Gewährung eines Darlehns unterſtützt ward, ſo ſahen ihn doch die Herren vom Magiſtrat bedenklich an und hatten kein recht Herz zu ſeiner Sache. Eiligſt ließ daher Beza durch die beiden Collegen ein eigenhändiges Schreiben dem Kurfürſten nach Heidelberg bringen, um durch deſſen Vermittlung die Straßburger Herren günſtiger ſtimmen zu laſſen. Dieſe aber hatten ſich nun einmal in ihre Bedenklichkeiten vertieft, und die einzige frohe Botſchaft, welche Beza in Straßburg erhielt, war die, daß der alte Landgraf Philipp von Heſſen d'Andelots Erſuchen mit jugendlicher Begeiſterung aufgenommen und eine Anzahl kriegserfahrene Hauptleute gegeben habe, welche unter ſeinem fürſtlichen Schutze möglichſt zahlreiche Mannſchaften anwerben ſollten. Aber gerade dieſer günſtige Erfolg der Miſſion d'Andelots mußte die Beſorgniſſe, die Beza

wegen des für jeden Fall zu Stande zu bringenden Geldgeſchäftes hegte, noch ſteigern, da, wenn das nöthige Geld nicht beſchafft wurde, die angeworbenen Mannſchaften nicht bezahlt werden konnten. Im höchſten Grade verſtimmt, begab ſich daher Beza von Straßburg, wo er ſeine, inzwiſchen daſelbſt eingetroffene Gattin bei Condé's Schwiegermutter und Kindern kränklich zurücklaſſen mußte, nach Baſel, um hier die ärgerliche Geldangelegenheit weiter zu betreiben.

Beza fühlte wenig von heimatlicher Ruhe, als er hier nach ſeiner langen Abweſenheit von Genf aus einem Meere von Arbeiten und Unruhen aller Art aufgetaucht und auf ſchweizeriſchem Boden wieder eingetroffen war. „Da bin ich nun wieder lebendig," ſchrieb er von Baſel aus an Bullinger, „nachdem ich mitten durch die Achäer glücklich hindurchgekommen bin. Ich hätte jedoch nicht an die Rückkehr gedacht, wenn nicht Condé meine Bemühungen in Deutſchland und der Schweiz für nützlich und nothwendig erachtet hätte. Ich habe daher ihn ſammt den Admiral zu Orleans verlaſſen, wo ſie mit etwa ſiebentauſend Mann getroſten Muthes einer etwaigen Belagerung bis zur Ankunft der Hülfsvölker entgegenſehen. Die übrige Mannſchaft hat Condé zum Schutze der beiden ſo höchſt wichtigen Plätze Bourges und Rouen abgeſchickt. Die Feinde lagen damals noch vor Blois und hatten einen Theil ihres Heeres zur Ueberrumpelung der ſchwach beſetzten Orte abgeordnet. Die von Poitiers leiſteten den mannhafteſten Widerſtand, wurden aber endlich zum kläglichen Verderben Vieler überwältigt. Denn die Ueberreſte der zerſtreuten Gemeinden von Tours, Saumur, Chinon, Loudun und einiger anderer Orte hatten daſelbſt ihre Zufluchtsſtätte geſucht. Die Feinde betragen ſich grauſamer als Türken und Heiden und ſehen weder Alter noch Geſchlecht an. Auch Angoulême hat ſich, wie ich höre, ergeben müſſen, was ohne Zweifel den Fall anderer Städte nach ſich ziehen wird, ſo daß ich um die Königin von Navarra in großer Beſorgniß bin, zumal da ich ſchon gar lange nichts mehr von ihr gehört habe. Zu allen dieſen Unfällen kommt noch die verrätheriſche Ueberrumpelung von Mâcon Angeſichts der evangeliſchen Hülfstruppen unſrer lieben Eidgenoſſen, die nur fünf Meilen davon entfernt lagen. Anderwärts, wie im Delphinate, der Provence und Auvergne ſteht es mit unſern Angelegenheiten beſſer. Ohne Zweifel werden jedoch alle unſre Streitkräfte jene Gegenden verlaſſen müſſen, um Lyon zu decken, zumal da die Feinde einen friſchen Zuzug von dreitauſend Mann Fußvolk und fünfhundert Reitern erhalten haben, welche ſchon in der Nähe von Genf ſein und alle Straßen beſetzt haben ſollen. Die Berner Truppen ſind von den Unſrigen ſelbſt zurückgeſchickt worden, ſei es weil ſie nicht weiter marſchieren wollten, oder um andrer Urſachen willen. Wir haben, wie natürlich, nur große Unkoſten und faſt nichts davon gehabt. An wem eigentlich die Schuld liegt, weiß ich bis jetzt noch nicht. Aber das muß einem vor Allem wehe thun, daß bei ſo großer und ſo offenbarer Gefahr ſo Wenige es ſich zu Herzen gehen laſſen und Hand anlegen, um dieſen Brand, der Alle zu verzehren

droht, zu löſchen und daß ſelbſt gegen die beſten Bürgſchaften kein Geld aufzutreiben iſt, während wir die Feinde zur gemeinſchaftlichen Hülfleiſtung ſo eifrig und bereitwillig ſehen. Denn wenn die Partei der Guiſen nicht durch fremde Kriegshülfe, durch Eidgenoſſen, Italiener und Deutſche unterſtützt wäre, ſo würde ſie bereits zu Grunde gegangen oder würde doch am Rande des Abgrundes ſein. Was ſoll ich ſagen von den Mordſcenen und Schlächtereien, von der Verwüſtung des Landes, welche der Hunger, die Peſt und das Schwert unterdeſſen anrichten! Denn das arme Frankreich wird gegenwärtig von allen dieſen ſchrecklichen Plagen gleichzeitig nicht ſowohl heimgeſucht, als vielmehr geradezu zu Grunde gerichtet. Aber der Herr lebt noch und ſchaut erbarmend auf die Seinigen; und darum lebe ich der feſten Zuverſicht, daß wenn uns auch nur das einzige Orleans bleiben ſollte, den Feinden ein ſicherer Untergang bevorſteht. Die engliſche Hülfe iſt bereits auf vierzig Schiffen an der Küſte gelandet*) und am fünfzehnten dieſes Monats (September) wird d'Andelot, der Bruder des Admirals, mit dreitauſend Mann Fußvolk und fünftauſend Reitern die Grenze der Champagne überſchreiten. O, daß auch ihr endlich erwachtet und das Beiſpiel der deutſchen Fürſten nachahmtet! Denn wenn das geſchähe, ſo würden wir bald einen wunderbaren Umſchwung der Dinge, ja ſogar den Umſturz des Papſtthums erblicken. Aber wenn dies auch nicht geſchieht, ſo werden wir darum noch nicht verzweifeln; denn unſre Hoffnung iſt im Himmel, wohin die Hand unſrer Feinde nicht reicht. Zu Straßburg habe ich die Schwiegermutter Condé's mit deſſen ſechsjähriger Tochter und den beiden ſechs Monate alten Zwillingen zurückgelaſſen. Denn auf ihrem Schloſſe wäre ſie vor der Wuth der allenthalben umherziehenden Rotten nicht ſicher geweſen und die zarten Kinder hätte man nicht allen den Beſchwerden einer etwaigen Belagerung von Orleans ausſetzen dürfen. Die Gattin dagegen ſammt ſeinem älteſten Sohne hat der Fürſt bei ſich behalten. Auch der Admiral und die meiſten Andern vom höchſten Adel daſelbſt haben ihre Familien zu ſich nehmen müſſen: ein Schauſpiel, das doch wahrlich jedem Chriſtenmenſchen zu Herzen gehen muß!

„Ich kehre nun von der hohen See in meinen Hafen zurück. Ob wir aber in demſelben hinlänglich geborgen ſein werden, ja ſogar ob ich auf längere Zeit bleiben werde, weiß ich nicht. Ich werde hören, was die Kirche räth und werde dieſem Rath folgen. — Das iſt, mein theuerer Vater in Chriſto, ein langer und trauriger Brief; aber Derjenige, welcher die Leidtragenden ſelig preiſt, der wird gewiß auch mich tröſten. Wenn jemals, ſo haltet jetzt an im Gebet bei dem Vater im Himmel. O ich bitte euch flehentlich darum im Namen Ihrer Majeſtät, der Königin von Navarra, dieſer muthigen und von einem wahren Heldengeiſte beſeelten Frau, im Namen Condé's ſelber, des

*) Dieſe Angabe iſt nicht ganz richtig, da die Flotte durch widrige Winde am Landen gehindert ward.

Admirals und im Namen aller der zahllosen Glaubensbrüder in Frankreich."

Auch an Calvin richtete Beza damals von Basel aus einige Zeilen, in denen er die Hauptsorge, die ihm auf dem Herzen lag, mit wenigen Worten aussprach. Denn er kannte nur Einen Weg, auf welchem dem Evangelium in Frankreich und überall zum Siege verholfen werden konnte. „O wenn doch ein allgemeiner, evangelischer Bund zu Stande gebracht werden könnte!" rief er mit schmerzbewegtem Herzen aus. „Ich zweifle auch nicht, daß man etwas Dergleichen versuchen wird; aber es ist unglaublich, wie groß die Kurzsichtigkeit und der Stumpfsinn der Menschen ist."

Freitags, den 4. September, öffnete sich in Calvins Hause die Thür, in welche ein Mann eintrat, in dessen Auge die Freude des heißersehnten Wiedersehens leuchtete, in dessen Angesicht sich aber auch die Spuren langer, gefahrvoller, mühseliger Arbeit und vielfach verfehlten Ringens und Strebens eingegraben hatten. Es war Beza, der seinem theuern Vater Calvin in die Arme eilte. Da gab es nun viel zu fragen und zu sagen, und doch ließ es die Freude des Wiedersehens nicht zu, daß Beza alsbald in zusammenhängender Mittheilung sich über das, was er gesehen, erlitten, gehofft und verloren hatte, und was von den Anderen zu sagen war, mit denen er gelebt oder von denen er gehört hatte, aussprechen, oder daß Calvin das Alles sogleich anhören konnte. Auch fand regelmäßig an diesem Wochentage die Versammlung der Genfer Geistlichkeit statt, zu welcher Calvin seinen Beza nothwendig mitnehmen mußte. Da sahen ihn die alten Freunde und Brüder, — ihn, der nicht mehr blos ihr Amtsgenosse und Vorsteher, nein, der von dem Herrn selbst zu seinem Rüstzeug erwählt und groß gemacht war, der im Rathe der Mächtigen dieser Erde gesessen und die Sache des Evangeliums für ein ganzes, großes Königreich geführt, und dessen Weisheit und Tapferkeit jetzt in den weitesten Kreisen auf die Geschicke der Kirche einen überraschenden Einfluß gewonnen hatte.

§ 20.

Beza nach Frankreich zurückgerufen. — Seine Theilnahme am Religionskrieg und Rückkehr nach Genf.

Vierzehn Tage hatte Beza in Genf verlebt, während welcher Zeit derselbe sich anschickte, sich in seinen mannigfachen Berufsgeschäften wieder zurechtzufinden, gleichzeitig aber auch in seinem täglichen Verkehr mit den Amtsbrüdern sowie mit den Syndicis und anderen Männern von staatsmännischer Einsicht die Interessen der französischen Kirche und insbesondre die immer noch nicht zu Stande gebrachte Geldanleihe im Auge hatte, als plötzlich reitende Boten mit einem Briefe d'Andelots ankamen, worin ihn derselbe beschwor, sich unverzüglich bei seinen Kriegsschaaren einzufinden, weil er sonst Gefahr laufe, gerade in dem Augenblicke, wo Alles zu einem rasche Siege des Evangeliums

vorbereitet ſei, als ein der guten Sache Abtrünniggewordener angeſehn zu werden.

Beza hatte in Genf noch wenig Ruhe genoſſen und die frühere Behaglichkeit hatte er noch nicht wiedergeſehn, als er den ihn überraſchenden Brief erhielt, weshalb er anfangs gar nicht geneigt war, demſelben Folge zu leiſten. Aber Calvin und die Amtsbrüder, mochten ſie auch Beza's Arbeitskraft in Genf noch ſo ungern entbehren, ſahen doch ein, daß jetzt, wo die Evangeliſchen in Frankreich zum Beginn des Glaubenskampfes ſich ganz neu und vollſtändiger, als es vorher geſchehn war, gerüſtet hatten, eines Mannes von Umſicht und Anſehn bedurften, weshalb ſie ihm einmüthig zuredeten, der Aufforderung d'Andelots zu folgen, und es mit Gott noch einmal zu wagen. Und Calvin ſah zu ſeiner Freude, daß Beza ſeinem Rathe Gehör gab. „Ja mit Gott," antwortete derſelbe, „in deſſen Hände ich mich allein befehle; aber gedenket mein im Gebete."

Abermals ſtieg daher Beza zu Pferde und machte ſich auf den Weg, zunächſt nach Lauſanne und von da nach Bern. Aber die Nachrichten, welche er gerade jetzt von den reißenden Fortſchritten des Triumvirats, von dem Untergange zahlloſer evangeliſcher Gemeinden Frankreichs und von den blutigen Greueln erhielt, die an den Hugenotten verübt wurden, erfüllte ihn gerade in Bern, wo ſich jederzeit die unverantwortlichſte Gleichgültigkeit gegen die Noth der franzöſiſchen Glaubensbrüder — für welche doch gerade das mächtige Bern am meiſten hätte thun können —, kund gegeben hatte, mit unſäglichem Jammer. Ein Abſchiedsbrief, den Beza damals (24. September) von Bern aus an Bullinger ſandte, beurkundet die traurige, mit dem gerechteſten Zorn kämpfende Gemüthsſtimmung, in der ſich Beza befand. „Vom Schickſal der Lyoner," ſchreibt Beza, „welche von dem Bewußten (d. h. von den Bernern) Angeſichts des herannahenden Feindes ſo unzeitig verlaſſen worden ſind, habe ich leider keine Nachricht. Die Stadt iſt durch ihre Lage und Vertheidigungswerke eine der feſteſten. Es liegt eine ſtarke und tapfere Beſatzung darin, und in der Nähe rüſtet ſich eine anſehnliche Hülfsſchaar. Aber Gott gebe, daß ſie bei dieſer allgemeinen Beſtürzung muthig ausharren und daß ſie nicht ohne unternehmende Führer ſein mögen. Der Ausgang mag aber ſein, welcher er wolle, ſo werden Jene (nämlich die Berner) nimmermehr dieſen Schandfleck auswaſchen und den Schaden erſetzen können, den ſie uns zugefügt haben. Was ſoll man dazu ſagen, wenn Leute ſich die Gefahr der Glaubensbrüder, ja ihre eigne Gefahr nicht mehr zu Herzen gehen laſſen, als ob Alles, was vorgeht, ganz in der Ordnung wäre? Unterdeſſen laſſen die Nachbaren (die fünf katholiſchen Kantone) ſchon zum dritten Male Truppen zu unſrer Unterdrückung ausziehen, und wir — wir ſchlafen immer noch. Soll das jene Bruderliebe ſein, worauf Chriſtus ſo ſehr unter den Seinigen dringt, ſoll das jenes Mitleid, jener hülfreiche Beiſtand der Glieder unter einander ſein, den Paulus ſo warm anempfiehlt? Wir haben Kriegshülfe begehrt, aber

ſie wird uns hier geradezu abgeſchlagen, und anderswo zwar gewährt, aber unter welchen Bedingungen, brauche ich dir nicht zu ſagen. Wir haben Geld begehrt und ſogar Bürgſchaft angeboten; aber es wurde uns rundweg abgeſchlagen. Kurz, dieſe ſauberen und getreuen Brüder werden keine Schuld daran tragen, wenn wir nicht als „Rebellen" untergehen. Es wird daher das Gericht an dem Hauſe des Herrn beginnen. Ein Wunder wäre es, wenn jene edlen „Zuſchauer" nicht am Ende noch gezwungen würden, auf den Kampfplatz hervorzutreten*) und an dem unſchuldig vergoſſenen Blute nicht weniger ſchuldig zu werden, als diejenigen, welche ihre Hände durch Mord und Todtſchlag der Gläubigen befleckt haben. Daß ein ſolches Betragen bei euch und auch ſonſt von allen Biedermännern gemißbilligt wird, nimmt mich nicht Wunder, und ich zweifle auch nicht daran, daß die Prediger thun, was ihre Pflicht iſt. Indeſſen kann ich nicht umhin, euch Alle im Namen des Herrn zu beſchwören, in dieſer äußerſten und höchſten Noth aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die vier evangeliſchen Orte (Bern, Zürich, Baſel und Schaffhauſen) ſobald als möglich einen Tag anſetzen, auf welchem eine ſo hochwichtige Angelegenheit in ernſten Betracht gezogen würde. Denn wer kann daran zweifeln, daß nach dem Untergange der Kirchen Frankreichs, deren Ueberreſte ſich noch in der Hoffnung einer Hülfe von Außen aufrecht halten, die Wuth der Feinde mit gewiſſer Siegeshoffnung auch in dieſe Gegenden verheerend einbrechen wird? Welche Zeit zur Berathung wird man alsdann haben? Gewiß nur ganz kurze oder gar keine! Und dann wird das arme Volk mit Recht klagend aufſtehn und ſprechen: Wegen der Saumſeligkeit und des Mangels an Einſicht auf Seiten der Obrigkeit iſt es ſchon verloren geweſen, noch ehe es angegriffen wurde. — „Ja, ſprechen ſie, wir haben ein Bündniß mit dem Könige," — als ob wir nicht für den König ſtritten, indem wir ſein Edict aufrecht halten, oder als ob je Vormünder die Sache des Mündels nach ihrer Willkür führen dürften, oder in dieſem Falle noch als ſolche anzuerkennen wären? Wenn endlich die Herren keinen Spruch thun wollen zu Gunſten des Evangeliums, warum geht ihnen nicht wenigſtens der Ruin eines ſo großen Reiches zu Herzen? Warum ſuchen ſie nicht wenigſtens ihre im Bürgerkriege begriffenen Bundesgenoſſen durch Abfertigung einer Geſandtſchaft und durch ihre vermittelnde Auctorität zu beſchwichtigen? —

„Darauf, mein ehrwürdiger Vater in Chriſto, mein theuerer Bullinger, mein lieber Gualther, und ihr meine anderen ehrenwerthen Brüder, darauf müßt ihr hinarbeiten, das müßt ihr in aller Eile und mit allem Eifer zu bewerkſtelligen ſuchen, wenn euch, woran ich nicht zweifle, das Heil und die Rettung Frankreichs, ja euer eignes Heil und eure eigne Sicherheit lieb und theuer iſt.

*) Nämlich durch Sendung von Hülfsvölkern an den König von Frankreich, in Gemäßheit des Bundes mit demſelben, den man vorſchützte.

„Ich für mein Theil gehe geraden Wegs zu d'Andelot und dann wohin der Gott will, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe."

In anderer Stimmung als im verfloſſenen Jahre zog alſo Beza jetzt nach Frankreich. Damals konnte er hoffen, durch die überzeugende Macht der Wahrheit dem Evangelium die Wege zum Siege zu bahnen, und unter dem Schutze Navarra's und der Großen des Königshofes wußte er ſich gegen alle Gefährde hinlänglich geſchützt; jetzt aber ging er dahin, wo das Schwert und die blinde Furie des Krieges entſcheiden ſollte, wo der Rachedurſt Unzähliger auf ihn lauerte, und wo ihm nichts mit größerer Wahrſcheinlichkeit zu Theil werden konnte als der Tod des Märtyrers auf dem Schlachtfelde, oder durch die Hand des gedungenen Meuchelmörders, oder durch die des Henkers.

Aber Beza ſah, daß ihn der Herr rief und darum folgte er freudig dem Rufe und eilte über Baſel nach Straßburg, wo er ſein trautes Weib noch einmal an ſeine Bruſt drückte und ihr dann — vielleicht für immer — Lebewohl ſagte.

Inzwiſchen hatten ſich die deutſchen Hülfsvölker, unter dem Oberbefehl des heſſiſchen Hofmarſchalls Friedrich von Rollshauſen von größentheils heſſiſchen Hauptleuten geführt, in trefflicher Rüſtung und Ordnung geſammelt und d'Andelot, leider an heftigem Fieber erkrankt, aber dennoch unerſchrockenen Muthes, machte ſich mit Beza, der in Anſehung ſeiner Zuverläſſigkeit und praktiſchen Tüchtigkeit das Amt eines Schatzmeiſters des Heeres übernahm, auf, um ſo ſchnell als möglich Orleans zu erreichen und das hart bedrängte Rouen zu entſetzen. Der Marſch des Heeres ging über St. Cyr und Juſſey durch die Gegend von Bezelay. Da dachte Beza an das Vaterhaus und an die harmlos frohen Tage der Kindheit zurück. Aber als er ſich nach den Seinen erkundigte, erfuhr er, daß der Vater vor Kurzem geſtorben ſei.

Ohne Raſt ging der Zug weiter, vielfach gehemmt durch Gewäſſer, die nur mühſam überſchritten werden konnten, und durch feindſelige Städte, die Einlaß oder Proviant verweigerten, dafür aber von den deutſchen Kriegsknechten gar übel angeſehn wurden; — bis man endlich nach einem von d'Andelot mit militairiſcher Meiſterſchaft ausgeführten Zuge von ſechsundzwanzig Tagen (in welcher Zeit man mit zahlreichem läſtigen Gepäck aller Art einen Weg von beinahe hundertundfünfzig Stunden zurücklegte) am 6. October wohlbehalten in Orleans einzog.

Mit Jubel wurden d'Andelot und Beza von Condé und den vielen andern Freunden, die in Orleans vereint waren, begrüßt, und neue Zuverſicht und Hoffnung ſprach ſich alsbald in dem ganzen Leben und Treiben daſelbſt aus. Aber mit tiefem Schmerze empfing man die Nachricht von dem heldenmüthigen Falle Rouens, wo die Katholiſchen mit der Wuth der Kannibalen gehauſt hatten. Unter der großen Menge von Märtyrern, welche man dort abgeſchlachtet hatte, war auch der mit allen geiſtigen und geiſtlichen Gaben ſo reich ausgeſtattete Auguſtin Marlorat, einſt Beza's Gefährte im Geſpräch

zu Poissy. Daß jetzt ohne Säumen rasch vorgegangen werden müsse, sah Condé ein. Aber das in der letzten Zeit durch den verschiedenartigsten Zuzug neu gebildete und verstärkte Heer bedurfte noch einer sorgfältigeren Organisirung, weshalb man noch einige Wochen in Orleans verbleiben mußte. Hier aber hatten die häufigen Brandstiftungen, welche in der letzten Zeit vorgekommen waren, im Heer wie unter der protestantischen Bürgerschaft eine unheimliche Angst vor geheimen und verkappten Feinden, welche sich in die Stadt eingeschlichen haben möchten, hervorgerufen, weshalb Condé befahl, daß Jeder bei Tag und Nacht sein Haus auf das Aufmerksamste bewachen und daß alle Katholiken unter sechzig Jahren die Stadt verlassen sollten.

Diese Sorge ging daher, als Condé diese Radicalcur angewendet hatte, vorüber. Aber eine andere, größere Noth lag schwer auf Beza's Herzen und erfüllte ihn wegen des Ausgangs des Krieges mit banger Besorgniß. Die musterhafte, ächt christliche Mannszucht, durch welche sich früher das Hugenottenheer ausgezeichnet hatte, war fast vollständig verschwunden, und statt deren war Zügellosigkeit und Unordnung aller Art eingerissen. Aber ein Heer, mit welchem man die Freiheit des evangelischen Gottesdienstes im Vertrauen auf die Hülfe des Herrn erkämpfen wollte, mußte vor Allem — darüber waren Beza und die in großer Zahl zu Orleans versammelten flüchtigen Geistlichen einverstanden — Gott selbst dienen. Als daher Alles zum Aufbruche fertig war, begab sich Beza mit etwa fünfzig Predigern zu Condé und legten ihm zwei ernste Begehren vor: Er sollte seine Schaaren von aller Hurerei, Dieberei und allem Unrath reinigen, zur Abwendung des Zornes Gottes, der so schwer gegen die Kirche entbrannt sei, daß sich an vielen Orten selbst die äußere Gestalt einer Christengemeinde verloren habe; und sodann sollte er jeder Truppe die erforderliche Anzahl von Predigern zuordnen, welche die täglichen Gebetsandachten und Predigten hielten. Condé versprach in beiden Beziehungen zu thun, was sich nur thun ließe, und am 7. und 8. November brach dann derselbe mit seinem wohlgerüsteten Kriegsheer auf, um abermals mit dem Schwerte das Haus des Herrn in Frankreich zu schirmen.

Ueber die erste Woche dieser Heerfahrt berichtet Beza (14. December) an Calvin: „Nach unserem Auszuge von Orleans sind wir ohne alles Hinderniß bis zu dem zehn Meilen entfernten Pluviers gekommen. Dort stießen unsre Truppen zusammen: im Ganzen sechstausend Reiter und neuntausend Mann Fußvolk, ein Heer so wohlgemuth und wohlgerüstet, als man nur eins sehen konnte. Nach sechsstündiger Belagerung hat sich das Städchen (Pluviers) ergeben mit sechs Fähnlein Fußknechten, welche entwaffnet und entlassen wurden. Zwei von ihren Hauptleuten aber wurden wegen unzähliger Unthaten aufgeknüpft. Die Meßpriester, welche den Soldaten in die Hände fielen, wurden niedergemacht.

„Von den Unsrigen wurden nicht mehr als drei vermißt, da sie nur mit dem groben Geschütz angegriffen hatten. Darauf folgte bald die Uebergabe

von Etampes und aller benachbarten kleineren Orte. Nun hätte die mächtige Stadt Chartres leicht überrumpelt und darauf durch einen Eilmarsch Paris erreicht werden können. Man hielt aber zum großen Erstaunen Vieler (insbesondre Beza's) bei dem in einer Commenthurei einquartierten Fürsten Rath über die Richtung, welche man einschlagen sollte. Da es am Tage lag, daß wenn man stracks nach Paris gezogen wäre, das nur vierzehn kleine Stunden eines ebenen und bequemen, durch eine proviantreiche Gegend führenden Wegs entfernt war, sich der Fürst aller diesseits der Seine liegenden Vorstädte und somit eines beträchtlichen Theiles von Paris hätte bemächtigen und den Parisern einen solchen Schrecken einjagen können, daß sie entweder sich ergeben oder doch einen unberechenbaren Schaden hätten leiden müssen. Aber es war in Gottes Rath beschlossen, die Augen so vieler Kriegsmänner und hochweiser Herren, die bei diesem Heere waren, gebunden zu halten, so daß sie sich dafür entschieden, die gerade Straße zu verlassen und weit links über La Ferté-Alais gegen das stark besetzte und befestigte Corbeil, eine damals bedeutende Stadt, abzubiegen. Die Einen brachten als Grund vor, daß man die Hauptstadt des Königreichs, d. h. die Höhle schonen müsse, aus welcher alle die verderblichen Winde dieses Kriegssturmes bliesen. Die Andern stützten sich auf einen allgemeinen Grundsatz der Heerführung: daß wenn die Truppen sich einmal durch solche Beute bereichert haben, sie nicht gern mehr ihr Leben auf's Spiel setzen und sogar Gefahr laufen, zur Auflösung zu kommen, — eine wohl zu erwägende Regel, die aber in allen den Fällen keine Anwendung findet, wo die Eroberung der in Frage stehenden Stadt entweder den Sieg völlig entscheidet, oder doch den Feind zu einem billigen Friedensvertrag zwingt, wie es hier der Fall gewesen sein würde. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß wenn man Paris gehabt hätte, das Triumvirat weder die Macht noch den Muth mehr besessen hätte, uns die Stirn zu bieten, sondern von dem König und der Königin verlassen worden, und, nachdem ihm so die Sehnen durchschnitten worden, zusammengestürzt wäre. Dazu kam noch, daß die Hauptmacht des Fürsten eines Theils aus den Deutschen bestand, deren man ganz sicher war, und andern Theils aus dem französischen Adel, so daß nicht nur kein Grund zur Besorgniß, das Heer möchte sich auflösen, vorhanden war, sondern vielmehr zu hoffen stand, daß man von allen Seiten ihm zufallen würde."

„Es ging also (da Beza's Meinung im Kriegsrath keinen Anklang gefunden hatte) links nach Corbeil, statt grade aus, aber auch unter ungünstigen Aussspizien. Denn die Stadt hätte mit leichter Mühe durch einen raschen Angriff überwältigt werden können. Aber durch die Nachricht von dem Tode Navarra's (17. November), durch die von der Königin geschickten Boten und Unterhändler wurden unsre Führer verleitet, sich allerlei träumerischen Hoffnungen vom Frieden und der Einsetzung unseres Fürsten in die ihm gebührende Würde (nämlich der Generalstatthalterschaft des Königreichs)

auf eine mir bis jetzt noch unbegreifliche Weiſe ſich hinzugeben. Die Truppen knirſchten vor Unwillen, wir Prediger thaten Einſprache: aber Alles umſonſt. So verſtrichen vier Tage und die herrlichſte Gelegenheit kam uns aus der Hand. An dieſem Unheil der Zögerung trug beſonders der heilloſeſte aller Verräther, Genlis, Schuld.

„Die Feinde hatten unterdeſſen eine tüchtige Verſtärkung in die Stadt geworfen und ſie mit grobem Geſchütz verſehen, ſo daß man nicht mehr für gut fand, ſie anzugreifen.

„Jetzt erſt zog man auf Paris zu, aber in langſamen Märſchen, und jeden Augenblick kamen Abgeſandte, welche uns mit ihren Friedensvorſpiegelungen aufhalten ſollten.

„Nachdem endlich jede Friedenshoffnung verſchwunden oder vielmehr das Traumbild der Täuſchung gewaltſam zernichtet war, gelangten wir in vier ganzen Tagen kaum vor Paris an und ſchlugen die Hauptquartiere zu Gentilly und Arceuil auf. Die Feinde hielten ſich mit dem deutſchen und ſchweizeriſchen Fußvolk in den Vorſtädten, welche unterdeſſen durch einen Graben und einen mit grobem Geſchütz beſetzten Wall in Vertheidigungsſtand verſetzt worden waren.

„Die Unſrigen ſtürmten bis zu denſelben vor, und es iſt Thatſache, daß die Feinde in einen ſolchen Schrecken geriethen, daß der von Guiſe nachher ſelbſt geſtanden hat, der Sieg ſei in unſeren Händen geweſen.

„Unſer Fürſt und Haupt war der Meinung, den Angriff fortzuſetzen und drang für ſeine Perſon heftig darauf; aber gewiſſe Leute waren anderer Meinung, und ſo wurden die Schaaren wieder in das Lager zurückgeführt. Am zweiten Tage nachher zogen wir ſchlagfertig aus, den Feind zum Treffen zu fordern, aber umſonſt. Nur ein geringer Haufe Fußvolks zeigte ſich nebſt einigen Reitern, welche von den Unſrigen ohne Mühe zurückgeworfen wurden. Der einzige Verluſt, den wir erlitten, beſtand in einigen Reitern und Pferden, die uns durch das Geſchütz von den aufgeworfenen Baſteien getödtet wurden.

„In der darauffolgenden Nacht wurde der Hauptſturm gegen die Stadt unternommen. Aber der verrätheriſche Uebergang des Genlis zu den Feinden und abermaliges Gerede von Frieden vereitelten die Sache, die ganze übrige Zeit verſtrich unter augenblicklichen Waffenſtillſtänden und eitelen Unterredungen zu meinem größten aber leider unnützen Leidweſen und bitterem Schmerze. Endlich als das trügeriſche Hinhalten am Tage lag und nachdem unterdeſſen die Gräben und Vertheidigungswerke vollendet und die herbeigerufenen ſpaniſchen und gascogniſchen Hülfsvölker die Beſatzung der Stadt mächtig verſtärkt hatten, beſchloſſen die Unſrigen dennoch, die Vorſtädte anzugreifen. Aber der plötzliche Uebergang (6. Decbr.) des im Kriegsrathe geweſenen Genlis zu den Feinden machte auch dieſen unſeren Anſchlag zu nichte.

„Am andern Tage (10. Decbr.) brachen wir daher auf und zogen gegen Chartres zu, um in die Normandie zu gelangen, uns mit den bereits gelandeten englischen Truppen zu vereinigen und dann uns wieder frischer und stärker gegen den Feind zu wenden. Winter und Kälte stehen indessen drohend vor der Thüre und die Streitkräfte der Feinde mehren sich täglich. Gott bewahre uns vor allem dem, was ich befürchte. Niemand kann sich in einer elenderen Lage befinden als ich gegenwärtig, der ich weder mit großer Frucht hier anwesend sein kann noch abwesend sein mag. Aber Gott ist bei mir. Tausend Grüße an die Brüder."

In der trüben, düsteren Stimmung, die sich in diesen Worten ausspricht, blieb Beza, so lange er in Frankreich war. Allerdings schien es eine kurze Zeit, als wollten die Führer des Hugenottenheeres die ihnen in die Hand gegebenen verhältnißmäßig so gewaltigen Streitmittel ernstlich gebrauchen und sich durch energisches Vorgehen des ziemlich sicheren Sieges bemächtigen. Aber schon die Schlacht bei Dreux — wo man Beza in den vordersten Reihen der kämpfenden Männer und im dichtesten Gewühl mit dem Rufe dahersprengen sah: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist des Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben! Auf, du Israel Gottes!" — mußte die Hoffnungen Beza's bedeutend herabstimmen. Denn die Schlacht blieb zwar trotz der Tapferkeit, mit der sich die französischen Edelleute und die deutschen Reiter des Feldmarschalls von Hessen schlugen, unentschieden, aber Condé gerieth in die Gefangenschaft, und die Hugenotten erlitten somit einen Verlust, der durch die Gefangennehmung des Connetable von Montmorency nicht aufgewogen werden konnte.

Da Coligny, der nun den Oberbefehl führte, am folgenden Morgen seine Reiterschaaren umsonst zur Fortsetzung des Kampfes aufforderte, so schien es räthlich, sich vorläufig nach Orleans zurückzuziehen und von hieraus den Krieg nach einem ganz neuen Plane wieder von vorn zu beginnen. Daher treffen wir Beza in der nächstfolgenden Zeit eben in Orleans, wo er vollauf zu thun hatte, um die verwirrten Gemüther zu beruhigen, die Prinzessin Condé wegen der Gefangenschaft ihres Gemahles zu trösten und die Führer des Heeres mit seinem Rathe zu unterstützen. Von England erwartete man Hülfe an Geld und Leute. Ein rascher Zug in die Normandie schien daher, da d'Andelot die Vertheidigung Orleans gegen eine mehr als wahrscheinliche Belagerung der Stadt durch den Herzog Guise übernommen hatte, den besten Erfolg zu versprechen. Der Abzug von Orleans ward von dem Admiral auf den 1. Febr. 1563 bestimmt. Auch Beza sollte ihn begleiten. Tages zuvor berichtete derselbe an Calvin über den Stand der Dinge. Beza war voll froher Hoffnung, Subsidien waren ebenso aus Deutschland und aus der Schweiz wie aus England zugesagt. In Betreff der ersteren kam es nur darauf an, daß die reiche Gemeinde zu Lyon zur Garantirung derselben willig blieb. Würde der Feind, nachdem Coligny mit seinen vier-

tausend Reitern (deren Baggage in Orleans blieb) zur Belagerung der Stadt schreiten, so hatte man zu beabsichtigten Operationen völlig freie Hand.

Coligny trat auch seinen Zug wirklich an und drang siegreich bis an die normannischen Gestade des Meeres vor. Aber hier ward die Situation alsbald sehr bedenklich. Die (durch ungünstigen Winde aufgehaltenen) englischen Schiffe, welche Geld und Fußvolk (denn an beiden fehlte es dem Admiral) bringen sollten, blieben aus; die geworbenen Truppen, denen der ausbedungene Sold nicht ausgezahlt werden konnte, begannen zu murren und aus dem Innern Frankreichs kam die Nachricht, daß Orleans von den Gegnern belagert und hart bedrängt werde und daß der Herzog von Guise die auf dem linken Ufer der Loire gelegene Vorstadt bereits besetzt habe. Allerdings hob sich Coligny's Zuversicht einigermaßen wieder, als am 25. Februar fünf englische Schiffe einen Theil der erwarteten Subsidien wirklich brachten. Aber diese Hülfe genügte nicht: und da Coligny ohne wirksamere Unterstützung nicht einmal einen gesicherten Rückzug antreten konnte, so schien es durchaus nöthig zu sein, daß sich Beza als Gesandter Coligny's nach London begab, um dort mit seiner beredten Sprache das Interesse für die Kriegführung der Hugenotten zu beleben.

Beza war in der verdrießlichsten Stimmung. Von Calvin und von seinen übrigen Freunden in der Heimat hatte er, seitdem er Genf verlassen, noch gar keine Nachricht erhalten. Auch mit seiner Gattin war er ohne allen Verkehr, weil die Besorgung von Briefen durch Frankreich hin ganz unmöglich war. Des Kriegslebens, das doch zu keinem Ziele führte, war Beza längst überdrüssig geworden, weßhalb er fest entschlossen war, von London aus, nach Erledigung der ihm schon zugewiesenen Mission nicht wieder nach Frankreich, sondern direct nach Genf zurückzukehren. Beza bat daher Calvin von diesem seinen Entschluß die Genfer Herren zu unterrichten*).

Indessen zeigte es sich alsbald, daß Alles, was Coligny intendirte, durch die Intriguen der Königin-Mutter durchkreuzt wurde, und daß darum auch die geschickteste und ausdauerndste Verfechtung der hugenottischen Sache keinen Erfolg haben konnte. Denn Condé, der Gefangene der Königin-Mutter, gab den Vorspiegelungen derselben, welche ihn durch Versprechung der Generalstatthalterwürde zur Nachgiebigkeit zu gewinnen suchte, ein nur allzugeneigtes Gehör und ließ sich leicht dazu bewegen, die ihm proponirten Friedensbedingungen zu genehmigen. Daher war es umsonst, daß der Admiral in Beza's Begleitung mit seinem vortrefflich ausgerüsteten Heere wie im Triumphzug zum Entsatze Orleans heranrückte; es war umsonst, daß der Herzog von Guise durch den Meuchelschuß des fanatischen Hugenotten Jean de Merey (eines Edelmanns aus dem Angoumois), gewöhnlich Poltrot

*) Vergl. die beiden Briefe Beza's an Calvin vom 31. Jan. und 5. März 1563 bei Gillet, Crato von Craftheim, II. Beil. S. 491—493.

genannt, fiel und sechs Tage nachher, am 24. Febr. (Aschermittwoch) starb *), und daß, somit nachdem auch der König von Navarra gestorben und der Connetable bei Dreux in Gefangenschaft gerathen, die katholische Partei ohne eigentliches Haupt war; es war auch umsonst, daß am 9. März zwei und

*) Verfolgt und eingefangen erklärte Poltrot, um sein Loos zu mildern, daß er durch Beza und Coligny zu seiner verbrecherischen That aufgefordert sei, und daß Beza insbesondere ihn gefragt habe, ob er sich nicht glücklich schätzen werde, sein Kreuz in dieser Welt zu tragen, wie der Herr es für uns getragen hätte. Auch habe ihn Beza noch in den allerletzten Tagen zu Orleans zur Ausführung des Mordes ermahnt. — Aber mit gutem Gewissen konnten Coligny und Beza diese entsetzlichen Anschuldigungen als Lügen zurückweisen. Beza erklärte zu seiner Rechtfertigung Folgendes:

Da er sah, daß Mehrere wegen des zu Vassy begangenen Mordes schrecklich gegen den Herrn von Guise aufgebracht waren, so war er doch damals nie anderer Meinung als: auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens gegen besagten Herrn von Guise zu verfahren und ruft deß zu Zeugen an Alle, die ihn damals gesehen und gehört haben. Weßwegen er denn auch mit andern Abgeordneten der Pariser Kirche zuvor des Königs, der Königin und des Königs von Navarra Majestät zu Monceaux um Gerechtigkeit angefleht und gebeten habe, man möchte doch den damals drohenden und seitdem ausgebrochenen Unruhen zuvorkommen. Die Antwort, welche die Königin zu geben geruhte, war der Art, daß besagte reformirte Kirche sich zufrieden gab in Erwartung einer schleunigen und gerechten Bestrafung der Schuldigen. Da aber alsbald nachher besagter Herr von Guise und die Seinigen zu den Waffen griffen und die Lage der Dinge sich so gestaltete, daß Recht und Gerechtigkeit keine Zufluchtsstätte mehr fanden; ja noch mehr! da die Person des Königs und der Königin auf die Jedermann bekannte Weise behandelt wurden, so hat er von jener Zeit an öffentlich, in seinen Predigten, in Privatunterhandlungen, Ermahnung und durch Briefe sowohl dem Fürsten von Condé, als dem Admiral und allen anderen Herren jeglichen Ranges und Standes, welche sich zum Evangelium bekannten, ihre Pflicht vorgehalten, um sie zu bewegen, die Auctorität der Edicte des Königs mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht aufrecht zu erhalten und die Unschuld der armen Verfolgten zu schirmen. Seitdem hat er immer noch in demselben Sinne zu handeln fortgefahren, indem er jedoch unabläßig Diejenigen, welche die Waffen trugen, zur größtmöglichen Mäßigung im Gebrauche derselben ermahnt, und ihnen eingeschärft, nach der Ehre Gottes vor Allem den Frieden zu suchen, ohne sich jedoch durch leere Versprechungen täuschen zu lassen. Deß nimmt er alle Diejenigen zu Zeugen, welche ihn damals, sei es öffentlich oder privatim haben sprechen hören und die Wahrheit bekennen wollen. Den Herrn von Guise betreffend, so hat er denselben jederzeit als den hauptsächlichsten Urheber und Begünstiger dieser Unruhen angesehen, und erklärt frei und offen, daß er deswegen unzähligemal gewünscht und gebetet habe, entweder das Herz des besagten Herrn von Guise umzuwandeln (was er jedoch nie hoffen konnte) oder das Königreich von demselben zu erlösen. Deß ruft er alle Diejenigen, welche seine Predigten und Gebete gehört haben, zu Zeugen an. Die Herzogin von Ferrara (des Herzogs von Guise Schwieger-

ſiebzig zu Orleans verſammelte Prediger die Bedingungen eines ehrenvollen Friedensſchluſſes auf der Grundlage des Januaredictes proponirten; denn am 12. März 1563 genehmigte Condé, den die Königin Katharina während ſeiner Gefangenſchaft durch buhleriſche Verlockung zu entnerven gewußt hatte*), ein Pacificationsedict, welches am 19. März von Amboiſe

mutter) namentlich weiß zu guter Maßen, was er ihr darüber aus dem Grund ſeines Herzens mündlich geſagt und dann auch geſchrieben hat. Aber es wird nie erfunden werden, daß er je den beſagten Herrn von Guiſe öffentlich (in Predigt und Gebet) mit Namen genannt, oder daß er je, weder perſönlich, noch durch einen Andern mit beſagtem Poltrot geſprochen, noch überhaupt denſelben je gekannt und mit ihm irgend Etwas zu ſchaffen gehabt, weit entfernt, daß er ihn zu ſeiner That beredet habe. — Weiter ſagt obgemeldeter von Beza, es werde nun und nimmermehr erfunden werden, daß er je irgend einen Menſchen zu dieſer That angereizt habe, in welcher er indeſſen ein gerechtes Gericht Gottes erkennt, der mit ähnlicher oder noch größerer Strafe alle die geſchworenen Feinde ſeines Evangeliums bedroht, welche ſchuld ſind an allem Jammer und Elend in dieſem Königreich. — Um nun ſchließlich die Wahrheit ſeiner obigen Antwort noch mehr zu erhärten, beruft er ſich auf die Worte ſelbſt, welche man beſagtem Poltrot in den Mund legt. Denn er iſt, Gott Lob, in Demjenigen, was ſeines Amtes iſt, nicht ſo ſchlecht unterrichtet, daß er in dem, was da von dem Tragen des Kreuzes vorkommt, die heilige Schrift ſo widerſinnig anwenden könnte, geſchweige denn ſagen dürfte, daß die Menſchen durch ihre Werke das Paradies verdienen. — Außerdem erklärte Beza, daß er den beſagten Poltrot nie (alſo auch nicht in Orleans geſehen noch gekannt und ihn auch jetzt noch nicht kenne, geſchweige denn, daß er ihn zu ſolcher That aufgemuntert hätte. — Baum bemerkt ſehr treffend (II, S. 719), daß wenn auch nicht Poltrot ſelbſt noch wenige Tage vor ſeinem Tode alles gegen Beza und Coligny Geſagte als unwahr zurückgenommen hätte, ſo wäre doch ſchon der einzige Umſtand, daß der ſeiner That geſtändige Poltrot ſchon am 18. März auf dem Greveplatz in Paris mit glühenden Zangen geriſſen und ſchwer geviertheilt wurde, ohne daß weder der Admiral noch Beza zur Gegenüberſtellung aufgefordert worden wären und ehe dieſe möglich war, mehr als hinreichend, um die Unſchuld beſagter Männer einerſeits und die ſchuldbewußte Erdichtung der Anklagen andrerſeits augenſcheinlich darzuthun. — Vergl. außerdem auch Polenz, II. S. 236 ff.

*) „Schon unter den erſten Verhandlungen auf der Ochſeninſel hatte die herzenskundige Zauberin (Margaretha) aus der Schaar ihrer Nymphen (ſie war gewöhnlich von einem Hof von 300 „Dames und Demoiſelles" begleitet) die ſchönſte gewählt, um durch buhleriſche Künſte des Gefangenen Zärtlichkeit zu erwecken. Der Gatte jener trefflichen Eleonore de Roye, welche männlich die Geſchäfte ihrer Glaubenspartei in Orleans betrieb und für des Leichtſinnigen Befreiung arbeitete, konnte nach dem Zwange, welchen die Prediger bisher ſeiner Vergnügungsſucht auferlegt, und nach der Entbehrung eines zweimonatlichen Gefängniſſes im freudeleeren Schloſſe Onzoimes, der Verlockung nicht widerſtehn. Auch ohne Fr. Baldwins theologiſchen Einreden hatte der Paladin der Hugenotten in den Armen der ſchönen Iſabeau von Limeul, „fille d'honneur" der Königin-Mutter,

aus publicirt, Beza, den Admiral, überhaupt das ganze protestantische Frankreich mit Entsetzen erfüllte. Die wesentlichsten Bestimmungen des Edicts waren nämlich folgende: 1) Alle Edelleute, welche freie Jurisdiction besäßen, sollten in ihren Gerichtsbezirken mit allen ihren Unterthanen das Recht freier Ausübung der sogenannten reformirten Religion (exercice de la religion, qu'ils disent réformée) genießen dürfen. 2) Dagegen die übrigen Edelleute sollten diese Freiheit nur für sich und ihre Familien besitzen, vorausgesetzt, daß sie nicht in Städten, Flecken oder Dörfern anderer hoher Gerichtsbarkeit als der königlichen wohnten, in welchem Falle ihnen eine solche Freiheit nur mit Erlaubniß dieser Gerichtsherren ertheilt werden könne. 3) In jeder Ballei, Seneschallerie und in allen Gouvernements, welche die Rechte einer Ballei hätten (d. h. welche unmittelbar unter den Parlamentsgerichten stünden), sollte eine Stadt angewiesen werden, in deren Vorstädten die Ausübung der Religion für die Angehörigen des Districts erlaubt sei. Indessen sollte es Jedem erlaubt sein, in seinem Hause ganz nach seinem Gewissen zu leben. 4) Außerdem sollte in denjenigen Städten, in denen die „genannte Religion" bis zum 7. März ausgeübt worden sei, diese Religionsübung an zweien noch zu bestimmenden Orten, jedoch nach vorgängiger Räumung und Zurückgabe aller Kirchen und alles kirchlichen Eigenthums, auch fernerhin stattfinden dürfen. 5) Von der Stadt Paris und von dem Weichbilde derselben sollte die öffentliche Ausübung der „genannten Religion" ausgeschlossen sein. Indessen sollten Diejenigen, welche daselbst angesessen wären, in ihre Häuser zurückkehren dürfen und in ihren Häusern volle Freiheit ihres Gewissens genießen. Außerdem war Allen, welche unter Condé's Befehlen die Waffen geführt hatten, Amnestie ertheilt, sowie auch jede Art von Beschimpfung und Vergewaltigung wegen der Religion beiden Theilen untersagt ward.

Das also war der Preis, um welchen man so viele Opfer gebracht und so viele Gefahren gewagt hatte! Beza sah, daß nun Alles vorbei war; denn es half nichts mehr, daß der Admiral mit dem Ausdruck der gerechtesten Entrüstung dem Prinzen vorstellte, wie man durch diesen Friedenstractact

---

die Heiligkeit seiner Sache wie den Ernst seiner Stellung schnell vergessen. Tragisch grimassirt, wie fast alle ähnlichen intrigues d'amour unter den Stürmen der Hugenotterie, endete auch dieses unsittliche Verhältnis. Als die Dame ihre Schande nicht mehr bergen konnte, klagte der Graf von Maulevrier die Unglückliche an, sie habe die Königin, den Connetable, den Prinzen von La Roche-sur-Yon vergiften wollen. Ungeschützt durch ihren gesättigten Freund ward sie in ein Kloster gesperrt und einem geistlichen Gerichte übergeben, das jedoch ihre Unschuld später darthat. Darüber aber endete Eleonore von Roye, die Eltermutter jenes großen Condé, aus Gram ihr Leben." — So berichtet zwar unter nicht völlig freier Auffassung der Dinge, aber doch im Wesentlichen richtig F. W. Barthold, Deutschland und die Hugenotten, I. S. 512.

mit einem Federſtriche mehr evangeliſche Gemeinden vernichtet habe, als die Feinde in zehn Jahren hätten thun mögen. Mit blutendem Herzen ſchrieb Beza von Orleans aus (29. März 1563) an Calvin: „Die ganze niedere Normandie war in unſrer Gewalt; die Provinzen Bretagne, Poitou, Le Mans, Tourraine ſammt den angrenzenden waren nicht ſowohl zum Widerſtande als vielmehr zur Uebergabe bereit; die bedeutenſten Zuzüge der Hülfsvölker waren marſchfertig. Mit Reiterſchaaren, zahlreicher und muthiger als wir ſie je gehabt, eilten wir dem Entſatze von Orleans zu, während die Feinde ohne Führer und beinahe von dem Nothwendigſten entblößt waren.

„Da haben ſich gewiſſe Leute gefunden, welche ſich nicht ſcheuten, ohne uns zu erwarten oder zu befragen, die Bedingungen des Frieden aufzuſtellen und zu unterſchreiben. — Ich blieb hier, bis die Städte benannt waren, die man uns in den Balleien und ſonſt zugeſteht, und es ſtellt ſich heraus, daß wir etwa fünfhundert Kirchen haben werden: viel mehr, leider, als wir noch Prediger haben. Alles Andere muß der Herr unſer Gott ſelbſt ſchenken, und Er wird mit ſeinem Arm allein das angefangene Werk gewiß noch herrlich hinausführen. Morgen (30. März) reiſe ich ab auf der Straße nach Burgund, um mich zu Vezelay wegen der Hinterlaſſenſchaft meines Vaters wo möglich mit meinen Erbſchaftsgenoſſen zu vertragen. Erfahre ich dort, daß meine Frau, an welche ich aus der Normandie durch Antwerper Leute nach Straßburg geſchrieben habe, zu euch zurückgekehrt iſt, ſo fliege ich auf dem kürzeſten Wege zu euch. Wo nicht, ſo nehme ich den Weg durch die Franche Comté nach Straßburg, um dann ſobald als es nur immer möglich dich zu umarmen und endlich wieder einmal aufzuleben.

„Ich weiß, daß man mir vor allen Andern auf jegliche Weiſe nachſtellt; aber ich ſetze mein Vertrauen auf den Gott, der mich ſchon aus tauſend Gefahren errettet hat, und der mich allen Feinden ſeines Namens zum Trotz über ein Kleines, wie ich hoffe, zu euch bringen wird. Alles und Jedes ſpare ich daher bis zu jenem glückſeligen Tage auf, an welchem ich, ſo Gott will, dich und alle Brüder wiederſehen werde."

Beza rüſtete ſich daher nun zum Abzug. Der Admiral, die anderen hugenottiſchen Herren vom Adel, die Prediger und alle die Anderen, von denen ſich Beza vor ſeiner Rückreiſe in die Heimat verabſchiedete, wußten nicht Worte genug zu finden, um ihm ihren Dank und ihre Hochachtung zu bezeugen. Auch gab man ihm Briefe an den Magiſtrat und die Geiſtlichen zu Genf mit, in denen man die ganz außerordentlichen Dienſte rühmte, die Beza dem evangeliſchen Intereſſe in Frankreich geleiſtet habe, und eine Anzahl angeſehener Herren gab ihm auf ſeiner Reiſe noch weithin ein ehrenvolles Geleite; aber dennoch war Beza voll Unmuths und Verſtimmung, als er Orleans verließ, denn er ſah ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. In Vezelay, wo ihn die Erbtheilung länger als ihm lieb war, aufhielt, er-

fuhr er, daß seine Gattin noch bei Condé's Schwiegermutter und Kindern in Straßburg*) weilte. Sobald er daher konnte, eilte er der deutschen Grenze zu in die Arme des geliebten Weibes, in dessen Begleitung er sodann auf kürzestem Wege in die Heimat reiste, wo er am 5. Mai 1563 ankam.

Zweiundzwanzig Monde war nun Beza von Genf abwesend gewesen und die thatenreichste Zeit seines Lebens hatte er hinter sich. Allerdings hatte die Rückerinnerung an das, was er in Frankreich erlebt und erlitten hatte, des Unerfreulichen gar viel; aber er hatte auch Vieles geerntet, woran sich sein Herz erquicken konnte, so lange er lebte. Condé und die anderen Hugenottenhäupter versicherten dem Magistrat zu Genf brieflich, daß sie es gar nicht zu sagen wüßten, wie sehr sie der Stadt und der Kirche zu Genf zu Dank und Gegendienst verpflichtet wären wegen der großen und hochwichtigen Dienste, welche Beza ihnen und allen evangelischen Kirchen des Königreichs geleistet habe. — Das freute den Magistrat, der sich selbst in Beza geehrt sah, und der daher (13. Mai) beschloß, für Alles zu sorgen, was Beza bedürfe, da derselbe viele und große Ausgaben gehabt und doch nichts darüber sagen würde, wenn er auch noch so sehr in Noth wäre.

*) Es ging der Schwiegermutter Condé's in Straßburg herzlich schlecht. Ohne Unterstützung aus Frankreich und mit ihren Enkeln in Noth, war sie bei Straßburgs Bürgern in Schulden gerathen; sie zu lösen, mußte Herr Johann Sturm, der Rector der Academie, am 24. Juni 1563 6000 Gulden auf Bürgschaft aufbringen. Dame de Roye reiste ab. — An die Tilgung der Schuld in Straßburg zu denken, erlaubte die Zeit für's Erste nicht; ja der Bürge, welcher später auch den Enkeln gleiche Dienste erwiesen, starb hohen Alters darüber in bitterer Armuth. Erst 59 Jahre später (im Jahre 1622) tilgte das Haus Condé eine Ehrenschuld, welche bis auf 81,267 Livres angewachsen war.

Fünfter Abſchnitt.

Beza's Leben und Wirkſamkeit ſeit dem Ableben Calvins.

§ 1.

Calvins Tod und Beza's amtliche Stellung und Wirkſamkeit zu Genf.

Seine amtliche Thätigkeit begann Beza, als er nach Genf zurückgekehrt war, mit einer Predigt, worin er die zahlreich verſammelte Gemeinde Genfs begrüßte und derſelben in begeiſternder Weiſe darſtellte, welche Kämpfe und Leiden die Brüder in Frankreich zu tragen hätten, welche Opfer ſie um des Evangeliums willen gebracht hätten und noch immer bringen müßten, wie ſich aber Gott an ihnen nicht unbezeugt laſſe, indem er die Brüder mit den Gaben der Gnade reichlich ſegne, und ſie in unwandelbarer Treue und Beſtändigkeit bewahre. In dem nach beendigter Predigt üblichen Gebet gedachte Beza auch der unter dem Kreuze liegenden Kirche Frankreichs, was ſeitdem in Genf zur ſtehenden Sitte ward.

Uebrigens war es für die Genfer Kirchen- und Schulangelegenheiten, und insbeſondre für Calvin längſt wünſchenswerth geweſen, daß Beza nach Genf zurückkehrte. Denn hier war außer Calvin Niemand, der ihn zu erſetzen vermochte, und Calvin war allgemach alt und ſchwach geworden und vermochte die Laſt der Arbeit, die auf ihm lag, nicht länger zu ertragen. Calvin und Beza richteten ſich daher in ihren amtlichen Geſchäften ſo ein, daß ſie wochenweiſe mit denſelben wechſelten. Außerdem aber nahm Beza gar manche Mühe und Sorge des älteren Freundes, die dieſer in jüngeren Jahren mit Leichtigkeit getragen hätte, auf ſich. Stunden behaglicher, ſorgenfreier Ruhe waren ihm daher wenig gegönnt. Und doch war das erſte Jahr ſeines neuen Aufenthaltes in Genf, mit der folgenden Zeit verglichen, eine in glücklicher, geräuſchloſer Ruhe dahingehende frohe Lebenszeit.

Aber ein unſägliches Herzeleid ging durch die Seele Beza's, als die Zeit gekommen war, wo er ſeinen geliebten „Vater" Calvin auf immer ſcheiden ſah. „Es hat ſich mit Calvin gehalten," ſo berichtet uns Beza, „bis auf

Von da an wurde alljährlich zu Oſtern die Wahl des Moderateurs vorgenommen, welche bis zum Jahre 1580 jedes Mal auf Beza fiel. Aber dem geiſtlichen Miniſterium zu Genf widerſtrebte auch die Erwählung eines Moderateur auf Jahresfriſt, weshalb daſſelbe zu wiederholten Malen gegen die ganze Einrichtung proteſtirte, aber von dem Conſeil, der das Bedürfniß einer feſten und wenigſtens für die Dauer eines Jahres geſicherten Spitze des Kirchenregimentes erkannte, mit ſeinem Proteſte zurückgewieſen wurde. Dagegen ließen es ſich die Paſtoren nicht nehmen, bei jeder neuen Wahl eine ſorgfältige Prüfung der Amtsführung des Moderateurs während des verfloſſenen Jahres vorzunehmen, deren Ergebniß jedoch bis zum Jahre 1580 war (wie es in den Protocollen heißt): „que la charge est continuée à M. de Bèze à cause de son aptitude et de ses bons services.“

Aber endlich wurde doch für Beza die Laſt der Geſchäfte zu ſchwer, und zugleich mochten ihm die ſo oft wiederkehrenden Einſprachen gegen die Beſetzung der Moderatur für die Dauer eines ganzen Jahres läſtig geworden ſein. Beza und Trembley ſtellten daher im Jahre 1580 vor, daß die episcopale Stellung, welche Calvin bekleidet gehabt, eigentlich nur in den ungewöhnlichen Gaben und Gnaden, mit denen dieſer von Gott ausgeſtattet geweſen, ihre Rechtfertigung gehabt habe. Denn im Uebrigen beweiſe die Geſchichte der Kirche, daß die Einführung eines Episcopats immer die nachtheiligſten Folgen für den Staat wie für die Kirche gehabt habe. Dem Geiſte der reformirten Kirchenverfaſſung entſprechend, möchte man daher den Vorſitz im geiſtlichen Rathe fernerhin nach einem wöchentlichen Turnus unter den Mitgliedern deſſelben wechſeln laſſen, ſo daß an jedem Freitage ein neuer Vorſitzender erwählt werde.

Gern hätten die regierenden Herren zu Genf Beza auch für die Zukunft

---

mittheilt. In den Protocollen der venerable compagnie heißt es ausdrücklich, man habe beſchloſſen, einen chef annuel zu erwählen, qui sera le représentant de ses frères, proposera les résolutions, dirigera les délibérations de l'assemblée et portera la parole devant les magistrats. Bien entendu, que ce président ne sera pas plus que les autres; et si avant le bout de l'an il fait quelque faute en sa charge, on l'en reprendra dans une séance des censures. Le moderateur se rappellera toujours M. Calvin, lequel, si sevère contre les vicieux et les impies, n'a jamais usè d'une autorité démesurée envers ses frères; au contraire, s'accommodant à tous autant que possible, il a su alléger la tâche de chacun.“ — L'égalité et la responsabilité absolue des pasteurs étant de nouveau consacrées dans l'eglise genèvoise, Théodore de Bèze fut élu modérateur. — — Aussi, jusqu'en 1580, la Compagnie réélut annuellement le même chef; mais pour sauvegarder le principe, à chaque réélection, les pasteurs exercèrent une censure minitueuse sur les actes du modérateur.— Toutefois, durant cette période, les protestations furent fréquentes contre la présidence annuelle.

an der Spitze der kirchlichen Geschäfte gesehen, namentlich wegen der Beziehungen Genfs zu den auswärtigen reformirten Kirchen, indem Beza die Correspondenz mit denselben fast ausschließlich besorgte. Allein Beza hob hervor, daß es ihm sein vorgerücktes Alter und die zunehmende Schwäche seines Gedächtnisses unmöglich mache, die bisherige Last der Geschäfte noch länger zu tragen. Da sich daher Beza bereit erklärte, die Correspondenz mit den auswärtigen Kirchen auch in Zukunft fortzuführen, so wurde dessen Antrag genehmigt, und man beschloß daher, zunächst drei Jahre lang einen wöchentlichen Wechsel der Moderatur zu versuchen.

Indem also Beza bis in sein Alter Jahr aus Jahr ein die amtlichen Obliegenheiten, die einst Calvin besorgte, verwaltete, hat derselbe, abgesehen von geschäftlichen Reisen, die auch keine Erholung gewährten, sich niemals wieder auch nur eines einzigen arbeitsfreien Tages zu erfreuen gehabt. Denn wie geplagt Beza als erster Geistlicher der Stadt jetzt war, erhellt aus einer Schilderung, die er von Calvins „Regentschaft" entwirft: „Eine um die andere Woche täglich vor einer Versammlung, die kein Wort unbemerkt läßt, vor lauter Leuten, die es verstehn, einen Vortrag zu halten; an drei Wochentagen vor einem glänzenden Auditorium die heilige Schrift erklären; alle Wochen einmal in einer öffentlichen Versammlung, wo Jedem das Recht zustand, das Wort zu ergreifen und Einwendungen zu machen, über eine vorgeschriebene Schriftstelle disputiren; alle Monate eine öffentliche Disputation anstellen; im Presbyterium sitzen, die kirchlichen Angelegenheiten untersuchen, Processe schlichten, die Stimmen der Beisitzer sammeln, nach ihrer Meinung den Einen tadeln, den Andern trösten, einen Dritten, wenn es nöthig ist, aus der Kirche stoßen. Dabei kein gesetzliches Ansehen, kein Uebergewicht über die Andern besitzen, vielmehr den Collegen, die auch eben so viel Last tragen, durchaus gleich sein." Dazu kam noch die anstrengende academische Berufsthätigkeit, die zahllose Menge außerordentlicher Berathungen, die privatim an ihn gebracht wurden, der täglich in Menge einlaufenden Briefe, die er zu beantworten, der Gutachten, die er abzugeben und sonstiger Geschäfte, die er zu erledigen hatte. — Es leuchtet daher ein, wie belastet und wie geplagt Beza war.

Noch mehr als zu Calvins Lebzeiten war Beza nach dem Tode desselben die eigentliche Seele der beiden großen wissenschaftlichen Anstalten Genfs, des Collegs und der Academie. Während jenes, als Gymnasium eingerichtet, die Schüler von den Rudimenten der Grammatik (man gebrauchte Beza's Grammatik) allmählich in die höheren humanistischen Studien einführte und die Pflege derjenigen christlichen Gesittung und allgemeinen Bildung, welche für das Leben im christlichen Gemeinwesen und in den mannigfachen Berufszweigen desselben als nothwendige Voraussetzung galt*), sich zur Auf-

*) Ueber die Einrichtung des Collegs vergl. Gaberel, II, S. 109 ff.

gabe machte, war die Academie eine eigentliche Theologenſchule, eine Pflanzſtätte des Predigtamtes, nicht blos für den einheimiſchen Kirchendienſt, ſondern auch für den der auswärtigen, insbeſondre der franzöſiſchen reformirten Kirchen*). Um die Hebung des Collegs und überhaupt um die Förderung des eigentlichen Schulunterrichtsweſens erwarb ſich Beza die weſentlichſten Verdienſte. Um eine zunehmende Ueberfüllung der unteren Claſſen zu verhüten und um zugleich der zarteren Jugend den Schulbeſuch zu erleichtern, hatte man im Jahre 1571 in jedem der vier Quartiere der Stadt eine Elementarſchule errichtet, deren Schüler ein geringes Schulgeld zu zahlen hatten. Allein dieſe Einrichtung fand wenig Anklang, weil der Unterricht im Colleg ganz umſonſt ertheilt, und darum die Zahlung von Schulgeld von der Genfer Bürgerſchaft als eine ungewohnte Laſt angeſehen ward. Beza, der dieſes kaum wahrgenommen hatte, ſetzte es daher durch, daß der Magiſtrat den Jahresgehalt der an den „Schulen der Quartiere“ angeſtellten Lehrer verdoppelte und dagegen die Entrichtung des Schulgeldes ganz abſchaffte. Eine überraſchend ſtärkere und regelmäßigere Frequenz der Elementarſchulen war die unmittelbare Frucht dieſer von Beza herbeigeführten Aenderung.

Außer den Söhnen der Genfer Bürgerſchaft waren es auch zahlreiche aus dem Auslande nach Genf gekommene Scholaren, welche das Colleg beſuchten. Allein weit bedeutender war ſelbſtverſtändlich der Beſuch, deſſen ſich die Academie vom Auslande her, insbeſondre auch aus Deutſchland zu erfreuen hatte. Zu Zeiten ſchien dieſelbe allerdings ihrer gänzlichen Auflöſung nahe zu ſein. Als im Jahre 1568 die Peſt nach Genf kam, und der in Frankreich ausgebrochene Bürgerkrieg alle Wege nach Genf unſicher gemacht hatte, fanden ſich daſelbſt nur acht Studenten ein; und nach der Bartholomäusnacht im Jahre 1572 ſank deren Zahl ſogar auf drei herab. Aber im Uebrigen erfreute ſich die Academie eines ſo ſtarken Beſuches aus allen reformirten Landen, daß in den Jahren 1559—1603 (d. h. bis zur „Escalade“) nicht weniger als 1600 Studenten in Genf inſcribirt wurden**).

Die Disciplin, welche die Rectoren und Profeſſoren handhabten, war ſtreng, und wurde namentlich gegen die deutſchen Studenten, welche ſich in der auf den vaterländiſchen Univerſitäten heimiſche Zügelloſigkeit auch in Genf zu ergehen gedachten, mit unbeugſamen Ernſt zur Anwendung gebracht. Um eine möglichſt ſtrenge Aufſicht über die auswärtigen Studenten überhaupt führen zu können, bezeichneten Beza und die anderen Prediger diejenigen frommen („vivants selon Dieu“) Familien, bei denen ſie allein ſich einmiethen durften. Dagegen wurde der Beſuch der Academie in andrer

*) Daher pflegte man die Academie zu Genf gradezu als pépinière des églises de France zu bezeichnen.

**) Vergl. Le livre du recteur cataloque des edutiants de l'académie de Genève de 1559 à 1859 (Genève, l'imprimerie de Jules-Guillaume Fick, 1860).

Weiſe erleichtert. Seit Calvins Zeit war es üblich, daß Alle, welche in Genf immatriculirt werden wollten, zuvor einen Religionseid ablegen und demgemäß geloben mußten, daß ſie mit Gottes Hülfe den chriſtlichen Glauben, ſo wie man denſelben in der Stadt Genf bekenne*), feſthalten und darin an allen Orten bis in den Tod beharren wollten." Allein man ſah allgemach ein, daß dieſer Revers nur dazu diene, den Beſuch der Academie zu erſchweren und deren Wirkſamkeit zu beeinträchtigen, weshalb derſelbe im Jahre 1576 abgeſchafft wurde**).

Bei der außerordentlichen Frequenz, welche ſich die Academie zu erfreuen hatte, war natürlich Beza's academiſche Lehrthätigkeit das wirkſamſte Mittel, durch welches derſelbe im ganzen Umfange der reformirten Kirche den bedeutendſten Einfluß ausübte. Denn am Ende des Jahrhunderts gab es kein reformirtes Land, das nicht eine Anzahl von Predigern aufzuweiſen hatte, die in Genf von Beza gebildet worden waren.

Unter denen, welche in Genf zu Beza's Füßen ſaßen und ſpäterhin eine hervorragende theologiſche Stellung einnahmen, war auch Jacob Arminius, der energiſche Gegner der Calviniſchen Prädeſtinationslehre. Schon während ſeiner Studienzeit machte derſelbe in Genf durch ſeine Oppoſition gegen die traditionelle Lehrweiſe Aufſehen. Arminius hatte ſich in die Ramiſtiſche Philoſophie vertieft, und polemiſirte daher (1582) gegen die in Genf herrſchende Philoſophie des Ariſtoteles. Dieſes mißfiel natürlich den Profeſſoren der Academie und Beza warnte den jungen Holländer mit den Worten: „Befaßt euch nicht mit eiteln Subtilitäten. Treten euch gewiſſe neologiſche Gedanken nahe, ſo eignet euch dieſelben nicht an, ohne euch zuvor längere Zeit hindurch in dieſelbe vertieft zu haben, wenn ſie euch auch im erſten Augenblicke noch ſo ſehr feſſeln mögen. Calvin hat mir dieſen Rath gegeben und ich habe mich dabei wohl befunden."

Arminius verließ daher Genf, wo er ſich nicht heimiſch fühlte, lebte eine Zeit lang zu Baſel, kam aber dann doch auf Geheiß und auf Koſten des Magiſtrats zu Amſterdam im Jahre 1584 nach Genf zurück. Indeſſen hatte es der Magiſtrat zu Amſterdam für nöthig befunden, ſeinen Stipendiaten Arminius, von deſſen Talenten man ſich etwas verſprach, der beſonderen Fürſorge Beza's zu empfehlen. „Wir ſchicken euch," hieß es in dem Schreiben, „unſeren Jacob Arminius, für den wir trotz der ſchlechten Zeiten viel Geld aufwenden. Viele Leute ſchätzen ſein Talent ſehr hoch; aber wir wünſchten, daß er ſich nicht einer ſolchen Wiſſenſchaft hingebe, welche nur aufbläſt. In einer dem Geſchäftsleben hingegebenen Stadt, wie die un-

*) Siehe im Schriftverzeichnis Beza's Nr.

**) Gaberel, II, S. 122. Unter den Motiven der Abſchaffung jenes Reverſes wird auch hervorgehoben: qu'il ne semble pas raisonnable de presser ainsi une jeune conscience, qui n'est résolue de signer ce qu'elle n'entend pas encore.

unſrige iſt, bedarf man vor Allem des religiöſen Friedens, der nur da walten kann, wo die Prediger unter einander vollkommen übereinſtimmen. Indem ihr daher in dieſem Sinne die Talente des Arminius leiten werdet, werdet ihr unſrer Republik einen wahren Dienſt erweiſen." — Beza antwortet: „In Betreff des Arminius haben wir ſchon einmal an euch geſchrieben. Die Unſicherheit der Communication in Kriegszeiten hat uns gehindert, euch zuvorzukommen. Wir ſchreiben euch auf's Neue, um jedes Vorurtheil zu vermeiden, welches in Betreff der Studien eueres Günſtlings etwa aufkommen könnte. Seinen Sitten und ſeiner Gelehrſamkeit geben wir das beſte Zeugniß. Gott hat ihm ein hervorragendes Urtheil und eine große Intelligenz gegeben; und wenn die Frömmigkeit, die ihn beſeelt, fernerhin die Richtſchnur ſeines Herzens bleibt, ſo wird er ſicherlich ein Licht der Kirche werden."

Auf das eigentliche Kirchenweſen Genfs war Beza's Einfluß natürlich nicht minder bedeutend als auf die Academie; vielmehr wurde der ganze Ausbau des von Calvin geſchaffenen Kirchenthums und das geſammte kirchliche Leben der Stadt im eigentlichſten Sinne des Wortes von Beza getragen ſo lange er lebte. In Genf ſelbſt, wie in der ganzen chriſtlichen Welt galt daher Beza als Derjenige, welcher die Genfer Kirche in allen Beziehungen zum Auslande zu repräſentiren hatte. Als es ſich z. B. im Jahre 1566 um Aufſtellung einer neuen reformirten Bekenntnißſchrift handelte, ſchlug man in Zürich vor, Beza möchte ebenſo für die reformirte Kirche franzöſiſcher Zunge eine Confeſſion ausarbeiten, wie Bullinger eine ſolche für die reformirte Kirche deutſcher Zunge aufgeſtellt habe. Allein Beza rieth, daß auch die Genfer Kirche Bullingers treffliche Confessio Helvetica II. unterzeichnen möchte. Im Namen Genfs erſchien daher Beza (in Begleitung des Predigers Colladon) im Februar 1566 in Zürich und erklärte Genfs Zuſtimmung zu dem neuen Bekenntniß*).

In der Handhabung der Kirchenzucht ließ Beza nach Calvins Tode mannigfache, den berechtigten Forderungen des Lebens Rechnung tragende Milderungen eintreten, ohne den alten Calviniſchen Ernſt derſelben irgendwie zu beeinträchtigen. Daher wurden in Genf immer noch Klagen über den Rigorismus einer Kirchenzucht laut, welche in alle Verhältniſſe des Privatlebens, ſelbſt der Kleidermode tief eingriff. Als aber der Magiſtrat wiederholt auf Ermäßigung der disciplinariſchen Forderungen der Geiſtlichen drang, antwortete Beza (Februar 1577): Man bedauere es ſehr, die Herren ſo oft wegen des unnöthigen Aufwandes, den man ſich in dieſer Stadt erlaube, beläſtigen zu müſſen. Aber die Wohlfahrt des Staates hänge nun einmal von der Ordnung ab, die unter den Bürgern herrſche. Betrachte man nur das römiſche Reich, welches einſt ſo mächtig und ſo angeſehen ge-

*) Peſtalozzi, Heinr. Bullinger, S. 418.

weſen ſei, ſo lange der Geiſt der Mäßigkeit und Moralität die Bürger beherrſcht habe. Denn was ſei doch aus ihm geworden, ſeitdem ein Jeder habe thun können, was ihm beliebte! Wenn der Herr einen ſolchen Ruin über dieſen ſo mächtigen Staat hat kommen laſſen, wer wird dann die arme Republik Genf retten, wenn ſie ſich allen Laſtern hingiebt, deren Ende das Verderben der Familien und des Gemeinweſens iſt?" — Auf das Strengſte ſchritt Beza gegen die Verbreiter leichtfertiger oder irreligiöſer Literaturerzeugniſſe ein, z. B. gegen den berühmten Buchdrucker Heinrich Eſtienne wegen Veröffentlichung eines livre rempli de choses indignes d'un chrétien*).

Dabei erwies Beza ſeine ſittliche Berechtigung zur Ausübung eines durchgreifenden Einfluſſes auf die kirchlichen Verhältniſſe Genfs, durch die eminente Opferwilligkeit, mit welcher er ſich allen kirchlichen Intereſſen der Stadt hingab. Zuweilen mußten die Herren des Raths oder die Geſellſchaft der Prediger ihn zu größerer Schonung ſeiner ſelbſt nöthigen. In den von de Grenus herausgegebenen fragments wird zum 7. Juni 1568 berichtet: „Obgleich Herr von Bèze dringend gebeten hat, von der Pflicht, die Peſtkranken zu tröſten, nicht eximirt zu werden, ſo haben ihm ſeine Collegen dieſe Bitte doch abgeſchlagen, nicht um ihn zu ſchonen, ſondern weil es gut iſt, ihn zu erhalten, ſo lange es Gott gefallen wird;" und zwei Jahre ſpäter (1570): „Theodor de Bèze erklärt, daß, da ſein Paſtoreneid ihn verpflichte, alle Obliegenheiten ſeines Amtes zu erfüllen und da eine der wichtigſten derſelben die Tröſtung der Kranken ſei, er ſo lange kein ruhiges Gewiſſen haben könne, als ihm die Obrigkeit nicht geſtatten werde, dieſen Theil ſeines Amtes ebenſo zu erfüllen, wie es von ſeinen Amtsbrüdern geſchehe. — Der Rath fand dieſe Forderung gerecht, und geſtattete daher den Predigern, ebenſo über Bèze wie über die andern das Loos zu werfen, damit man denjenigen, dem die Tröſtung der Peſtkranken aufzutragen ſei, ermitteln könne."

Auch in politiſcher Hinſicht war Beza fortwährend eine Säule des Genfer Gemeinweſens. Dies bewährte ſich namentlich, als Genf durch den Nachfolger Emanuel Philiberts, den Herzog Karl Emanuel von Savoyen zu wiederholten Malen bedroht und in Kriege verwickelt wurde, die der kleine Staat kaum zu ertragen vermochte.

Im Jahre 1582 ſah ſich Genf genöthigt, um einem von dem Herzog beabſichtigten Ueberfall zuvorzukommen, gegen denſelben die Waffen zu ergreifen. Eine von Beza auf den Wunſch des Magiſtrats ausgearbeitet Proclamation legte öffentlich die Rechtmäßigkeit der Kriegserklärung dar. Außerdem entwarf Beza, ebenfalls auf Verlangen des Magiſtrats eine hierauf bezügliche Denkſchrift, welche an den König von Navarra und an die Königin

*) Gaberel, II, S. 92 u. 93.

von England abgeſchickt werden ſollte, und welche auf beide den günſtigſten Eindruck machte. König Heinrich antwortete den Herren zu Genf in freundlichſter Weiſe, ſchickte Ingenieure nach Genf, welche die Feſtungswerke der Stadt verbeſſern ſollten und verſprach, nöthigenfalls auch mit Mannſchaft zu helfen. Die Folge davon war, daß der Herzog von Savoyen ſich zurückzog und Genf einſtweilen in Ruhe ließ.

Aber zwei Jahre ſpäter ſah ſich Genf auf's Neue bedroht. Eines Tages erhielt nämlich Beza einen von einem gewiſſen Charles Pascal zu Coppet an ihn geſandten Brief, worin derſelbe bat, daß er in Begleitung einiger Magiſtratsperſonen zu einer Beſprechung mit ihm zuſammentreffen möchte, indem er ihm eine für Genf höchſt wichtige Angelegenheit mitzutheilen habe. Der Magiſtrat genehmigte die Zuſammenkunft, bei welcher Beza erfuhr, daß der Herzog mit einem gewiſſen La Poype zu Genf in Einvernehmen ſtehe, und mit demſelben einen Plan zur Ueberrumpelung der Stadt vereinbart habe. Der bezeichnete Verräther fand ſich auch in der Stadt wirklich vor und ebenſo beſtätigten ſich alle anderen Angaben, welche Pascal in Betreff des von ihm enthüllten Complots gemacht hatte. La Poype, welcher merkte, daß ſein Vorhaben entdeckt ſei, floh daher eiligſt aus der Stadt und die Ueberrumpelung derſelben unterblieb natürlich.

Die Eröffnungen, welche Beza von demſelben erhalten, hatten aber noch weitere Folgen. Pascal hatte nämlich erklärt: er rathe den Genfern, den Friedensverſicherungen des Herzogs niemals zu trauen. Denn dieſer habe gelobt, daß er eher auf eine Million als auf die Wiedereroberung Genfs verzichten wollte. Gelänge es ihm daher dießmal nicht, ſo rechne er auf die Spanier, welche ihm zu Hülfe kommen würden. Sofort theilten die Herren zu Genf den Bernern und Zürichern dieſe Enthüllungen mit, wodurch die wegen Aufnahme Genfs in die Eidgenoſſenſchaft bereits angeknüpften Verhandlungen zum Abſchluß gebracht wurden. Große Freudenfeſte, welche man zu Genf veranſtaltete, verkündeten der Welt das Band, welches nun Genf mit den Schweizercantonen verknüpfte und welches von 1584 bis 1798 andauerte. Beza entwarf die Inſchrift einer darauf bezüglichen Denktafel, welche über der Facade des Rathhauſes befeſtigt ward*)."

*) Die Inſchrift lautet: „Cinquante ans après le rétablissement de la religion et de l'antique liberté de Genève opéré par la protection divine, un jubilé nouveau commençant, le Sénat et le peuple de Genève, délivrés au dedans et au dehors de plusieurs embûches et orages, qui leur ont été suscités, et en considération de ce que le canton de Zurich, qui est à la tête des cantons de Suisse a contracté sur le pied d'égalité une alliance perpétuelle avec nôtre république, et de ce que nos anciens bons amis et alliés les Bernois ont renforcé par un nouveau lien leurs premiers engagements envers nous, consacrent ici le souvenir de cette faveur signalée de la Providence. 1584."

Zwei Jahre ſpäter ſchien ein Zuſammenſtoß Genfs mit Savoyen wiederum unvermeidlich zu ſein. Denn die Haltung des Herzogs gegen die Stadt war abermals ſo drohend geworden, daß die regierenden Herren zu Genf dringend aufgefordert wurden, ſofort die Waffen zu ergreifen und den Krieg zu erklären. Aber ohne Beza's Rath mochte ſich der Magiſtrat zu einem ſo ernſten und bedenklichen Schritt nicht herbeilaſſen. Beza ward daher eingeladen, in der Sitzung des Magiſtrats zu erſcheinen und demſelben ſeine Meinung über die vorliegende Frage zu eröffnen. Dieſe ging dahin, daß Genf allerdings gerechte Urſache zur Kriegserklärung habe, daß es aber nicht rathſam ſei (was Beza im Einzelnen nachwies), von dieſem Rechte Gebrauch zu machen, weil Genf wenig Ausſicht auf einen glücklichen Erfolg des Krieges habe. Ohne Weiteres eignete ſich das Conſeil dieſes Votum an und die von andrer Seite gewünſchte Kriegserklärung unterblieb*).

Im Jahre 1588 brach endlich der Krieg wirklich aus. Aber auch durch das Getöſe der Waffen und durch den wilden Tumult des Kampfes ließ Beza ſein ernſt mahnendes und ſtrafendes Wort vernehmen, wo es noth that.

Der Beginn des Krieges war für Genf glücklich, und in den drei Kirchen der Stadt wurden öffentliche Dankgottesdienſte gefeiert. Aber die Plünderungen, welche man ſich erlaubt, die hohen Löſegelder, welche man für die Freilaſſung der Gefangenen erpreßt hatte, waren in den Augen Beza's einer chriſtlichen Kriegerſchaar wenig würdig. „Hütet euch," rief er darum von der Kanzel herab; „denn wenn Gott eure Waffen ſegnet und ihr ſeine Sache herabwürdigt, indem ihr wie Heiden handelt, ſo wird Sein Schutz für Genf bald verloren ſein!" Die Ermahnungen Beza's und der andern Prediger fanden auch ſofort Gehör und bewirkten es, daß die Genfer Offiziere von da an ſtrengere Mannszucht hielten. Aber im folgenden Jahre gab ein von Heinrich IV. geſchicktes Hülfscorps zu neuen Klagen wegen Plünderungen und anderen Gewaltthätigkeiten, welche ſich die Truppen gegen die Landleute erlaubten, Anlaß. Auf's Neue betrat daher Beza die Kanzel, um gegen dieſe heidniſche Barbarei zu donnern, welche von den Truppen einer Stadt verübt werde, die ſich eine chriſtliche Stadt nenne, aber jetzt einer Räuberhöhle gleiche. Auch die Prediger Antoine de la Faye und Charles Perrot hielten ähnliche Strafpredigten.

Der Magiſtrat, der Beza's Auftreten vollkommen billigte, verſammelte alsbald die franzöſiſchen Hauptleute, denen Beza mit den ernſteſten Worten in's Gewiſſen griff. Die Hauptleute geſtanden ein, daß ſie ſtrengere Zucht hätten halten können und verſprachen für die Zukunft gegen alle Exceſſe mit den ſchärfſten Maßregeln einzuſchreiten. Aber dieſes Verſprechen genügte Beza nicht. „Eure Leute haben Vieh, Goldſchmuck und Habe aller Art hinweggeführt und es iſt daher nöthig, daß das Alles denen, welchen es geraubt

*) Gaberel, II. Beil. S. 220—234.

iſt, zurückgegeben wird.“ Die franzöſiſchen Offiziere meinten, es ſei kaum möglich, dieſes zu bewerkſtelligen; „aber ſo groß war das Anſehen, deſſen ſich Beza erfreute, daß die Beraubten ſchon am folgenden Tagen wieder in den Beſitz ihrer Habe kamen*).“ — Um übrigens für die Zukunft ähnliche Vergewaltigungen zu verhüten, gab der Magiſtrat den Predigern auf, ſich öffentlich über die Frage auszuſprechen; „ob es erlaubt ſei, Geld, Möbel und Vieh, welches Landleuten gehöre, welche in dem Lande, in dem der Krieg wüthet, die Waffen nicht ergriffen haben, zu nehmen?“

Und wie Beza's Anſehen dem Genfer Gemeinweſen für die Aufrechthaltung ſeiner Moralität auch im Getümmel des Krieges zu ſtatten kam, ſo zeigte ſich daſſelbe zwei Jahre ſpäter zu großem Nutzen des Staates in andrer Weiſe wirkſam. Die öffentlichen Kaſſen waren erſchöpft, der Krieg dauerte noch fort und man wußte nicht, woher die zur Fortführung des Krieges erforderlichen Gelder beſchafft werden ſollten. Da wendete ſich Beza, für das bedrängte Genf um Hülfe flehend, an die glaubensverwandten Fürſten und Obrigkeiten, insbeſondere in England und Holland; und alsbald gingen von allen Seiten her die reichlichſten Subſidien ein**).

§ 2.

Streitigkeiten mit Ochino und Caſtalio.

Viele Zeit und viele Freude des Lebens mußte Beza leider in den mannigfachen Streitigkeiten opfern, in die er hineingezogen ward und in denen er namentlich in den erſten Jahren nach Calvins Tode (vielleicht infolge der Verſtimmung und Verbitterung, die er aus Frankreich mitgebracht hatte), oft ein Uebermaß von Gereiztheit und Unduldſamkeit kundgab. Den Streit mit Balduin nahm er noch vor Calvins Tod wieder auf. Schon hierbei beurkundete Beza einen Unmuth und eine Erregtheit, die ſich nur aus dem vielfachen Verdruß erklärt, den Balduin ihn verurſacht hatte, weshalb einer ſeiner Freunde, St. Aldégonde, Herr von Marnix, ſich veranlaßt ſah, ihm (jedoch ohne Gehör zu finden) hierüber den ernſtlichſten Vorhalt zu thun***). Aber noch weit heftiger und ſtörriger war Beza's Auftreten gegen den greiſen Prediger der italieniſchen Gemeinde zu Zürich, Bernard Ochino. Derſelbe hatte in italieniſcher Sprache ein Buch veröffentlicht, welches einzelne bedenkliche Aeußerungen in Betreff der Polygamie enthielt. Caſtalio, den Beza unter ſeine widerwärtigſten Gegner rechnete, hatte das Buch in's Lateiniſche überſetzt, welches hierdurch in weiteren Kreiſen Verbreitung erhielt und auch in Beza's Hände kam. Sofort ſah ſich daher dieſer bemüßigt, die Prediger und

*) Gaberel, II. S. 453.

**) Gaberel, II. S. 457.

***) Vergl. Sayous, Etudes littéraires, S. 283 ff.

ſelbſt den Magiſtrat gegen Ochino — der bis dahin ſich als einen Freund Calvins und Beza's angeſehen hatte —, dergeſtalt in Harniſch zu bringen, daß derſelbe mitten im Winter mit Weib und Kind Zürich verlaſſen mußte. Von da an verlebte Ochino keinen Tag mehr, an dem er es nicht empfinden mußte, daß Beza's gewaltiger Zorn auf ihm lag. Selbſt in Baſel wagte man es nicht, einem Manne, den man einſt als den geſchätzten Freund des Peter Martyr gekannt hatte, einen vorübergehenden Aufenthalt zu gewähren. Ochino floh daher nach Polen und Mähren, wo er ſtarb. Beza vermochte in ihm nun einmal nichts anderes als einen Abtrünnigen zu erkennen, den die Bosheit des eignen Herzens in grundſtürzende Irrthümer verſtrickt habe, weshalb er ſich über ihn fortwährend in den härteſten Urtheilen ausſprach. Glaubte er doch ſogar in dem Schickſale der Gattin Ochino's, welche den Hals brach, ehe dieſer das ärgerliche Buch herausgab, das Strafgericht Gottes erblicken zu müſſen, welches die vor der Welt noch verborgene Gottloſigkeit Ochino's ſchon damals getroffen habe!

In einen neuen Streit verwickelte ſich Beza auch mit Caſtalio zu Baſel. Derſelbe hatte zwei Ueberſetzungen der heiligen Schrift, eine lateiniſche und eine franzöſiſche ausgearbeitet. Die letztere war ihm nicht zum Beſten gelungen; noch ungeeigneter war jedoch die lateiniſche Ueberſetzung, in welcher es ſich Caſtalio zur Aufgabe gemacht hatte, mit Vermeidung aller Hebraismen und Hellenismen den Inhalt der heiligen Schrift durchaus in der Sprache und mit den Phraſen Cicero's darzuſtellen. Dabei war es natürlich unvermeidlich, daß Caſtalio den Sinn der bibliſchen Worte vielfach verfehlte, und Beza hatte die daraus hervorgegangenen Mängel von Caſtalio's Ueberſetzung ſchon im Jahre 1556 in den Noten der Stephaniſchen Bibel hervorgehoben. Da Caſtalio ſich gegen Beza's Angriffe öffentlich vertheidigte, ſo edirte dieſer im Jahre 1563 eine beſondere Streitſchrift gegen denſelben, auf welche, da Caſtalio auch dieſer ſehr energiſch entgegentrat, Beza noch in demſelben Jahre eine zweite Responsio folgen ließ. Leider aber blieb es nicht bei dieſen Schriftenwechſel. Vielmehr wendete ſich Beza mit ſeiner letzten Streitſchrift in einer beſonderen Epiſtel, die das Vorwort dieſer bildete, an die Baſeler Herren, denen er nachzuweiſen ſuchte, daß es ſich hier nicht um die Auslegung einzelner Schriftworte, ſondern um die Geltung von Grundlehren des Evangeliums handele, und daß die Welt eben hierbei, da man den Druck und die Veröffentlichung der beiden Ueberſetzungen in Baſel geſtattet habe, gerade ſie auf dieſes der Kirche gegebene Aergerniß anſehe. Der Vorwurf, den dieſe Worte enthielten, war verſtändlich genug, wurde aber von den Baſelern, die darin eine Verdächtigung ihrer Rechtgläubigkeit wahrnahmen, ſo übel vermerkt, daß Beza im folgenden Jahre Bullingern zu Hülfe nehmen mußte, um ſich durch dieſen wegen des Argwohns, den man gegen ſeine Abſichten geſchöpft hatte, bei den Baſelern rechtfertigen zu laſſen.

§ 3.

Beza und Andreas Dudith.

Erfreulicher als die Wahrnehmung dieſer Händel Beza's mit Ochino und Caſtalio iſt es, die lebendige, ruhmvolle Wirkſamkeit zu ſehen, welche derſelbe in der eben ſich bildenden reformirten Kirche Polens ausübte. Hier hatte ſchon Calvin mit dem Statthalter von Krakau, Johann von Tarnow und mit dem Großmarſchall von Lithauen, dem Fürſten Radzivil im Verkehr geſtanden, und vorzugsweiſe durch ſeinen Einfluß war es geſchehen, daß ſich in Polen das reformirte Bekenntniß befeſtigt hatte. Leider aber hatte ſich hier ſchon frühzeitig in die reformatoriſche Richtung von Italien her die verderblichſten unitariſchen Elemente, welche den ganzen eben im Entſtehen begriffenen Kirchenbau zu untergraben drohten, eingemengt. Die beiden italieniſchen Aerzte Giorgio Biandrata und Valentino Gentile, welche wegen ihres Unitarismus Genf und die Schweiz hatten verlaſſen müſſen, hatten ſich nach Polen begeben (wo Biandrata als vormaliger Leibarzt der Königin ſehr wohl bekannt war), und hatten ſich hier für ihre Lehrmeinungen Anhang zu verſchaffen gewußt. Andre Italiener, welche derſelben Lehre huldigten, und welche theilweiſe, wie Ochino aus Genf vertrieben waren, hatten ſich ebenfalls nach Polen begeben. Allerdings bewirkte es Calvin, daß Biandrata auch Polen räumen mußte, weshalb derſelbe in die Dienſte des Fürſten von Siebenbürgen trat; allein der Unitarismus hatte ſich nun einmal in Polen in den Gedanken Vieler eingewurzelt, und verurſachte hier alsbald ſo bedenkliche Händel und Reibereien, daß Radzivil an eine Ausſöhnung der Parteien durch vermittelnde Formen zu denken ſich veranlaßt ſah und ſich deshalb Calvins und Beza's Rath erbat.

Calvin war bereits entſchlafen, als Radzivils Briefe nach Genf kamen, über deren Inhalt Beza nicht wenig erſchrak. Denn er überzeugte ſich, daß in Polen die Gefahr der Infizirung einer ganzen bisher zur reformirten Bekenntnißgemeinſchaft gerechneten Landeskirche mit der grundſtürzenden Häreſie des Unitarismus zu befürchten war. Beza überlegte ſich daher lange, wie und was er dem Fürſten zu antworten habe, bis er endlich im April 1565 Namens aller Paſtoren und Profeſſoren der Kirche und der Academie zu Genf ein Schreiben an denſelben abgehen ließ, worin er zwar auf die in Polen aufgetauchten Controverſen nicht genauer einging, weil über die von den Gegnern der Kirchenlehre aufgeſtellten Lehrſätze nichts Beſtimmtes mitgetheilt war, aber den Sinn und die Bedeutung der kirchlichen Trinitätslehre als eines unveräußerlichen Grunddogma's der geſammten Kirche beſtimmt und nachdrücklich ausſprach und ſchließlich bemerkte: Daß nicht allein das Werk Gottes in Polen geſtört, ſondern auch das ganze Königreich von den traurigſten Zerwürfniſſen heimgeſucht werde, ſei ſehr zu beklagen. Mit Recht ſei daher der König

entſchloſſen, ſein Reich von den Gotteslästerern zu ſäubern, wenn nur nicht dabei die reine Lehre zugleich mit der Irrlehre gerichtet und verworfen würde. Alle Paſtoren und Glieder der wahren Kirche Gottes müſſe man aber dringend bitten, daß ſie ſich nicht durch falſchen Eifer zu ungebürlichen Ausſchreitungen und Gewaltthätigkeiten verleiten ließen, da das Schwert nicht ihnen, ſondern der Obrigkeit anvertraut ſei, und insbeſondere möchte ſich der Fürſt und der Adel des Landes vor dieſen Tumultuanten mehr hüten als vor den Tartaren und Moscovitern. Würde dieß nicht geſchehn, ſo werde Polen ſicherlich den rächenden Zorn Gottes zu erfahren haben.

Auch Chriſtoph Threcius, Rector der Univerſität Krakau, und Sarnitz, ein angeſehener polniſcher Geiſtlicher, wendeten ſich mit der Bitte an Beza, mit ſeiner Auctorität der Kirche Polens zu Hülfe kommen und den mehr und mehr um ſich greifenden Zerwürfniſſen ein Ende machen zu wollen. Indeſſen ließ ſich doch aus der Ferne wenig thun; Beza mußte ſich darauf beſchränken, eine von dem Ungarn Melius verfaßte Schrift, welche gegen die neuen Arianer gerichtet war, zu corrigiren und in Genf zum Druck zu befördern. Außerdem bemühte ſich Beza durch brieflichen Verkehr, den er mit einzelnen angeſehenen und einflußreichen Männern in Polen anknüpfte, insbeſondre mit Johann von Tarnow zu Krakau und mit dem Director der Salinen Wieliczka, Scacorwitz, die Befeſtigung des kirchlichen Bekenntniſſes zu fördern. Auch ſah ſich Beza bei Beiden in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht. Großen Kummer dagegen bereitete ihm ein früherer Schüler, Peter Stotory, dem er einſt in Genf viele Wohlthaten erwieſen hatte, der aber jetzt als die rechte Hand Biandrata's das kirchliche Bekenntniß in der feindſeligſten Weiſe, namentlich literariſch, verfolgte. Zu wiederholten Malen (in den Jahren 1565 und 1567) wendete ſich Beza brieflich an denſelben und ſuchte ihn durch ebenſo freundliche als ernſte Vorſtellungen von ſeinen Irrwegen zurückzuführen. Aber die Antwort, welche Beza erhielt, bewies demſelben, daß Statory weder Ermahnungen noch Bitten und Warnungen auf ſich einwirken ließ.

Unter den bekanntſchaftlichen Verhältniſſen, in welche Beza durch Threcius eingeführt ward, beſchäftigte denſelben aber keins ſo ſehr, als der Verkehr, den er längere Zeit hindurch mit dem ehemaligen Biſchof von Tinninien in Dalmatien, Andreas Dudith von Horehovicz unterhielt*). Dudith, der ſich in Padua und Paris, in England und Deutſchland, namentlich aber in Italien, wohin er dreimal reiſte, zum gelehrten Juriſten, ſowie unter Paulus Manutius zum gewandten und galanten Humaniſten ausgebildet hatte, gehörte zu den zahlreichen Gelehrten ſeiner Zeit, welche es erkannten, daß die Bildung der chriſtlichen Welt über die Kirche des Mittelalters hinausgegangen oder vielmehr zu den verſchüttet geweſenen Quellen aller wahren Bildung zu-

*) Vergl. Nieß, Verſuch einer ausführlichen und zuverläſſigen Geſchichte ꝛc. Dudiths und Gillet, Crato von Craftheim, II, S. 256 ff.

rückgekehrt ſei, die auch von der Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit des römiſchen Kirchenweſens überzeugt waren, dabei aber auf das Recht einer ſelbſtſtändigen Prüfung der verſchiedenen evangeliſchen Kirchengemeinſchaften um ſo weniger Verzicht leiſten wollten, als ſie an denſelben und namentlich an ihrem Verhalten zu einander gar Manches wahrnahmen, was ſie nicht zu einem ſofortigen Anſchluß an dieſen oder jenen evangeliſchen Kirchenkörper kommen ließ und ſie daher den Steppen des Scepticismus mehr oder weniger nahe brachte. Als Biſchof von Tinninien war Dudith mit dem Biſchof von Csanad von der ungariſchen Geiſtlichkeit zu ihrem Abgeordneten nach Trident erwählt worden, wo er ganz im Sinne des Kaiſers Ferdinand wirkte, indem er insbeſondere in zwei glänzenden Reden die Gewährung des Kelches an die Laien bevorwortete. Auch eine Rede zu Gunſten der Prieſterehe arbeitete Dudith aus, konnte dieſelbe jedoch nicht zum Vortrag bringen. Das für die Mehrzahl der Tridentiner Väter ärgerliche Aufſehn, welches Duditha Auftreten machte, nöthigte zwar den (inzwiſchen auf den Thron gelangten) Kaiſer Maximilian, denſelben auf den Wunſch des Papſtes von Trident abzuberufen. Indeſſen erhielt Dudith ſofort auch von Maximilian einen Beweis von kaiſerlicher Huld, indem ihm derſelbe im Jahre 1563 die erledigten Bisthümer von Csanad und Fünfkirchen verlieh. Schon jetzt fühlte ſich Dudith in dem römiſchen Kirchenweſen nicht mehr heimiſch. Da ward eine geſandtſchaftliche Reiſe, mit welcher ihn der Kaiſer betraute, für ſein ganzes ſpäteres Leben entſcheidend. Maximilians Schweſter Katharina, die Witwe des Herzogs Franz Gonzaga von Mantua, lebte mit dem König Sigismund Auguſt von Polen, als dritte Gemahlin deſſelben, in unglücklicher und kinderloſer Ehe. Um dieſem Mißverhältniß wo möglich ein glückliches Ende zu machen, beauftragte Maximilian den Biſchof von Fünfkirchen, an den Königshof zu Wilna zu reiſen und die Ausſöhnung der beiden Ehegatten zu verſuchen. Die Miſſion Duditha mißlang, ward aber für dieſen dadurch verhängnißvoll, daß derſelbe, der ſchon längſt mit dem Gedanken, dem Cölibat zu entſagen, umgegangen war, hier ein von der Königin erzogenes Hoffräulein fand, welches ſich entſchließen konnte, ihn zu ehelichen. Dudith war ſich deſſen vollkommen bewußt, daß er hierdurch mit ſeiner ganzen Vergangenheit brach, weshalb er ſofort auf ſeine Bisthümer verzichtete und in Polen als Privatmann zu leben beſchloß. In der katholiſchen Welt hörte man natürlich von dem kaum für möglich gehaltenen Schritte des in den weiteſten Kreiſen hochangeſehenen Prälaten mit Beſtürzung; aber während Dudith zu Rom im Bilde verbrannt wurde, richtete ſich derſelbe in der Umgegend von Krakau, wo er ſich niederließ, ganz behaglich ein und gewann alsbald einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des polniſchen Königreichs.

Dabei war für ihn freilich die Frage, welcher Kirchengemeinſchaft er ſich anzuſchließen habe, noch lange nicht entſchieden. Seine Gattin war allerdings eine Reformirte, und mit ihr beſuchte er auch die Gottesdienſte der reformirten

Gemeinde zu Krakau. Aber in der protestantischen Umgebung, in welcher er lebte, war ja die Controverse, ob der Unitarismus oder der Trinitarismus das eigentlich evangelische Bekenntniß sei, noch keineswegs definitiv erledigt, und diese Frage trat daher mit ihrem vollen Ernste jetzt auch an ihn, den damals vorzugsweise mit mathematischen Studien beschäftigten, fein gebildeten Denker heran.

Anfangs fand nun Dudith, wie ein Brief desselben vom 9. April 1568 an Maximilian beweist, die unitarische Lehre sehr bedenklich. Meinte er doch, daß die Unitarier nur noch einen Schritt zu thun hätten, um im Muhamedanismus anzugelangen! Kaum hatte daher Threcius von dem, was mit Dudith vorgegangen war, gehört, als ihn auch sofort der Gedanke beschäftigte, daß Dudith wohl für die reformirte Kirche gewonnen werden und vielleicht eine Säule derselben in Polen abgeben könnte. Indessen wußte er, daß Dudith hierzu in angemessener Weise angeregt werden mußte. Threcius stellte ihm daher vor, wie glücklich sich Herr von Beza, der gefeierte Kirchenlehrer zu Genf, schätzen würde, wenn es demselben gelänge, seine Bekanntschaft zu machen. Auch hob er hervor, daß eine Verbindung mit Beza ihm sofort den wirksamsten Einfluß in der reformirten Kirche sichern würde; und um die Anknüpfung des Verhältnisses zu erleichtern, erbot sich Threcius selbst nach Genf zu reisen.

Dudith fand das ihm vorgelegte Project ganz passend und practisch und eröffnete seinen Verkehr mit Beza gerade so, wie es dem Manne von hoher politischer und gesellschaftlicher Stellung gegenüber dem angesehenen Gelehrten nahe lag. Er gab Threcius die Briefe, welche er wegen seiner Verehelichung an den Kaiser Maximilian geschrieben hatte, sowie die (dieselbe schließlich concedirenden) Antwortschreiben des Kaisers mit, indem er bemerkte, daß er dieselben zu Beza's Verfügung stelle. So wünschte er durch Beza in die protestantische Gelehrtenwelt gewissermaßen eingeführt und derselben empfohlen zu werden. Beza entsprach auch den Wünschen Duditha, indem er einen Dialog zwischen sich und Threcius, in welchen er die ihm behändigten Briefschaften verwebte, zu Ehren Duditha ausarbeitete. Indessen unterblieb der Druck des Dialogs weil Maximilian, bei welchem Dudith schon gerühmt hatte, wie erfreut Beza über diese Correspondenz sei, dringend bat, daß ihm Dudith keine Verlegenheit bereiten möchte*). Gleichzeitig übersandte Beza dem vorhinnigen Bischof die Dedication der zweiten Ausgabe seiner Juvenilia, welche eben die Presse verlassen hatte, mit einem begleitenden Schreiben, worin er ihn wegen seines Austritts aus der römischen Kirche beglückwünschte. — Auch die Züricher Theologen, Johann Wolff und Josias Simler fanden es, von Threcius dazu angeregt, angemessen, Dudith brieflich zu begrüßen. Dieser dankte Beza auf's

*) Beza's Dialog ist daher nur handschriftlich in der Gothaer Hofbibliothek vorhanden. Indessen wurde die Correspondenz Maximilians und Duditha späterhin durch die Socinianer veröffentlicht.

Höflichſte für die ihm überſandten Gedichte, verehrte auch demſelben als Andenken an ihn einen goldnen Becher; allein die Correſpondenz, welche nun zwiſchen Dudith und Beza (in den Jahren 1569 und 1570) begann, führte vorläufig doch nicht zu dem Ziele, welches dieſer dabei im Auge hatte. Beza und die Züricher ſprachen wiederholt den Wunſch aus, daß Dudith ſich nun entſchieden der reformirten Kirche anſchließen möchte; allein Dudith erklärte, daß ſowohl der innere Hader, welcher die einzelnen Theile der evangeliſchen Kirche mit einander entzweie, als auch die an dem Schickſal eines Servet, Gentile, Laſko und Anderer hervorgetretene Verfolgsſucht, durch welche ſich die Evangeliſchen den Päpſtlichen ganz gleich ſtellten, es ihm unmöglich mache, zu einer ſicheren Beantwortung der Frage, wo denn die wahre Kirche ſei, zu gelangen. Kurz darauf, in einem Briefe an Beza vom 1. Auguſt 1570, ſprach es ſodann Dudith ganz offen aus, daß es eigentlich die inzwiſchen in ihm erwachten Zweifel an der Trinitätslehre wären, welche es ihm unmöglich machten, der Aufforderung Beza's zu folgen. Dudith ſchrieb an Beza, daß er bereits für ihn einen Aufſatz ausgearbeitet, worin er ſeine Bedenken gegen die Trinitätslehre dargelegt habe, und daß er ihm dieſen Aufſatz zuſenden wolle, ſobald er Beza's Beantwortung dieſes Briefes erhalten haben werde.

Indeſſen bekam Beza dieſen Aufſatz nicht zu ſehen, weil er Duditha Schreiben unbeantwortet ließ. Threcius, den die Wahrnehmung, daß Dudith „täglich mehr arianiſire" und dem unitariſchen Unweſen in Polen den größten Vorſchub leiſte, mit Erbitterung erfüllte, hatte es veranlaßt, daß Beza allen Verkehr mit Dudith abzubrechen ſich entſchloß. Als nämlich der Prediger Petrus Melius zu Debrczyn, ein Hauptgegner des Unitarismus eine gegen denſelben gerichtete Streitſchrift mit der Bitte, deren Veröffentlichung zu bewirken, an Dudith geſandt hatte, antwortete dieſer, der mit Streitſchriften durchaus nicht behelligt ſein wollte und außerdem es dem Threcius nicht verzeihen konnte, daß er ihm Beza's Herz entfremdet hatte (30. Januar 1571), ſo barſch, daß Threcius und Melius an Beza die beſtimmte Aufforderung ergehn ließen, allen ferneren Briefwechſel mit Dudith einzuſtellen. Beza ſah ein, daß er ſich zwei treue Freunde entfremden würde, wenn er der mehr als unſichern Hoffnung, durch fortgeſetzten brieflichen Verkehr mit Dudith dieſen endlich zum entſchiednen Bekenntniß der evangeliſchen Wahrheit zu vermögen, ſich hingeben wollte, und ließ daher die letzte Zuſchrift Duditha unbeantwortet. Allerdings kam Dudith ſchon im Jahre 1573 von ſeinem Unitarismus ab und erklärte ſich entſchieden für die orthodoxe Lehre und Beza erneuerte daher, als er im Jahre 1576 ſeine Gedichte auf's Neue herausgab, ſeine Dedication an Dudith, wobei er über den vorgekommenen Abbruch ſeiner Beziehungen zu demſelben in ſehr vorſichtiger Weiſe hinwegging, und andrerſeits unterließ es Dudith bei keiner Veranlaſſung, die ſich ihm darbot, ſeine größte Hochachtung vor Beza auszuſprechen; aber Beza's Verkehr mit demſelben hatte doch ein für allemal ein Ende.

§ 4.

Beza's fernerer Verkehr mit dem proteſtantiſchen Frankreich. — Neue Controverſen.

Inzwiſchen blieb Beza mit dem reformirten Frankreich fortwährend in dem lebhafteſten Verkehr, der auch für ſein liebes Genf in ſchwerer, gefahrdrohender Zeit ein großer Troſt werden ſollte. Herzog Alba, deſſen Name ſchon Schrecken erregend geworden war, näherte ſich auf einem Durchmarſche mit ſeinen wilden Schaaren dem Weichbilde von Genf und man wußte hier, daß der Herzog von Savoyen durch Alba ſeine nie aufgegebenen Anſprüche auf Genf durchzuſetzen gedachte. Eiligſt mußte daher Beza die ihm befreundeten Hugenottenhäupter, insbeſondere den Prinzen Condé und den Admiral im Namen der Stadt Genf von der Gefahr unterrichten, welche derſelben drohte und ſie mit angemeſſener Erinnerung an die guten Dienſte, welche Genf durch Beza den Hugenotten geleiſtet habe, um deren ſchleunigſte Hilfe angehen. Die Gefahr ging vorüber, da Alba mit ſeinem Durchmarſche Eile hatte. Die Hülfe der Hugenotten that alſo nicht nöthig; vielmehr wurde Genf alsbald eine Zufluchtsſtätte für viele Hunderte von Hugenotten, welche in Elend und Jammer daſelbſt ankamen. Denn im Jahre 1567 war in Frankreich die Fackel des Religionskrieges wieder entzündet, das Abſchlachten der Hugenotten hatte abermals ſeinen Anfang genommen, und diejenigen, welche dem Schwerte der wilden katholiſchen Rotten zu entrinnen vermochten, kannten keine gaſtlichere Zufluchtsſtätte als Genf, wo ſie maſſenweiſe zuſammenſtrömten. Aber die Mehrzahl der Flüchtlinge hatte nichts als das nackte Leben gerettet und bedurfte daher zur Linderung ihrer entſetzlichen Noth einer ganz außerordentlichen Unterſtützung. Da zeigte es ſich, mit welcher Treue und Hingabe Beza die Noth und Sorge der Brüder auf dem eigenen Herzen trug. Nach allen Seiten hin wendete ſich Beza hülferufend und um Gaben für die unglücklichen Flüchtlinge bittend, für welche er in Folge deſſen reichliche Spenden aus England, Holland, aus der Schweiz und aus anderen Landen zuſammenbrachte; und als, nachdem im Anfange des Jahres 1568 ein ſcheinbarer Friede geſchloſſen war, im Herbſte deſſelben Jahres der Religionskrieg abermals in Frankreich entbrannte und Genf abermals die Maſſen heimatlos gewordener Glaubensbrüder in ſeinen Mauern zuſammenſtrömen ſah, war es wiederum vorzugsweiſe die eindringliche Fürbitte Beza's, welche denſelben Hülfe und Erleichterung verſchaffte. Genf ordnete zwei Bevollmächtigte ab, den Diaconus Joh. Bädus zu Genf und den Diaconus Baſſan zu Lyon, welche mit einem Empfehlungsſchreiben Beza's verſehen, die Nachbarn, insbeſondere die Berner, um Hülfe angehen ſollten. Nach England und Holland hin wendete ſich Beza mit derſelben Bitte unmittelbar; und wiederum hatte derſelbe die Freude, ſeine Bemühungen von dem glücklichſten Erfolge gekrönt zu ſehen.

Kaum war aber der Krieg im Jahre 1568 beendigt, als die Kirche der Hugenotten durch die bedenklichſten Bewegungen in ihrem Innern beunruhigt wurde.

Die reformirten Gemeinden Frankreichs hatten ihre Gemeinſchaft genau nach der Genfer Kirchenverfaſſung als dem Muſter eines wahrhaft apoſtoliſchen Kirchenweſens organiſirt. Jede einzelne Gemeinde wurde von einem aus Predigern, Aelteſten und Diaconen beſtehenden Conſiſtorium geleitet. Den Diaconen lag es ob, die Armen- und Krankenpflege und die Katechiſationen in den Häuſern zu beſorgen, während die Aelteſten die Gemeinde disciplinariſch zu beaufſichtigen hatten. Außerdem ſtand dem Conſiſtorium das Recht zu, im Verein mit zwei oder drei anderen Conſiſtorien ſich ſeine Prediger zu wählen. Wurde die Wahl von der Gemeinde beanſtandet, ſo hatte die Provinzialſynode über dieſelbe zu entſcheiden. Den Vorſitz im Conſiſtorium führte der Prediger. — Die nächſthöhere kirchliche Behörde war das „Colloquium“ oder die „Klaſſe,“ d. h. der Convent mehrer benachbarter Conſiſtorien. In allen die Mitglieder eines Conſiſtoriums betreffenden Sachen war die Klaſſe erſte, in allen anderen disciplinariſchen Sachen zweite oder Apell-Inſtanz. Den Klaſſen-Conventen übergeordnet waren die jährlich ein- oder zweimal zuſammentretenden Provinzialſynoden, d. h. die Synoden der ſechszehn Kirchenprovinzen, in welche das evangeliſche Frankreich eingetheilt war; und an der Spitze der ganzen Kirchenverwaltung ſtand die Nationalſynode.

Der Krieg hatte jedoch dieſe treffliche Organiſation der Kirche mannigfach geſtört; der ganze Bau der Kirche war in ſeinen Fugen erſchüttert und die Disciplin erſchlafft.

Aber die Herſtellung der kirchlichen Verfaſſung und Zucht war eine Lebensbedingung der Kirche, weshalb die fromme und erleuchtete Königin von Navarra alsbald gerade hierauf ihr eifrigſtes Beſtreben gerichtet ſein ließ. Eine nach la Rochelle einberufene Nationalſynode, an welcher ſie ſelbſt mit ihrem jugendlichen Prinzen Heinrich, ſowie mit dem Sohne des Prinzen Condé Theil zu nehmen beabſichtigte, ſollte dieſe hochwichtige Angelegenheit der Kirche erledigen. Das Moderamen der Synode gedachte ſie in die Hände Beza's zu legen, weshalb ſie die Genfer Herren bitten ließ, Beza nach la Rochelle zu beurlauben. Allein Beza konnte ſich nicht entſchließen, dem Rufe der Königin zu folgen. Die Erinnerung an die ebenſo fruchtloſe als mühſelige Zeit, welche er in Frankreich verlebt hatte, war noch zu bitter. Statt Beza's wurden daher Nicolaus Gallars und Anton Chanday nach la Rochelle abgeordnet.

Viele Abgeordnete waren bereits verſammelt, als die beiden Genfer in la Rochelle eintrafen. Aber beide überzeugten ſich auch ſofort, daß die demnächſtigen Verhandlungen zu keinem Ziele führen würden. Denn bereits hatte ſich eine zahlreiche Partei gebildet, welche unter der Führung des (uns ſchon bekannt gewordenen) Pariſer Predigers Johann Morelli und des berühmten Philoſophen Peter Ramus (Ramée) geradezu die Niederreißung der

beſtehenden Kirchenverfaſſung und die Beſeitigung der Kirchenzucht anſtrebte, um an deren Stelle eine neue Verfaſſung in der Weiſe des deutſch-ſchweizeriſchen Kirchenweſens aufzurichten. Wollte man dieſe Partei unſchädlich machen, ſo war dies, das ſahen auch die beiden Genfer ein, nur dadurch möglich, daß man die Auctorität Beza's gegen ſie in die Schranken führte. Eiligſt (März 1571) wurde daher eine zweite noch dringendere Einladung an Beza erlaſſen, der es jetzt allerdings als eine Pflicht erkannte, dem Rufe nach Frankreich Gehör zu geben.

Am 2. April 1571 ward die Synode (die ſiebente Nationalſynode der franzöſiſch-reformirten Kirche) eröffnet. Den Vorſitz führte Beza; der Prediger Nicolaus des Gallars war Schriftführer. Außer den deputirten Predigern und Aelteſten waren anweſend die Königin Johanne von Navarra, deren Prinz Heinrich und Prinz Heinrich von Condé, der Graf Ludwig von Naſſau und der Admiral Coligny*). Die Verhandlungen dauerten neun Tage. Die Forderung, daß, mit Zurückdrängung der kirchenregimentlichen Auctorität des Predigtamtes die bürgerliche Obrigkeit als Haupt der Kirche anerkannt werde, wurde energiſch zurückgewieſen. Beza ward beauftragt, in dieſem Sinne die von dem Prediger von Bourdeaux aufgeſtellten und auf der Synode zur Klage gebrachten Artikel, in welchen eine fundamentale Umgeſtaltung der Kirchenverfaſſung gefordert wurde, ſchriftlich zu widerlegen. Sodann erklärte ſich die Synode auf das Beſtimmteſte gegen die unitariſche Häreſie, über deren Umſichgreifen in Polen und Siebenbürgen Beza berichtet hatte, und ſprach den Wunſch und die Hoffnung aus, daß alle Prediger, Aelteſten und Diaconen der franzöſiſch-reformirten Kirche ihre Gemeinden vor dieſer Ketzerei nach Kräften behüten möchten.

Die Durchleſung der franzöſiſchen Confeſſion, welche die Synode vornahm, führte auch zur Aufſtellung einer genaueren authentiſchen Erläuterung des Art. 36. derſelben, die Lehre vom Abendmahle betreffend. Indem man nämlich beſchloß, daß die Worte dieſes Artikel „Nous confessons, que la sainte cène nous est temoignage de l'unité, que nous avons avec Jesus Christ“ zu verändern wären in „— que la sainte cène nous est temoignage de l'union etc.“ wurde zugleich zur Erläuterung des ganzen Artikels erklärt: „Es iſt beſchloſſen worden, daß die Synode, unſre Confeſſion billigend, die Meinung derer verwirft, welche das in dieſem Artikel enthaltne Wort Subſtanz nicht billigen wollen: unter welchem Worte die Synode nicht irgend eine fleiſchliche und grobe, auf die Materie des Leibes bezügliche Verbindung, Vermiſchung, Veränderung oder Verwandlung irgend welcher Art, ſondern eine wahre, abſolut innige und geiſtige Verbindung verſteht, durch welche dergeſtalt Jeſus Chriſtus ſelbſt unſer, und wir ſein Eigen-

*) Die Akten der Synode ſ. bei Aymon, Tous les synodes nationaux des églises reformées de France, T. I. p. 98 ff.

thum werden, daß es für den Leib keine, weder natürliche noch künſtliche Verbindung giebt, die ſo enge wäre; welche gleichwohl nicht darauf hinausläuft, daß ſeine Subſtanz oder Perſon, mit unſern Perſonen verbunden, daraus irgend eine dritte Perſon oder Subſtanz bilde, ſondern nur daß ſeine Kraft, und das in ihm für die Menſchen vorhandne Heilsgut uns durch dieſes Mittel auf das Innigſte geſchenkt und mitgetheilt werde. Deshalb ſind wir nicht der Meinung derer, welche ſagen, daß wir allein ſeiner Verdienſte und der Gaben theilhaftig werden, welche er uns durch ſeinen Geiſt mittheilt, ohne daß er ſelbſt unſer geworden ſei: vielmehr verehren wir dieſes große, übernatürliche und unbegreifliche Geheimniß der realen und erfolgreichſten (très-efficace) Wirkſamkeit Jeſu Chriſti in uns, wie es der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Epheſer bezeugt. Wir glauben alſo demgemäß, daß wir des für uns in den Tod gegebenen (livré) Leibes Jeſu Chriſti und ſeines für uns vergoſſenen Blutes theilhaftig geworden ſind und daß wir ſind Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein, indem wir ihn und mit ihm alle ſeine Gaben in uns aufnehmen, ihn der mittels des Glaubens in uns eingepflanzt iſt durch die wirkſame und unbegreifliche Kraft des heiligen Geiſtes."

Allein dieſer Beſchluß der Synode*) gab denen, welche die Lehre von der ſubſtantiellen Mittheilung des Leibes Chriſti im Abendmahle verwarfen, die erwünſchteſten Mittel an die Hand, ihre gegen die Genfer Inſtitutionen gerichteten Wühlereien in noch weiteren Kreiſen fortzuſetzen. Insbeſondre bemühte ſich Ramée noch vor dem Zuſammentritt der nächſten Nationalſynode ſeinen Anhang thunlichſt zu verſtärken.

Durch den Krieg aus Paris vertrieben war Ramée, der ſich bereits den Ruhm eines ſcharfſinnigen Gegners des Ariſtoteles erworben und eine eigne philoſophiſche Schule gegründet hatte, nach Zürich gekommen, wo er bei Bul-

*) Von den übrigen Beſchlüſſen der Synode wird hier abgeſehen. Nur verdienen noch folgende Decrete derſelben hervorgehoben zu werden: „Art. II. Da unſer Glaubensbekenntnis in verſchiedner Weiſe gedruckt iſt, ſo erklärt die Synode diejenige Ausgabe für das wahre Glaubensbekenntnis unſrer reformirten Kirchen Frankreichs, welches mit den Worten beginnt „Nous croyons, qu'il n'y a qu' un seul Dieu, welche Confeſſion von der erſten Nationalſynode zu Paris am 25. Mai 1559 redigirt iſt." (Hiernach iſt alſo der von Niemeyer in der Collectio confess. eccles. reform. S. 313 ff. gegebene Text, welcher mit den Worten beginnt: Nous croyons et confessons, qu'il y a un seul Dieu," nicht authentiſch.) — „Art. VIII. Nachdem die Leſung des Glaubensbekenntniſſes beendigt war, hat man beſchloſſen, daß davon drei Copieen deſſelben ohne einigen Zuſatz auf Pergament angefertigt, von denen das eine in dieſer Stadt la Rochelle, das andere in Bern, das dritte zu Genf aufbewahrt und daß ſie alle drei von den Predigern und Aelteſten dieſes Königreichs ſignirt und daß auch die Königin von Navarra, die Prinzen von Navarra und Condé und die anderen Herren um Unterzeichnung derſelben angegangen werden ſollten."

linger und deſſen Freunden die gaſtlichſte Aufnahme fand. Da nun für Ramée die Ausſicht auf eine baldige Rückkehr nach Paris mehr und mehr ſchwand, ſo erwachte in ihm der Wunſch, eine Profeſſur an der Academie zu Genf übertragen zu erhalten. An Beza ſelbſt in dieſer Sache ſich zu wenden, konnte ſich indeſſen Ramée nicht entſchließen, weil er wußte, daß ſich Beza als entſchiedener Ariſtoteliker über ſeine Philoſophie ungünſtig ausgeſprochen hatte. Ramée ſuchte daher auf anderem Wege in Genf zum Ziele zu kommen. Das aber verdroß Beza, der nicht wünſchte, daß Ramée ihm darum, weil er ſich nicht zu ſeiner Philoſophie bekannte, mit Mißtrauen anſehen möchte. Beza ſchrieb ihm daher: es ſei ihm ſehr leid, daß er ſich in ſeiner Sache nicht lieber an ihn als an jeden anderen gewendet habe; nicht als ob er, wie die ehrſüchtigen Leute, um Alles gebeten ſein wolle, ſondern weil er aus dem Umſtande, daß Ramée ihn umgangen habe, erſehe, daß dieſer von ihm weniger freundſchaftlich denke, als er von ihm. Allerdings ſei er in manchen Punkten nicht der Meinung des Ramée, aber er ſchätze an ihm viele gute Eigenſchaften, insbeſondre ſeine Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit, und es würde ihm daher ein Vergnügen ſein, ihm zu dienen, indem er der Genfer Academie Dienſte leiſte. Indeſſen ſei keine Profeſſur an der Acadamie vacant, und wenn auch ein Lehrſtuhl erledigt werde, ſo ſollte in Genf doch nur Ariſtoteliſche Philoſophie vorgetragen werden. Wollte jedoch Ramée ohne Gehalt in Genf leben, ſo würde man ihn mit offenen Armen aufnehmen.

Indeſſen verfehlten Beza's Worte des beabſichtigten Eindrucks. Ramée konnte es ihm nun einmal nicht verzeihen, daß er die Bedeutung ſeiner neuen Philoſophie nicht anerkennen wollte und ſuchte daher gerade jetzt dem Anſehn und den Beſtrebungen Beza's, wo er nur konnte, entgegenzuarbeiten. Daher ſchrieb Ramée ſogar an die Prediger zu Zürich und ſuchte denſelben die Genfer Kircheninſtitutionen nebenbei auch dadurch zu verdächtigen, daß er ſie darauf hinwies, wie durch den Beſchluß der Synode zu la Rochelle auch die Züricher Kirche anathematiſirt ſei.

Allerdings ſah Bullinger ein, daß es für die ganze Kirche verderblich ſein würde, wenn man den aufreizenden Einflüſterungen Ramée's Gehör geben wollte, weshalb er demſelben zu verſtehn gab, daß die von ihm gewünſchte Disciplin der Verfaſſung, welche die Anabaptiſten und Schwärmer ihren Kirchen gegeben hätten, ſehr ähnlich ſei, und ihn außerdem beſchwor, nicht etwa wegen der Abendmahlslehre die Vorgänge, welche in Sachſen eine ſo troſtloſe Verwirrung verurſacht hätten, auch in Frankreich herbeiführen zu wollen. In einem ganz anderen Tone ſchrieb dagegen Bullinger an Beza ſelbſt, indem er ihn mit den härteſten Ausdrücken darüber anließ, daß er dieſes Verdammungsurtheil nicht allein gebilligt, ſondern daſſelbe auch in dem Schreiben, welches die Synode an die Schweizer erlaſſen, gar nicht erwähnt und mit keiner Sylbe erläutert hätte, da man doch die Schweizer zur Beſchickung der Synode eingeladen habe und dieſe nur durch politiſche Verhältniſſe abgehalten wären,

der Einladung zu folgen, ſie aber im Vertrauen auf Beza zu Allem, was die Synode beſchließen würde, im Voraus ihre Zuſtimmung ausgeſprochen hätten.

Mit tiefem Schmerze ſah Beza, daß der alte Verdruß wegen der Abendmahlslehre von Neuem angeregt war, und er mußte befürchten, daß, wenn die noch ſchwebende Streitfrage wegen der Disciplin hinzukomme, hieraus leicht die ärgerlichſten Zerwürfniſſe und Spaltungen hervorgehen könnten. Eiligſt ſchrieb er daher an Bullinger zurück: Er und die anderen Synodalmitglieder hätten nicht im Entfernteſten beabſichtigt, durch den Canon, nach welchem alle Diejenigen, die den Gebrauch des Wortes „ſubſtanziell" in der Abendmahlslehre nicht dulden wollten, als excommunizirt zu betrachten wären, auch die Züricher zu verdammen, da man ja mit denſelben ſich jederzeit einer vollkommenen Bekenntnißeinhelligkeit erfreut habe. Die Synode habe mit dieſem Canon nur gewiſſe franzöſiſche Kirchen gemeint, welche unter dem Leibe und Blute Chriſti nur die Wirkung (energiam) d. h. den Erfolg ſtatt der Sache ſelbſt verſtehen wollten. Was das Wort „Subſtanz" betreffe, ſo verdammten die Brüder, welche an der Synode Theil genommen hatten, die Lehre von der körperlichen Gegenwart Chriſti im Abendmahle gradeſo wie die Schweizer. Weil man ihnen aber immer vorwerfe, daß ſie die wirkliche Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti leugneten, ſo hätten ſie ſich das Wort Subſtanz angeeignet: nicht als ob hier von einer Sache geredet werde, die dadurch gegenwärtig ſei, daß ſie an einem Orte liege, ſondern als von einer Wohlthat, die Gott mit dem Abendmahle verbinde. Außerdem ſei ja in den Akten der Synode eine beſtimmte Erklärung des Ausdrucks hinzugefügt, weshalb man gar nicht zu fürchten habe, daß hierdurch wie durch ein Hinterthürchen das Unding der Lehre von der räumlichen Verbindung des Leibes Chriſti mit dem Brot (μετουσία) und der Brotverwandlung in die Kirche ſich wieder einſchleiche."

Allein alle dieſe Vorſtellungen wollten bei Bullinger nicht verfangen, indem derſelbe auf das Beſtimmteſte darauf beſtand, daß das Wort „ſubſtanziell" aus dem Bekenntniß geſtrichen würde. Für Beza blieb daher nichts Anderes übrig, als die Sache der nächſten Nationalſynode zur nochmaligen Discuſſion vorzulegen, indem er zugleich erklärte, daß er an dieſer Synode nicht als Vorſitzender, ſondern nur als Mitglied Theil nehmen werde, damit die Gegner, Ramus und Morelli, deren Schriften und Argumente auf der Synode zur Unterſuchung kommen würden, ſich um ſo freier und ungehinderter bewegen könnten. Indeſſen vermochte Beza die wieder auf's Höchſte gereizten Züricher auch hiermit nicht zufrieden zu ſtellen. Denn als er ſie eingeladen hatte, Bevollmächtigte nach Nimes zu ſchicken, wo dieſelben ihre Beſchwerden vorbringen könnten, antwortete Bullinger in einem an die Synode zu Nimes gerichteten Schreiben: Man werde von Zürich aus die Synode nicht beſchicken, denn es ſei ja genug, daß die Kirchen beiderſeits ihre Uebereinſtimmung ein für allemal ausgeſprochen hätten. Das Veranſtalten häufiger

Verſammlungen, das Aufſtellen neuer Lehrſätze, das Aendern am Alten ſcheine ihnen die Ordnung der Kirche mehr zu zerſtören als zu fördern. Die treue Predigt des Wortes ſei die Hauptſache, weßhalb man die Irrenden lieber freundlich ermahnen, als die Gläubigen mit vielen Geſetzen und Vorſchriften beſchweren ſollte. Eben darum wollten ſie die Franzoſen nur daran erinnern, daß man allewege auf die apoſtoliſche Kircheneinrichtung zurückſehen, und mit Bannflüchen nicht ſo freigebig ſein möchte, weil es ſonſt den Anſchein gewinne, daß die neuen Kirchen mehr fluchten als ſegneten. Dadurch werde aber weiter nichts bewirkt, als daß Viele abgeſchreckt würden, zu ihnen überzutreten, oder von ihnen wieder abfielen. Die wahre Abhülfe gegen die Unruhen ſcheine man in Frankreich nicht zu kennen. Daſſelbe ſei Sanftmuth und Duldung der Irrenden, weshalb man nur Diejenigen, welche die Hauptartikel der Lehre leugneten, verdammen ſollte. — Hierauf auf die Hauptſache übergehend, fuhr Bullinger fort: „Um euch aber nichts zu verhehlen, theuere Brüder, ſo habt ihr auf der Synode zu la Rochelle Diejenigen aus euerer Gemeinſchaft ausgeſtoßen und verdammt, welche in der Lehre vom Abendmahle des Herrn den Ausdruck Subſtanz nicht dulden wollen, d. h. Diejenigen, welche leugnen, daß in der Handlung des heiligen Mahles der Leib und das Blut Chriſti ſubſtanziell vorhanden ſei und empfangen werde. Da hättet ihr doch bedenken ſollen, daß wir, eure Brüder und Glaubensgenoſſen, eben jener Meinung ſind, die wir auch in unſerem Glaubensbekenntniß ausdrücklich erklärt und erſt unlängſt in unſrer Antwort auf Brenzens Teſtament wiederholt haben. Da aber der berühmte Mann, Herr Beza, mit der Genfer Kirche dieß Glaubensbekenntniß unterſchrieben hat und auch ihr daſſelbe billigt; endlich: da wir vor Allen frei ſagen, daß die franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Kirchen ein und daſſelbe Bekenntniß haben, ſo iſt es uns ſehr auffallend, daß euch eine ſolche Verdammung hat entwiſchen können. Wir wiſſen recht wohl, wie ihr das Wort Subſtanz erklärt, aber unſre gemeinſchaftlichen Gegner, auf die wir hierbei doch auch Rückſicht nehmen müſſen, achten auf dieſe Erklärung nicht, ſondern halten ſich blos an das Wort; und indem ſie blos auf die Verdammung oder Verwerfung Rückſicht nehmen, verkündigen ſie mit großem Geſchrei: daß ihr von uns abweicht und daß wir von euch verdammt wären, und daß der Herr auf dieſe Weiſe die Sprache derer verwirre, die das neue Babylon baueten. Wir wünſchen aber, daß keine Spur von Zwietracht zwiſchen uns bleiben möge (wie wir denn auch hoffen, daß keine vorhanden iſt), damit auch unſre Gegner und Feinde uns unter keinem Vorwande Zwietracht vorwerfen können. Auch zweifeln wir an eurer Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit nicht, daß ihr nämlich nicht ernſtlich denſelben Vorſatz wie wir habt und deßwegen aufmerkſam betrachten werdet, wie dieſe Wunde verbunden und geheilt werden könne."

Aber die Zuſchrift der Züricher machte auf die Synode zu Nimes, welche am 6. Mai 1572 eröffnet wurde, den unangenehmſten Eindruck.

Denn man ſah dieſelbe gradezu als eine Antaſtung der kirchlichen Lehre oder als eine Mißbilligung des Eifers für Reinhaltung derſelben an und es hielt Beza ſchwer, die aufgeregten Gemüther einigermaßen zu beſänftigen. Indeſſen gelang es ihm endlich, eine ruhigere Erwägung der Sache herbeizuführen, infolge deren beſchloſſen wurde, zu dem Canon „die Synode verwirft die Meinung derer, welche das Wort Subſtanz in dem Sinne, in welchem es in dem 36. Artikel dieſer Confeſſion enthalten iſt, nicht annehmen", den Satz hinzuzufügen: „Die Synode behält den Ausdruck Subſtanz zwar bei, jedoch ohne allen Nachtheil der fremden Kirchen, welche aus gewiſſen Urſachen dieſen Ausdruck nicht gebrauchen". — Beza theilte dieſe Erklärung den Schweizern mit; aber es dauerte lange, bis ſich die Erbitterung derſelben gegen die franzöſiſchen Reformirten legte.

Die von Ramus und Morelli angeregte Streitfrage wurde von der Synode zur größten Freude Beza's ganz ſo aufgefaßt, wie dieſer es wünſchte. Beide waren, vielleicht weil ſie eine Ahnung von dem Ausgang der Synodalberathung hatten, in Nimes nicht erſchienen; indeſſen wurde die Angelegenheit nichtsdeſtoweniger mit großer Sorgfalt behandelt, indem die Synode alle von Ramus und Morelli in Betreff derſelben verfaßten Schriften ſich vorleſen ließ, wobei es jedem Mitglied der Synode frei ſtand, ſofort ſeine Bemerkungen vorzutragen. Die Vorleſungen dauerten ſieben volle Tage vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Aber ſchließlich wurde von den Verſammelten faſt einſtimmig erklärt, daß man durch die vorgeleſenen Schriften von der Zweckmäßigkeit der in demſelben empfohlenen Einrichtungen nicht überzeugt worden ſei und daß man daher die beſtehenden Inſtitutionen feſtzuhalten habe*).

§ 5.

Die Bartholomäusnacht.

Inzwiſchen konnte es dem Auge Beza's nicht entgehen, daß ſich in Frankreich verhängnißvolle Veränderungen der Dinge vorbereiteten. Die Königin von Navarra, der Troſt und die Hoffnung aller Evangeliſchen im Reiche ſtarb; Beza, der ſich ihren Freund nennen durfte, hatte ſie auf der Synode zu la Rochelle zum letzten Male geſehen. Die Hoffnung der Evangeliſchen ruhte nun noch ganz auf dem noch jugendlichen Sohne derſelben, dem nachherigen Könige Heinrich IV. Würde dieſer ſich von den Netzen, die ihm geſtellt wurden, umgarnen und dem Evangelium abwendig machen laſſen, dann hatte der Proteſtantismus, darüber konnte kein Zweifel ſein, in Frankreich keine Stütze mehr. Mit Beſtürzung hörte daher Beza eines Tages die Nachricht, daß man damit umgehe, den jungen König von Bearn mit einer katho-

*) Vergl. die Beſchlüſſe der Synode bei Aymon, I, S. 112 ff.

liſchen Prinzeſſin zu vermählen. Die Beſorgniſſe, welche er gehegt hatte, ſchienen alſo wirklich in Erfüllung zu gehen. Da durfte Der, welchen ſich Gott zu einem Hüter und Anwalt ſeines Evangeliums erweckt hatte, und der Jahre lang der treue Freund und geiſtliche Berather der Mutter des Prinzen geweſen war, unmöglich ſchweigen. Beza ſandte daher an König Heinrich ein Schreiben, worin er ihn ſo recht als im Namen des Herrn und als ſein geiſtlicher Vater ermahnend, warnend und weiſſagend anredete. Der (in lateiniſcher Sprache verfaßte) Brief lautete:

„Allergnädigſter König! Es iſt das Zeichen eines hochſinnigen Charakters, Widerwärtigkeiten nicht zu erliegen, ſondern ihnen zu widerſtehn und, durch ſie zum Streben nach Ruhm angeſpornt, um den Sieg zu ringen. Da nun Gott Ihnen dieſe Kraft eines hochherzigen Gemüthes geſchenkt hat, und Sie von Jugend auf zu allen Tugenden anleitete; da er Sie ſogar auch in der Lehre ſeines Glaubens unterrichtete, zu welchem Glauben er zumeiſt auch den Geiſt der Beſtändigkeit hinzufügt, wodurch gerade das Schwächſte ſtark und unbeſiegbar gemacht wird, ſo leben wir der frohen Hoffnung, daß das Unglück (der Tod der Mutter), welches neulich Sie und die ganze Kirche ſchwer betroffen hat, Sie und die Kirche doch keines Wegs niederwerfen, ſondern vielmehr die Ihnen von Gott verliehene Stärke und Standhaftigkeit Ihres Gemüths an den Tag bringen wird. Indeſſen konnte ich doch, da mir Gott dieſes Amt übertragen und mich mit dem Dienſt der Kirche betraut hat, nicht ermangeln (zumal ich von der allergnädigſten Königin, Ihrer Mutter, wie Sie wiſſen, unter ihre Schützlinge gerechnet ward), Sie im Namen Chriſti, der Sie von Ihrer Jugend zu ſeinem Dienſte auserſah, zu bitten und zu beſchwören, daß Sie tapfer, muthig und beſtändig in dieſem heiligſten Beginnen fortfahren und die ſchon begonnene Laufbahn vollenden, als deren Ziel Ihnen unſterblicher Ruhm ſowohl vor Gott als vor dem Menſchen winkt. Vor Allem müſſen Sie darnach trachten, Vorſicht und Klugheit zu bethätigen, und nie vergeſſen, daß vor allen andern Königen und Fürſten, die jetzt auf Erden herrſchen, der Satan Ihnen ganz beſonders nachſtellt. Denn er weiß recht gut, wie viel ihm daran gelegen ſein muß, Sie von der begonnenen Laufbahn und der erkannten Lehre abzubringen. Zugleich müſſen Sie beherzigen, was Sie ja ſchon, meine ich, etliche Male erfahren haben, wie viele Boten und Diener jener Feind hat, mit deren Hülfe er Sie uns entfremden und allmählich verderben möchte. Sie werden ſogar ſehr klug handeln, wenn Sie ſich vorſehen, daß er ſich nicht Ihrer eignen Hülfe zur Erreichung ſeiner Abſichten bedient. Denn ſowohl Ihr Alter, als auch der Glanz Ihrer Stellung und Ihre Majeſtät ſelbſt müſſen Ihnen alles in verdächtigem Lichte erſcheinen laſſen, damit Ihnen nicht vielleicht daſſelbe begegne, was ſo vielen Andern ſchon begegnet iſt, — welches Unheil Gott nach ſeiner Barmherzigkeit von Ihnen und von uns Allen abwenden möge! Die Welt iſt jetzt ſo ſchlecht, daß von denen, welche die wahre Religion wieder verlaſſen,

faſt Niemand an die Erneuerung des alten Aberglaubens denkt. Nur zum Schein und aus Heuchelei wollen ſie an ihm feſthalten, da derſelbe eigentlich nur, wie ſie meinen, für das ſogenannte dumme Volk beſtimmt ſei. Aber die Gottloſigkeit und die Verachtung aller Religion (welches Verbrechen ſo ſcheußlich iſt, daß auch die Teufel ſeine Richter ſein werden) iſt das tödtliche Gift, vor dem Sie ſich am meiſten hüten müſſen, indem daſſelbe die Menſchen in denjenigen Abgrund ſtürzt, in welchem es keine Hoffnung des Heils mehr giebt. Und dennoch iſt an jenen Orten, wohin zu reiſen Sie ſich ſchon angeſchickt haben, keine andere Krankheit ſo allgemein verbreitet als dieſe, indem hier nicht allein ſchändliche und frevelhafte Gotteslästerungen als allgemein angenommene Redeweiſen im Gebrauche ſind, ſondern auch alle Laſter und Schandthaten geduldet werden, nicht wie es ehemals geſchah, wo die Menſchen ſich ſchämten, wenn ſie ſündigten und ſich vergingen, ſondern als wenn das Laſter ſchätzbarer wäre als die Tugend. Indem ich nun Tag und Nacht an Ihre Reiſe denke, ergreift mich eine unglaubliche Furcht, es möchte die Flamme eines ſo großen Brandes, dem Sie ſich ſchon nähern, auch Sie ergreifen. Doch wohlan, Alles iſt in Gottes Hand, der ohne Zweifel auch zu Ihrer Errettung und Bewahrung ſeine Macht offenbaren und Ihnen es eingeben wird, nach welchen Heilmitteln Sie greifen ſollen. Das Erſte und Weſentlichſte iſt aber das, daß Sie ſich nie von einem Ueberdruß oder Ekel vor den kirchlichen Predigten beſchleichen laſſen, und daß Sie nicht allein den das reine Wort verkündigenden Predigern, denen das Amt der Predigt des Wortes von Gott zugewieſen iſt und von denen Chriſtus ſagt: wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, Gehör geben, ſondern auch alle diejenigen gern anhören, welche es wagen werden, Sie mit frommen Worten zur Gottſeligkeit zu ermahnen und von Laſtern abzuführen. Auf Gottes Wort hören heißt nicht blos ihm das Ohr öffnen, vielmehr muß daſſelbe in das Innere der Bruſt eindringen und dort Wohnung nehmen, damit es Auge und Ohr lenke, ja ſogar alle Gedanken, Worte und Handlungen regiere. Wird dieſes bei Ihnen der Fall ſein, ſo mögen Sie immerhin Stürme zu ertragen haben, aber wenn Sie in den Fußtapfen Ihrer gnädigſten, eines ewigen Andenkens würdigen Mutter fortgehen, ſo brauchen Sie nicht zu zweifeln, daß auch an Ihnen das Wort des Herrn wahr werden wird: ich werde die ehren, die mich ehren. Laſſen Sie ſich dagegen nur im Geringſten von dieſem Wege ablenken (was hoffentlich nicht geſchehen wird), ſo zweifeln Sie nicht, daß diejenigen, welche Sie Gott entfremdet haben und darüber Ihnen in's Geſicht hinein ſchmeicheln, im Geheimen Sie tadeln werden. Damit Sie ſich außerdem um ſo bequemer vor allen Gefahren ſchützen, iſt es nöthig, daß Sie Gott aus vollem Herzen und Gemüth anrufe und hierin dem Beiſpiel des beſten der Könige, Davids, folgen. Denn wenn Sie ſich deſſen 101. Pſalm zur Regel und Richtſchnur nehmen werden, ſo verlaſſen Sie ſich darauf, daß dieß der ſicherſte Weg zur Bewahrung der göttlichen Huld als Ihres Erbgutes iſt,

ja daß Sie die Huld Gottes für ſich und Ihre Nachkommen in noch weit reicherem Maße gewinnen werden."

„Ich bitte Gott, gnädigſter König, ihn, der ein König der Könige, ein Herr der Herren iſt, daß er Sie in ſeinen Schutz nehme und Sie mit ſeinem heiligen und königlichen Geiſte erfülle, damit Sie im Vertrauen auf ihn in aller Frömmigkeit, Tugend und Heiligung ſich ſelbſt beſiegen: endlich, daß er Ew. Majeſtät in allen Dingen glücklich und fröhlich ſein laſſe zum Ruhme ſeines allerheiligſten Namens, zum Troſte ſeiner Kirche und zum Nutzen des ganzen franzöſiſchen Reiches." (Genf den 10. Juli 1572.)

Schon im nächſten Monat erfolgte die Pariſer Bluthochzeit. Als Beza die erſte Nachricht von derſelben erhält, war es ihm, als habe Gott nach ſeinem unerforſchlichen Rathſchluß das letzte Wüthen des Satans gegen die Gemeinde der Gläubigen beſchloſſen, um den Waizen zu ſichten und dann das Ende aller Dinge kommen zu laſſen. Die Erſcheinung eines in wunderbarem Glanze ſtrahlenden Geſtirns, welches er im Sternbild der Kaſſiopeja wahrnahm, war ihm, der doch ſonſt auf Aſtrologie nichts gab, ein ſicheres Zeichen, daß der letzte Tag nicht mehr ferne ſein könne. Vorübergehend war ſeine Seele ganz voll von dem Gedanken, daß die verheißene Erſcheinung des Herrn und mit ihr das Ende aller Noth ganz nahe bevorſtehe, und alles Ernſtes bereitete er ſich vor, auf daß er dann nicht den thörichten Jungfrauen gleich erfunden werde. „Laſſet uns wachſam ſein und die Andern zum Wachen ermuntern, auf daß uns der Tag des Herrn nicht überraſche," ſchrieb er damals am Schluſſe eines Briefes, in welchem er ſich über die mit keiner auf Erden jemals vorgekommenen Menſchenſchlächterei vergleichbaren Gräuel der Bartholomäusnacht ausſprach.

Gleichwohl war die Nachricht von dem Blutbad der Bartholomäusnacht, als ſie nach Genf gelangte, für Beza nicht gradezu überraſchend; vielmehr hat derſelbe längſt geahnt, daß über das ganze evangeliſche Frankreich eine Nacht des Schreckens hereinbrechen werde. Denn er wußte, daß fanatiſche Prieſter von Orleans und Rouen bereits das nahe bevorſtehende Ende des Proteſtantismus verkündet hatten. Katholiſche Edelleute wetteten, daß in vier Monaten alle Hugenotten zur Meſſe gehen würden; und ſchon vorher hatte man in Paris murmeln hören, daß man bei der Hochzeit Heinrichs von Navarra mehr Blut als Wein vergeuden werde. Da erſchienen plötzlich, am 30. Auguſt Kaufleute von Lyon zu Genf, welche, kaum in der Stadt angelangt, angſtvollen und bleichen Angeſichtes auf das Rathhaus eilten, und hier erzählten, daß unter den reformirten Brüdern zu Lyon ein entſetzliches Blutbad ſtattgefunden, daß aller Orten in Frankreich das Blut in Strömen fließe, und daß die, welche aus der allgemeinen Schlächterei hätten entrinnen können, ſchon in den nächſten Tagen in Genf eintreffen würden*).

*) Gaberel, II. S. 328 ff.

Wie ein Blitz lief die Kunde von dieſen Mittheilungen durch die Stadt, in der man es alsbald ſo recht erkennen konnte, daß dieſelbe die Leiden der Glaubensbrüder als ihr eignes Leiden empfand. Die Straßen und Plätze der Stadt füllten ſich mit Bürgern, welche einander erzählten, was ſie gehört hatten; die Läden wurden geſchloſſen, und drinnen in den Häuſern waren die Frauen geſchäftig, Kleidungſtücke, Heilmittel und Speiſen bereit zu machen, um den unglücklichen Flüchtlingen, die man zu erwarten hatte, helfen zu können. Gleichzeitig ſchickte der Magiſtrat alle Wagen und Tragbahren, welche ſich in der Stadt auftreiben ließen, an die Grenze, damit namentlich die Verwundeten und Kranken, ſo bequem und raſch als möglich in dieſelbe gebracht werden könnten.

Schon am 1. September erſchienen die erſten Flüchtlinge, denen man es anſah, daß ſie dem Tode entronnen waren, — viele mit Wunden bedeckt, die ſie bis dahin ſorgſam verdeckt hatten, um nicht als Reformirte erkannt zu werden. Sie erzählten, daß ſeit dem 26. Auguſt in ganz Frankreich gemordet und gewürgt werde. Zahlreiche Schaaren folgten in den nächſten Tagen nach. Viele ſahen ſich, als ſie auf dem Genfer Gebiet zur Ruhe gekommen waren, nach lieben Angehörigen, Verwandten und Freunden um; aber die meiſten vergebens. Sie kamen nach Genf; und da ſahen ſie, wie die Bürger der Stadt vor den Thoren und auf den Straßen der Stadt ihrer warteten und miteinander um die Ehre der Beherbergung der am meiſten „Martyriſirten" ſtritten. — Genf war damals ganz eigentlich eine „Herberge der Kirche Gottes" geworden.

Allein es war zu befürchten, daß Genf demnächſt noch in ganz andrer Weiſe von den Leiden der Unglücklichen berührt werden möchte. Beza verſammelte daher (1. Sptbr.) die Prediger und ſtellte denſelben vor: Es ſei nothwendig, daß ſich Alle in dieſen Zeiten der Verwirrung und Verwüſtung mit ſtarkem Muthe rüſteten. Denn es wären ſchon wilde Drohungen gegen Genf laut geworden und man habe daher zu fürchten, daß dieſe Stadt das Loos der Kirchen Frankreichs theilen müſſe. Er beantragte daher, daß mit Genehmigung des Magiſtrats zur Vorbereitung Aller auf die bevorſtehende ſchwere Heimſuchung ein außerordentlicher Bet- und Faſttag angeordnet werde.

Am 3. September fand derſelbe ſtatt. Vor einer zahlloſen Verſammlung hielt Beza die Feſtpredigt. Inmitten der verſammelten Menge ſaßen da die unglücklichen Flüchtlinge, großentheils die ſichtbaren Male des erlittenen Märtyrerthums an ſich tragend. Eine wehmüthig ernſte Empfindung war es, welche die Herzen Aller durchſtrömte. Aber „unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwindet," — war der Troſt, der die Herzen Aller aufrichtete und feſt machte.

„Die Wuth der Feinde möchte wohl," ſo ſprach Beza zu der andächtig hörenden Verſammlung, „das Andenken der Guten von der Erde ganz ver-

tilgen, damit das Reich der Gottlosen auf derselben allein herrsche; aber nichtsdestoweniger wird Alles anders gehen. Die Könige dieser Welt mögen sich wohl auflehnen gegen den Herrn, um sein Joch abzuschütteln, und die Kirche zu zerstören; aber der, welcher die Himmel bewohnt, wird sie zerbrechen wie ein irdenes Gefäß und wird jede Gewalt vernichten, die sich gegen das ewige Königthum Jesu Christi erheben will. Kümmert euch deshalb nicht darüber, daß ihr es den Uebelthätern, wie es scheint, gelingen seht; denn sie werden gemäht werden wie Heu und werden verwelken wie grünes Gras. Achtet in Geduld auf den Herrn; habt eine feste Zuversicht zu ihm und entfernt alles Mißvergnügen, denn die Hand des Herrn ist nicht verkürzt und sein Arm ist nicht gebrochen. Der Herr ist der König, der allein Alles kann, was er will. Er wird es nicht zulassen, daß ohne seinen Willen auch nur ein Haar von unserm Haupte falle. Erschrecken wir darum nicht über die Absicht der Menschen, welche freventlich beschlossen haben, uns mit Weib und Kind in den Tod zu bringen; laßt uns vielmehr dessen versichert sein, daß, wenn es des Herrn Rathschluß ist, uns Alle, oder Etliche von uns zu retten, so wird Niemand ihn daran hindern können. Gefällt es ihm, daß wir Alle sterben sollen, nun so laßt uns ohne Furcht sein. Denn es hat unserem Vater gefallen, uns eine andre Wohnung zu geben, welche das himmlische Königreich ist, in welchem es keine Veränderung, Armuth, Elend, Thränen, Plagen, Trauer oder Trübsal, sondern nur ewige Freude und Seligkeit giebt. Es ist viel besser, mit dem armen Lazarus in dem Schooße Abrahams eine Wohnung zu erhalten, als mit dem gottlosen Reichen, mit Kain, mit Saul, mit Herodes, oder mit Judas in der Hölle. Inzwischen ziemt es uns, den Kelch zu trinken, den der Herr uns, einem Jeden nach seinem Theile bereitet hat. Wir sollen uns nicht des Kreuzes Christi schämen, noch Bedenken tragen, die Galle zu trinken, von welcher er zuerst gekostet hat, da wir wissen, daß unsre Traurigkeit sich in Freude verwandeln wird und daß wir unsrerseits lachen werden, wenn die Gottlosen weinen und mit den Zähnen klappern."

Inzwischen mehrte sich die Zahl der Flüchtlinge von Tag zu Tag, und mit der Zahl der Unglücklichen mehrte sich auch die Noth, die sie drückte. Da versammelte Beza die nach Genf geflüchteten französischen Prediger — es waren ihrer mehr als zwanzig — und stellte ihnen vor: „Eure Trübsal haben wir im Geiste als unsre eigne Leiden erfahren und zwar so hart, als wenn wir sie selbst getragen hätten. Die Genfer Prediger bitten euch daher in allen Dingen mit uns gemeinschaftlich zu handeln und brüderlich von dem Gebrauch zu machen, was uns gehört. Insbesondre werden wir uns glücklich schätzen, wenn wir, sobald ihr euch in euren Herzen erleichtert fühlt, euch nach den Gaben, die Gott einem Jeden verliehen hat, das Wort Gottes werden verkündigen hören. Wir bieten euch außerdem alles Geld an, welches die Vénérable Compagnie zur Unterrichtung französischer protestantischer

Beza trat in dieſem Streite, an welchem ſich derſelbe nur durch Veröffentlichung einer gegen Flacius Illyricus gerichteten Schrift betheiligte, anfangs mehr zurück, da er den auch in ſeinen alten Tagen die Idee der Union, welche er einſt mit jugendlicher Begeiſterung gehegt hatte, treu im Auge behaltenden Landgrafen Philipp dem Großmüthigen von Heſſen das Verſprechen gegeben hatte, alle Polemik mit den Gegnern Melanchthons meiden zu wollen. Dagegen hatte der Landgraf verſprochen, ſeinerſeits auch dieſe zur Mäßigung und Verſöhnlichkeit anzuhalten. Allerdings ſah ſich Beza dennoch genöthigt, ſchon im Jahre 1565 mit zwei Schriften hervorzutreten, von denen die eine gegen Joh. Brenz und Jac. Andreä und gegen deren Lehre von der Allgegenwart des Leibes Chriſti gerichtet war und die andere eine Vertheidigung der reformirten Lehre von der perſönlichen Vereinigung der beiden Naturen in Chriſto gegen Andreä enthielt. Dabei iſt jedoch die Ruhe und Objectivität, durch welche ſich beide Schriften unter der Maſſe der polemiſchen Literatur jener Zeit auszeichnen, hervorzuheben. Beza ſchickte beide Schriften dem Herzog von Würtemberg zu und bat ihn dringend, Alles aufzubieten, daß doch endlich der Friede der Kirche hergeſtellt werde. Und daß es Beza wirklich um eine Verſöhnung der Gegner zu thun war, bewies derſelbe, als er im Jahre 1570 den erſten Band ſeiner theologiſchen Abhandlungen heraus gab, indem er hier nicht nur Alles in ſeinen Schriften, was verletzen konnte, thunlichſt milderte und abänderte, ſondern auch die gegen Flacius gerichtete Schrift in dieſe Sammlung ſeiner Werke gar nicht aufnahm.

Aber für die Geſtaltung der kirchlichen Dinge in Deutſchland war es ganz gleichgültig, ob Beza und die anderen Führer der Calviniſchen Theologie gegen den Ubiquitismus, Flacianismus ꝛc. das Schwert führten oder ob ſie ſich dem gegenüber, was ſich in der deutſchen Kirche zutrug, nur als müſſige Zuſchauer verhielten. Denn die Zeit war nun einmal gekommen, wo das im bewußten Gegenſatz zur kirchlichen Doctrin Melanchthons aufgewucherte flacianiſch-ubiquitiſtiſche Lutherthum den Sieg in der Kirche davontragen und nach völliger Verdrängung der Auctorität und Lehre Melanchthons ein neues Kirchenweſen aufrichten ſollte, zu deſſen charakteriſtiſchen Merkmalen die Verdammung des reformirten Lehrbegriffs und die Verläugnung jeder Gemeinſchaft mit der reformirten Kirche gehörte. Die ſogenannten kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten in Kur-Sachſen (1572—1574) bildeten den Uebergang zu jenen Ereigniſſen, mit denen ſchon wenige Jahre nachher dieſe verhängnißvolle Kataſtrophe in der Kirche erfolgte. Es geſchah dabei Vieles, was auf Lug und Trug beruhte und was nur in der brutalen Gewalt ſein Recht hatte. Alle diejenigen, welche an dem zu Recht beſtehenden Lehrbegriffe der Kirche feſthielten, welche ſich zu den kirchlich ſymboliſirten Lehrſchriften Melanchthons bekannten und demgemäß ſich ihrer Gemeinſchaft mit den Brüdern in Frankreich, in der Schweiz und in Holland freuten und die

mit dieſem zu überlegen, was zur Rettung der Hugenotten zu thun ſei. Beza übernahm es, einen Vertrag Condé's mit dem glaubens- und kriegseifrigen Pfalzgrafen Johann Caſimir zu vermitteln, wonach dieſer gegen Zahlung einer beträchtlichen Summe Geldes verſprach, in Deutſchland, Frankreich und in der Schweiz Truppen zu werben, mit denen er unter dem Oberkomando des Prinzen Heinrich zum Schutze der Hugenotten in Frankreich einrücken wollte. Die Folge davon war, daß die Königin Katharina, welche nach dem Tode ihres Sohnes, Karls IX., wiederum die Zügel des Reiches ergriffen hatte, ſofort mit den Hugenotten, insbeſondere mit der Stadt la Rochelle, einen Waffenſtillſtand einging. Aber ſo wohlthuend auch dieſe Waffenruhe den Hugenottengemeinden war, ſo nachtheilig war dieſelbe für Condé, deſſen geworbene Söldnerſchaaren bezahlt ſein wollten, für die man aber nur durch den Krieg ſelbſt das nöthige Geld auftreiben konnte. Heinrich mußte daher von reichen Proteſtanten in Frankreich Geld zu gewinnen ſuchen, weshalb er dieſelben, insbeſondere die Bürger zu la Rochelle darum anging. Aber nur das Anſehen Beza's, der ſelbſt an die Rocheller ſchrieb und ſie von der Aufrichtigkeit des Prinzen zu überzeugen ſuchte, war im Stande, ſie zur Zahlung der begehrten Summen geneigt zu machen.

Bald darauf kam der Friede zu Stande; aber der Prinz Condé, der allmählich erkannt hatte, wer auch für die äußeren Intereſſen der evangeliſchen Gemeinden Frankreichs den beſten Rath zu geben wußte, reiſ'te auf großen Umwegen nach Frankreich zurück, um nach Genf kommen, und hier, wo er ſich mehrere Tage aufhielt, ſich wegen der nöthigen Plane für die Zukunft mit Beza verſtändigen zu können.

§ 6.

Beza's Beziehungen zu den proteſtantiſchen Kirchengemeinſchaften Deutſchlands.

Die verhängnißvollen Ereigniſſe des Jahres nach dem Naumburger Fürſtentage (1561), in welchem ſich die confeſſionelle Zerklüftung des deutſchen Proteſtantismus zu entſcheiden begann, waren für die Parteien der Theologen in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland ein Feuerzeichen geweſen, das ſie zu neuem, ernſtem Streite in die Schranken rief. In wachſender Erbitterung über den Widerſpruch der Gegner erhoben ſich — namentlich ſeit dem Maulbronner Religionsgeſpräch (1564) — dort die Häupter der reformirten Theologie, und hier die Vertreter des neuen, durch die Zertretung des kirchlich anerkannten Melanchthonianismus ſich Raum ſchaffenden neuen, flacianiſch-ubequiſtiſchen Lutherthums, um den alten Streit über die Perſon des Herrn und über das Sacrament von Neuem aufzunehmen*).

*) Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus, B. I. S. 440 ff.

Beza trat in dieſem Streite, an welchem ſich derſelbe nur durch Veröffentlichung einer gegen Flacius Illyricus gerichteten Schrift betheiligte, anfangs mehr zurück, da er den auch in ſeinen alten Tagen die Idee der Union, welche er einſt mit jugendlicher Begeiſterung gehegt hatte, treu im Auge behaltenden Landgrafen Philipp dem Großmüthigen von Heſſen das Verſprechen gegeben hatte, alle Polemik mit den Gegnern Melanchthons meiden zu wollen. Dagegen hatte der Landgraf verſprochen, ſeinerſeits auch dieſe zur Mäßigung und Verſöhnlichkeit anzuhalten. Allerdings ſah ſich Beza dennoch genöthigt, ſchon im Jahre 1565 mit zwei Schriften hervorzutreten, von denen die eine gegen Joh. Brenz und Jac. Andreä und gegen deren Lehre von der Allgegenwart des Leibes Chriſti gerichtet war und die andere eine Vertheidigung der reformirten Lehre von der perſönlichen Vereinigung der beiden Naturen in Chriſto gegen Andreä enthielt. Dabei iſt jedoch die Ruhe und Objectivität, durch welche ſich beide Schriften unter der Maſſe der polemiſchen Literatur jener Zeit auszeichnen, hervorzuheben. Beza ſchickte beide Schriften dem Herzog von Würtemberg zu und bat ihn dringend, Alles aufzubieten, daß doch endlich der Friede der Kirche hergeſtellt werde. Und daß es Beza wirklich um eine Verſöhnung der Gegner zu thun war, bewies derſelbe, als er im Jahre 1570 den erſten Band ſeiner theologiſchen Abhandlungen heraus gab, indem er hier nicht nur Alles in ſeinen Schriften, was verletzen konnte, thunlichſt milderte und abänderte, ſondern auch die gegen Flacius gerichtete Schrift in dieſe Sammlung ſeiner Werke gar nicht aufnahm.

Aber für die Geſtaltung der kirchlichen Dinge in Deutſchland war es ganz gleichgültig, ob Beza und die anderen Führer der Calviniſchen Theologie gegen den Ubiquitismus, Flacianismus ꝛc. das Schwert führten oder ob ſie ſich dem gegenüber, was ſich in der deutſchen Kirche zutrug, nur als müſſige Zuſchauer verhielten. Denn die Zeit war nun einmal gekommen, wo das im bewußten Gegenſatz zur kirchlichen Doctrin Melanchthons aufgewucherte flacianiſch-ubiquitiſtiſche Lutherthum den Sieg in der Kirche davontragen und nach völliger Verdrängung der Auctorität und Lehre Melanchthons ein neues Kirchenweſen aufrichten ſollte, zu deſſen charakteriſtiſchen Merkmalen die Verdammung des reformirten Lehrbegriffs und die Verläugnung jeder Gemeinſchaft mit der reformirten Kirche gehörte. Die ſogenannten kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten in Kur-Sachſen (1572—1574) bildeten den Uebergang zu jenen Ereigniſſen, mit denen ſchon wenige Jahre nachher dieſe verhängnißvolle Kataſtrophe in der Kirche erfolgte. Es geſchah dabei Vieles, was auf Lug und Trug beruhte und was nur in der brutalen Gewalt ſein Recht hatte. Alle diejenigen, welche an dem zu Recht beſtehenden Lehrbegriffe der Kirche feſthielten, welche ſich zu den kirchlich ſymboliſirten Lehrſchriften Melanchthons bekannten und demgemäß ſich ihrer Gemeinſchaft mit den Brüdern in Frankreich, in der Schweiz und in Holland freuten und die

neue halbflacianiſche und ganz ubiquitiſtiſche Lehre, die ſich für das echte Lutherthum ausgab, zurückwieſen, wurden mit Kerker und Verbannung beſtraft; und nachdem es dem aus Würtemberg nach Kurſachſen berufenen Tübinger Kanzler und Probſt Dr. Jacob Andreä gelungen war, eine kleine Schaar von Gleichgeſinnten um ſich zu verſammeln, unter ihnen insbeſondere den nachherigen Leipziger Superintendenten Nikolaus Selnecker, der, früher der entſchiedenſte Vertreter der Lehre Melanchthons und ihres kirchlichen Rechtes, hernach zum boshafteſten Gegner derſelben ward*), — und nachdem es ihm mit Hilfe derſelben gelungen war, im Jahre 1577 eine neue Bekenntnißſchrift, die Concordienformel zu Stande zu bringen, bedurfte es nur, daß die landesfürſtliche Gewalt der pfäffiſchen Machination durch die roheſte Nothzüchtigung vieler tauſend Gewiſſen zu Hilfe kam, um einen kirchlichen Zuſtand herbeizuführen, in welchem keine Erinnerung an die ſo ſchmählich vergrabene Vergangenheit mehr laut werden konnte.

Auch Beza wurde von dieſen Vorgängen, ſchon als ſie ſich eben vorbereiteten, berührt. In ſeiner Bibelüberſetzung hatte Beza die Worte Act. 3, 2: ὃν δεῖ οὐρανὸν δέχεσθαι überſetzt mit quem (nämlich Chriſtum) oportet coelo capi. Dieſes und einiges Andere, was ihnen an Beza's Ueberſetzung mißfiel, hatten Selnecker und die Jenaer Theologen benutzt, um in einer gegen die philippiſtiſchen Theologen zu Wittenberg gerichteten Streitſchrift das ungünſtigſte Urtheil über Beza's Ueberſetzung fällen zu können. Selnecker hatte dabei bemerkt, dieſe ketzeriſche Ueberſetzung habe ihn ſchon ſeit zwanzig Jahren geärgert, — obſchon dieſelbe, im Jahre 1566 zum erſten Male erſchienen, damals, nämlich im Jahre 1571, erſt fünfzehn Jahre alt war. Beza antwortete mit einer kurzen Entgegnung, worin er ſeine Uebertragung von Röm. 3, 2 rechtfertigte. Selnecker entgegnete ihm jedoch mit einer Schmähſchrift, worin er Beza als ein Ungeheuer hinſtellte, dem er eine Menge von allen möglichen Ketzereien und nebenbei auch ſeine Juvenilia zum Vorwurf machte. Dieſer ſah ſich daher genöthigt, ſich in einer zweiten und nachher noch in einer dritten Responsio zu rechtfertigen und wendete ſich außerdem um wenn es möglich wäre dieſen ärgerlichen Controverſen ein Ende zu machen, an den Kurfürſten Auguſt von Sachſen, dem er ſeine gegen Selnecker gerichteten Streitſchriften unter dem 18. Februar 1572 zuſandte.

Die Zuſchrift, welche Beza dem Kurfürſten zuſchickte, iſt vor Allem geeignet, den Gegenſtand des Streites zwiſchen dieſem und Beza und zugleich die Stellung des letzteren in der Controverſe klar erkennen zu laſſen. „Es wird uns vorgeworfen," ſagt Beza, „1) daß wir dem Menſchen Chriſto dieſelbe Macht benehmen, die ihm gegeben iſt und er empfangen hat über alle Creaturen, d. i. die göttliche Gewalt; darnach 2) daß wir auch Chriſto be-

*) Vergl. meine Dogmatik des deutſchen Proteſtantismus im 16. Jahrhundert, B. I. S. 103.

nehmen die Wahrheit ſeiner Verheißung und ſeines Teſtaments, als wenn er mit ſeinem Leibe und Blute im Nachtmahl allenthalben, wo daſſelbe rechter Weiſe gehalten wird, nicht gegenwärtig ſei, ja auch, ſo er gleich wollte, nicht gegenwärtig ſein könnte, auch nicht könnte mit dem gebenedeieten Brot und Wein den Gegenwärtigen wahrhaftig ſeinen Leib und ſein Blut austheilen." Beza entwickelt nun kurz und überſichtlich, was die reformirte Kirche in Betreff beider Lehrpunkte bekenne, daß ſie nämlich an Chriſtum als den wahren Sohn des wahren Vaters glaube und zwar die angenommene menſchliche Natur als wirkliche und darum endlich bleibende Menſchheit, die Perſon Chriſti aber als wahre Gottheit betrachte; ſowie ferner, daß die in Betreff der Abendmahlslehre erhobenen Anſchuldigungen darum ungegründet wären, weil die reformirte Kirche in Brot und Wein grade ein Unterpfand der wirklichen Gegenwart Chriſti auch nach ſeiner Menſchheit anerkenne. Hierauf fährt Beza fort: „Demnach aber nun Dieſem alſo iſt, durchlauchtigſter Kurfürſt und Herr, mit welchem Fug und Recht werden wir denn als Ketzer, Unchriſten, Gotteslästerer, Sacramentſchänder, ärger denn Juden und Türken von unſerem Gegentheil ohne Unterlaß mit Schreiben und Schreien geſchmäht? Wann werden einmal die verhaßten Namen der Zwinglianer und Calviniſten ein Ende nehmen? Wie lange ſoll des Herrn Werk durch ſolches Gezänke verhindert werden? Wie lange ſollen unſre gemeinſamen Feinde vonwegen ſolcher Trennung unſer in die Fauſt lachen? Haben denn dieſe Leute mehr oder gewiſſere Kennzeichen der chriſtlichen Kirchen an ihnen, denn wir haben? Iſt bei ihnen das Gedächtniß ihres Präceptors, Herrn Philipp Melanchthons ſelig, alſo werth gehalten, als wir von Herzen wünſchten, und ſie, wann es ihnen gelegen iſt, bei den Leuten vorgeben, warum befleißigen ſie ſich denn nicht, ihm in ſeiner Beſcheidenheit im Reden und im Schreiben nachzufolgen? Haben auch wir uns je auf Zwingli's oder Calvins oder irgend eines Menſchen Anſehen berufen? Pflegen wir auch unſre von uns geſtellten Confeſſionen und nicht vielmehr das einige Wort Gottes, daraus unſre Lehre genommen iſt, anzuziehen? Ja auch, wo ſind in unſern Gemeinden ſolche Spaltungen, Rotten und Gezänke über irgend ein Stück der Lehre, wie unter den Kirchendienern im deutſchen Landen, die nun leider allzulang und heftig mit einander kriegen?" — —

„Nachdem ich durch etlicher Leute ungegründete und ſehr beſchwerliche Schriften zu dieſem Streit genöthigt worden bin, hatte ich mir zum Theil aus eignem Gutdünken, zum Theil aus Ermahnung fürſtlicher Durchlauchtigkeit zu Heſſen vorgenommen, ganz und gar zu ſchweigen, wiewohl ich mit mancherlei Schmähungen von Vielen angetaſtet war. Endlich hat ſich dieſer jämmerliche Streit, welcher ſich (Gott gebe, daß es der letzte ſei!) zwiſchen der Schule zu Wittenberg und einem Theile der Prädicanten in Sachſen, erhoben. — Was ſollte ich da anders thun, denn ſtillſchweigend ſeufzen und den Zorn Gottes abbitten? Indem ich aber ſolches, wie Gott mein Zeuge

iſt, mit allem Ernſt gethan, hat ſich Dr. Selnecker hervorgethan mit Unterſchreibung derer zu Jena. Dieſer hat auch mich mit Namen angegriffen, als hätte ich eine falſche und unchriſtliche Auslegung der heiligen Schrift eingeführt, wozu er jetzt auch noch eine neue Klage gegen mich erhoben, daß ich in Sachſen von mir ausgeſchickte und beſtellte Leute ſoll haben, um Uneinigkeit zu machen und zu mehren. Hier wußte ich abermals nichts Anderes zu thun, denn daß ich ſolche mir gegebene Schuld der unchriſtlichen Verfälſchung der Schrift von mir ablehnte. Habe derwegen nothgedrungen auf's Kürzeſte und gelindeſte, wie es die Sache leiden wollte, geantwortet. Auf dieſe meine Antwort hat gemeldeter Dr. Selnecker eine ſehr giftige und bittere Verantwortung laſſen ausgehen und Ew. Kurf. Gnaden zugeſchrieben. Derhalben habe ich darauf meine andere Antwort gethan, ganz und gar nicht dieſer Meinung, daß ich den Hader verlängern wollte (denn ich dieſen Leuten, ſo ſie nicht aufhören, forthin lieber mit Schweigen denn mit Schreiben begegnen will), ſondern daß man demnach ſehen möchte, wie frech und unverſchämt dieſe Art ſei, die Leute unbilliger Weiſe zu verleumden, und wie bloß ſie ſtehen, wenn es zum Beweis kommt. Dieweil dann Ew. Kurf. Gnaden den Kläger gehört, ſo bin ich der tröſtlichen Zuverſicht, ſie werden auch dieſe meine Verantwortung gnädigſt vernehmen.

„Dieß iſt an Ew. Kurf. Gn. meine demüthigſte Bitte. Vielmehr aber bitte ich Gott den Allmächtigen Tag und Nacht, daß er allen Kur- und Fürſten in deutſchen Landen, vornehmlich aber Ew. Kurf. Gn. dieſen Sinn und Gemüth gebe, daß ſie den Frieden und die Einigkeit der Kirchen vor allen Dingen und Geſchäften ſich laſſen angelegen ſein, und Er ihnen ſolche Mittel an die Hand gebe, welche Alle, ſo Gottes Ehre und gemeinen Frieden lieben, als der ganzen Chriſtenheit nothwendig und nützlich erkennen. — Und zwar zu ſolchem Frieden zu kommen mag nicht wenig dienen der neulich aus Ew. Kurf. Gn. Verordnung zu Dresden aufgerichtete Conſens, wiewohl ſchon allbereits ihrer mehr denn zuviel ſind, die eben aus demſelben neues Gezänk zu erregen Urſache ſuchen. Denn was von der Perſon und Menſchwerdung Chriſti von ſeiner Himmelfahrt, von ſeinem Sitzen zur Rechten des Vaters und von ſeiner Herrlichkeit und Majeſtät durch gottſelige und gelehrte Männer in derſelben Verſammlung ſchriftlich verfaßt, ich geleſen habe, das Alles iſt der Wahrheit gemäß, chriſtlich, rechtgläubig und mit der von uns allezeit geführten Lehre durchaus einhellig, alſo daß meines Erachtens keiner ein Chriſt zu nennen iſt, der ſolche Lehre nicht annimmt. So viel aber auch des Herrn Abendmahl anlangt, iſt davon desgleichen mehrentheils wohl und deutlich geredet. Von dem Uebrigen aber, ſo gelehrte und mit gottſeligem Eifer und ſanftmüthigem Geiſt begabte Männer, ſonderlich aus Verordnung und Befehl höchſt- und hochlöblicher Kur- und Fürſten Unterredung hielten, könnte man meines Erachtens leichtlich zu chriſtlicher Einigkeit kommen. Zu einer ſolchen

Verſammlung und Handlung zu dienen ſollte mich auch keine Gefahr meines Lebens, will geſchweigen irgend eine Mühe und Beſchwernis, abſchrecken.“

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen beurtheilte natürlich dieſe Zeitſchrift Beza's lediglich nach Anleitung ſeiner theologiſchen Umgebung, welche ihm zunächſt bemerklich machte, daß Beza das Haupt der Calviniſten ſei, welche ſchon Luther für notoriſche Ketzer erklärt habe. Auch wurde dem Kurfürſten gezeigt, daß Beza's beifälliges Urtheil über den Dresdner Conſens nicht ohne Bedenken ſei. Denn derſelbe habe zwar gebilligt, was in demſelben in Betreff der Perſon Chriſti gelehrt werde; geſtehe aber dabei, daß er an der im Dresdner Conſens ausgeſprochenen Lehre vom Abendmahle Manches deſiderire. Kurfürſt Auguſt ließ daher unter dem 22. Mai 1572 an Beza zurückſchreiben, daß er durchaus nicht gewillt ſei, ſich in die Sacramentsſtreitigkeiten der Theologen einzumiſchen und daß ſich daher Beza für die Zukunft aller Zuſendungen an ihn enthalten möge.

Beza verſtand die unfreundliche Antwort des Kurfürſten und ſahe ein, daß die Gemeinſchaft, deren ſich die Evangeliſchen in Frankreich und in der Schweiz bisher mit den glaubensverwandten Fürſten Deutſchlands zu erfreuen gehabt hatten, an dem Wiegenſitze der deutſchen Reformation zu Grabe getragen werden würde. Um ſo inniger ſchloß ſich daher Beza denjenigen evangeliſchen Fürſten Deutſchlands an, welche in dieſer verhängnißvollen Zeit wie hellleuchtende Fackeln in die hereinbrechende Verfinſterung des evangeliſchen Deutſchlands hineinſchienen, nämlich dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz und dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen. Dem letzteren war zwar nach dem Tode ſeines Vaters des großen Landgrafen Philipp nur die Hälfte des Heſſenlandes mit der Reſidenz Caſſel als Erbtheil zugefallen; aber an Kraft, Hoheit und Milde der Geſinnung dem Vater gleich, war er an Bildung, Gelehrſamkeit, an Weisheit und Sicherheit des Blicks dieſem wie allen Fürſten ſeiner Zeit weit überlegen. Wie Philipp, ſo ſah auch Wilhelm das Heil der Kirche lediglich dann gewährleiſtet, wenn nicht die unerbauliche Lutheriſche Schulweisheit der Theologen, ſondern das einfache, nur Erbauung, Heiligung und Tröſtung abzweckende Wort der Schrift, wie es von dem Lehrer Deutſchlands, Melanchthon, bezeugt war, als gottwohlgefälliges und rechtgläubiges Bekenntniß der Kirche feſtgehalten würde. Wie das Ideal ſeines Vaters die Einigung des deutſchen und außerdeutſchen Proteſtantismus geweſen war, ſo ging auch ſein Streben vor Allem dahin die Kirche von dem Fluche, den die flacianiſch-ubiquitiſtiſche Sophiſtik über dieſelbe gebracht hatte, wenn es möglich wäre, wieder zu erlöſen. Indem daher Wilhelm aller Orten diejenigen unter den Führern der Theologie ſeiner Zeit, welche demſelben Streben hingegeben waren, aufſuchte und mit ihnen in Verkehr trat, mußte ſich derſelbe wohl vor Allem mit Beza begegnen, mit welchem er gerade von jener Zeit an den lebhafteſten Briefwechſel unterhielt.

Inzwiſchen ging der erſte Act des Trauerſpiels, welches in Churſachſen

vorbereitet war, über die Schaubühne der Kirche dahin und ſchloß im Jahre 1574 mit dem Torgauer Landtag, der eine Reihe von Artikeln aufſtellte; welche die erſte ſchroffe Scheidewand zwiſchen der deutſch-proteſtantiſchen und der calviniſchen Kirche aufrichteten und die Grundlage zur gewiſſenloſeſten Verfolgung der Anhänger Melanchthons abgab. Auch Beza's Namen ward in dieſen Artikeln als einer der Feinde des Evangeliums genannt, weshalb dieſer, dem die Tragweite des Schrittes, den man in Torgau gethan hatte, einleuchtete, nicht umhin konnte, die öffentliche Kundgebung des Torgauer Conventes in einer an den Kurfürſten Auguſt gerichteten Schrift zu beleuchten. Beza unterwarf die einzelnen Calviniſtiſchen „Irrlehren," welche von dem Torgauer Convent als ſolche bezeichnet waren, einer ebenſo überzeugenden als ſtrengen Kritik, nach welcher er dieſelben als unleugbare evangeliſche Wahrheiten erwies und beleuchtete außerdem die ganze Torgauer Verſammlung gerade von den Seiten her, wo ſie ſelbſt dem Kurfürſten Auguſt im ungünſtigſten Lichte erſcheinen mußte. Freilich konnte es auf dieſen nicht den beſten Eindruck machen, wenn Beza dem Selnecker vorwarf, daß er dem Calvinismus nicht den Chriſtianismus, ſondern den Lutheranismus entgegenzuſtellen ſuche —, denn der Kurfürſt wußte es einmal nicht anders, als daß Lutherthum und Chriſtenthum durchaus einerlei ſei; wenn aber Beza nach dem Rechte fragte, mit welchem fünfzehn größtentheils obſcure Theologen in kirchlichen Angelegenheiten von der allergrößten Wichtigkeit das Richteramt hätten ausüben und ein Urtheil fällen können, welches nun in der ganzen an die Augsburgiſche Confeſſion angeſchloſſenen Kirche für rechtgläubig gelten ſollte, ſo mußte es dem Kurfürſten ebenſo zweifelhaft ſein, was er auf dieſe Frage antworten ſollte, als ihn die Bemerkung Beza's, daß man in Torgau Lehren verworfen hätte, welche in dem von ihm ſelber als kirchliche Lehrnorm beſtätigten Corpus doctrinae Melanchthons enthalten wären, zu ganz eigenen Erwägungen veranlaſſen mußte.

Die Kritik der Torgauer Beſchlüſſe war der Abſchied, welchen Beza von denen nahm, die es ſich nun zur Aufgabe gemacht hatten, die bisherige altproteſtantiſche, von Melanchthon ausgebildete Kirchenlehre zu Grabe zu tragen und an deren Stelle ein von Luther ſelbſt für möglich gehaltenes Lutherthum aufzurichten, weshalb jetzt auch die letzten Hoffnungen Beza's auf eine Einigung der verſchiedenen Glieder des Proteſtantismus völlig dahin ſchwanden. Als daher der edle Landgraf Wilhelm von Heſſen um dieſe Zeit den letzten Verſuch machte, den Melanchthonismus im Geſammtgebiete der deutſchen Reformation zu reſtauriren und durch ein Geſpräch, an welchem die theologiſchen Häupter der evangeliſchen Kirche aller Lande Theil nehmen ſollte, die Vereinigung des deutſchen und außerdeutſchen Proteſtantismus herbeizuführen*), erklärte ſich Beza auf das Beſtimmteſte gegen das ganze Project,

*) Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus, B. II. S. 446 ff.

weil es unmöglich ſei, die verſchiedenen Parteien der augsburgiſchen Confeſſionsverwandten untereinander, geſchweige denn mit den Calviniſten auszuſöhnen. „Jakob Andreä erbietet ſich zu einem Geſpräch ohne Beiſein von Notaren," ſchrieb Beza am 12. December 1574 an den Landgrafen, „und ich werde es niemals ſcheuen, von allen meinen Worten und Schriften Rechenſchaft abzulegen; aber welcher Nutzen daraus zu erwarten ſei, wenn ich oder ein Anderer mit jenem Menſchen zuſammen komme, kann ich allerdings nicht einſehen, weil ich nur allzugut weiß, wie es nicht allein um das Wiſſen, ſondern auch um das Gewiſſen jenes Menſchen ſteht. Und was derſelbe in Betreff der Notare ſagt, das kann mir nur in dem höchſten Grade verdächtig ſein, weil es feſt ſteht, daß ſich derſelbe auf dem Geſpräche zu Maulbronn nicht geſcheut hat, ſeine eigenen Acten zu verfälſchen. Was man indeſſen nur immer zum Heile der Kirche beſchließen wird, ich werde demſelben gern folgen. Die Einberufung einer allgemeinen Synode iſt etwas, das einen gar ſchönen Schein hat; aber welche Schwierigkeiten werden ſich hierbei in den Weg ſtellen? Und geſetzt, dieſelben wären nicht vorhanden oder man könnte ſie beſeitigen, — wer wird dann zuvor die Flacianer unter ſich und mit anderen, wer wird die Ubiquitiſten eben mit dieſen Theologen von Torgau ausſöhnen? Denn wenn jene, unter ſich noch uneinig, ſich mit uns vergleichen würden, welche Vereinigung wäre denn zu hoffen? Und wie ſehr iſt es endlich in dieſer unglückſeligen Zeit zu befürchten, daß bei der ſo großen Unruhe der verſchiedenſten Völker durch ein ſolches Geſpräch viel mehr neue Unruhen hervorgerufen als die ſchon vorhandenen beſeitigt wären?"

Ein harter Schlag war es für Beza, als er die Kunde von dem am 26. October 1576 erfolgten Tode des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz erhielt. Denn mit ihm war die ſtärkſte Säule des Evangeliums in Deutſchland gebrochen. Wiederholt ſprach daher Beza ſeinen Jammer über dieſen herben Verluſt in den Briefen aus, die er dem Landgrafen Wilhelm nach Caſſel ſchickte, indem er denſelben als den Erben der kirchlichen Miſſion des entſchlafenen Kurfürſten anſah. Darum ließ Beza keine Gelegenheit unbenutzt, um den Landgrafen an die ernſte Aufgabe, die er nun allein in der Kirche zu erledigen habe, zu mahnen; und andrerſeits wies Beza die zahlreichen franzöſiſchen Prediger, welche, nachdem die zu Blois im Jahre 1576 verſammelten Stände jeden akatholiſchen Cult in Frankreich interdicirt hatten, nach Genf geflüchtet waren, und mit Beza darüber ſprachen, auf welchem Wege ſie die deutſchen Fürſten veranlaſſen könnten, ſich ihrer anzunehmen, zunächſt an Landgraf Wilhelm, den er ihnen als den eifrigſten Beſchützer des echt evangeliſchen Proteſtantismus empfahl. Noch inniger wurde der Verkehr Beza's mit dem edlen Heſſenfürſten, als dieſer und die heſſiſche Kirche vom Sommer des Jahres 1576 an mit jahrelangen Correſpondenzen und Verhandlungen über die Concordienformel behelligt wurden. Mit jubelndem Herzen begrüßte Beza die evangeliſche Weisheit und Tapferkeit, mit welcher der Landgraf alle Ver-

lockungen zum Anſchluß an die kirchliche Neuerung der lutheriſchen Concordie zurückwies. Beza rühmt in den Briefen, welche er darüber dem Landgrafen zuſchickte, ſeine wahrhaft „heldenmüthige Feſtigkeit," mit welcher er die Kirche ſchütze, und mit der er dem neuen Eutychianismus, den man an die Stelle des alten, guten Bekenntniſſes einführen, ſo wie dem neuen lutheriſchen Papſtthum, das man in der Kirche aufrichten wolle, entgegenarbeite*).

Uebrigens war nach des Kurfürſten Friedrich Tode der Landgraf zu Caſſel unter den evangeliſch-reformirt geſinnten Fürſten nicht der einzige, mit welchem Beza in Verkehr ſtand; vielmehr kamen faſt alle diejenigen, welche in der Aufrichtung der Concordienformel einen Abfall von dem urſprünglichen und wahren evangeliſchen Proteſtantismus ſahen, unwillkürlich und auf den verſchiedenſten Wegen mit dem Genfer Kirchenlehrer mehr oder weniger in Berührung. So unterhielt Beza z. B. mit dem Grafen Ludwig von Witgenſtein, der das Ehrenamt eines kurpfälziſchen Oberhofmeiſters verwaltete, in dem langen Zeitraume von 1578—1596 die fleißigſten Correſpondenzen, welche, nachdem der Graf ſich ſchon vorher mit Beza in Verkehr geſetzt hatte, hauptſächlich dadurch angeregt waren, daß dieſer ſeinen Sohn und einen Verwandten nach Genf zum Beſuche der daſigen Academie geſchickt und an Beza empfohlen hatte**).

In den Kreiſen der reformirten Theologen und Gelehrten Deutſchlands trat natürlich Beza's Einfluß noch weit bedeutender hervor als im Verkehre mit den fürſtlichen Häuptern. Auf den ſchönen Gelehrtenkreis z. B., der ſich in Breslau um Dudith (in deſſen ſpäterer Lebenszeit) und um den frommen und edlen kaiſerlichen Leibarzt Crato von Crafftheim geſammelt hatte, übte Beza einen ununterbrochenen Einfluß aus. „Er war das Haupt und die Zuverſicht Aller, welche der reformirten Confeſſion angehörten, und ſo auch dieſes Kreiſes. Von ihm kommende Briefe gingen von Hand zu Hand. Hierher ließ Beza gelangen, was von ſeinen Schriften erſchien, und von ihm wurde Rath und Belehrung eingeholt über das, was ſich hier oder in der Nähe geſtaltete***).

§ 7.

Das Colloquium zu Mömpelgard†).

Als ſich Beza dem Ende des ſiebenten Jahrzehnts ſeines Lebens näherte, glaubte er bereits, daß er nun die eigentliche Arbeit ſeines Lebens hinter ſich habe.

*) Vergl. die von mir herausgegebenen Epistolae, quas Th. Beza ad Wilhelmum IV. Hassiae landgravium misit. Marb. 1860.

**) Vergl. Friedländer, Beiträge zur Reformationsgeſchichte, wo S. 130—203 die Briefe Beza's an den Grafen Ludwig von Witgenſtein abgedruckt ſind.

***) Gillet, Crato von Crafftheim, II. S. 352.

†) Hauptquellen ſind die von Andreä herausgegebenen Acten des Colloquiums und Beza's Beleuchtung derſelben. Siehe darüber unten.

Aber doch ſollte ſich derſelbe noch Einmal auf die Schaubühne des theologiſchen Kampfes geſtellt ſehen, und wie er einſt zu Poiſſy für das Wort Gottes gegen den Wahn und Trug des Romanismus gefochten hatte, ſo ſollte er jetzt als der Sprecher der reformirten Kirche die gute Sache des reinen Evangeliums gegen die falſche Schulweisheit des modernen Lutherthums führen.

In Frankreich hatte das Wüthen der katholiſchen Partei gegen die Hugenotten im Jahre 1585 auf's Neue begonnen, weshalb abermals zahlreiche Schaaren derſelben über die Grenzen des Reiches flüchteten, um hier das Ende des neu entbrannten Krieges abzuwarten. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Hugenotten — unter ihnen namentlich viele Edelleute — ließ ſich in Mömpelgard nieder, wo der lutheriſche Graf Friedrich von Würtemberg als Regent ſeines kleinen Landes reſidirte. Da ſich nun der Aufenthalt der Flüchtlinge in Mömpelgard verlängerte, und denſelben hierdurch die Kluft, welche die beiden Confeſſionen trennte und ihnen insbeſondre keine Sacramentsgemeinſchaft geſtattete, mehrfach in läſtigſter Weiſe fühlbar wurde, ſo geſchah es, daß dieſelben bei dem Grafen den Gedanken ausſprachen, wie wünſchenswerth die Ausſöhnung der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen ſei, und daß vielleicht gerade jetzt ein freundliches Geſpräch der Stimmführer derſelben weit eher zum Ziele führen könne, als früher möglich geweſen ſei. Der Graf, der für das Lutherthum der Concordienformel weit weniger eingenommen war, als man es in Würtemberg wünſchte, der aber doch, ſeiner Schulden wegen vom Herzog von Würtemberg und von dem Landtag des Herzogthums abhängig, und überdies der nächſte Erbe des Herzogs war, hörte dieſen Wunſch der franzöſiſchen Barone nicht ungern, die natürlich, wenn es ſich um Veranſtaltung eines Religionsgeſpräches (durch welches er ſich ſelbſt den Würtembergern gegenüber von dem Verdacht der Ketzerei reinigen konnte) handelte, vor Allem an ihrem hochgefeierten Theodor Beza dachten, weshalb ſie gegen das Ende des Jahres 1585 denſelben brieflich erſuchten, daß er ſich zur Betheiligung an einem Colloquium geneigt erklären möchte. Beza wies jedoch das Erſuchen auf das Beſtimmteſte zurück, weil ihn die Erfahrung belehrt hatte, daß Religionsgeſpräche zu nichts Erfreulichem führen könnten. Indeſſen fragte der Graf wegen des einmal angeregten Gedankens bei dem Herzog Ludwig zu Stuttgart an, der ſeinerſeits gegen denſelben gar nichts einzuwenden hatte; und Dr. Jacob Andreä, der glorreiche Begründer der lutheriſchen Concordie, beglückwünſchte den ihm mitgetheilten Plan als eine Gelegenheit zu neuen Siegen über die Calviniſche Ketzerei. Beza ward daher abermals, und zwar mit dem Bemerken, daß auch der Graf zu Mömpelgard ihn darum angehen laſſe, daß auch Dr. Jacob Andreä ſich zu einer friedlichen Verhandlung ſehr bereit erklärt habe, von den hugenottiſchen Edelleuten erſucht, ſeine Theilnahme an einem Colloquium über die Differenzlehren der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen nicht verſagen zu wollen. Beza konnte jetzt nicht umhin, die Sache ernſtlicher zu erwägen und bat daher die Prediger

zu Zürich und Bern, ihm in Betreff derſelben ihre Meinung zu eröffnen. Dieſe antworteten: „Es laſſe ſich anſehen, daß zwar aus dieſem Geſpräch nichts Gutes zu hoffen und zu erwarten ſei, was den Dr. Andreä ſelbſt belange. Aber dieweil vermeldet würde, daß dieſes der durchlauchtige Fürſt und Herr ſo höchlich begehre, ſolle es nicht ſo ganz abgeſchlagen werden, ob vielleicht dieſe Sache einen Weg machte, etwas mehr Beſcheidenheit und Maß in dieſen Gezänken zu erhalten." Da nun außerdem auch der Graf ſelbſt ſich brieflich an Beza wendete und ihn dringend aufforderte, dem Wunſche der nach Mömpelgard geflüchteten franzöſiſchen Edelleute, der auch ſein eigner Wunſch ſei, zu entſprechen, ſo erklärte ſich derſelbe endlich bereit, zu einem Geſpräche mit Andreä in Mömpelgard ſich einzufinden. Zur Vorbereitung deſſelben waren, da außer den Genannten auch andere Theologen und Gelehrte an dem Geſpräche Theil nehmen ſollten, noch Verhandlungen nöthig; indeſſen waren dieſelben bald erledigt. Die Genfer Deputirten waren Beza, Anton de Marées (Mitglied des Staatsrathes), und der Prediger Anton Fay; die Berner ſandten den Prediger Abraham Muſculus, Samuel Mayer, Mitglied des kleinen Raths, den Schleſier Peter Hübner, Profeſſor der griechiſchen Sprache in Bern und Claude Aulberry, Arzt und Profeſſor der Philoſophie in Lauſanne. Andrerſeits bevollmächtigte der Herzog von Würtemberg außer Jacob Andreä den Hofprediger Lucas Oſiander zu dem Geſpräch.

Am 14. März kamen die beiden würtembergiſchen Collocutoren in Mömpelgard an, wo ſie von den franzöſiſchen Edelleuten und den Räthen des Grafen feſtlich empfangen wurden. Da ſich das Eintreffen Beza's und der anderen Schweizer verzögerte, ſo beſchäftigten ſich Andreä und Oſiander einſtweilen damit, Präliminarien des Geſprächs zu entwerfen. Daſſelbe ſollte zum Gegenſtand haben die Lehre vom Abendmahl, von der Perſon Chriſti, von der Prädeſtination, von der Taufe und von der Reform der katholiſchen Gotteshäuſer. Zur Vereinfachung der Verhandlungen ſtellte man zunächſt diejenigen Sätze zuſammen, in Betreff deren beide Theile einverſtanden waren; ſodann wurde bezüglich jedes Lehrartikels die eigentliche Streitfrage genau feſtgeſtellt; hierauf wurden die in der Concordienformel enthaltenen Gründe der lutheriſchen Lehre (die fundamenta assertionis et confessionis) dargelegt und ſchließlich die Lehre der Gegner entwickelt und widerlegt.

Schon jetzt war der Ausgang des noch nicht begonnenen Geſpräches entſchieden.

Am 20. März kam endlich Beza mit den anderen Genfer und Berner Bevollmächtigten in Mömpelgard an, wo ſich dieſelben im Schloſſe des Grafen zunächſt mit den beiden Würtembergern freundlichſt bewillkommneten.

Am folgenden Tage ward das Geſpräch Morgens 7 Uhr im gräflichen Schloſſe, in Beiſein des Grafen, der Räthe deſſelben und der des Lateiniſchen kundigen franzöſiſchen Barone feierlichſt eröffnet. Die beiden Parteien ſaßen

getrennt an zwei Tiſchen. Nachdem der Kanzler des Grafen, Dr. Hector Vogelmann, das Geſpräch für eröffnet erklärt, die an daſſelbe geknüpften Hoffnungen und Wünſche des Grafen ausgeſprochen und den Collocutoren die Pflicht der Wahrheits- und Friedensliebe erinnerlich gemacht hatte, ergriff auf den Wunſch des Kanzlers zunächſt Beza das Wort, dankte dem Grafen, durch deſſen Bemühung nach dem Wunſch der franzöſiſchen Herren dieſes Geſpräch zu Stande gekommen ſei, erklärte ſich mit der von den Würtembergern proponirten Einrichtung des Geſpräches einverſtanden und ſprach den Wunſch aus, daß Alles ſchriftlich verhandelt werde, weil im mündlichen Vortrag nur allzuleicht wenig erwogene Worte mitunterlaufen könnten, welche dann oft zu gefährlichen Weiterungen führten. Hiermit erklärte ſich jedoch Andreä durchaus nicht einverſtanden, weshalb Beza, der fortwährend das ſaubere Verfahren Andreä's bei Veröffentlichung der Acten des Maulbronner Geſprächs*) im Auge hatte, vorſchlug, daß man Notare erwählen, dieſelben in Eid und Pflicht nehmen, von ihnen die beiderſeits zu haltenden Vorträge protocolliren laſſen, ſodann die Protocolle gemeinſchaftlich revidiren und unterzeichnen möchte. Da merkte Andreä, daß Beza ſich einbildete, er habe ſich in der Abſicht zu einem Geſpräche mit den Reformirten herbeigelaſſen, um gemeinſchaftlich mit denſelben die Lehrſätze, an welchen man beiderſeits feſthalten könne und müſſe, erſt aufzuſuchen, und daß Beza eben aus dieſem Grunde auf eine möglichſt genaue Aufzeichnung der Verhandlungen beſtehe. Aber dieſer Wahn ſollte den Reformirten auch ſofort benommen werden, weshalb Andreä erklärte, er werde von der Lehre, die er bisher bekannt habe, auch nicht um ein Haar breit abgehn. — Beza erſchrak, als er die ihm mit größter Beſtimmtheit zugeworfenen Worte Andreä's vernahm und wandte ſich alsbald zu Abraham Musculus mit der fragenden Bemerkung, warum ſie denn nun eigentlich hierhergekommen wären? Allein um auch nicht im Entfernteſten den Schein auf ſich zu bringen, als habe er abſichtlich das Zuſtandekommen der Collation verhindert, beſchloß Beza nachzugeben und willigte daher in das von Andreä geforderte Verfahren ein. Die Anfertigung von Protocollen des Geſprächs — gegen deren Gültigkeit jedoch Beza Proteſt einlegte — wurde jeder Partei überlaſſen. Für Andreä übernahmen es Oſiander und der Mömpelgarder Superintendent, ſo gut es gehn wollte, die Verhandlungen aufzuzeichnen.

Andreä übergab daher Beza'n ein ſchriftliche Expoſition der lutheriſchen Lehre vom Abendmahl, welche er mit Oſiander aufgeſetzt hatte und erſuchte denſelben, in derſelben Weiſe eine kurze und präciſe Entwicklung der reformirten Lehre vorzulegen, damit man dann beide zuſammenſtellen und darüber mündlich conferiren könnte; worauf die erſte Sitzung des Colloquiums geſchloſſen wurde.

*) Vergl. meine Geſch. des deutſchen Proteſtantismus, B. II. S. 71 ff.

Die Abendzeit benutzte Beza, um gemeinſchaftlich mit den Freunden die verlangte Darlegung der reformirten Abendmahlslehre aufzuſetzen, worauf dieſelbe am folgenden Morgen überreicht wurde. Sie lautete:

„Von den Zeichen. Wenn dieſe Worte: Zeichen, Symbole und Sacrament in engeren Verſtand gebraucht werden, verſtehn wir unter denſelben in dieſem Handel die äußerlichen Dinge, ſo mit unſern äußerlichen Sinnen begriffen werden, welche nach der Stiftung Chriſti und durch ſeinen Befehl von dem gemeinen und natürlichen Gebrauch zu geiſtlichen und heiligen Dingen, die ſie bedeuten ſollen, verordnet ſind; als da ſind Brot und Wein im heiligen Abendmahl ſammt den Ceremonien, welche Chriſtus in derſelben rechtem Gebrauch und Handlung verordnet hat.

„Unter dieſer ſacramentlichen Bedeutung verſtehn wir aber nicht eine bloße äußerliche Darſtellung, dadurch das Gemüth allein erinnert werde, ihm ſelbſt einzubilden, was die äußerlichen Sinne begreifen, welcher Geſtalt die geſchnitzten Bilder und Gemälde gebraucht werden; ſondern, ſoviel Gott belangt, daß allezeit die Dinge, ſo durch die äußerlichen Zeichen bedeutet werden, unſern Gemüthern wahrhaftig dargereicht und dargeboten werden.

„Grund dieſer Lehre. Wir halten dafür, daß wir in dieſem Punkte durchaus mit einander einverſtanden ſind, nur dieß ausgenommen, daß wir lehren, daß die Dinge, ſo durch äußerliche Zeichen bedeutet, allein dem Gemüth angeboten werden, ihr aber vermeint, daß die geiſtlichen Dinge, ſo durch die Zeichen bedeutet werden, auch zum Empfange mit dem Munde ausgetheilt werden. Hiervon aber wird in der andern Frage zu ſprechen ſein, in welcher wir nämlich davon handeln, wie die Zeichen und die Dinge, ſo ſie bedeuten, gegeben und ausgetheilt werden.

„Von den Dingen, welche durch die ſacramentlichen Zeichen bedeutet werden. — Wir lehren, daß durch dies Brot der Leib Chriſti, ſo für uns gegeben, und durch dieſen Wein ſein Blut, ſo für uns vergoſſen, aus der Verordnung des Herrn Chriſti wahrhaftig bedeutet werde, wie wir angezeigt haben; desgleichen durch das Brotbrechen und Ausgießung des Weines ſeines Blutes Vergießung, die großen Schmerzen, ſo Chriſtus für uns an Leib und Seele gelitten hat; item die äußerliche Mittheilung der äußerlichen Zeichen die innerliche und geiſtliche Anbietung der Dinge, ſo durch die äußerlichen bedeutet ſind, unſern Gemüthern (mentibus) von Chriſto geſchehen; wie auch die äußerliche Empfangung der äußerlichen, geiſtlichen Dinge, nämlich, des Herrn Chriſti, ſo durch den Glauben geſchieht, bedeuten.

„Grund dieſer Lehre. — Dieweil Chriſtus nicht allein angezeigt hat, was man für Zeichen gebrauchen ſoll, ſondern auch befohlen, daß wir thun ſollen, was er gethan hat, ſo lehren wir, daß man nicht allein Brot und Wein, ſondern auch in Ausſpendung derſelben die Ceremonien oder

Bräuche, ſo geiſtlichen Sachen zugehörig, fleißig halten ſoll, weil ſie ihre, und dazu nicht ſchlechte und geringe oder vergebliche Bedeutung haben.

„Von ſacramentlicher Vereinigung der Zeichen und bezeichneten Dinge. — Weil die Sacramente im engeren Sinne des Wortes, wie geſagt, Zeichen ſind, ſo nehmen wir auch eine ſacramentliche Vereinigung zwiſchen den äußerlichen Zeichen und den bedeuteten Dingen, in ihrer gegenſeitigen Beziehung zu einander (relatione et habitudine mutua) an; dadurch es dann geſchieht, daß nach der Ordnung Chriſti jene in die Sinne fallenden Dinge vom gemeinen, natürlichen Gebrauch zu einem andern Gebrauch verwendet werden, nämlich daß ſie geiſtliche Dinge uns bezeichnen und auf göttliche Weiſe wirklich gewähren".

„Grund dieſer Lehre. — Der erſte Grund dieſes Satzes iſt die Wahrheit des wirklich umſchriebenen und räumlichen Körpers Chriſti ſowohl vor als nach ſeiner Verherrlichung; welche Wahrheit nicht möglich iſt, wenn man annimmt, daß Chriſti Leib in einer anderen Weiſe bei dem Brote ſei als in jenem relativen Verhältniß. Darum ſo viele Zeugniſſe beweiſen, daß Chriſtus einen wahrhaftigen Leib gehabt habe (und dieſelben ſind faſt unzählbar), durch eben ſo viele Zeugniſſe wird auch die Annahme einer weſentlichen Conſubſtantiation widerlegt.

„Zweitens: Mit wie vielen Schriftſtellen das wahre und natürliche Scheiden Chriſti von der Erde zum Himmel und deſſen Rückkehr vom Himmel am jüngſten Tage begründet wird, mit ebenſo vielen Schriftſtellen wird auch eben jenes Dogma, welches dieſe Thatſachen diametral widerſpricht, als falſch erwieſen.

„Drittens: Paulus ſagt ausdrücklich 2 Cor. 5, daß wir jetzt fern vom Herrn ſind, und er begehrt aufgelöſt zu werden, um bei dem Herrn zu ſein, und da er uns befiehlt zu ſuchen, was droben iſt, ſetzte er nicht unbedacht hinzu: da Chriſtus iſt ſitzend zur Rechten Gottes, was überflüſſig wäre, wenn er noch bei uns auf Erden weilte. Ebenſo bezeugt Chriſtus (unzähliger anderer Zeugniſſe zu geſchweigen) ausdrücklich, er gehe hin um die Stätte zu bereiten, wohin er die Seinen aufnehmen will. — Hieraus folgt zweierlei, erſtlich, daß er an einen gewiſſen Ort gegangen iſt, da er die Welt verlaſſen hat; ſodann, daß die, welche in der Welt ſind, nicht bei Chriſto ſind, d. h. nicht an dem Orte, wo jetzt Chriſti Fleiſch iſt, ſondern daß die, welche aus dem Leben ſcheiden, an denjenigen Ort aufgenommen werden, wo Chriſtus bereits iſt, d. h. in das Paradies; wie Chriſtus ſelbſt lehrt, indem er zu jenem Schächer ſpricht Luc. 23."

„Viertens: Wir bekennen, daß die alte Kirche jederzeit darüber einig geweſen iſt, daß das Weſen des Fleiſches Chriſti ſeit der Himmelfahrt von uns entfernt iſt, und daß daſſelbe Weſen des Fleiſches Chriſti jetzt im Himmel, nicht aber auf Erden weilend, fortwährend in gliedlicher und räumlicher Umſchriebenheit exiſtirt, was auch mit einer andern ſacramentlichen Verbin-

dung als mit jener, da das Brot den Leib Chriſti darſtellt und auf ihn hinweiſt (coniunctio σχετικὴ et relativa) vereinigt werden kann, als Dinge, welche einander nicht widerſprechen, miteinander beſtehn können."

„Vom Empfange der Zeichen und der bezeichneten Sachen, wenn das Abendmahl wie ſich gebührt, gehalten wird. — Da die Sacramente, wenn das Wort im weiteren Sinne genommen wird, aus zwei Sachen beſtehen, nämlich aus einer irdiſchen und einer himmliſchen, ſo lehren wir, daß die irdiſche Sache d. h. Brot und Wein mit irdiſchen Werkzeugen, nämlich mit der Hand und dem Munde hingenommen, und daß ähnlich die ſacramentlichen Gebräuche ebenſo mit körperlichen Werkzeugen verrichtet werden, während die himmliſche Sache, d. h. Alles was durch jene ſacramentlich dargeſtellt wird, wie es allein dem Gemüthe (menti) zugehört, auch allein von dem Gemüth durch den Glauben ergriffen wird.

„Grund dieſes Satzes. — Obgleich der Leib Chriſti, der im Abendmahl zum Genuſſe dargeboten wird, ein wahrer gliedlicher Leib iſt, ſo erfordert es doch die Analogie, daß wie die Speiſe und deren Beſtimmung ſo auch die Art und Weiſe des Empfanges der Speiſe iſt. Da nun die Speiſe und die Beſtimmung der ſacramentlich bezeichneten Sache, d. h. des Leibes und Blutes Chriſti ſelbſt geiſtlich ſind, d. h. ſich auf die geiſtliche Vereinigung mit Chriſto und auf das aus jenem zu ſchöpfende ewige Leben beziehen, ſo muß nothwendig auch der Genuß dieſer Sachen geiſtlich ſein, und muß mit dem der Seele eigenthümlichen Werkzeug, nämlich mit dem Glauben, ſowohl im einfachen Wort als in den Sacramenten, verrichtet werden. Sodann iſt der ſinnliche Genuß der ſinnlichen Dinge ein Unterpfand jenes andern, nämlich des geiſtlichen Genuſſes; und darum werden die Ausdrücke des Eſſens und Trinkens, wie ſie eigentlich von dem Genuß der Zeichen, ſo auch figürlich durch eine ſacramentliche Metonymie von den bezeichneten Sachen gebraucht — indem man nach jener Metonymie das was den Zeichen eignet, der bezeichneten Sache beilegt.

„Darum kann und darf jener zwiefache Genuß nicht mit dem Munde ſtattfinden, weil ſonſt entweder jede von beiden Sachen auf dieſe Weiſe das Pfand einer dritten ganz verſchiedenen Sache, oder die eine von beiden Sachen ein Zeichen und Pfand ihrer ſelbſt wäre; oder es wäre zugleich das Zeichen und die bezeichnete Sache oder das Pfand und die Sache, auf welche ſich das Pfand bezieht; welches beides durchaus widerſinnig iſt. Darum wird auch von Irenäus in dieſem Handel die Sache als himmliſche Sache bezeichnet und von der irdiſchen unterſchieden.

„Sodann, wenn die Subſtanz des Leibes Chriſti mit dem Munde empfangen würde, ſo würde ſie auch wenigſtens in den gottſeligen und gläubigen Menſchen bleiben, und dieſe würden demgemäß weſentliche Glieder Chriſti ſein. Und hieraus würde ſich eine andere Verkehrtheit ergeben, daß nämlich die Kirche nicht ein geiſtlicher Leib Chriſti, ſondern ein ſolcher Leib ſei, wel-

cher aus der Subſtanz des Leibes Chriſti und aus den Leibern aller Frommen wirklich und weſentlich zu Stande gekommen ſei.

„Drittens. Da jenes Fleiſch Chriſti das Band iſt, durch welches alle Frommen zu einem myſtiſchen Körper zuſammenwachſen, ſo würde nothwendig folgen, daß die Perſonen der Frommen nicht geſonderte Subſtanzen, ſondern daß ſie wie mit Chriſto, als ihrem Haupte, ſo auch unter ſich ſelbſt durch ihr eignes Weſen und ihre eignen Perſonen zuſammenhingen. Weil aber dagegen dieſe Zuſammenfügung geiſtlich iſt, indem die gläubigen Glieder Chriſti wahrhaftig und auf das Allerengſte mit einander verbunden ſind, ſo daß ſie Ein Herz und Eine Seele genannt werden, ſo folgt daraus, daß ſie auch geiſtlich durch den Glauben mit ihrem Haupte verbunden ſind. Deshalb werden dieſelben auch wie Ein Körper, nämlich ein myſtiſcher, ſo auch Ein Geiſt genannt, indem Chriſtus in ihnen Allen wohnt.

„Viertens. Daß die Vereinigung des Gottmenſchen Chriſtus mit der Kirche als ſeinem Geſpons eine reine geiſtliche ſei, welche durch das Werkzeug des Glaubens geſchieht, iſt aus den Kindern dieſer Ehe zu erſehen, welche Früchte der Gerechtigkeit heißen. Denn wie die Nachkommenſchaft, ſo muß auch die Empfängniß, die Geburt und die Art dieſer Ehe beſchaffen ſein.

„Von den Wirkungen des Abendmahls. — Es iſt offenbar, daß das heilige Abendmahl nicht um des Brotes und Weines willen ſondern zum Heile der Menſchen eingeſetzt iſt. Seine eigenthümliche Wirkung iſt daher das Heil derer, welche es würdig, d. h. mit Buße und Glauben genießen, durch Befeſtigung ihrer geiſtlichen Vereinigung mit Chriſto, wodurch es natürlich geſchieht, daß gleichwie in dem natürlichen, lebendigen Körper die mit dem Haupte natürlich zuſammenhängenden Glieder von da Gefühl und Bewegung empfangen, ſo auch ſie mit Chriſto ſelbſt geiſtlich vereinigt alle eigenthümlichen geiſtlichen Gaben der Wiedergeborenen und endlich das ewige Leben ſelbſt, welches von Chriſto als dem Haupte in die mit demſelben zuſammenhängenden Glieder ausſtrömt, mehr und mehr empfangen. Deshalb wird auch jeder Einzelne für ſich ein Glied Chriſti und alle zuſammen werden Chriſti myſtiſcher Leib genannt, indem überdies in ihnen die Gabe der Liebe durch den heiligen Geiſt gemehrt wird, weil die Glieder von einander geſondert weder Einen Leib bilden noch auch der Leib eines und deſſelben Hauptes ſein könnten. — Die andere Wirkung des Abendmahles iſt die Verdammniß derer, welche unwürdig d. h. entweder ohne Erkenntniß dieſes Geheimniſſes oder mit wirklichem Unglauben und mit Unbußfertigkeit zu demſelben kommen, welche Verdammniß jedoch nicht von dem Abendmahl ſelbſt ſondern von dem unwürdigen Gebrauch deſſelben, alſo accidentell herkommt.

„Von den Urſachen der heilſamen Wirkungen des Abendmahles. — In dieſem Geheimniß unterſcheiden wir die Urſachen ſo, daß wir die Gemeinſchaft und Vereinigung mit Chriſto der unendlichen und un-

ausſprechlichen Kraft des heiligen Geiſtes durchaus zuſchreiben, was darum St. Paulus ein großes Geheimniß nennt; alle himmliſchen Gaben aber, von denen wir geredet haben, und endlich auch das ewige Leben ſowohl des Leibes als der Seele, glauben wir, daß ſie von dem einigen Gottmenſchen Chriſto, für uns gekreuzigt und im Fleiſche über alle Dinge erhöhet, herkommen, wie es Gott, der allmächtige Vater, verordnet hat. Als inſtrumentale Urſache aber erkennen wir, ſoviel Gott betrifft, theils den Paſtor, der im Namen und Auftrag Gottes thut, was er thut, theils die Zeichen und ſacramentalen Gebräuche an. So viel uns betrifft, iſt die inſtrumentale Urſache der Glaube, der uns als ein Geſchenk Gottes eingepflanzt iſt. Wir lehren aber, daß Gott ſich dieſer Werkzeuge ſo bedient, daß er denſelben keine innerliche wirkſame Kraft eingieße, ſondern nur, daß was er ſelbſt allein innerlich bewirkt, uns durch dieſelben bezeuge, nämlich jene geiſtliche Vereinigung Chriſti mit uns und was wir aus derſelben erlangen." —

Gleichzeitig legte Beza auch ſeine und der Seinigen Erwidernng auf die von den Würtembergern aufgeſtellten Sätze vor. Allein die Disputation, welche am 22. März Nachmittags mit Zugrundlegung der beiderſeitigen Propoſitionen begann, hatte das von Beza gewünſchte Ergebniß nicht. Auf eine eigentlich ſyllogiſtiſche Erörterung der Streitfragen wollte ſich Andreä nicht einlaſſen, weil, wie er meinte, klar vorliegende Schriftwahrheiten keiner wiſſenſchaftlichen Prüfung und Feſtſtellung unterworfen ſein könnten; und da wo Beza die Blößen von Andreä's Raiſonnement nachgewieſen hatte, war derſelbe doch nicht dazu zu bewegen, daß er die Folgerungen, die ſich hieraus von ſelbſt ergaben, anerkannte. Ueberhaupt machte ſich durchweg der prinzipielle Gegenſatz der beiderſeitigen Auffaſſung des Abendmahles bemerklich. Als Andreä z. B. eine ganze Argumentation auf den Satz gründete, daß in allen Teſtamenten der Wortlaut derſelben feſtzuhalten ſei, und daß dieſes alſo vor Allem in dem Teſtamente Chriſti, dem Abendmahl der Fall ſein müſſe, erklärte Beza hiergegen, daß das Abendmahl nicht das Teſtament, ſondern das Siegel deſſelben ſei. Nachdem man daher bis zum Abend des 24. März disputirt hatte, mußte ſich Beza ſchließlich damit begnügen, daß klar herausgeſtellt war, in welchen Sätzen man übereinſtimmte und über welche man diſſentirte. Beza faßte daher das Reſultat der Verhandlungen über die Abendmahlslehre in folgenden Sätzen zuſammen:

„Zu beiden Theilen iſt man einig geworden: „1) Das Sacrament des Abendmahls begreift in ſich zwei Dinge, die Zeichen und die bezeichneten Sachen. — 2) Die Zeichen ſind nach der Einſetzung des Herrn Brot und Wein, die bezeichneten Sachen aber ſind der Leib ſelbſt, ſo für uns gegeben und das Blut ſelbſt ſo für uns vergoſſen. — 3) Die Gutthaten Chriſti in dem ordentlichen Gebrauche dieſer heiligen Handlung ſind von Chriſto, von welchem ſie herkommen, nicht abgeſondert. — 4) Dieſe Zeichen und bezeichneten Sachen werden auf keine andere Weiſe denn mit der ſacra-

mentlichen Vereinigung zuſammengefügt. —.5) Was Gott den Herrn belangt, der ſich allda mit uns in einen Vertrag begiebt und allweg wahrhaftig iſt, ſo ſind nimmer bloße Zeichen da, ſondern dieſe beide ſind alſo ſacramentlich vereinigt, daß ſie zu aller Zeit allen denen, die hinzugehen, Würdigen und Unwürdigen wahrhaftig dargeboten und gegeben werden. — 6) Auf dieſe Meinung und den Verſtand, d. i. dieſer ſacramentlichen Vereinigung nach haben die alten Kirchenlehrer dieſe Art zu reden gebraucht und geſagt: Der Leib des Herrn ſei in, unter und mit dem Brot.

„In folgenden Artikeln iſt man nicht einig geworden: 1) Daß die ehrwürdigen würtembergiſchen Herren Collocutoren vermeinen und dafür halten, daß in der ſacramentlichen Vereinigung ſowohl die Zeichen als die bezeichneten Sachen mit ihrer Subſtanz in der That ſelbſt auf Erden, wiewohl nicht natürlicher und räumlicher Weiſe, jedoch wahrhaftig zugleich miteinander unzertrennlich copulirt und zuſammengefügt werden, und deshalb dem Mund aller Derer, ſo hinzugehen, Würdigen und Unwürdigen, ausgetheilt werden. — Die Collocutoren aber vom andern Theil lehren in der ſacramentlichen Vereinigung, in welcher das Eine auf das Andere weiſen und ſehen muß, daß die bedeuteten Sachen, d. i. der Leib und das Blut des Herrn, nicht anderswo jetzund denn im Himmel ſind und bleiben, deren Zeichen auf Erden ſind, und deßwegen jene zwar der Seele, dieſe aber dem Mund aller derer ſo zum heiligen Abendmahl gehen, ausgetheilt und gegeben werden. — 2) Mit dieſer Weiſe zu reden „„in, mit und unter dem Brot und und Wein““ vermeinen und halten die ehrwürdigen würtembergiſchen Herrn Collocutoren, es ſolle dieſe verſtanden werden, daß ihre ſacramentliche, weſentliche Vereinigung der Subſtanzen auf Erden dadurch geſchehe, daß ſie beide, nämlich die Zeichen zwar natürlich und räumlich, der Leib aber und das Blut des Herrn weder natürlich noch räumlich, ſondern auf eine unerforſchliche und unergründliche Weiſe wahrhaftig und zugleich auf Erden gegenwärtig ſein und dem Munde aller, welche hinzugehen, ausgetheilt und gegeben werden. — Die Collocutoren des andern Theils lehren, daß mit derſelben Art zu reden keine andere Vereinigung, denn dieſe, da eines auf das andere ſiehet und weiſet (unio relativa), angezogen und gemeint werde.

„Im andern Hauptpunkt aber vom ſacramentlichen Empfang der Zeichen und der bezeichneten Dinge iſt man in folgender Geſtalt einig geworden: 1) Die Zeichen, wie ſie Allen, ſowohl Würdigen als Unwürdigen, welche zum Abendmahl des Herrn gehen, ausgetheilt werden, werden auch alſo mit dem Munde von Allen, welche ſie nehmen, empfangen, von den Würdigen zwar zum Leben, von den Unwürdigen aber zur Verdammniß. — 2) Daß die geiſtliche Empfangung allein durch den Glauben, welcher den Würdigen eigentlich gehört, und dadurch ſie die bezeichneten Sachen empfangen, heilſam ſei und zur Seligkeit gereiche. — 3) Daß die Weiſe dieſer Empfangung und

Nießung der bezeichneten Dinge unerforſchlich ſei, und, wie der heilige Paulus redet, ein recht groß Geheimniß, welches anzubeten und nicht zu erforſchen iſt.

„Im Folgenden aber iſt man nicht einig geworden: daß die ehrwürdigen würtembergiſchen Herren Collocutoren vermeinen, daß wir beide zugleich und unzertrennlich dem Munde aller Derer, welche zum Abendmahl gehen, gegeben werden, alſo auch von Allen mit einerlei Inſtrument des Mundes, doch nicht was die bezeichneten Dinge belangt, natürlicher und räumlicher, ſondern unergründlicher Weiſe empfangen werden, von den Würdigen zwar zum Leben, von den Unwürdigen zur Verdammniß. — Die Collocutoren des andern Theils aber lehren, daß wir die bezeichneten Sachen allein der Seele dargereicht, alſo auch allein von den Gläubigen (als die allein das einige Inſtrument der Seele mit ſich bringen, womit Chriſtus mit allen ſeinen Gutthaten ergriffen wird) geiſtlich empfangen werden, und deshalb die Unwürdigen ſchuldig werden am Leibe und Blute des Herrn, nicht daß ſie dieſelben unwürdiglich genommen, ſondern daß ſie durch ihren Unglauben und Unbußfertigkeit von ſich geſtoßen und verworfen haben."

Am 23. März, gegen zwei Uhr Nachmittags begann hierauf die Beſprechung der Lehre von der Perſon Chriſti. Zunächſt las Oſiander die von ihm und Andreä unterzeichneten Sätze, das Dogma von Chriſti Perſon betreffend, vor, worauf Musculus Namens der reformirten Collocutoren, an die Sätze der Würtemberger anknüpfend, ebenfalls eine Reihe von Theſen vortrug, welche die Grundzüge der reformirten Chriſtologie enthielten. Nach dieſen Präludien nahm die eigentliche Disputation ihren Anfang. Natürlich war aber in dieſem Dogma ebenſowenig eine Ausgleichung der Gegenſätze möglich als in der Lehre vom Abendmahl, — zumal da die Discuſſion infolge der Invectiven, welche ſich Andreä gegen die Reformirten und deren Lehre erlaubte, ſehr bald aus dem rechten Gleiſe herauskam. Andreä behauptete nämlich, daß die Reformirten, indem ſie lehrten, daß die Menſchheit Chriſti nicht die Fülle des göttlichen Weſens, ſondern nur endliche und erſchaffene Gaben empfangen hätte, im Grunde über Chriſti Perſon nicht anders lehrten, als es im Koran der Türken geſchehe. „Wir ſind nicht hierher gekommen um Schmähungen zu hören," antwortete Beza mit würdiger Ruhe; „wir haben nichts gemein mit dem türkiſchen Koran und mit der Gottloſigkeit Derer, welche leugnen, daß Chriſtus Gott ſei." Aber ein lautes Murren der zahlreich anweſenden franzöſiſchen Barone gab den gerechten Unwillen und die Entrüſtung kund, welche Andreä's freche Verhöhnung der reformirten Lehre hervorrufen mußte, und die Störung, welche die Discuſſion hierdurch erhalten hatte, war nicht wieder zu beſeitigen. Beza mußte dem Tübinger Kanzler wiederholt erinnerlich machen, daß die Kirche durch Schmähungen nicht erbaut werde. „Allerdings finden ſich Schmähungen in den Schriften beider Parteien vor, weshalb ich wollte, daß ſie nach Her-

ſtellung einer frommen Concordie zugleich ſämmtlich verbrannt würden. Denn ich geſtehe gern, daß ich Vieles geſchrieben habe, von dem ich wollte, daß ich es nicht geſchrieben hätte, und ich meine, daß Ihr ebenſo denket." So erklärte Beza Angeſichts des Grafen und der ganzen Verſammlung. Aber Beza's Demuth und Verſöhnlichkeit wohnte im Herzen Andreä's nicht. Dieſer antwortete kurz: „Was mich betrifft, ſo erkläre ich, daß mich Dasjenige, was ich über dieſe Sache geſchrieben habe, nicht reuet und daß ich mich deſſelben darum auch nicht ſchäme."

Als daher am 26. März gegen Mittag die chriſtologiſche Discuſſion beendet war, hatte Beza wiederum weiter nichts erreicht, als daß er den Conſenſus und Diſſenſus der beiden Confeſſionen, der in der Discuſſion über die Lehre von Chriſti Perſon nach allen Seiten hin beſprochen war, nun ganz genau formuliren konnte. Beza that dieß in folgender Schrift, welche er den Würtembergern behändigte:

„Man iſt zu beiden Theilen in folgenden Punkten übereingekommen: 1) Daß in der perſönlichen Vereinigung zwei vollkommene Naturen, nämlich die göttliche des Logos und die menſchliche, aus der Subſtanz der Jungfrau Maria durch die göttliche Allmacht erſchaffen und angenommen, unverſehrt mit allen ihren weſentlichen Eigenſchaften, ohne alle Veränderung, Verwirrung und Vermiſchung geblieben ſind. — 2) Daß in dieſer Vereinigung ein ſelbſtſtändiges Weſen oder eine einige Perſon beſtehe. Denn dieſe menſchliche Natur ſei nicht zuvor erſchaffen geweſen oder für ſich ſelbſt beſtanden, ſondern ſei zugleich und ſo zu ſagen in einem Augenblick erſchaffen und angenommen worden, und habe ihr für ſich beſtehendes Weſen, welches jetzund nicht zweifältig iſt, von dem annehmenden Wort empfangen. — 3) Daß die Einigkeit der Perſon immerwährend und in alle Ewigkeit unauflöslich ſei, dadurch geſchehe, daß das Wort in Ewigkeit der wahre Menſch ſei, aus Maria der Jungfrau angenommen; und daß hinwieder der aus Maria der Jungfrau angenommene Menſch in Ewigkeit der wahre Gott, das Wort, ſei. — 4) Daß in dieſer perſönlichen Vereinigung die annehmende göttliche Natur die angenommene Natur weit übertreffe, als die da erſchaffen iſt und nur in dem Wort Subſiſtenz hat; daß dagegen die göttliche Alles erſchaffen hat, und der angenommenen Natur das Weſen, darin ſie beſteht, giebt, wiewohl mit dieſer einigen Vereinigung ſowohl das Wort dem Menſchen und der Menſch dem Wort vereinigt iſt. — 5) Daß dieſer Menſch über dieß, daß er Gott iſt, durch dieſe Vereinigung ſolche eingegoſſene unausſprechliche Gaben, ſo hoch und groß ſie immer in eine Creatur göttlich mögen eingepflanzt werden, empfangen habe, alſo daß er auch über alle ſeligen Engel auch auf dieſe Weiſe und in ſolcher Gnade, ſo er (gratia habituali) an und für ſich ſelbſt hat, erhöht iſt. — 6) Daß durch dieſe Gemeinſchaft der weſentlichen Eigenſchaften nicht verſtanden werde irgend eine weſentliche Immigration derſelben, entweder aus der göttlichen Natur in die menſchliche oder der menſchlichen

in die göttliche. — 7) Daß dieſe Reden, dadurch entweder die menſchlichen Eigenſchaften dem Wort (als wenn wir ſagen: Gott ſei gekreuzigt worden), oder die göttlichen Eigenſchaften dem Menſchen zugeſchrieben werden (als wenn man ſagt: Dieſer Menſch, welcher auf Erden mit Nicodemus redet, ſei zugleich im Himmel geweſen), nicht ſo ſchlecht und nur in bloßen Worten ohne die That ſelbſt zu verſtehen ſeien, ſondern daß ſie wahrhaftig und mit der That ſelbſt von der Perſon Chriſti, als ſie einig iſt, geſagt werden; und werde deswegen in denſelben Gott nicht ſchlecht als Gott, ſondern als Fleiſch gewordner Gott, und dagegen der Menſch nicht ſchlecht als ein Menſch, ſondern ſo zu ſagen ein vergotteter Menſch oder ein von dem Wort in die Einigkeit der Perſon aufgenommener Menſch verſtanden."

„In folgenden Punkten iſt man nicht einig geworden: 1) Daß die ehrwürdigen würtembergiſchen Collocutoren vermeinen, daß dieſe Gemeinſchaft für ein vollkommnes Werk der perſönlichen Vereinigung zu halten ſei, und möge ſowohl (in abstracto) in der Menſchheit als (in concreto) in dem Menſchen ſtatt haben, und möge deshalb die menſchliche Natur durch die perſönliche Vereinigung ebenſo wahrhaftig und weſentlich allmächtig, allgegenwärtig, allwiſſend, lebendigmachend genannt werden und anzubeten ſein, als dieſes Alles von dem angenommenen Menſchen geſagt wird. — Die Collocutoren des anderen Theils aber lehren, daß gleichwie (auch in der perſönlichen Vereinigung) nicht recht geſagt werde, die Menſchheit ſei Gottheit, wohl aber mit Recht geſagt werde, dieſer Menſch ſei Gott: alſo möge auch nicht recht geſagt werden (auch in der Vereinigung ſelbſt, dieſe Menſchheit ſei allgegenwärtig, allwiſſend, allmächtig, die da lebendig macht und anzubeten iſt; obſchon richtig geſagt wird, der Menſch ſei wegen der perſönlichen Einigkeit allmächtig, allwiſſend, allgegenwärtig, der lebendig macht und anzubeten iſt." — 2) Daß die ehrwürdigen würtembergiſchen Collocutoren nicht wollen, daß dieſe Gemeinſchaft der Eigenſchaften reciprocirt und in einandergekehrt und gerichtet werde, alſo daß Eines auf das Andere allezeit ſehen muß; und daß ſie derhalben lehren, daß weder könne noch ſolle geſagt werden, die Gottheit habe gelitten, ſei gekreuzigt worden ꝛc, wie wahrhaftig geſagt wird, die Menſchheit ſei allwiſſend, allgegenwärtig, weil nämlich in der perſönlichen Vereinigung die Gottheit nichts von der Menſchheit, aber die Menſchheit von der Gottheit alles ihr Mitgetheilte empfangen habe. — Die Collocutoren des andern Theils aber lehren, daß wie in den concretis enuntiatis (in den Reden, ſo zwei Notaren begreifen und nur Eine Perſon bedeuten), ebenſo geſagt werde, Gott der Sohn habe gelitten, als der Menſch iſt allmächtig: alſo auch könne hinwiederum ebenſowenig geſagt werden, die Menſchheit iſt allgegenwärtig, allmächtig, als man ſagen dürfe: „Die Gottheit iſt erſchaffen und hat gelitten."

„Ebenſo verhält es ſich mit der Kraft des Fleiſches, lebendig zu machen und mit Anbetung des Fleiſches Chriſti, welches Alles die ehrwürdigen wür-

tembergiſchen Collocutoren der Menſchheit (in abstracto) an und für ſich, nach ihrem eignen Weſen zulegen. — Die Collocutoren des andern Theils dagegen ſchreiben dieſes dem Menſchen zu, weil (in concreto) er mit dem Sohne Gottes eine einzige Perſon iſt. Aber überdieß erkennen ſie auch, daß die Menſchheit (in abstracto) an und für ſich und in ihrem eignen Weſen betrachtet, in zwiefacher Beziehung lebendig machend mit Recht genannt wird: erſtlich darum, daß in dieſer Menſchheit das Wort Alles, was zu unſrer Verſöhnung gehört, erfüllt hat und uns auch jetzt noch durch dieſelbe erhält und regiert; und ſodann, daß Chriſtus nicht anders denn mittels dieſer von uns durch den Glauben ergriffenen Menſchheit dieſe ſeiner Gottheit eigne und ſeligmachende Kraft und endlich alle ſeine Wohlthaten ſeinen Gliedern mittheilt.

„Ebenſo unterſcheiden die Collocutoren des andern Theils die Anrufung der Menſchheit von der Anrufung der Gottheit des Wortes; doch nicht an ihr ſelbſt oder blos für ſich ſelbſt betrachtet, ſondern respective, d. h. darum, daß ſie Gott dem Sohne vereinigt iſt, oder daß die Gottheit Chriſti, auf welche eigentlich und endlich unſer chriſtliches Gebet und die wahre Anrufung ſoll gerichtet werden, nicht ſchlechthin Gottheit iſt, ſondern eine ſolche Gottheit, welche Fleiſch an ſich genommen hat, und dieſe Menſchheit nicht ſchlechthin Menſchheit iſt, ſondern die Menſchheit des Wortes."

Als die Disputation über die Lehre von der Perſon Chriſti beendet war, glaubte Beza, des unnützen Hin- und Herredens längſt müde, daß der ganze Handel nun erledigt ſei und daß er mit den Seinen in die Heimat zurückreiſen könnte. Denn in dem Einladungsſchreiben, welches er von dem Grafen Friedrich empfangen hatte, waren anderweite Controverſen, welche zur Eröterung kommen ſollten, nicht erwähnt worden. Allein Andreä hatte es ja ſchon vor der Eröffnung des Geſprächs feſtgeſtellt, daß auch die Differenzen in der Lehre von der Prädeſtination, von der Kindertaufe und von der Einrichtung der Gotteshäuſer beſprochen werden ſollten. Indeſſen hatte es derſelbe für rathſam gefunden, dieſes jetzt erſt zur Kunde Beza's kommen zu laſſen, indem er am Schluſſe der Morgenſitzung des 26. März bemerkte, daß man, wenn Beza in Betreff der Lehre von Chriſti Perſon nichts mehr zur Sprache zu bringen habe, zur Erörterung der Prädeſtinationslehre übergehen wollte.

Beza erſchrak über dieſe Eröffnung; denn er wußte, daß eine Beſprechung dieſes Dogma's, welches den ganzen Zuſammenhang der reformirten Kirchenlehre als deren Grundlage trug, und nur in und mit dem ganzen Zuſammenhange derſelben gewürdigt werden konnte, von Andreä nur zur Herabwürdigung deſſelben benutzt werden würde. Er antwortete daher, daß er recht ſehr die Beendigung des Geſpräches wünſche; denn er ſei mit den

Seinen in der Ueberzeugung hierher gekommen, daß man nur über die Lehren vom Abendmahl und von der Perſon Chriſti verhandeln werde. Bei Beſprechung der Lehre von der Prädeſtination werde man in die geheimnißvollſten Tiefen der Offenbarung hinabſteigen müſſen, was nicht zur Erbauung aller Anweſenden, da nur wenige dazu geſchickt wären, gereichen könnte. Auch wünſchten ſie ſehr, zu Oſtern in der Heimat bei ihren Gemeinden zu ſein, weshalb man ſich damit begnügen möge, einen Conſens in den Lehren vom Abendmahl und von der Perſon Chriſti anzuerkennen und feſtzuſtellen. Gleichwohl ſcheue man ſich nicht, wenn es der Graf wünſche, die reformirte Lehre von der Prädeſtination vor demſelben privatim darzulegen, wozu man aber keine eigentliche Disputation anzuſtellen brauche. — Indeſſen hatte es ſich Andreä bereits ausgedacht, wie er grade in der Discuſſion über die Prädeſtinationslehre den glänzendſten Sieg über Beza davon zutragen hoffte, und wollte ſich daher die Gelegenheit hierzu um keinen Preis entgehen laſſen. Eine einzige Stunde, meinte er, werde ja genügen, um ſich wegen der Prädeſtinationslehre gegenſeitig in's Klare zu bringen.

Indem daher die Morgenſitzung des 26. März aufgehoben wurde, ohne daß man ſich wegen der Fortſetzung oder Beendigung des Geſprächs vereinbart hatte, ſetzte Beza, in ſeine Wohnung zurückgekehrt, ſofort eine an den Grafen gerichtete Eingabe auf, welche Nachmittags um drei Uhr, als die Collocutoren wieder zuſammentraten, vorgeleſen und dem Grafen überreicht ward.

Beza hatte in dieſer Eingabe deutlich genug ausgeſprochen, weſſen er ſich zu Andreä verſehen zu müſſen glaubte. Denn es lag bereits klar am Tage, daß Andreä dies ganze Geſpräch nur als Gelegenheit zur neuen Documentirung der Unwiderleglichkeit ſeiner Lehre und ſeines theologiſchen Raiſonnements benutzen wollte, und daß derſelbe hierzu zweifelsohne die über die Verhandlungen aufgenommenen Protocolle öffentlich benutzen werde. Beza erklärte daher in der Eingabe, er beklage es noch immer, daß man auf den von ihm vor der Eröffnung des Geſprächs vorgeſchlagenen Weg ſchriftlicher Verhandlung nicht eingegangen ſei, daß er die während der Discuſſion vorgenommenen Aufzeichnungen über dieſelbe durchaus keine Glaubwürdigkeit zuerkennen könne, und ſich daher jeden öffentlichen Gebrauch, den man von denſelben etwa machen wollte, verbitten müſſe, und gab hierauf nochmals an, warum er eine Beſprechung der Prädeſtinationslehre in der Weiſe, wie man bisher mit einander conferirt habe, für unthunlich halte. Dagegen wären ſie gern bereit, die von den Würtembergern über die Lehre von der Prädeſtination aufgeſetzten Theſen mit nach Hauſe zu nehmen, dort dieſelben mit den Ihrigen zu beſprechen, und ſodann den Würtembergern ihre Meinung ſchriftlich zu eröffnen. Sodann ſprach Beza den Wunſch aus, der Graf möchte auf Grundlage der nun gewonnenen Reſultate des Geſprächs die Herſtellung einer gottſeligen Concordie der beiden Parteien zu veranlaſſen

ſuchen, damit, bis man durch Gottes Gnade zur vollen Einigkeit gelange, wenigſtens alle Feindſeligkeiten, ſowie insbeſondre der Gebrauch der gehäſſigſten Bezeichnungen Zwinglianer, Calviniſten, Sacramentirer, Ubiquitiſten, Lutheraner ꝛc. beiderſeits eingeſtellt würde. Außerdem bat Beza: da man ſich von beiden Seiten in der Anerkennung des wahren Genuſſes des wahren Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahl geeinigt habe und nur über die Art und Weiſe der ſacramentlichen Gegenwart beider und über die Nießung der Gottloſen (worüber ſich doch die Frommen nicht verfeinden ſollten!) verſchiedener Meinung ſei, ſo möchte er den Reformirten geſtatten, daß ſie, unbeſchadet ihres Bekenntniſſes an der Abendmahlsfeier der Anhänger der Augsburgiſchen Confeſſion Theilnehmen dürften.

Nachdem Beza dieſe ſeine Supplik überreicht hatte, wurde derſelbe erſucht, ſich mit den andern Genfern und Bernern auf eine kurze Zeit, in welcher der Graf das Geſuch erwägen wolle, zurückzuziehn.

Andreä hatte aber dem Fürſten bald geſagt, was er den Schweizern zu erwiedern habe und war erfreut, daß ihn derſelbe beauftragte, dieſen in ſeinem Namen den nöthigen Beſcheid zu geben. Als daher die Genfer und Berner in den Saal zurückgerufen waren, wurde ihnen von Andreä im Auftrage des Grafen eröffnet: Dieſer wünſche dringend, daß man ſich auch über die Prädeſtination, über die Taufe und über die Tempelreform (von welchen drei Dingen er erſt nach Abſendung ſeines Einladungsſchreibens an Beza gehört habe, daß ſie zwiſchen den beiden Parteien ſtrittig wären), beſpreche. Würden ſie jedoch ſich hierzu nicht verſtehen wollen, ſo ſei es nöthig, daß man die über die betreffenden Lehrdifferenzen von ihm aufgeſetzten Theſen vor Beendigung des Geſpräches öffentlich vorleſe, weil die anweſenden Zuhörer doch nothwendig genau erfahren müßten, was die Schweizer darüber lehrten, und wie die Anhänger der Augsburgiſchen Confeſſion über deren Lehre in dieſem Punkte urtheilten. Die Gegner könnten dann, nach Hauſe zurückgekehrt, von Genf und Bern aus ihre Meinung über die vorgeleſenen Theſen, welche man ihnen behändigen werde, ſpäterhin einſenden. Zugleich gab Andreä an, was er in den drei Punkten den Reformirten hauptſächlich zum Vorwurf zu machen habe.

Andreä ſprach in dieſer Peroration eine Zuverſicht zu ſich ſelbſt, eine Siegesgewißheit und eine Bereitwilligkeit gegen Jedermann von ſeiner Lehre Rechenſchaft zu geben aus, daß, wenn Beza in die Fortſetzung des Geſpräches nicht einwilligen wollte, dieſes in den Augen aller Anweſenden als Eingeſtändniß der eignen Schwäche und der Zweifelhaftigkeit ſeiner Lehre erſcheinen mußte. Nothgedrungen, obſchon ihm die gänzliche Erfolgloſigkeit aller weiteren Verhandlungen einleuchtete, willigte er daher, nachdem er ſich mit den Freunden berathen hatte, in die Fortſetzung der Verhandlungen ein, und erklärte, daß er bereit ſei, Morgen, den 27. März mit Andreä über den fünften Punkt, nämlich über die Reform der papiſtiſchen Tempel und

Bilder, sowie an den darauf folgenden Tagen über die beiden andern Punkte zu besprechen.

Frühmorgens am 27. März begann daher, nachdem die darauf bezüglichen Thesen der Würtemberger vorgelesen waren, die Besprechung über die papistischen Gotteshäuser, über die Bilder und Orgeln und über die mit denselben vorzunehmenden Reformen. Auch in diesem Punkte glaubte nämlich Andreä den Reformirten allerlei seelenverderbliche Irrthümer nachweisen zu können, indem er so argumentirte: In Frankreich und in den Niederlanden sind in tumultuarischer Weise von den Protestanten viele Kirchen und Bilder vollständig zerstört worden. Da nun gar Mancher, der zum Anschluß an die Reformation geneigt war, an diesen Brutalitäten Aergerniß nahm und durch dieselben von dem Bekenntniß des Evangeliums abgehalten wurde, so sind die Reformirten daran Schuld, daß unzählige Seelen im Papstthum verblieben und darin mit Leib und Seele dem ewigen Verderben verfallen sind. Andreä war daher, wie es schien, sehr freudig überrascht, als er von Beza erfuhr, daß derselbe jene gewaltsame Bilder- und Kirchenstürmerei, welche hier und da vorgekommen war, mißbilligte. Ja es kam sogar in diesem Punkte eine wirkliche Einigung beider Parteien zu Stande. Auf beiden Seiten erkannte man die Bilder, Orgeln ꝛc. als Mitteldinge an, von deren Gebrauch man alle Abgötterei und jede Störung des wahren Gottesdienstes fernzuhalten habe. Uebrigens hob Beza in der Beantwortung der auf diesen Punkt bezüglichen würtembergischen Thesen, welche er nach Beendigung des Gesprächs einreichte, hervor, Gott habe nicht nur verboten, die Bilder anzubeten, sondern sie überhaupt zu machen, und bemerkte außerdem: „Soviel die Orgeln betrifft, verdammen wir die Musik nicht. Wenn man aber vier- oder mehrstimmig singt, ohne daß man es versteht, so bezeugt das Werk selbst, was daraus erfolgen muß, nämlich, daß mit der Zeit ein großer Theil des Gottesdienstes in die Gesänge verwandelt und die Gemüther nicht mit dem Wort Gottes gespeist, sondern nur die Ohren mit lieblichen Tönen unterhalten werden."

Noch an demselben Tage gingen daher die Collocutoren zur Besprechung der Lehre von der Taufe über. Hier aber stellte sich sofort wieder der schroffste Gegensatz der Confessionen heraus. Andreä und Beza konnten daher nicht weiter kommen, als daß sie die unaussöhnbaren Sätze der beiden Kirchen einander gegenüberstellten. Dabei geschah es denn aber, daß der Geist, in welchem Andreä seine lutherische Orthodoxie trieb, sich unwillkürlich verrathen mußte. Als nämlich derselbe mit großem Eifer die Spendung des Taufsacramentes durch Laien, Hebammen ꝛc. in Nothfällen vertheidigt hatte, hielt ihm Beza den Ausspruch des heiligen Bernhard entgegen, daß nicht das Entbehren, sondern die Verachtung des Sacramentes den Menschen verdammlich mache und hob hervor, daß man doch Denjenigen, welcher, ohne das Taufsacrament nach Christi Ordnung empfangen zu können, gestorben sei, keine Verachtung desselben zur Last legen könnte. Um Beza zu wider-

legen, wies Andreä auf die Situation eines Menſchen hin, der bis an ſeines Lebens Ende im Unglauben beharrt, aber in ſeiner letzten Stunde von der Gnade erleuchtet wäre und mit aufrichtigem Verlangen die Taufe begehrte, die er doch von keinem ordentlichen Diener der Kirche empfangen könnte. Beza antwortete, daß er ſich die Anziehung eines ſolchen Falles ganz gern gefallen laſſe, indem er, an denſelben anknüpfend, Andreä fragen möchte: wenn zufällig ein armer, elender und ſchier verzweifelnder Sünder das Nachtmahl des Herrn begehrte und kein Prediger zu haben und nur ein altes Weib gegenwärtig ſei, ob er denn glaube, daß er ſich von dieſem alten Weibe das Abendmahl reichen zu laſſen habe. Andreä antwortete: es ſei hier ein gar großer Unterſchied, weil das Kind im Fall der Noth vorher niemals getauft worden, der erwachſene Chriſt aber vorher oftmals in den gottesdienſtlichen Verſammlungen der Gemeinde das Abendmahl des Herrn empfangen habe. Als nun Beza hierauf erwiderte: „Wie aber, wenn ein ſolcher Menſch eben erſt aus dem Papſtthum erlöſt oder neulich aus einem Juden oder Türken ein Chriſt geworden wäre und das Nachtmahl des Herrn niemals empfangen hätte und in der Stunde des Todes ſchon ſchier verzweifelte, wolltet ihr in dieſer Noth ihm durch irgend einen Laien oder auch durch ein Weibsbild das Nachtmahl des Herrn reichen laſſen?“ — „Gar nicht,“ antwortete Andreä, „ſondern ich würde ihn ermahnen, er ſollte gutes Muthes ſein und ſich zufrieden geben, wenn er ſchon in dieſer Noth des Nachtmahls des Herrn nicht möchte theilhaftig werden.“ — „Wie aber dann,“ fuhr Beza fort, „wenn er ſich damit nicht wollte zufriedenſtellen laſſen?“ Da donnerte ihm Andreä, der ſich in ſeinem Lutherthum nicht anders zu helfen wußte, die Worte entgegen: „Dann würde ich ihm ſagen: So fahre denn hin und ſtirb in aller Teufel Namen!“ — Mitleidig lächelnd antwortete Beza dem ſchwäbiſchen Pfaffen: „Dann wäret ihr, mein Herr Doctor, dieſem elenden Menſchen ein gar elender Tröſter.“

Wenn ſchon daher die Lehre von der Taufe am 28. März nochmals zur Sprache gebracht wurde, ſo war es doch nicht möglich, daß ſich Beza und Andreä über eine gemeinſchaftliche Auffaſſung derſelben verſtändigen konnten. Man beſchloß daher, noch an demſelben Tage zur Beſprechung der Prädeſtinationslehre überzugehen.

Beza, der dieſer Discuſſion mit einem gewiſſen Bangen entgegenſah, ließ noch vor Eröffnung derſelben Andreä durch einige angeſehene franzöſiſche Barone erſuchen, daß er ſich thunlichſter Kürze befleißigen und aller Weitſchweifigkeiten enthalten möchte, — was Andreä gern verſprach, worauf Oſiander die von Andreä aufgeſetzten Theſen vorlas.

Der Anfang dieſes Vortrags mochte für Beza zu deſſen größter Ueberraſchung ganz beruhigend ſein, indem die vier erſten Theſen lauteten: „1) Daß Gott von Ewigkeit nicht allein den Fall unſrer erſten Eltern, ſondern auch aller Menſchen geſehen habe. — 2) Daß er Diejenigen, welche

ſelig werden, nicht allein vorgeſehen, ſondern ſie auch von Ewigkeit erwählt und zum ewigen Leben verordnet habe. — 3) Daß dieſe ewige Wahl in Chriſto geſchehen ſei, ehe der Welt Grund gelegt ward, d. i. daß ſie durch Chriſtum ſelig werden. — 4) Daß deren, ſo da ſelig werden ſollen, bei Gott eine gewiſſe Zahl ſei." Hierauf hieß es jedoch weiter: „5) Die Frage aber iſt, ob Gott ſeine Auserwählten alſo zum ewigen Leben verordnet habe, daß er Etliche, ja den allergrößten Theil der Menſchen in ſeinem ewigen, heimlichen Rath zur Verdammniß verordnet, alſo daß er bei ſich beſchloſſen, daß er ſich ihrer nimmermehr erbarmen, noch ſie zu Gnaden aufnehmen wolle, und wolle auch nicht, daß ſie Buße thun, dem Evangelio glauben, ſich zu Gott bekehren und ſelig werden." Hierauf folgte eine Reihe von Sätzen, welche den ſchneidendſten Gegenſatz zur reformirten Prädeſtinationslehre ausſprachen.

Es iſt begreiflich, daß Beza, als er die Darlegung des Dogma's ſeiner Kirche begann, dieſes mit großer Ausführlichkeit that, weil er nur hierdurch die ſchlimmen Auslegungen und Folgerungen, welche den lutheriſchen Gegnern nahe genug lagen, abſchneiden zu können hoffen durfte. Sein Vortrag dauerte anderthalb Stunde, und zu wiederholten Malen forderte Graf Friedrich den Tübinger Kanzler auf, dem Gegner in's Wort zu fallen und dem Vortrag deſſelben ein Ende zu machen. Allein Andreä ſtellte dem Grafen vor, daß man Beza um ſo mehr müſſe ausreden laſſen, als derſelbe von vornherein ſich jede Beſprechung der Prädeſtinationslehre verbeten habe, und beruhigte ihn außerdem mit der Verſicherung, daß er, wenn Beza ſeinen Vortrag beendigt haben werde, mit zwei oder drei Antworten die Schriftwidrigkeit und Unhaltbarkeit der reformirten Lehre von der Gnadenwahl unwiderleglich darthun werde. Endlich wurde es jedoch dem Grafen, da Beza immer noch perorirte, gar zu lang, weshalb er demſelben zurief: „Herr Beza, Schluß, Schluß." Beza hatte aber eben ſeinen Vortrag beendet, weshalb er dem Grafen ruhig antwortete: „Illustrissime princeps, ego iam eonclusi."

Andreä begann nun einzelne von Beza vorgetragene Sätze zu kritiſiren und es gelang ihm, denſelben mit ſeinem Particularismus arg in die Enge zu treiben. Wenn Andreä z. B. bezüglich der Stelle Joh. 3: „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab ꝛc." an Beza die Frage richtete, was er hier unter der „Welt" verſtehe, ſo konnte er auf Beza's Antwort, daß damit nur die Erwählten gemeint wären, mit vollem Rechte erwidern, daß doch Chriſtus in demſelben Kapitel ſagt: „Das iſt das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen iſt, und die Welt liebte die Finſterniß mehr als das Licht," woraus doch hervorgehe, daß unter der Welt auch die Gottloſen, und dieſe vorzugsweiſe zu verſtehen wären. Andreä konnte alſo beweiſen, daß die Frage, welche er an Beza gerichtet hatte, ob Gott die Verdammten niemals geliebt, mit Unrecht verneinend beantwortet habe. Grade

hier vermochte Andreä den Gegner die Stärke des lutheriſchen Dogma's fühlen zu laſſen, weshalb die Discuſſion nur einen für Beza verdrießlichen Ausgang nehmen konnte. Der Machtſpruch des Grafen machte derſelben ein Ende, als Beza erklärt hatte, daß Chriſtus nicht für alle Menſchen, d. h. nicht für die Verworfenen geſtorben ſei, und Beza mußte es hören, daß ihm Andreä die verderblichſte, allen Troſt des Glaubens zerſtörende Untergrabung der Grundlagen der evangeliſchen Lehre zum Vorwurf machte. Der Gedanke, den ihm Andreä entgegenhielt, war der: Nur wenn die Gnade der Erlöſung nach Gottes Willen für alle Menſchen beſtimmt iſt, kann der einzelne, um ſein Seelenheil bekümmerte Menſch durch den Empfang der Taufe und durch den Genuß des Abendmahles ſich ſeines Gnadenſtandes verſichert wiſſen. Zugleich machte Andreä dem Gegner den ſchweren Vorwurf, daß er im ganzen Verlaufe des Geſpräches nicht das Wort Gottes, ſondern ſeine Gloſſen, ſeine Auslegung deſſelben als Grundlage ſeiner Lehrſätze geltend gemacht habe. Beza wies natürlich dieſe Anſchuldigung mit Entrüſtung zurück: aber Andreä blieb bei dem, was er geſagt hatte. „Ob ihr eure Gloſſen oder die Zeugniſſe der heiligen Schrift in dieſem Geſpräch über die ſtreitigen Lehrartikel angezogen habt," herrſchte er Beza zum Schluſſe an, „darüber können der durchlauchtige Fürſt, Graf Friedrich und alle Anweſenden urtheilen;" worauf er ihm im Einzelnen nachzuweiſen ſuchte, wie er in allen Lehrpunkten an die Stelle eines von ihm, Andreä, hingeſtellten unzweifelhaften Schriftwortes ſeine Gloſſe zu demſelben ſubſtituirt habe. Schließlich wendete ſich dann Andreä an die Zuhörer mit der Ermahnung, daß ſie ſich von einer ſolchen Theologie, welche Chriſtum aus den Sacramenten gradezu entferne, mit den Sacramenten auch das Wort der Verheißung und allen Troſt der Sündenvergebung untergrabe und ſomit die Schrift ſelbſt unnütz und alles Heil ungewiß mache, mit Gottes Hülfe hüten möchten.

Mit Staunen hörte Beza die zuchtmeiſterlichen Auslaſſungen Andreä's, welcher jetzt ganz die Rolle eines untrüglichen Glaubensrichters ſpielte und ihn als überführten Ketzer und Gotteslästerer maßregelte. Aber mit heitrer Ruhe entgegnete er ihm: „Für unſre Lehre haben wir das Zeugniß gar vieler Kirchen und Märtyrer, welche dieſelbe mit ihrem Blute beſiegelt haben, während auf eurer Seite ein Chemnitz, ein Heßhuſius und Andere in ihrer Lehre ſo auffallend von einander abweichen, daß ſich nicht ſagen läßt, was eigentlich eure gemeinſame Lehre ſei. Wir bitten den Herrn, daß er uns Vieles in Gnaden nicht anrechne, und beklagen es, daß zwiſchen euch und uns keine Einigkeit iſt. Aber wir ſehnen uns darnach, mit euch zu brüderlicher Gemeinſchaft zu kommen. Gott, der uns und euch das Auge des Geiſtes öffnen wolle, damit wir zu immer vollkommnerer Erkenntniß gelangen, wird es zu ſeiner Zeit offenbar werden laſſen, wer von uns den wahren Glauben hat."

Das Gespräch war somit beendet. Am folgenden Tage überreichte Beza auf den Wunsch Andreä's seine Beantwortung der Thesen desselben über die drei letzten Streitpunkte, worauf die feierliche Entlassung der Collocutoren vonseiten des Grafen im Saale des Gesprächs stattfand. Zum Abschied trug Beza den Würtembergern herzliche Grüße an Dr. Holder und ihre übrigen Amtsbrüder auf, und erbat sich ihre Hand zum Zeichen der Anerkennung brüderlicher Gemeinschaft. Allein Andreä antwortete, er sehe ebensowenig ein, wie Beza ihn und die Würtemberger, denen er in seinen Schriften alle möglichen Irrlehren zur Last gelegt habe, als Brüder ansehen könne, als es ihm möglich sei, eine brüderliche Gemeinschaft mit Beza anzuerkennen, da derselbe bewiesen habe, daß er Menschenwahn höher halte, als Gottes Wort. Gott möge ihm daher helfen, daß er, Beza, aus den Banden des Unglaubens befreit werde. So lange dieß aber nicht geschehen sei, könne er ihm nur die Hand zum Zeichen seiner allgemeinen Menschenliebe gegen ihn (dexteras humanitatis) reichen. — Dafür aber dankte Beza. „Ergo intermittatur" („es unterbleibe also") antwortete Andreä, und die beiden Parteien gingen von einander. Man sah Thränen in Beza's Augen, als derselbe den Würtembergern den Rücken wendete*).

Das Religionsgespräch zu Mömpelgard war also ganz gerade so verlaufen, wie alle derartigen Colloquien in jener und in der früheren Zeit, —

*) Welchen Eindruck das ganze Gespräch auf Beza gemacht hatte, erhellt aus einem Briefe desselben an den Grafen Ludwig von Witgenstein vom 28. April 1586 (bei Friedländer, S. 159 ff.). Beza spricht sich hier so aus: „Die Besprechung war auf beiden Seiten sehr gemäßigt, wennschon dem Andreä nicht Weniges entfiel, woran die Unsrigen mit Recht Anstoß nahmen. Uebrigens hatte das Ganze gar nicht den Charakter einer richtigen Disputation, da sich Andreä niemals von mir dazu bringen ließ, daß er syllogistisch disputirte. Wer aber von uns beiden am besten geredet hat, darüber habe ich kein Urtheil, wie dieses überhaupt auch nicht so leicht entschieden werden kann, da das beiderseits Gesprochene von keinem Notar aufgezeichnet ist, sondern nur von einigen Zuhörern flüchtige und confuse Notizen aufgenommen wurden. Das aber kann ich in Wahrheit bezeugen, daß ich aus Andreä's Munde nichts gehört habe, das nicht ganz gewöhnlich und von den Unsrigen schon tausendmal widerlegt gewesen wäre. Ueberhaupt, nachdem hin und her viele Worte unnütz vergeudet waren, sind wir beiderseits bei unserer Meinung geblieben. Hernach haben wir begehrt, da wir in den Fundamenten der christlichen Religion und in den vorzüglichsten Hauptlehren derselben im Gegensatz zu den Papisten unter einander einverstanden wären, und somit der Weg zu einer vollkommnen Concordie bereits angebahnt zu sein scheine, daß fernerhin von beiden Seiten die Sectenbezeichnungen und alle Bitterkeit im Predigen und Schreiben vermieden und durch Handschlag die Concordie gegen den gemeinsamen Feind anerkannt würde. Was wir aber von jenen erlangt haben, und in welcher Weise man voneinander ging, ist aus der Schrift zu ersehen, von der ich ein Exemplar beilege."

nämlich ohne daß der Zweck derſelben erreicht wurde. Ein Erlaß, welchen der Graf Friedrich unmittelbar nach Beendigung des Geſprächs publicirte, bewies, von welcher Art das Reſultat deſſelben war. Zur Erledigung des von Beza und den Andern eingereichten Geſuchs, in welchem der Graf darum gebeten wurde, den franzöſiſchen Flüchtlingen zu Mömpelgard die Theilnahme an der daſigen lutheriſchen Abendmahlsfeier — jedoch vorbehaltlich ihres reformirten Bekenntniſſes — zu geſtatten, reſolvirte nämlich derſelbe unter dem 29. März 1586: den Exulanten ſei der Empfang des Abendmahles aus den Händen der Mömpelgarder Prediger nur dann zu geſtatten, wenn ſie das Abendmahl mit Anerkennung des Bekenntniſſes und der Kirchenordnung des Grafen genießen wollten*).

Außerdem zeigte es ſich aber auch ſehr bald, daß das Geſpräch die Wortführer der beiden proteſtantiſchen Parteien nicht etwan einander näher geführt, ſondern nur noch mehr miteinander verfeindet hatte. Denn die Lutheriſchen, welche ſiegestrunken den Ausgang des Geſprächs gehört und geſehen hatten, wußten nichts Eiligeres zu thun, als überall davon zu erzählen, daß Beza als überführter Irrlehrer von Mömpelgard habe abziehen müſſen. In Straßburg erhielt der wilde lutheriſche Zelot Marbach die erſten Nachrichten über den Verlauf des Geſprächs von dem Superintendenten zu Mömpelgard und hernach kamen Theodor Schnepf und Joh. Brenz, angeblich auf einer Vergnügungsreiſe, ſelbſt nach Straßburg, um über Beza's Niederlage noch umſtändlicher zu berichten. In Wittenberg wurde dieſelbe Nachricht durch einen Brief Oſianders an Polycarp Leyſer verbreitet und an anderen Orten ließ man „Zeitungen" über das Mömpelgarder Geſpräch circuliren, in denen Beza und die reformirte Lehre im übelſten Licht erſchienen.

Natürlich hörte Beza von den Gerüchten, welche in Umlauf zu ſetzen die Lutheriſchen geſchäftig genug waren, und ſchickte daher an Andreä zu Tübingen ein Schreiben, worin er denſelben bat, die weitere Verbreitung dieſer Verleumdungen durch ſein gewichtvolles Wort zu hindern. Indeſſen ließ Andreä dieſen Brief Beza's unbeantwortet, wodurch ſich dieſer genöthigt ſah, an einige ſeiner auswärtigen Freunde ausführliche Berichte über den wirklichen Verlauf und Ausgang des Mömpelgarder Geſpräches zu ſchicken. Außerdem erſchien auch eine an die Holländer gerichtete pſeudonyme Epiſtel**) im Druck,

*) Uebrigens entſchloß ſich der Graf, nachdem Andreä von Mömpelgard abgereiſ't war, anders. In dem erwähnten Brief an den Grafen von Witgenſtein berichtet nämlich Beza: der Fürſt habe nach Andreä's Abreiſe den franzöſiſchen Flüchtlingen geſtattet, daß ſie mit ausdrücklicher Wahrung ihres Bekenntniſſes das Abendmahl aus der Hand der Mömpelgarder Paſtoren empfingen, was vorher nicht geſchehen war. — Auch iſt der Fürſt bei dieſer Abendmahlsfeier, mit den Flüchtlingen franzöſiſche Pſalmen ſingend, ſelbſt gegenwärtig geweſen."

**) Ein gewiſſer Schönberg ſoll der Verfaſſer der Epiſtel geweſen ſein.

worin das Gespräch Andreä's und Beza's entschieden zu Ungunsten des Ersteren dargestellt ward.

Kaum aber hatte Andreä von dieser Epistel Kunde erhalten, als auch sofort sein Entschluß feststand, die Veröffentlichung der von Osiander und dem Mömpelgarder Superintendenten angefertigten Protocolle des Gesprächs zu bewirken. Der Graf Friedrich, welcher den Namen dazu hergeben mußte, gestattete es, daß dem Werke ein in seinem Namen verfaßtes Vorwort vorgesetzt ward. Außerdem fügte Andreä zu Beza's Worten noch seine kritisirenden Randbemerkungen hinzu. So kam daher das Werk zu Stande, welches zu Tübingen in 4° gedruckt, im Jahre 1587 unter dem Titel veröffentlicht ward: Acta Colloquii Montis Belligartensis, quod habitum est anno Christi 1586 favente Deo O. M., praeside illustriss. princ. ac domino, dom. Friderico etc. inter clarissimos viros, D. Jac. Andreae, praepos. et concellarium academiae Tubing. et D. Theodorum Bezam, professorem et pastorem Genev. Auctoritate praedicti principis Friderici etc. nunc a. Chr. 1587 publicata. (575 SS.)

Das Vorwort des Grafen Friedrich sprach ziemlich unverholen die Meinung aus, daß der eigentliche oder wenigstens der mittelbare Verfasser der bewußten Epistel Niemand anders als Beza sei, und wollte eben hiermit die ganz unmotivirte Veröffentlichung der Protocolle des Gespräches rechtfertigen. Aber sowohl dieser Verdächtigung als dem ganzen Machwerk Andreä's, welches eine ganz willkürliche Redaction der Mömpelgarder Protocolle enthielt, und insbesondre den gehässigen Randglossen Andreä's mußte Beza nothwendig entgegentreten. Derselbe veröffentlichte daher eine geharnischte Gegenschrift, welche zunächst in lateinischer, dann auch in französischer und deutscher Bearbeitung, und zwar in letzterer unter dem Titel erschien: „Theodori Bezae, Gründlicher Gegenbericht auf die zu Tübingen ausgegangenen Schriften des Mömpelgardischen Gesprächs halben, welches im 1586. Jahr ꝛc. gehalten worden." (4°, 296 SS.)

§ 8.

Beza's Controversen mit Samuel Huber und Claude Albery.

Die ernsteste Bewegung wurde jedoch durch das Mömpelgarder Gespräch innerhalb der reformirten Kirche selbst hervorgerufen.

In Burgdorf bei Bern lebte damals ein Prediger Samuel Huber, ein Mann, der zur lutheranisirenden Fraction der schweizerischen Geistlichkeit gerechnet ward, der sich außerdem den zweideutigen Ruhm eines unermüdlichen theologischen Klopffechters erworben hatte, und der insbesondre schon seit Jahren als Gegner des Beza und Musculus bekannt war. Beza hatte nämlich vor längerer Zeit eine Schrift veröffentlicht, worin er nachzuweisen suchte, daß die Pest eine Krankheit sei, der man durch die Flucht oder durch sorg-

fältige Absonderung von allen Pestkranken entgehen könne. Seltsamer Weise meinten jedoch Viele, daß diese Auslassung Beza's nur dazu geeignet sei, den Leuten Furcht einzuflößen und in unnöthige Aufregung zu versetzen, weshalb Beza durch seine Freunde veranlaßt ward, die Schrift zu unterdrücken. Indessen waren einzelne Exemplare derselben doch unter die Leute gekommen, weshalb Samuel Huber im Jahre 1583 in einer Gegenschrift über Beza herfiel, dessen Auffassung der Pest er als irrig bezeichnete, und dem er außerdem alles Mögliche, namentlich auch seine Juvenilia zum Vorwurf zu machen suchte. Schließlich machte Huber gegen Beza insbesondere den Satz geltend, Gott sei wohl Urheber aller Strafen, die den Menschen träfen, aber nicht der Dinge, durch die sie veranlaßt würden. Beza selbst strafte natürlich diese Ungebühr mit stiller Verachtung; dagegen übernahm es der Oberamtmann Josua Wittenbach zu Murten dem Klopffechter nicht nur das Unwürdige seiner Polemik vorzuhalten, sondern ihm auch nachzuweisen, daß er Alles, was er über die Pest als seine eigenthümliche Ansicht vorgetragen, aus einem (längst vergessenen) Aufsatz des gelehrten Pfarrer Christoph Lüthard entlehnt habe. — Mit Musculus war Huber noch früher (1582) in Conflict gekommen, indem er denselben beschuldigte, auf einer Synode, welche die Einführung des Brotbrechens beim Abendmahl empfahl, die damals noch vielfach gebräuchlichen Abendmahls-Oblaten „Judaspfennige" genannt zu haben, worauf Musculus nachwies, daß er nur einen Ausspruch des Durandus, welcher sage: „Dieses Brot ist geformt wie ein Denar, weil das Brot des Lebens für einen Denar verrathen ist," angezogen habe.

In den nächstfolgenden Jahren hatte Huber keine Gelegenheit, seinem Unmuth über Beza und Musculus Luft zu machen, als im Jahre 1587 Andreä's Ausgabe der Acten des Mömpelgarder Gespräches erschien. In Beza's Sätzen über die Prädestinationslehre, welche auch Musculus unterzeichnet hatte, sah derselbe die ihm in seinem innersten Herzen widerstrebende Prädestinationslehre Calvins in ihrer strengsten, supralapsaristischen Form ausgesprochen. Beza hatte nämlich in Mömpelgard erklärt: Bei Erschaffung des Menschen sei es Gottes Vorsatz gewesen denselben zu seiner Verherrlichung zu erschaffen. Die volle göttliche Majestät könne aber nicht anerkannt werden, wenn Gott nicht ebensowohl seine strafende Gerechtigkeit als seine erbarmende Gnade manifestire. Da sich nun die erstere nicht zeigen kann, wo kein Elend, und die letztere, wo keine Sünde ist, so habe Gott unabänderlich beschlossen, einige Menschen in Gott zur Seligkeit zu erwählen, die andern aber zu verwerfen und durch ihre eigne Schuld strafbar werden zu lassen. Der Mensch sei also nicht zufällig, sondern nach Gottes Anordnung gefallen, jedoch so, daß Gott keine Schuld treffe. Adam und Eva hätten das Gebot Gottes mit völlig freiem Willen übertreten. Denn Gott habe den Menschen gut, aber veränderlich erschaffen, so daß dieser der Versuchung hätte widerstehen können.

Da Musculus diese Sätze in Mömpelgard unterzeichnet hatte, so be-

ſchloß Huber ſofort ihm wegen derſelben energiſch zu Leibe zu gehen. Er verklagte daher Musculus zu Bern, weil derſelbe in Mömpelgard „eine neue Lehre, die, bisher unerhört, der helvetiſchen Confeſſion widerſpreche, ſowie auch derjenigen Lehre, die in des Musculus eigenen Predigten enthalten ſei" approbirt habe. Der Rath zu Bern ordnete daher eine Beſprechung Hubers mit Musculus an, welche am 12. September 1587 ſtatthatte. Musculus proteſtirte gegen die Glaubhaftigkeit der Relation Andreä's über das Mömpelgarder Geſpräch, erklärte ſich aber mit Beza's Theſen über die Prädeſtinationslehre völlig einverſtanden. Das Geſpräch ſelbſt führte natürlich zunächſt zu keinem andern Ergebniß, als daß die beiden Theologen ihre Sätze einander gegenüberſtellten, was in folgender Weiſe geſchah:

Huber.	Musculus.
1) Chriſtus iſt geſtorben für alle Menſchen, auch für die Verdammten, welche nicht an ihn glauben und nie an ihn glauben werden.	1) Chriſtus iſt geſtorben für Alle, die an ihn glauben.
2) Gott hat Einmal von Ewigkeit alle Menſchen ohne Unterſchied auserwählt, ſie alle in Chriſto ſelig zu machen.	2) Alle an Chriſtum Glaubenden ſind die Auserwählten, von Ewigkeit dazu erwählt, daß ſie in Chriſto ſelig werden.
3) Auserwählte können auch vom Glauben abfallen und verloren gehen.	3) Kein Auserwählter kann je wieder abfallen und verloren gehen.
4) Auch die, welche dann verworfen und verdammt werden, ſind einmal Chriſto wahrlich einverleibt geweſen durch den Glauben aus der Kraft des heiligen Geiſtes.	4) Nur die Auserwählten werden Chriſto wahrhaft einverleibt durch den Glauben kraft des heiligen Geiſtes.

Da eine Vermittlung der auseinander gehenden Anſichten nicht zu ermöglichen war, ſo gebot der Rath zu Bern im November 1587 beiden Theologen, ſich fernerhin aller Polemik zu enthalten. Indeſſen ſuchten Beide nichtsdeſtoweniger in der öffentlichen Meinung ihren Anſichten Raum zu verſchaffen, wodurch ſich der Rath genöthigt ſah, in Bern eine Disputation zu veranſtalten, an welcher vier Mitglieder des kleinen und zwei des großen Raths, „ſo der lateiniſchen Sprache kundig wären," zwölf Prediger vom Lande nach den zwölf Klaſſen des deutſchen und welſchen Gebietes, ſowie eidgenöſſiſche Abgeordnete aus Zürich, Schaffhauſen und Baſel und vor Allen Beza Theil nehmen ſollten.

Vom 15. bis 18. April 1588 fand das Colloquium im Barfüßercollegium zu Bern vor einer zahlreichen Zuhörerſchaft ſtatt. Von Zürich war Johann Wilhelm Stucki mit der Inſtruction erſchienen, daß man Beza's Lehre, weil dieſelbe mit der des Zwingli, Bullinger und Martyr übereinſtimme, feſtzuhalten habe. Von Schaffhauſen kam Johann Jetzler, von

Basel Jacob Grynäus. Beza, dessen Herz damals den erst vor wenigen Tagen erfolgten Tod seiner lieben Claude bejammerte, war von La Faye (der mit in Mömpelgard gewesen war) und von Rotanus begleitet.

Huber, der somit seine Lehre ganz allein gegen zahlreiche und kampfgeübte Gegner verfechten sollte, hatte sich hierzu durch ein gründliches Studium des von Aegidius Hunnius, dem angesehensten lutherischen Theologen jener Zeit, ausgearbeiteten Commentars zum Römerbrief vorbereitet.

Der Vorsitz und die Leitung des Gesprächs war den drei Abgeordneten der helvetischen Orte übertragen; aber die Verfechtung des kirchlichen Lehrbegriffs, d. h. des reformirten Particularismus gegen den Universalismus Hubers mußte von vorn herein Beza übernehmen. Beza hatte daher vor Allem in Andreä's Veröffentlichung der Mömpelgarder Protocolle Vieles zu berichtigen, und namentlich hervorzuheben, daß er nur darum sage, Christus sei lediglich für die Erwählten gestorben, weil der Vater das Verdienst Christi nur diesen zu Gute kommen lasse. Denn an und für sich hätte Christi Verdienst auch zur Sühnung der Schuld aller Welt genügen können.

Indessen führte auch dieses Gespräch nicht zu dem gewünschten Resultat. Die Vorsitzenden mußten sich daher, nachdem Huber eine ihm vorgelegte Vergleichsformel zurückgewiesen hatte und hierauf das Colloquium für beendet erklärt war, darauf beschränken, den versammelten Predigern die Pflicht möglichster Beruhigung der Parteien einzuschärfen und am 16. April an den Berner Rath zu berichten: daß Beza's, von Musculus unterschriebene Lehre keine neue sei, daß sie vielmehr mit der Berner Disputation und Reformation, mit der Lehre Berthold Hallers und der übrigen eidgenössischen, auch der pfälzischen und andrer reformirten Theologen übereinstimme. Der liebe Bruder Huber sei daher von ähnlichen Angriffen zurückzuhalten und werde seine Unüberlegtheit sich zur Warnung dienen lassen. Er habe die Klagepunkte mehr aus Andreä's Darstellung als aus Beza's eignen Worten entnommen, weshalb der Streit mehr aus Mißverstand, vorgefaßten Opinionen und durch etwas Unwillen erwachsen sei.

Am 22. April wurde Huber seines Dienstes entlassen, weil Musculus zu Mömpelgard ehrlich und gebührlich gehandelt und Huber sich daher eine fälschliche Anklage gegen denselben erlaubt habe. Auch ward Huber beschieden, Musculus wegen dieses Handels fernerhin nicht anzufechten, sondern sich ruhig zu verhalten.

Hierüber hocherfreut, schrieb Musculus am folgenden Tage an den Antistes Stumpf, die außerordentlichen Verdienste rühmend, welche Stucki der Kirche Gottes geleistet. Auch Beza sprach in einem Schreiben von demselben Tage seine Freude darüber aus, wie reichlich Gott durch Stucki in diesen Tagen die Kirche gesegnet habe.

Huber folgte einem Rufe nach Wittenberg, wo aber auch seines Bleibens nicht lange war.

Neben der Controverſe mit Huber war es noch ein anderer Streithandel geweſen, welcher die Berner Conferenz beſchäftigt hatte. Claude Albery (Auberry, Aulberry), urſprünglich Arzt und ſeit 1576 Profeſſor der Philoſophie zu Lauſanne — derſelbe der mit Musculus nach Mömpelgard abgeordnet geweſen war —, hatte in ſeiner Logik (Organon doctrinarum omnium. Morgiis, 1584) die Anſicht ausgeſprochen, die Gerechtigkeit des Menſchen vor Gott ſei eine demſelben inhärirende paſſive Qualität, welche durch deſſen Vereinigung mit Chriſto bewirkt und das Gegentheil des erbſündlichen Zuſtandes ſei. Späterhin (1587) hatte Albery in einer dogmatiſchen Lehrſchrift (De fide catholica — orationes apodicticae VI, quibus epistola ad Romanos catholice exponitur) die Heiligung oder Wiedergeburt als einen weſentlichen Theil der Rechtfertigung dargeſtellt. Auch die hierdurch hervorgerufene Controverſe wurde vor die Berner Conferenz gebracht, welche auch hierbei einen beſſeren Erfolg erzielte als in ihren Verhandlungen mit Huber. Albery ließ ſich ohne Schwierigkeit dazu bewegen, daß er die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung als die allein wahre anerkannte und über das Aergerniß, welches er durch ſeine Schriften Vielen gegeben hatte, ſein Bedauern ausſprach. Dagegen machte Albery gegen Calvins Lehre von der Prädeſtination und vom Abendmahl, die er ebenfalls ſchon früher beſtritten hatte, auch jetzt noch Oppoſition, weshalb er ſich genöthigt ſah, die Stadt und das Gebiet von Bern zu verlaſſen. Der Gebrauch ſeiner Schriften in den Berner Schulen wurde unterſagt.

§ 9.

Beza und Heinrichs IV. Abfall zum Katholizismus.

In ſeinem nun ſchon ziemlich langen Leben hatte Beza manchen Troſt und manche Hoffnung ſchwinden ſehen, und er wußte wohl, daß alle ſeine Hoffnung nur auf dem Herrn ſtehen könne. Aber der bitterſte Schmerz, den er nimmer für möglich geglaubt, war ihm noch vorbehalten.

Seit geraumer Zeit war es unter den Evangeliſchen in Frankreich ein allgemeines Sagen und Klagen, daß der Sohn der Glaubensheldin Johanne d'Albret, Heinrich IV., der als Hugenot ſeinen Thron für unhaltbar hielt, damit umgehe, den evangeliſchen Glauben abzuſchwören und römiſch-katholiſch zu werden. Da gab es unzählige Seelen in Frankreich, die unabläſſig vor dem Throne des Allerhöchſten ſtanden und um gnadenreiche Abwendung dieſes großen Unheils flehten. Die Prediger zu Paris weigerten ſich, die übliche allgemeine Frühjahrscommunion zu halten, damit nicht etwa — ſie ſprachen deutlich genug, wen ſie meinten — ein Heuchler komme und die hehre Glaubensfeier entweihe; und der edle und unerſchrockene d'Amours, der dem Könige ſchon oftmals im öffentlichen Gottesdienſte — von der Kanzel herab in's Gewiſſen gegriffen hatte, trat, als die Tage der Entſcheidung näher kamen, in

der Weiſe Nathans, des Propheten, zu ihm mit den mahnenden Worten: Es werde geſagt, Seine Majeſtät wolle katholiſch werden, und habe den Entſchluß dazu ſchon gefaßt. Aber er kündige ihm hiermit an, daß er dadurch dem Gerichte Gottes verfallen, den heiligen Geiſt von ſich ſtoßen und ſeiner Seelen Seligkeit um der Güter dieſer Erde willen verwirken werde. Auch viele Andere traten auf, welche furchtlos und treu den König an die ernſten Gerichte des Gottes mahnten, der ſeiner nicht ſpotten laſſe; und größer als die Sorge, der man ſich für die Zukunft der Kirche Gottes hingab, war der Schmerz, den alle evangeliſchen Herzen im Gedanken an den nie für möglich gehaltenen Abfall des Königs vom Evangelium fühlten.

Aber unter denen, die da Leid trugen, war wohl keiner, der über die Kunde von dem beabſichtigten Glaubenswechſel des Königs mehr erſchrak, als „der Patriarch des jüngeren Geſchlechts, der einſt Heinrichs Mutter bekehrt hatte, den Sohn ſelbſt ſeit Jahrzehnten unterrichtet, berathen, geſtärkt durch Ermahnung und Fürbitte, und jetzt nicht daran glauben konnte, daß das Alles ſollte verloren ſein, alle Erkenntniß verleugnet, aller Segen vergeſſen, alle Hoffnung zu nichte gemacht" — nämlich Theodor Beza.

Die Frage, ob die zeitliche Wohlfahrt des Königs und das Intereſſe des Königthums den Uebertritt Heinrichs zum Katholizismus erheiſche oder nicht, war für Beza nicht vorhanden. Nur vor dem Gericht und Geſicht Gottes konnte er die Gedanken des Königs prüfen und hier ſah er dieſelben für alle Ewigkeit verworfen. Daher war es nur allein die Sorge um das ewige Seelenheil des bethörten Königs, welche ihn, als er davon hörte, daß der König die Biſchöfe des Reiches auf den 15. Juli nach Nantes einberufen habe, um ſich von ihnen im katholiſchen Glauben unterrichten zu laſſen, trieb an ihn zu ſchreiben, und ihm das Verderbliche ſeines Vorhabens vorzuhalten *).

„Sire," ſo redete er den König an, „was der große Gott bisher für Sie gethan hat, um vor den Augen der ganzen Welt ſeine unendliche Macht und die Zuverläſſigkeit ſeiner Verheißungen zu beſtätigen, das iſt uns eine ſolche Bürgſchaft der Kraft und Tüchtigkeit, die er Ihnen bis an das Ende ſchenken wird, daß es uns nicht möglich iſt, den allzu unwürdigen Gerüchten, die man über Sie ausſtreut, Glauben beizumeſſen, ſondern daß wir vielmehr der unerſchütterlichen Hoffnung leben, Sie durch das Beharren bis an's Ende vor Gott und den Menſchen mit einer noch köſtlicheren Krone geſchmückt zu ſehen als den beiden (Kronen von Frankreich und Navarra), welche Sie bereits tragen, und die er ſelbſt Ihnen aufgeſetzt hat wie mit eigner Hand, obgleich

*) Bisher wurde allgemein (wie von Schloſſer S. 272) angenommen, daß Beza den Religionswechſel des Königs als eine Maßregel der Staatsnothwendigkeit entſchuldigt habe, bis ſich unter den Manuſcripten der Genfer Bibliothek (MSS. 1076) dieſer zuerſt in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français von 1853 veröffentlichte Brief aufgefunden ward, welcher beweiſt, daß jene Annahme falſch war.

noch Einiges fehlt an ihrem vollkommenen Beſitze. Dahin zielen auch unſre unabläſſigen Gebete vor Gottes Thron, die ſich noch verdoppelt haben an Sorge und Ernſt, ſeit wir von der Verſammlung hörten, die auf den 10. (alten Styls) des nächſten Monats einberufen iſt. Denn wir zweifeln nicht, daß bei dieſer Gelegenheit Ew. Majeſtät härter wird beſtürmt werden als je vorher — von der Rechten durch große Verheißungen und Ausſichten, die ſogar Ihre treueſten Anhänger Ihnen vorhalten, um Sie zu ihrer Partei herüber zu ziehen —, von der Linken durch mannigfache Drohungen und die Vorſpiegelung außerordentlicher Gefahren, worin Sie dem Rathe Ihrer Dränger nicht Folge leiſten. Aber der Geiſt Gottes, davon bin ich feſt überzeugt, wird Ihnen andrerſeits nur um ſo kräftiger beiſtehn; er wird Ihre alte Erkenntniß und Erfahrung lebendig machen in Ihrem Herzen, er wird Ihnen durch das Organ ſeiner Diener, die Sie umgeben, Alles in Erinnerung bringen, was in ſolcher Noth erforderlich iſt. Und ſo wollen denn auch wir unſre Pflicht nicht verſäumen, wir wollen Ihnen vorführen, was Ihr Gewiſſen öffnen kann gegen Gott und ſeine Kirche, und bitten Ew. Majeſtät, es mit wohlwollendem Herzen aufzunehmen; denn es kommt von Ihrem treueſten und ergebenſten Diener.

„Fürs Erſte alſo, Sire, was die Einwilligung Ew. Majeſtät in jene Verſammlung behufs Ihres Unterrichtes betrifft, ſo iſt dieſelbe ſchön und löblich, ſobald ſie im Sinne des apoſtoliſchen Wortes geſchieht, das uns ermahnt, bereit zu ſein zur Verantwortung vor Jedermann, der Grund von uns fordert der Hoffnung, die in uns iſt und im Glauben zuzunehmen mehr und mehr. Ja, damit werden Sie der Verleumdung den Mund ſchließen und Gelegenheit finden, darzuthun, daß unſre Religion etwas Anderes iſt als eine bloße Menſchenmeinung oder ein eigenſinniges Sichverſtocken. Da Sie es aber dabei mit dem Geiſte des Irrthums zu thun haben, ſo iſt es hoch vonnöthen, daß Sie zuerſt die Schlingen durchſchauen und entwirren, die man Ihnen unfehlbar legen wird. Welch ein Uebel würde ſonſt aus dem Schooße dieſer Dinge entſtehen, welch eine Schmach vor der ganzen Chriſtenheit, welch ein entſetzliches Aergerniß der Gemeinden welch ein furchtbares Urtheil Gottes über Sie ſelbſt! Von Ihrer Anordnung, und Leitung der Sache hängt es ab, ob etwas Gutes daraus hervorgehen kann, ob dem Lügengeiſte, der in Ihrer Perſon die ganze Kirche belauert, mit ſeinen Plänen gelingen ſoll oder nicht. Thun Sie daher was Ihre Pflicht iſt: umgeben Sie ſich mit Männern, welche die Wahrheit gegen Ihre neuen Lehrer zu vertreten im Stande ſind; richten Sie Ihre Aufmerkſamkeit darauf und beſtimmen Sie zum Voraus, welcher Waffen man ſich in dieſem geiſtlichen Kampfe zu bedienen habe. Dieſe Waffen ſind längſt geſchmiedet und ſie ſind ſcharf genug; es kommt nur darauf an, daß man ſie in die rechten Hände lege. Sie beſtehn in den heiligen kanoniſchen Schriften der Propheten und Apoſtel, die in Sachen des Glaubens die einzig competenten Schiedsrichter ſind. Will man Ihnen das nicht zugeben, Sire, ſo hüten Sie ſich wohl, ſich noch

weiter auf die Sache einzulaſſen; denn es handelt ſich dabei um Ihre Seele und um Ihre Seligkeit. Wohl wird man Ihnen die ſchönen Worte vorſagen von dem Alter der Kirche, von den Concilien und den Vätern; aber laſſen Sie ſich dadurch nicht blenden. Prüfen Sie Alles an dem großen Eckſtein der Wahrheit; halten Sie jeden Satz, der aus alter oder neuer Zeit Ihnen beigebracht wird, mit dem Texte der Schrift zuſammen, deſſen Inbegriff im apoſtoliſchen Symbolum enthalten iſt. Laſſen Sie unſre allgemein anerkannten Fundamentalartikel darüber richten, welche Auslegungen der Schrift falſch ſind und welche wahr; und wo ſich eine Lüge vorfindet, da ſprechen Sie kühnlich mit dem Apoſtel: Sie ſei verflucht!

„Aber mit dieſen beiden Punkten (über die man Ihnen unendliche Schwierigkeiten machen wird) iſt noch nicht Alles gethan, was Noth thut. Es muß vielmehr auch offen ausgeſprochen werden, daß dieſe Verſammlung nicht im Allgemeinen über den Frieden und die Einheit der chriſtlichen Kirche in Frankreich zu entſcheiden hat. Sie iſt lediglich um Ihrer Perſon willen veranſtaltet worden, nicht etwan, weil Sie über die Wahrheit Ihres Bekenntniſſes zweifelhaft geworden wären, ſondern weil Sie der ganzen Welt darthun wollen, daß Sie durch Gottes Gnade die Wahrheit lieben, und für Ihr eignes wie für das Heil Aller herzliche Sorge tragen, ſo daß Sie auch eine andre Erkenntniß nicht zurückweiſen würden, ſobald es ſich zeigte, daß ſie wirklich die beſſere und ſichere iſt. Denn von einem Zwange Ihres Gewiſſens darf ja freilich keine Rede ſein, ſo wenig Sie Ihrerſeits dem Gewiſſen der Andern Zwang anthun wollen. Sollte hingegen über die Kirche als ſolche verhandelt werden und eine Wiedervereinigung der Chriſtenheit überhaupt in Frage kommen, ſo wiſſen Sie wohl, Sire, daß es hierzu einer ganz andern Verſammlung bedürfen würde, nämlich einer wirklichen Nationalſynode, zu der freilich der Papſt und deſſen Knechte ihre Einwilligung niemals geben werden.

„Sonſt werden alle dieſe Vorbereitungen, Sire, nur unnütze Arbeit ſein ohne Frucht und Erfolg, wenn Sie nicht im Voraus dazu entſchloſſen ſind, dabei allein auf Gottes Willen zu achten und aus ſeiner Hand die Entſcheidung anzunehmen. Was Sie auch immer vornehmen mögen: nicht auf die Politik, nicht auf Ihre Perſon dürfen Sie zuerſt den Blick richten, ſondern auf den Herrn und Seine Gerechtigkeit. Alle Ihre Berathungen, alle Ihre Entſchlüſſe müſſen auf dieſen Einen Mittelpunkt ſich beziehen und danach ſich beſtimmen. Sonſt wird es ohne Grund und Beſtand ſein, was Sie bauen, und der Rath, der Sie auf einen andern Weg führt, iſt ein ſchlechter Leiter. O halten Sie ſich das vor die Seele! Bedenken Sie beſonders, wie viele Herzen ihre Zuverſicht auf Sie ſetzen als auf den auserwählten Geſandten Gottes! Kehren Sie mit ſolcher Betrachtung zu jeder Stunde in Ihr Inneres ein, und ſtellen Sie ſich vor das Angeſicht Deſſen, der Sie bis hierher mit Ehren geſchmückt hat, und der Sie dazu beſtimmte, Seine Gnade durch die Welt hin zu verkündigen. Demüthigen Sie ſich vor

ihm bis auf den Grund Ihres Herzens und bitten Sie um ein wahrhaft betrübtes und zerſchlagenes Gemüth, damit Ihnen Ihre Sünden vergeben werden und der Herr ſeinen Geiſt nicht von Ihnen zurückziehe. Denn wenn das geſchähe, ſo wäre es Ihnen ja wahrlich beſſer, nie den Fürſtennamen und nie die Krone getragen zu haben, ja nie geboren worden zu ſein, als nun dahin zu leben unter der Verdammniß Gottes, die um ſo entſetzlicher trifft, je größere Gnaden wir von unſerm Schöpfer empfingen. Und weiterhin, Sire, haben Sie dann von dem Herrn zu erflehen, daß Er nach Seiner großen Barmherzigkeit Sein Werk in Ihnen vollenden möge. Sie haben die Wahrheit ſeiner Verheißungen ſchon in unzähligen Erfahrungen an ſich ſelber erlebt; ſo ſtützen Sie ſich nun auf den Glauben, der Ihnen daraus erwachſen iſt; laſſen Sie ſich nicht um die Beſtimmung betrügen, das Werkzeug Gottes zur Erhaltung ſeiner Kinder und zur Wiederherſtellung dieſes armen Frankreichs zu ſein! Nein, geſtatten Sie es nicht, daß man durch irgend welche Lockung oder Drohung der Welt Sie von dem graden Wege des Heiles abziehe! Stehen Sie feſt in Ihrer Pflicht gegen Gott und halten Sie unerſchütterlich daran! Denn eben dadurch werden Sie dann auch Ihre Pflichten gegen die Völker, die er Ihnen anvertraute, am beſten erfüllen.

„Und in der That, Sire, bedarf Ew. Majeſtät, was die Förderung Ihrer irdiſchen Angelegenheiten betrifft, ſicherlich nicht erſt der Belehrung darüber, daß Gott — Gott iſt; d. h. daß es Gott allein zukommt, zu erniedrigen und zu erhöhen und überhaupt alle Dinge zu regieren, ſo daß es keine unſinnigeren Menſchen geben kann, als Diejenigen, welche durch Verletzung und Betäubung Ihres Gewiſſens ſich irgend ein Gut zu verſchaffen vermeinen. Denn bei dieſen wird es am Ende dahin kommen, daß entweder Gott in ſeinem furchtbaren Zorne ſie überfällt und aus der Welt in die Finſterniß hinauswirft, wo Heulen und Zähneklappen iſt; oder ſie werden ihr Maß vollmachen und den Weg der Verleugnung Gottes durchlaufen müſſen bis an das äußerſte Ende. Ihr Abfall von der Wahrheit wird nicht nur bis zum Aberglauben und zur Abgötterei hinunterreichen, bis zu welchem Punkte man Sie jetzt hinabziehen will, ſondern er wird wachſen und wachſen, bis er bei jenem völligen Unglauben gegen Gott und der grenzenloſen Treuloſigkeit gegen die Menſchen angelangt iſt, welche die Religion eines Machiavelli ausmachen: — Ihrer perſönlichen innerſten Neigung zuwider, Ihrer ganzen Natur ſchnurſtracks entgegen.

„Auf der andern Seite bin ich überzeugt, daß ich Ew. Majeſtät nicht erſt zu ſagen habe, welch ein Segen das iſt, ein gutes Gewiſſen vor Gott zu beſitzen und unter dem Schatten des Höchſten ruhen zu dürfen auch in dem härteſten Drange und Sturme. Was überdies kann an Bedrängniſſen und Gefahren über Ew. Majeſtät oder über Ihr Reich kommen, das Sie nicht ſchon von früheſter Jugend an erfahren und durch die Gnade Gottes überwunden haben? Haben Sie noch niemals Freunde eingebüßt? Noch nie ſich

von menſchlichen Mitteln entblößt geſehen? Sind nicht Ihre treueſten Diener in Ihren Armen ermordet worden? War Ihr Leben nicht unzählige Male und auf tauſenderlei Art in des Gegners Hand? Und doch, was iſt überdem Allen aus Ihren und Gottes Feinden geworden? Er hat ſeinen gewaltigen Arm gegen ſie ausgereckt, wenn Sie es am wenigſten erwarten durften. Und Diejenigen, die Ihnen noch widerſtehen, haben ſie es nicht mit dem nämlichen Richter in der nämlichen Sache zu thun? Oder hat dann dieſer große Gott nicht mehr dieſelbe Macht gegen ſeine mehr als verhärteten Feinde, nicht mehr denſelben Willen, die Seinen aufrecht zu erhalten und zu erheben, wann und wie es ihm gefällt? Seine Gedanken können nur Gedanken der Gnade und des Friedens ſein über Diejenigen, welche ihm unverrückt folgen auf allen ſeinen Wegen; während der Prophet hinwiederum ſagt, daß Alle umkommen werden, die ſich nicht treu erweiſen in ſeinem Dienſte.

„Uebrigens, Sire, haben wir die feſte Zuverſicht, daß Sie außer dem, was wir Ihnen zu ſagen vermögen, jenen überaus köſtlichen Spruch noch nicht vergaßen und nie vergeſſen werden, den die verewigte Königin, Ihre Mutter, unſterblichen und hochſeligen Andenkens, Ihnen an der Spitze ihres Teſtamentes ausdrücklich in Erinnerung gebracht hat, daß „„wer Gott ehrt, den will Er auch ehren, wer aber Ihn verachtet, der ſoll auch verachtet werden.““ Und ebenſo haben Sie ſicherlich Ihr eignes treffliches Zeugniß noch nicht vergeſſen, daß Gott inmitten der Aengſte und des Schlachtgeſchreies Ihnen einſt in Herz und Mund gelegt hat: „„Wenn es Gottes Wille iſt, daß ich König bin, ſo werde ich König ſein, was auch die Menſchen dagegen thun mögen; iſt es aber nicht ſein Wille, ſo iſt es auch nicht der meinige;““ — wahrlich ein Wort, das eines allerchriſtlichſten Königs würdig war, eines Königs, wie Gott wolle, daß Sie es immer ſeien zu ſeines Namens Ehre und zur Aufrichtung Ihres armen Frankreichs! Möge Ew. Majeſtät ſich dabei auch des armen Genfs erinnern, das um der wahren Religion willen in ſo großer Bedrängniß ſchwebt, gering an Macht, aber Ihrer Dienſte mit aufrichtigſter Liebe ergeben.

„So bitten wir denn ohne Unterlaß den Herrn, da es ihm zu dieſer Zeit gefallen hat, an Ihrer Perſon zu wiederholen, was er einſtmals für ſein Volk an ſeinem David that: Daß er Ihnen nun auch den gleichen Ausgang gebe, wie dieſem ſeinem Helden und Knechte. Wie Sie hat er ihn wunderbar auf den königlichen Thron erhoben, hat ihn dann ſieben Jahre und ſechs Monde mit großer Geduld gewaffnet, bis er ihm das volle Königthum zu Füßen legte. O, er an wird Ihnen daſſelbe thun um Ihres Frankreichs willen, der verfolgten Kirche zu lieb, die ſich nach Ruhe ſehnt. Er wird Sie in allen Ihren Verlegenheiten feſthalten durch ſeinen Arm von Oben her. Er wird die böſen Rathſchläge Ihrer Feinde zu nichte machen nach innen und nach außen. Er wird Sie in Ihren eignen Angelegenheiten wie in Ihrer ganzen königlichen Verwaltung durch ſeine Weisheit leiten und mit der Furcht ſeines Namens erfüllen. Er wird Sie vollbringen laſſen, was in jenem 101. Pſalm geſagt iſt,

den Ew. Majeſtät nicht oft genug ſich vor Augen legen, durchdenken und erwägen kann, um ſelbſt David zu übertreffen, ſich vor ſeinen Fehlern zu hüten und ihm in ſeinen Tugenden nachzufolgen. Dann wird ſich Ihr königliches Anſehen dergeſtalt mit Ihrem wohlwollenden Gemüthe verbinden, daß die Frevler erzittern vor Ihrem Antlitze, die Trotzigen ſich beugen, die Aufrührer gegen Ihre gerechten Gebote ihre Strafe empfangen, und alle die Getreuen, die Ihnen Gott untergeben hat, mehr und mehr ſich Ihrer freuen und Ihnen die ſchuldige Ehrfurcht erweiſen. Ja, alſo geſchehe es."

Das waren Beza's königliche Worte an den König, — Worte, die wahr und klar waren wie das Evangelium. Denn feſt und beſtimmt hatte es Beza dem König vorgehalten, daß in der Erwägung, die ihn beſchäftigte, Alles ſich um die Frage drehe, ob Gott — Gott ſei. Darum war Beza's Herz noch immer voll froher Hoffnung, und er wollte es ſich nicht einreden laſſen, daß der ihm ſo wohlbekannte Sohn der Johanne d'Albret im Glauben irre werden und ihn verleugnen könnte. Daher ſchrieb er noch am 3. Juli an ſeinen Freund Grynäus, es ſei nicht daran zu zweifeln, daß Heinrich in dem neuen Sturme feſtſtehen und durch Gottes Gnade den Anläufen des Satans ſiegreich die Spitze bieten werde.

Aber drei Wochen ſpäter waren zu St. Denis die Würfel gefallen: König Heinrich von Frankreich, auf den die edelſten Männer des Evangeliums als auf ein erwähltes Rüſtzeug des Herrn geſehen, hatte ſeinen Glauben abgeſchworen und war mit großem Gepränge in den Schooß der römiſchen Kirche aufgenommen worden. — Beza's Brief hatte der König bis dahin gar nicht zu ſehen bekommen, indem der Ueberbringer deſſelben noch auf dem Wege war, während Heinrich den entſcheidenden Schritt ſchon gethan hatte*).

Daß die Gefahr, von welcher der König und in ihm die ganze evangeliſche Kirche bedroht war, in dieſer letzten Zeit mit jedem Tage wuchs, und daß nur des Herrn gnadenreiche Hülfe dieſelbe abwehren und das ſchwankende Licht in der Seele des Königs neu anfachen könnte, das hatte man ſchließlich allerdings auch in Genf gewußt. Um der fremden wie um der eignen Noth willen hatte man daher in Genf einen feierlichen Bußtag zur Abwendung des göttlichen Zornes gehalten, und elf Stunden lang hatte die Menge die Gotteshäuſer erfüllt.

Da kam die Schreckensbotſchaft von dem, was geſchehen war. Es war das Entſetzlichſte, was Beza je erlebt hatte. „Zwar nicht vom Glauben verlaſſen iſt meine Seele," ſchrieb Beza am 7. Auguſt an den Freund; — „Gott ſei Dank dafür, — wohl aber iſt ſie tief betrübt und geängſtigt, indem ich dir dieſes ſchreibe. Welche Hoffnungen haben wir auf dieſen Fürſten geſetzt, und wie hat er ſich nun ſo arg verſündigt an Gott und ſeinen Engeln und

*) Vergl. Beza's Schreiben an die Züricher vom 9. Auguſt 1593 in den Bulletins, 1856, S. 28.

an allen Heiligen der Erde! An dem abſcheulichen Opfer der Meſſe hat er vor dem ganzen Volke mit feierlichem Gepränge Theil genommen; für nichts geachtet hat er alle Gründe, Gebete, Rathſchläge, Vorſtellungen der frömmſten Männer! Nein, was man auch zu ſeiner Entſchuldigung anführen mag: von dem Geiſte Gottes kann dieſer Schritt nicht eingegeben ſein. Sich ſelbſt und ſein ganzes Land hat er nun in Bande des Verderbens geſchlagen, aus denen er nicht mehr loskommen wird. Unſre einzige Zuflucht iſt die Gnade Gottes; es kann nicht ſein Wille ſein, uns ganz der Verſtörung Preis zu geben. Füge dein Gebet zu dem unſrigen hinzu, daß er wenigſtens denen aushelfe, über denen ſein heiliger Name angerufen wird. Es iſt dir auch nicht unbekannt, mein Bruder, wie ſehr dieſes mich ganz ſpeziell berührt, obgleich ich es kaum für möglich halten kann, daß Jener unſer Verderben wolle. Aber ſiehe zu, daß du in deinen Gebeten unſer ganz beſonders gedenkeſt."

§ 10.

Beza's Lebensabend.

Allmählich war nun Beza in den Abend ſeines Lebens eingetreten, und wenn ihm auch noch eine ganze Reihe von Jahren zu leben vergönnt war, ſo zog ſich doch Beza's Wirkſamkeit von dem größeren Schauplatze der Kirche mehr und mehr in die engeren Schranken des heimatlichen Lebens zurück. Aber es ſchien faſt, als ſchenke Gott, nachdem die großen Männer der Reformation alle entſchlafen waren, dem zweiten Reformator Genfs grade darum ein längeres Maß irdiſcher Lebenszeit, damit wenigſtens Einer der Reformatoren als lebendiger Zeuge des göttlichen Werkes der Wiedergeburt der Kirche auch noch dem ſpäteren Geſchlechte erhalten werde. Und in der That war unter den Kirchenmännern von Ruf und Anſehen die Perſönlichkeit Beza's die erhebendſte und erbaulichſte, welche jene Zeit beſaß. Die ſtarken Züge des Geſichts mit dem tief herabhängenden Barte verriethen in ihm noch immer den Mann der Kraft und That und des ernſten Ringens und Strebens. Aber der treuherzig-freundliche Blick des Auges goß den milden Schimmer des Friedens in den Ausdruck der Kraft und verklärte ſeine ganze Erſcheinung. Denn das Harte und Schroffe, was ihm früher eigen geweſen, war im höheren Alter von dem ihn mehr und mehr durchdringenden ſanften Geiſte des Evangeliums überwunden worden. Darum war ſeine Erſcheinung voll Holdſeligkeit und lieblichen Weſens.

Wie Beza kein anderes Lebensziel kannte, als daß er den Namen ſeines Gottes und Heilandes verherrliche, ſo war ſein ganzes Leben ein Opfer des Dankes für die Gnade, durch welche er vom Papſtthum zum Evangelium bekehrt und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes erweckt war. Oft gedachte er in ſeinen Briefen und Geſprächen dieſer ihm zu Theil gewordenen Barmherzigkeit Gottes, als der Perle, gegen welche ihm alle anderen Güter

des Lebens werthlos waren*). Seiner Erwählung und seines Gnadenstandes vor Gott unerschütterlich gewiß, war ihm daher der Gebetsumgang mit Gott in Christo die Wonne seines Lebens**).

Unter den Tugenden, die ihn zierten, trat vor Allem seine Opferwilligkeit als auszeichnendes Merkmal seines ganzen Charakters hervor. Gar oft reichte seine Mildthätigkeit weiter als seine Kasse, und veranlaßte ihn zu Opfern, die ihn nicht selten in die peinlichsten Verlegenheiten brachten, die aber seinen Charakter in um so hellerem Lichte erscheinen ließen, als Beza mit seiner Mildthätigkeit zuweilen nur den schnödesten Undank einerntete. Die traurigsten Erfahrungen hatte Beza in dieser Beziehung an dem gelehrten Juristen Charpentier aus Toulouse gemacht***).

Für den innigsten und freudigsten Verkehr mit Freunden hatte Beza jederzeit offnes Haus und Herz, und noch in seinen letzten Lebensjahren waren den Freunden die Stunden, die sie bei Beza verleben konnten, die schönsten und frohesten Erheiterungen, welche sie kannten. „Den heutigen Tag," schreibt Isaac Casaubonius in seinen Ephemeriden am 14. Cal. Jul. 1603, „haben wir großen Theils bei Theodor Beza verlebt. Großer Gott, welch ein Mann! welche Frömmigkeit, welche Gelehrsamkeit! O du wahrhaft großer, wahrhaft gottgeliebter und Gott einzig theurer Mann. Bewundert habe ich an dem heiligen Mann unter vielem Andern sein ganz ungewöhnliches Gedächtniß. Denn während ihm freilich das Alter die Erinnerung fast aller menschlichen Dinge geraubt hat, sollte man doch, wenn man ihn über heilige und göttliche Dinge sprechen hört, nicht für einen hochbetagten

*) An seinen Freund Grynäus zu Basel z. B. schreibt Beza am 3. Febr. 1590: „Ich habe meinem Gott und Heiland gedankt und werde ihm danken, so lange ich lebe, daß er mich, da ich als junger Mensch vorhatte unter glänzenden Aussichten nach Italien zu ziehen, erst durch einzelne Hindernisse aufhielt, und mich dann durch eine tödtliche Krankheit, der ich mein Heil verdanke, durch eigne Hand andre Wege zu betreten gezwungen hat."

**) Oft, fast täglich, gebrauchte Beza das Gebetswort: Tege, quod fuit, quod erit, rege („Was war, vergieb und schenke, was sein wird, regier und lenke)."

***) Beza hatte demselben, der im hülflosesten Zustand in Genf angekommen war, nicht allein eine Professur an der daſigen Academie verschafft, sondern ihm auch Geld vorgeschossen, welches er selbst geborgt, und wegen dessen unterlassener Zurückgabe ihn Charpentier in die größte Verlegenheit gebracht hatte. Als aber der katholische vornehme und niedere Pöbel zu Paris seine Bluthochzeit gefeiert hatte, ließ sich Charpentier nicht nur bereit finden — was man von Balduin vergebens begehrt hatte — die Greuel dieser Nacht zu rechtfertigen, sondern hatte sogar die Schamlosigkeit, in dieser Schrift seinen Wohlthäter Beza, den er die Trompete Seba's nennt, als den eigentlichen Führer aller Malcontenten und als den eigentlichen Urheber alles Unheils hinzustellen. — Natürlich konnte ihn Beza nur mit stiller Verachtung strafen.

Greis, ſondern für einen im blühendſten Alter ſtehenden Mann halten. Sein ganzes Leben, ſein ganzes Reden wird nur von Geſprächen über Gott in Anſpruch genommen, deſſen Güte und Größe er fortwährend preiſt und dem er immerdar ſeine Gelübde darbringt. Und mit welchen Worten! mit welchem Eifer! mit welcher Beredtſamkeit! O ſeliger Greis, ich kann es nicht ausſagen! Immer noch hat er die Worte der heiligen Schrift griechiſch und lateiniſch ſo zur Hand, daß es wahres Staunen erregen muß. Gelobt ſei der allmächtige und barmherzige Gott, der Vater der Gnaden, Amen*)."

Die zärtlichſte Hingebung und die treuſte Fürſorge erwies Beza insbeſondre ſeiner Gattin, ſeinen Anverwandten und ſonſtigen Angehörigen. Der Kinder ſeines Bruders nahm ſich Beza als Vater an. Der Bruder nämlich, der ihn in Poiſſy beſucht hatte, war nach des Vaters Tode Ballif zu Vezelay geworden, von wo er, da Vezelay von den Katholiken überfallen und genommen wurde, eiligſt fliehen mußte. Der Bruder eilte daher nach Genf, wo ſich natürlich Beza freute, ihn in ſein Haus aufnehmen und an ſein Herz drücken zu können. Aber die Peſt, die in Genf wüthete, befiel auch ihn und nach wenigen Tagen ſah ihn Beza als Leiche. Jetzt galt es nun, ſich der verwaiſten Kinder anzunehmen, die der Bruder hinterlaſſen hatte. Sobald daher Vezelay von den Hugenotten wieder in Beſitz genommen war, eilte Beza dahin, und blieb hier ſo lange, bis er mit unſäglicher Mühe den Bruderskindern die Reſte ihres Vermögens geſichert hatte.

Die Hoffnung, welche er hegte, das ſeine einzige noch lebende Schweſter ſich bewegen laſſen würde das Kloſter zu verlaſſen und mit ihm nach Genf zu ziehen, ging leider nicht in Erfüllung.

Bei ſeiner damaligen Rückkehr nach Genf fand Beza ſeine Gattin in tiefſter Betrübniß. Ihre Bruderstochter Genovefa, die Gattin des gelehrten Profeſſors der Theologie Cornelius Bertram, welche von ihrer zarteſten Kindheit an in ihrem Hauſe erzogen war und die ſie ganz als ihr eignes Kind anſah, war an der Peſt geſtorben.

Auch ſeine treue Gattin Claude Denoſſe ſtarb ihm im Jahre 1588, — wenige Tage vor ſeiner Reiſe zu dem Berner Colloqium. Vierzig Jahre lang hatte er mit ihr glücklich und froh gelebt. Nur war es ihm niemals vergönnt, den ſüßen Vaternamen zu hören; denn Beza hat niemals Kinder gehabt. Eine zweite Heirath (mit der verwittweten Genueſerin Catharina del Piano oder Plan), zu der er ſich auf den Rath der Freunde entſchloß, war nur durch das Bedürfniß, eine Stütze des Alters zu haben, veranlaßt. Eine Enkelin, welche von ſeiner zweiten Gattin erzogen ward, adoptirte Beza. Später heirathete dieſelbe den Profeſſor und Paſtor Theodor Trachin**).

*) Ephemerides Isaaci Casauboni ed. Joh. Russell, Oxon. 1850. T. II. p. 493 u. 494.

**) J. A. Galiffe, Notices généalogiques sur les familles genevoises. T. II.

Allerdings erfreute ſich Beza bis in ſein fünfundſechszigſtes Jahr fortwährend der glücklichſten Geſundheit. Aber von da an begannen ihn allerlei Beſchwerden heimzuſuchen, die zwar ſeine Lebenskraft und die alte Friſche und Schwunghaftigkeit ſeines Geiſtes noch lange nicht brachen, aber ihn oft, in einer ihm anfangs ganz ungewohnten Weiſe an ſeinem rüſtigen Thun und Schaffen hinderten. Im Jahre 1584 befielen ihn heftige rheumatiſche Schmerzen in den untern Wirbeln des Rückgrats, die ſich zugleich im rechten Oberſchenkel fühlbar machten, weshalb Beza über ſechs Wochen hindurch das Bett hüten mußte. Auch kam ein Zittern in ſeine Hand, welches ihn ſeit 1585 nöthigte, ſich des Gebrauches der Feder möglichſt zu enthalten. Die meiſten ſeiner Briefe hat Beza von dieſer Zeit an einem Scribenten in die Feder dictirt. Im Uebrigen entfaltete Beza jedoch noch immer dieſelbe rührige Thätigkeit, wie vorher. Ja gerade damals zeigte Beza in überraſchendſter und rührendſter Weiſe auf's Neue, welcher Aufopferung er um des Herrn und der Kirche willen fähig war. Im Jahre 1586 nämlich hatte ſich der Magiſtrat, da die Kriegsunruhen den Staat in ſeinen Finanzen tief erſchüttert hatten, dazu genöthigt geſehen, drei Profeſſoren der Academie zu entlaſſen. Beza ſah ein, daß dieſe Maßregel die Blüte der Hochſchule auf lange Zeit untergraben könne, und entſchloß ſich daher ſofort, trotz ſeines Alters und der Beſchwerden, die daſſelbe mit ſich brachte, ganz allein in den Riß zu treten. Er übernahm daher ganz allein alle Vorleſungen der Theologie und zwar ſo, daß er ſich jede Remuneration für den freiwillig übernommenen Zuwachs ſeiner Dienſtpflichten verbat. Natürlich war hierdurch die Gefahr, welche der Magiſtrat heraufbeſchworen hatte, von der Academie ſofort abgewehret. Beza hatte damals durchſchnittlich gegen fünfhundert Zuhörer*).

Bei ſolchen außerordentlichen Leiſtungen konnte natürlich Beza nicht als alternder Greis gelten. Vielmehr galt derſelbe noch immer als die mächtigſte Säule des kirchlichen und bürgerlichen Gemeinweſens, welche Genf hatte; und wenn daher Beza im Jahre 1589 durch Beſchluß der Vénérable Compagnie von den täglichen Predigten diſpenſirt wurde, ſo kam dieſes nur daher, daß man eben in jenem Jahre wegen des in Frankreich wieder ausgebrochenen Religionskrieges für jede Woche zwei Betandachten anordnete, deren Abhaltung Beza übernahm. Außerdem predigte Beza regelmäßig noch jeden Sonntag Morgens von 8—9 Uhr. Dagegen mit dem Anfange der 90er Jahre war ein allmähliches Sinken ſeiner Lebenskraft wahrnehmbar. Oft litt Beza ſeitdem an Schwindel (Elucus) und an rheumatiſchen Schmerzen im linken Arm, und das linke Ohr verſagte ganz ſeinen Dienſt. Auch andere Uebel, insbeſondre Schlafloſigkeit, kamen hinzu. Ueberhaupt machten ſich jetzt bei Beza die Anforderungen des höheren Alters geltend**).

*) Gaberel, II, S. 132 und France protestante, s. v. Bèze, S. 269.

**) Vergl. Beza's Briefe an den Grafen Ludwig von Wittgenſtein bei Friedländer, S. 147, 158, 198; Fayus, S. 62, 64.

Indem daher Beza nicht mehr zweifelte, daß ſein letztes Stündlein bald kommen werde, ſetzte er ſich am 18. Oktober 1595 nieder und ſchrieb ſein Teſtament*). Der Eingang deſſelben, der auf Beza's ganzen Charakter das hellſte Licht wirft, lautet:

„Im Namen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen.

„Ich, Theodor de Bèze, Sohn des ſeligen edlen Peter de Bèze, Landvogts zu Vezelay, Diener des Wortes Gottes in der Kirche Genfs und durch die Gnade meiner ſehr geehrten Herren Bürger genannter Stadt, durch Gottes Gnade geſund an Leib und Seele, allewege die Unſicherheit dieſes Lebens vor Augen habend, im Alter von ſieben und ſiebzig Jahren, bin entſchloſſen, meinen letzten Willen feierlich und ſchriftlich in nachfolgender Form und Weiſe aufzuſetzen:

„Vor Allem empfehle ich meinem Gott, Vater, Sohn und heiligen Geiſt meinen Leib und meine Seele, durch ſeine heilige und alleinige Gnade verſichert, daß bei der Trennung der Seele von meinem Leibe meine Seele auf die Stufe von Glückſeligkeit erhoben werden wird, bezüglich deren geſagt iſt, daß diejenigen ſelig ſind, welche dem Herrn ſterben. Und was meinen Leib betrifft, ſo wird derſelbe durch die große Kraft meines Schöpfers an dem letzten und ſeligen Tage, der für die Auferſtehung der Todten verheißen iſt, wieder auferſtehen, auf daß ich ewiglich das genieße, welches er mich hat erkennen, glauben und hoffen laſſen bei Leibes Leben. Ich danke ihm innigſt dafür, daß es ihm gefallen hat, mich von meinem ſechszehnten Lebensjahre an dieſe Wahrheit erkennen zu laſſen, und noch mehr, da ich in tauſenderlei Irrſale der Jugend verſtrickt war, wo es mir an Verſuchern nicht fehlte, ſo daß ich nur zu ſehr verdiente, daß ich mit dem Erlöſchen dieſer Erkenntniß in mir elendiglich unterginge, hat Gott nach ſeiner beſonderen Huld und Gnade in ſolcher Weiſe in mir gewirkt, daß er, Alles gegen ſeine Ehre und die Ruhe meines Gewiſſens hintanſetzend, mich in den Hafen ſeiner Kirche in dieſer Stadt nach Genf zog. Aber noch mehr ſegne ich ſeinen Namen darum, daß er, ſeine Barmherzigkeit gegen mich armen Sünder noch vermehrend, ſeit dem Jahre 1548, als ich am 23. Oktober in dieſer Stadt ankam, obgleich ich nicht werth war, unter den geringſten Schaafen der Heerde des Herrn zu ſein, beſchloſſen hat, ſeit dem Jahre 1549 mich mit mehreren Aemtern in ſeiner Kirche zu ehren. Zehn Jahre lang hatte ich in der Kirche von Lauſanne die Profeſſur der griechiſchen Sprache verſehen, während welcher Zeit ich von den franzöſiſchen Kirchen zu Werbungen an die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands verwendet worden war. Damals hat mich Gott in der Peſtkrankheit behütet, und in mehrfachen Fällen von Krankheit und Noth hat es ihm gefallen, mir zu ſeinem Ruhm und Preiſe beizuſtehen, bis daß ich, von den hochachtbaren Herren zu Bern freiwillig und ehrenvoll ver-

*) Das Teſtament findet ſich wörtlich abgedruckt bei Gaberel, II. Beil. S. 261—267.

abſchiedet, anfangs, als dieſe Schule zu Genf eben eingerichtet ward, zur Profeſſur der griechiſchen Sprache, und ſchließlich, nämlich im Jahre 1559, zum heiligen Miniſterium des Wortes Gottes und zum Gehülfen meines geehrten ſeligen Vaters Johann Calvin, ſeligſten Andenkens, in der Profeſſur der Theologie berufen wurde. Seit dieſer Zeit war ich zweimal auf Reiſen, zuerſt drei Monate hindurch in der Guyenne bei dem ſeligen Könige Anton von Navarra, und hernach bei dem Geſpräch zu Poiſſy im Jahre 1561, welches (einſchließlich der Zeit des ganzen erſten Bürgerkrieges) zwanzig Monate dauerte. Es würde mir unmöglich ſein, die großen Erweiſungen der helfenden Gnade Gottes aufzuzählen, welche ich während dieſes ganzen Zeitraumes in allen Arten von ebenſo gefahrvollen als gewichtigen Geſchäften bis zu meiner Rückkehr an dieſen Ort erwieſen hat. Er hat mir bis jetzt die Gnade verliehen, daß ich ſowohl an ſchriftlicher als an mündlicher Erbauung nach ſeiner barmherzigen Fügung keinen Mangel hatte. Aber ach! wenn ich meine Pflicht mit dieſen geringen Früchten vergleiche, ſo beuge ich mein Haupt vor meinem Gott, ihn um Barmherzigkeit und Gnade bittend.

„Ich bitte meine geehrteſten Herren, mir meine Schwachheiten zu verzeihen, und ſtatt des Erfolges den reinen und aufrichtigen Willen hinzunehmen, den ich immer gehabt habe, ihnen nach Kräften zu Dienſten zu ſtehen; und ich erkenne an, daß ſie hierfür außer meiner gewöhnlichen Beſoldung, mir ſehr große Gnadenerweiſungen geſpendet haben, wofür ich ihnen demütigſt danke.

„Von der Geſellſchaft meiner geehrteſten Brüder und Mitarbeiter am Werke des Herrn, welche vielfach meine Schwachheiten getragen haben, hoffe ich, ſie werden mir immer das Zeugniß geben, daß ich mich in meinem Amte gegen ſie aufrichtig verhalten habe, indem ich mit ihnen niemals einen Streit oder Hader hatte. Gott wolle ihnen einen immer größeren Zuwachs ſeiner Gnaden verleihen, damit ſie williges Gehör finden, ſowohl in der Lehre, welche in beſagter Stadt angenommen iſt, als in der Zucht derſelben: eingedenk nicht allein deſſen, was ſie und ich empfangen haben, ſondern auch ganz beſonders dieſes großen Dieners Gottes, des ſeligen Herrn Johann Calvin. Es wird genug ſein, wenn ſie die Weisheit, Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und Klugheit deſſelben nur treulich nachahmen und das Ohr verſchließen gegen dieſe unruhigen Geiſter, die ſich zu erheben beginnen, ebenſo voll von eitler Selbſtgefälligkeit als leer an richtigem und ſicherem Urtheil. Denn wenn das, was ganz gut eingerichtet iſt, noch beſſer gemacht werden kann, ſo ſage ich in Betreff des Rechtes, daß dieſes gar reiflich erwogen und mit weiſem und friedlichem Geiſte durch Mittel, die von unbeſonnenem Eifer und Ehrgeiz frei ſind, ausgeführt werden möge. Denn wenn ſich eine andere Stimmung in der Geſellſchaft findet, ſo werden ſie, die Prediger zuerſt, und wenn es noth thut, der Magiſtrat nicht zu ſpät darin zu ſehen wiſſen. Was jedoch mich betrifft, ſo erkläre ich zu leben und zu ſterben in

dem, was ich von den vorerwähnten großen Männern, als treuen Werkzeugen des reinen Wortes Gottes gelernt habe.

„Da mir nun Gott die Gnade gewährt, in dieser Kirche zu sterben, so bitte ich, daß mein armer Leib auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz beerdigt werde, unter so vielen ausgezeichneten Männern, Brüdern und Freunden, um, wenn es Gott gefällt, gemeinschaftlich mit ihnen an dem seligen Tage der Erscheinung unseres Erlösers Jesus Christus aufzuerstehen.

„Und obgleich ich, soviel es das Gewissen angeht, unter Orten durchaus keinen Unterschied mache, so wünsche ich dennoch, wenn es bequem geschehen kann, ganz nahe bei meiner seligen, innigstgeliebten ersten Frau Claude d'Esnoz, die mich so viele Jahre hindurch begleitet, mir treulich beigestanden und jede Pflicht einer wahrhaft christlichen Gattin erfüllt hat, begraben zu werden. Der Ort ist ganz nahe bei dem Eingang (des Kirchhofes) von Plain-Palais, nach der rechten Seite hin." —

Hierauf folgen Beza's Verfügungen über sein nicht unbeträchtliches Vermögen. Als Universalerbin setzt derselbe seine Gattin Catharina Plan ein, welche er jedoch verpflichtet, verschiedne Legate an seinen im evangelischen Glauben von ihm erzogenen Neffen Nicolaus von Bèze, an die Burse der vertriebenen Hugenotten zu Genf (800 leichte Gulden), an das allgemeine Krankenhaus daselbst (400 fl.), an das Genfer Gymnasium (400 fl.), an zwei andere Neffen und an seine Dienerinnen auszuzahlen.

Im Jahre 1599 ließ Beza dieses Testament in Gegenwart von Zeugen nochmals verifiziren, nachdem sich ihm inzwischen das zunehmende Absterben seiner Lebenskraft in merklichster Weise fühlbar gemacht hatte.

Als nämlich Beza am Pfingstfeste 1597, an welchem die Communion gefeiert werden sollte, die Predigt eben begonnen hatte, überfiel ihn der Schwindel so heftig, daß er die Kanzel wieder verlassen und sofort der Prediger Anton Faye für ihn auftreten mußte. Acht Tage später begegnete ihm dasselbe; die Fortsetzung der begonnenen Predigt mußte er dem Prediger David Claude überlassen. Von da an wagte es Beza nur noch selten, die Kanzel zu betreten.

Im folgenden Jahre verkaufte Beza seine Bibliothek, damit dieselbe zusammenbleibe, an den Herrn von Jastrisel. Nur diejenigen Bücher, mit denen er sich bis an seinen Tod zu beschäftigen gedachte, behielt er zurück. Den beträchtlichen Erlös dieses Verkaufes schenkte er theils seiner Gattin, um deren Existenz nach seinem Tode zu sichern, theils den Armen der Stadt.

Als academischer Lehrer war Beza bis zum Herbste 1598 thätig. Seine zunehmende Harthörigkeit machte es ihm unmöglich, namentlich die Disputationen noch länger zu leiten. Auf dringendes Bitten mehrerer junger Edelleute aus Deutschland, Böhmen und Polen entschloß er sich allerdings nochmals Vorlesungen über den Römerbrief zu halten. Am 4. Januar 1599 begann er dieselben; allein nur zwei Vorlesungen vermochte er zu halten. Seine

akademische Lehrthätigkeit hatte ein Ende. Nur auf das Predigen konnte er noch immer nicht ganz verzichten. Seine letzte Predigt, welche er im Jahre 1600, in seinem einundachtzigsten Lebensjahre hielt, hatte die Worte des Herrngebetes zum Texte „dein Wille geschehe auf Erden wie er im Himmel geschieht." Das war die einzige Predigt, die ein Reformator des sechszehnten Jahrhunderts im siebzehnten Jahrhundert hielt!

Von da an sah Beza sein Tagewerk als beendet an und harrte der Stunde, die ihn von dem Leibe des Todes hinauf in die Herrlichkeit rufen würde. Aber noch einmal wollte er sich so recht wie in früherer Zeit der Gemeinschaft derer freuen, mit denen er so viele Jahre lang im Dienste des Herrn vereint gewesen war.

Es war eine alte Sitte, daß acht Tage vor der Feier des Abendmahles die Prediger und Professoren der Stadt zusammenkamen, um sich durch gegenseitige „Censur" zu derselben vorzubereiten. Dann pflegten sich dieselben auch zu einem gemeinsamen Brudermahl zu vereinigen, bei welchem sich der Ernst und die Weihe der Liebesmahle in der ersten christlichen Zeit kund gab. Das letztere war schon lange wegen der Unruhe der Zeiten unterblieben. Aber noch einmal wollte Beza sich des Brudermahles als eines Unterpfandes der Gemeinschaft mit seinen Mitarbeitern freuen, weshalb er die Professoren und Prediger an dem Tage der Censur, welche er seiner Schwerhörigkeit halber nicht mehr leiten konnte, zu sich einlud. Allerdings verlangte das Kirchengesetz, diesen Tag als strengen Festtag zu beobachten. Allein die Herren des Raths sahen es gern nach, daß zu diesem Zwecke die sonst so streng gehaltne Fastenordnung unterbrochen würde. Zum letzten Mal sahen sich daher die Prediger und Professoren der Stadt Calvins in erhebender Freude bei Dem vereinigt, der unter den Lebenden noch der letzte Zeuge der längst entschwundnen großen Zeit der Reformation war.

Mit den Freunden im nahen und fernen Auslande, welche von ihm theologischen Rath und Auskunft verlangten, blieb Beza bis an seinen Tod im lebhaftesten Verkehr. Dabei fehlte es natürlich nicht an allerlei schmerzlichen Erfahrungen, die Beza machte, wenn er sah, daß er sich an Diesem oder Jenem, dem er sein Vertrauen geschenkt, getäuscht hatte. Den bittersten Schmerz hatte ihm König Heinrich IV. bereitet; denn er hatte es nimmer für möglich gehalten, daß derselbe zum Apostaten werden könnte. Daher schien es lange Zeit, als ob eine Annäherung Beza's an den katholisch gewordenen König von Frankreich nie wieder herbeigeführt werden könnte.

Um so größer war die Freude, die Beza an der einzigen Schwester des Königs, Katharina von Navarra, (seit 1599) Gemahlin des Herzogs von Bar, eines Sohnes des Herzogs von Lothringen, hatte. In der Bartholomäusnacht zur Verläugnung ihres Glaubens gezwungen, war sie nach wiedererlangter Freiheit auch sofort wieder zum evangelischen Bekenntniß zurückgekehrt. Dafür hatte die edle Frau Herzeleid und Anfechtung aller Art zu

ertragen. Aber ihr Troſt war ihr väterlicher Freund Beza, in deſſen Herz ſie ihren Kummer ausgoß, der ſie tröſtete und zur Standhaftigkeit ermahnte und bis in die letzten Jahre ſeines Lebens mit ihr in brieflichem Verkehr blieb*).

Indeſſen änderte ſich doch Beza's Urtheil über König Heinrich, als derſelbe ſah, daß dieſer den früheren Glaubensgenoſſen in ſeinem Herzen noch immer zugethan war. Denn noch im Jahre 1594, in welchem Heinrich zur römiſchen Kirche übertrat, verſammelte derſelbe zu Nantes den reformirten Adel des Königreichs und ſtiftete das unter dem Namen der union de Nantes bekannte Schutz- und Trutzbündniß des hugenottiſchen Adels zum Zwecke einer wirkſamen Sicherſtellung des evangeliſchen Glaubens. Vier Jahre ſpäter publizirte der König das Edict von Nantes. Beza ſah jetzt in König Heinrich den Wohlthäter der reformirten Kirche Frankreichs, welcher derſelben gewährte, was er ſelbſt einſt mit ſo großer Anſtrengung vergebens angeſtrebt hatte; und er freute ſich daher, daß er noch Einmal Gelegenheit erhielt, mit dem König, und zwar zum weſentlichſten Nutzen Genfs und der Evangeliſchen Frankreichs, insbeſondre Lyons in Berührung zu kommen. Ein Krieg mit dem Herzog von Savoyen hatte den König (1599) in die unmittelbare Nähe Genfs, nach Loyſel, geführt. Die Genfer, welche des Königs Sympathie für Beza kannten, beſchloſſen daher, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, um eine Gefahr zu beſeitigen, von der ſie ſich fortwährend bedroht ſahen. Als nämlich Herzog Alba mit ſeinen ſpaniſchen Truppen auf dem Marſche in die Niederlande durch Savoyen kam, hatte der Herzog von Savoyen mit Hülfe der Spanier ganz in der Nähe von Genf ein Fort, St. Catharine, erbaut, welches nicht nur (wie es z. B. am 2. Juli 1589 geſchah)**) die Genfer in ihrem Verkehr mit der Nachbarſchaft in läſtigſter Weiſe hinderte, ſondern auch jederzeit einen unerwarteten Angriff auf Genf ſelbſt beſorgen ließ. Dem Fort und ſomit der ganzen ſavoyiſchen Macht die Spitze zu bieten, wagte man nicht; aber man durfte hoffen, daß König Heinrich ſich werde bereit finden laſſen, die verhaßte Zwingburg fortzuſchaffen. Der Magiſtrat zu Genf entſandte daher zur Begrüßung des Königs eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der alte, ehrwürdige Beza das Wort führte.

Wer mag wiſſen, was im Herzen des Königs vorging, als er den hohen Kirchenlehrer wieder ſah, der einſt als eine Fackel in Frankreich geleuchtet, an dem ſeine nun längſt im Grabe ruhende Mutter mit Ehrfurcht und Dankbarkeit hinaufgeſehen hatte, und der ihm ſelbſt einſt in der Weiſe eines Nathan als im Namen des Herrn warnend, mahnend und ſtrafend entgegengetreten war! „Sire," redete Beza den König an, „der Menſchen Beredtſam-

*) Vergl. Lettres et poésies de Catharine de Navarre, duchesse de Bar avec deux lettres de Th. de Bèze (1598—1603) in den Bulletins, 1853, S. 140 ff.

**) Gaberel, II. S. 438.

kaum vermag nicht Euer Lob der Größe Euerer bewundernswürdigen Thaten gemäß zu preiſen. Meine Sprache iſt zu gering, meine Stimme zu ſchwach, um den Glanz der Tugenden Ew. Majeſtät zu feiern, welche die Welt ewig preiſen wird, weil Ihr nicht aufhört Thaten zu thun, die des Ruhmes und des Lobes würdig ſind. Den heiligen Engeln will ich es überlaſſen, das Lob zu feiern, deſſen Ihr werth ſeit, weil Ihr des Herrn Kirche aus der Unterdrückung gezogen und den Kindern Gottes eine volle Freiheit erworben, ihm zu dienen nach ſeinen heiligen Vorſchriften und ihn anzurufen nach der Dreieinigkeit der Perſonen. Ich will mich begnügen, zu ſagen und auf menſchliche Dinge anzuwenden, was Simon von göttlichen ſagte: „„Herr nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du geſagt haſt;““ denn meine Augen haben vor meinem Tode nicht allein den Befreier Eurer unterthänigen Diener, ſondern den Retter von ganz Frankreich und aller Gläubigen geſehen. Denn Alle haben die Wirkung Eurer köſtlichen Güte empfunden.“

Mit tief bewegtem Herzen — denn er mochte ſich einer ſolchen Anſprache aus Beza's Munde kaum verſehn haben — antwortete der König: „Mein Vater! Dieſe wenigen aber vielſagenden Worte ſind des Ruhmes würdig, den Theodor de Bèze ſich erworben hat, daß er wohl zu reden verſtehe. Ich nehme ſie gern und mit dem freundſchaftlichen Gefühl an, das ſie verdienen. Ich ſage auch, daß da die Könige, meine Vorfahren, jederzeit Euere Stadt in beſonderem Schutz genommen haben, ich nicht allein entſchloſſen bin, ihnen darin nachzufolgen, ſondern auch der herzlichen Zuneigung, die ſie für mich gehabt hat, zu entſprechen. In dem Allen ſoll der, welcher Euch mir vorgeſtellt hat, den ich bei der Hand nehme, und der Euch ſo ſehr liebt, Euch als Fürbitter dienen. Saget ihm, welche Dinge Ihr verlangt, und ſie müßten ſehr ſchwer ſein, wenn Ihr ſie nicht erhieltet.“ — Hierauf ſich zu den Deputirten wendend, fuhr der König mit vertraulicher Miene fort: „Ich weiß, was Ihr noch mehr von mir verlangt: es iſt die Zerſtörung des Forts St. Catharine, die Euch am Herzen liegt. Viele Leute wollten mich wohl überreden, daß ich darein nicht willigen ſollte; allein ich ſehe, daß ſie das nur aus Neid thun; darum werde ich auch darauf nicht achten. Ich will Alles für Euch thun, was Euch nützlich iſt. Da iſt (der König zeigte auf den Marquis von Rosny, Herzog von Sully) ein Mann, auf den Ihr Euch verlaſſen könnt. Das Fort ſoll demolirt werden. Ich befehle es ihm ſchon in dieſem Augenblick.“ — Außerdem forderte der König Beza auf, ſich von ihm noch eine beſondere Gnade zu erbitten. Aber Beza dachte dabei nicht an ſich, ſondern an Diejenigen, deren Wohl und Wehe er allewege auf dem Herzen trug. Er bat daher den König, daß er derjenigen reformirten Kirchen Frankreichs, die bis jetzt der Vortheile des Religionsedictes noch nicht genießen konnten, insbeſondere der Evangeliſchen zu Lyon (welche Beza um ſeine Fürbitte angegangen hatten) gedenken und ihnen einen

Ort für ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen überlaſſen möchte*). Der König gewährte auch dieſe Bitte gern, drückte Beza an ſeine Bruſt und entließ ihn mit einem Ehrengeſchenk von fünfhundert Goldſtücken.

Sofort wurde nun zur Belagerung der verhaßten Zwingburg geſchritten, welche bald mit der Eroberung derſelben endete. Die feſten Mauern der Baſtionen St. Catharinens ließ Sully ſprengen, worauf die Burg von den Genfer Bürgern dem Erdboden gleichgemacht ward.

Zum Dank für die Gewährung ſeiner Bitte ſchrieb Beza ein aus ſechs Dyſtichen beſtehendes Gedicht „Ad inclytum Franciae et Navarrae regem Henricum IV.“ Es war dieſes ſein letztes, ſein Schwanenlied.

Eine hohe Freude wurde Beza in den letzten Jahren ſeines Lebens zu Theil, ohne daß er es wußte. An einem Julitage des Jahres 1602 erſchien nämlich bei ihm ein deutſcher Cavalier von hoher, imponirender Geſtalt, in den ſcharf geſchnittnen Zügen des Geſichts und in dem leuchtenden Blick des Auges den Mann von Geiſt und Bildung beurkundend. Er erklärte, daß er ſich längſt auf ſeine Bekanntſchaft gefreut habe, unterhielt ſich mit ihm, eine ſelbſt für Beza überraſchende Gelehrſamkeit verrathend, über die verſchiedenſten Intereſſen der evangeliſchen, insbeſondre der reformirten Kirche, und Beza wußte, als der Fremde mit herzlichem Händedruck von ihm ſchied, daß er in demſelben einen eifrigen Vertreter des rechtgläubigen Bekenntniſſes kennen gelernt habe. Aber wie ſtaunte er, als er hernach erfuhr, daß der Fremde, mit dem er ſich ſo traulich unterhalten, kein Anderer als der hochgefeierte Hort der reformirten Kirche in Deutſchand, der „gelehrte“ Landgraf Moritz von Heſſen-Kaſſel geweſen ſei, der ſich auf einer Reiſe nach Frankreich in Genf im tiefſten Incognito aufgehalten hatte!

In Angelegenheiten der Kirche war Beza zum letzten Male im Jahre 1605 thätig. Im Juni dieſes Jahres beſuchten ihn nämlich zwei junge polniſche Edelleute aus dem angeſehenen Firlejiſchen Geſchlecht. Seit langer Zeit hatte er aus der reformirten Kirche Polens, mit welcher er einſt in ſo regem, einflußreichem Verkehr ſtand, nichts gehört, und herzlich freute er ſich daher, daß er nun über Vielerlei Auskunft erhalten konnte. Nebſt herzlichen Grüßen an viele Freunde gab Beza den jungen Edelleuten einen Brief an ihren Vater, einem ihm wohlbekannten glaubenseifrigen Herrn mit, worin er denſelben ermahnte, den Ruhm treuer Fürſorge für die Kirche, den er und ſein Geſchlecht überhaupt ſich erworben hätte, ſich auch für die Zukunft zum Heile der Kirche zu bewahren. — Das war der letzte Brief, den Beza ſchrieb oder ſchreiben ließ.

*) Vergl. La France, protestante s. v. Bèze, p. 270 a.

§ 11.

Beza und Franz von Sales.

Die ärgerlichſte Beunruhigung erfuhr Beza in ſeinen alten Tagen durch eine ihn überraſchende Berührung mit dem in der katholiſchen Kirche hochgefeierten Prälaten Franz von Sales.

Im Jahre 1536 hatten die Berner die drei ſavoyiſchen Aemter Chablais, Gex und Terner durch Waffengewalt an ſich gebracht. Die allmähliche Einführung des Proteſtantismus in denſelben war die natürliche Folge davon. Allein im Jahre 1564 gelang es dem Herzog Emanuel Philibert durch einen zu Nion mit den Bernern abgeſchloſſenen Vertrag, die drei Aemter wieder unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Dabei war den proteſtantiſchen Gemeinden derſelben vollkommen freie Religionsübung zugeſichert. Allein von Rom aus dazu angeregt, ſtiftete Emanuel Philibert um 1572 den Orden der Ritter des heiligen Moritz und des heiligen Lazarus, deſſen Beſtimmung die Vertheidigung des katholiſchen Glaubens in den ſavoyiſchen Landen ſein ſollte; und Gregor XIII. überwies im Jahre 1575 dem neuen Orden alle in den von Proteſtanten bewohnten Ortſchaften gelegenen geiſtlichen Güter und Einkünfte. Die Ausrottung des Proteſtantismus in den wiedergewonnenen Landestheilen war beſchloſſen. Aber die Ausführung war nicht ſo leicht und verzögerte ſich. Allen, auch den grauſamſten Gewaltmaßregeln, mit denen man die proteſtantiſchen Gemeinden quälte, ſetzten dieſelben einen Muth und eine Beharrlichkeit entgegen, welche unüberwindlich ſchien. Da übernahmen es der noch jugendliche, für den Katholizismus begeiſterte Franz von Sales (ſpäterhin zum Biſchof von Genf mit der Reſidenz zu Anecy ernannt) und der Pater Cherubin im Jahre 1594 mit Hülfe von Kapuzinern und Soldaten die Bekehrung der Ketzer zu verſuchen. Dabei drangen die Kapuziner ſelbſt bis nach Genf vor, weil ſie die Ketzerei nirgends wirkſamer, als an ihrem Herde bekämpfen zu können hofften. Eines Morgens fand man an den Pfeilern der Stadt Placate der Kapuziner angeſchlagen, welche in einer Reihe von Theſen eine Vertheidigung der römiſchen Verehrung des Kreuzes enthielten. Da die Sache Aufſehen machte, ſo übernahm es Beza, mit dem Prediger Perrot eine Reihe von Theſen aufzuſtellen, welche eine Widerlegung der Kapuzinerſätze enthielten und aus der heiligen Schrift erwieſen, daß Gott keine religiöſe Verehrung eines creatürlichen Dinges geſtatte. Den Schluß dieſer Widerlegung bildeten die Verſe*):

Devant or, argent, pierre ou bois.
Ne se prosterne le chrétien,
Mais il cherche et trouve son bien
En Christ seul, qui fut mis en croix.

*) Gaberel, II. S. 572.

Die Kapuziner hatten nun den Aerger, daß sie hören mußten, wie die Gassenbuben ihnen zum Aerger diese Verse öffentlich sangen.

Indessen gab man in Rom den Gedanken, Genf zu gewinnen und hierdurch die Lebensader der Ketzerei zu unterbinden, doch nicht auf. Nur mußte die Sache klug angefangen werden. Jedenfalls gewann man aber dann in Genf festen Fuß, wenn man das gefeierte geistliche Haupt der Stadt, Theodor Beza, in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen so glücklich sein sollte. In Rom ward daher allen Ernstes beschlossen, die Conversion, oder, wie man es nannte, die „tentatio" Beza's zu wagen. Zur Uebernahme eines so delicaten Geschäftes, über dessen Schwierigkeit man sich in Rom nicht täuschte, schien aber Niemand geeigneter zu sein, als der achtundzwanzigjährige Franz von Sales, der sich in dieser Branche bereits hinlänglich erprobt hatte. Ein päpstliches Schreiben vom 1. Oktober 1596 sowie ein zweites Breve vom 29. Mai 1597 ertheilten ihm den Auftrag, zur Ehre Gottes und des heiligen Stuhles die Bekehrung Beza's zu versuchen*).

Sales und dessen Lobredner rühmten später, mit welcher Todesverachtung sich derselbe in die Kapitale der Häresie, wo er nur ein sicheres Märtyrerthum habe erwarten können, gewagt habe. Allein Sales wußte, daß er ungefährdet durch die Thore Genfs einziehen konnte. Gleichwohl glaubte er sich der Fürbitte und dem Opfer des Bischofs und aller der Priester, denen er seine Mission anvertraut hatte, empfehlen zu müssen, als er sich zur Ausführung derselben anschickte.

Eines Tages ward also Beza, ein Greis, der ein langes, nur der evangelischen Reformation, der Kirche hingegebenes Leben hinter sich hatte, von dem Besuche des noch jugendlichen, in seiner ganzen Erscheinung den katholischen Priester kundgebenden, übrigens durch ein freundliches und gemüthvolles Aeußere sich empfehlenden Franz von Sales überrascht. Die beiderseitige Begrüßung fand mit sorgfältiger Wahrung aller Formen des Anstandes statt. Natürlich wußte Beza durchaus nicht, welches Anliegen den ihm immerhin

*) In dem, was auch von glaubwürdiger Seite her über Beza's Verkehr mit Franz von Sales berichtet wird, ist nicht Alles ganz klar, weil Manches allzu aphoristisch mitgetheilt ist. Vergleichen wir aber die katholischen und protestantischen Relationen mit einander, so darf die im Nachfolgenden gegebene Darstellung, in welcher alles Wesentliche hervorgehoben ist, als sicherer Reinertrag einer sorgfältigen Abwägung der differirenden Berichte angesehen werden. Von besonderer Bedeutung ist die Schrift La vie de l'illustrissime François de Sales, de très heureuse et glorieuse mémoire, evesque et prince de Genève etc. par le r. p. Louys de la Rivière, de l'ordre des Minimes, Troisième, edition, à Lyon 1627. Vergl. auch die in den Bulletins, 1858 S. 227, 369, und 1859 S. 14 u. 283 mitgetheilte Erörterung der Frage: François de Sales a-t-il réellement essayé de séduire Théodore de Bèze par l'offre d'une pension de la part du Pape?

intereſſanten Beſuch zugeführt hatte. - Ein Scherz, den ſich Sales erlaubte, war nur als ſolcher hinzunehmen und geſtattete noch nicht, einen Schluß auf die Abſichten deſſelben zu machen. Als ſich nämlich Beza für einige Augenblicke aus dem Zimmer entfernt hatte, nahm Sales ein Portrait Calvins mit der Unterſchrift wahr:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum sacra docentem
Geneva felix audiit,
Cuius scripta piis toto celebrantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Sofort wußte Sales dieſe Verſe durch eine geringe Abänderung zu parodiren, und las ſie, als Beza zurückgekommen war, demſelben in folgender Recenſion vor:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum insana docentem
Geneva demens audiit,
Cuius scripta piis toto damnantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Beza antwortete mit einem ausweichenden Lächeln, auf welches Sales nichts erwiedern konnte. Dieſer ſuchte daher jetzt ſeinem Ziele näher zu kommen, indem er bemerkte, daß der Ruf der Gelehrſamkeit Beza's und die außerordentliche Freundlichkeit, mit welcher ihn derſelbe bei ſich aufgenommen habe, ihn zu einem offenen Wort ermuthige. Sales fragte ihn nun auf den Kopf, ob er denn glaube, daß man in der römiſchen Kirche überhaupt ſelig werden könne. Beza beantwortete dieſe Frage natürlich bejahend, fügte jedoch hinzu, daß man nicht durch den Werkdienſt ſelig werde, mit dem die katholiſche Kirche den Weg zum ewigen Leben verſperre oder erſchwere. Sales fuhr fort: wenn man die Nothwendigkeit der guten Werke leugne, ſo ſtoße man damit alle göttlichen und natürlichen Geſetze um, durch welche den Schuldigen die ewige Verdammniß angedroht, den Gerechten dagegen die ewige Seligkeit verheißen werde. Sage doch der Herr: „Ich habe Hunger gehabt, aber ihr habt mich nicht geſpeiſ't; ich bin krank geweſen, aber ihr habt mich nicht beſucht.“ Hiermit entſpann ſich nun eine längere Discuſſion, die natürlich zu keinem Ziele führte. In welcher Stimmung ſich Sales von dem Erzketzer verabſchiedete, erhellt aus dem Schreiben, welches derſelbe infolge deſſen an den Papſt Clemens VIII. ſchickte. Sales berichtetet nämlich: „Ich bin zu wiederholten Malen nach Genf gekommen, um die Converſion des Erſten unter den Calviniſchen Ketzern zu verſuchen, ohne Gelegenheit zu finden, mit dieſem Menſchen allein reden zu können, bis ich ihn endlich drei Tage nach Oſtern allein fand. Ich that mein Mögliches. Aber ſein Herz ließ ſich nicht bewegen; denn es iſt ganz von Stein, indem es durch eine lange Reihe unglücklich verlebter Jahre verhärtet iſt. Vielleicht gelingt es mir indeſſen doch noch, ihn in den Schafſtall zurückzuführen.“ — „Dein Eifer,“ antwortete Clemens unter dem 29. Mai 1597, „iſt eines Dieners

Gottes würdig. Wir billigen, was du bisher gethan haſt, um das verlorene Schaf zurückzuführen. Mit brünſtigem Verlangen trachten wir nach dieſem göttlichen Werk. Fahre daher mit Gottes gnädiger Hülfe in dem Werke fort, welches du begonnen haſt."

Sales begab ſich daher noch zweimal nach Genf, um Beza von der Wahrheit der römiſchen Lehre zu überzeugen. Bei ſeinem zweiten Beſuche gab ihm eine Anzahl ſtaubbedeckter Folianten, welche Sales in einem Winkel des Zimmers liegen ſah, und welche Beza auf Befragen als Werke einzelner Kirchenväter bezeichnete, zur Anknüpfung eines Bekehrungsgeſpräches Veranlaſſung. Aber weder bei dem zweiten noch bei dem dritten Beſuche kam Sales mit Beza auch nur um einen Schritt weiter. Da glaubte endlich Sales, als keine ſeiner Argumentationen, welche er zu Gunſten der römiſchen Kirche und deren Lehre vorgebracht hatte, bei Beza verfangen wollte, das letzte Beweismittel, vor welchem jede Widerrede verſtummen ſollte, verſuchen zu müſſen, indem er ihm für den Fall ſeines Rücktritts in die katholiſche Kirche im Namen des Papſtes eine jährliche Penſion von 4000 Rthlrn. in Gold und außerdem das Doppelte deſſen zuſagte, was er ſelbſt als den Werth aller ſeiner Mobilien angeben würde. Aber mit Entrüſtung wies Beza, dem eine ſo niederträchtige Zumuthung noch niemals vorgekommen war, auf die leeren Räume ſeiner Bücherbretter hin, deren Schätze er erſt vor Kurzem zum Beſten der Armen verkauft hatte, und kehrte dem verblendeten Pfaffen mit den Worten: „Hebe dich von mir, Satan!" den Rücken. — Da wich der Verſucher von ihm*).

Aber kaum hatte man davon gehört, daß Franz von Sales, der ſchon ſo manche Seele in die römiſche Kirche zurückgeführt habe, ſein Bekehrungstalent auch an Beza verſuche, als ſofort auch die Lüge geſchäftig war, und weithin das Gerücht ausſprengte, daß Beza, und infolge deſſen auch viele andre angeſehene Bürger Genfs die ſeelenmörderiſchen Irrthümer des Proteſtantismus erkannt und ſich zum alleinſeligmachenden Glauben bekehrt hätten. Und dieſes Gerücht trat hier und da mit ſolcher Beſtimmtheit auf, daß man ſogar erzählte, Beza ſei mit einer Anzahl Genfer Rathsherren bereits auf dem Wege nach Rom, um ſich dort in die katholiſche Kirche wieder aufnehmen zu laſſen. In Siena glaubte man um die Mitte des Septembers 1597 Beza's und der andern Genfer Ankunft ſchon erwarten zu dürfen, weshalb viele Leute zu Siena eines Abends vor die Thore der Stadt gingen, um Beza zu ſehen. Aber Beza kam nicht. Kurz darauf nahm daher das Gerücht — ein ſchlagendes Zeugniß für die eminente Bedeutung, welche man auch in katholiſchen Kreiſen der Perſönlichkeit Beza's beilegte — eine andere Geſtalt an.

*) Gaberel, II, S. 654. — Nach einer mündlichen Ueberlieferung ſoll Sales von Beza noch mit der ſatiriſchen Bemerkung entlaſſen worden ſein: „Gehet, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um ſolche Worte hören zu können."

Man erzählte ſich nämlich, Beza ſei in ſehnſüchtigem Verlangen nach der Gemeinſchaft der wahren Kirche geſtorben und habe daher gewünſcht, daß er in dem Kloſter zu St. Peter begraben werde. Manche wollten auch ganz ſicher wiſſen, daß er kurz vor ſeinem Tode aus der Hand des Biſchofs zu Anecy die letzte Oelung empfangen habe.

Beza hörte von dieſen Gerüchten, über welche er in nicht geringe Aufregung gerieth. Die Freunde ſtellten ihm jedoch vor, daß es ſich nicht der Mühe lohne, denſelben gegenüber auch nur das Geringſte zu thun. Beza ſah dieſes auch ein; aber eben darum erwachte in ihm die alte Jugendlaune auf's Neue, und ſo kampfesmüde auch der hochbetagte Beza war, ſo mußten es doch die Jeſuiten wahrnehmen, daß in dieſem Falle ihr Muthwille nicht unbeſtraft bleiben ſollte. In einem gedruckten Briefe an ſeinen Freund Stucki zu Zürich legte Beza das ſchändliche Treiben der Jeſuiten vor den Augen aller Welt offen dar und die Geiſtlichkeit zu Genf veröffentlichte unter dem Titel „Der auferſtandne Beza" in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache eine an alle reformirten Kirchen geſandte Erklärung, welche mit einem Rückblick auf Beza's Leben und Wirkſamkeit die von den Jeſuiten in Umlauf geſetzten Gerüchte energiſch widerlegte. Ja ſogar die alte witzige Laune und die poetiſche Ader Beza's kam noch einmal in Fluß, indem derſelbe, ganz in der Weiſe ſeines Paſſavantius, ein kurzes Epigramm edirte, in welchem er die Jeſuiten den beißendſten Spott fühlen ließ*). Und ſo empfindlich hatte Beza ſeine liſtigen Gegner getroffen, daß ſich dieſe veranlaßt ſahen, öffentlich zu erklären, nicht ſie, ſondern die Reformirten hätten die Mähre von Beza's reuigem Tode unter die Leute gebracht.

Franz von Sales hatte natürlich ſeine gegen Beza gerichteten Bekehrungsoperationen eingeſtellt; aber drei Jahre ſpäter, als ihm die Ausrottung des Proteſtantismus in den ſeiner Fürſorge anvertrauten Bezirken gelungen war, konnte es ſich derſelbe nicht verſagen, ſein Bekehrungstalent in Genf nochmals zu verſuchen. Sales lud nämlich die Genfer Prediger zu einem Geſpräche über die Unterſcheidungslehren der beiden Kirchen ein. Natürlich nahm man in Genf dieſe Einladung mit Argwohn auf und wünſchte vor Allem Beza's Meinung über dieſelbe zu hören. Dieſer jedoch mahnte von einem Geſpräche mit Angehörigen des Papſtthums auf das Beſtimmteſte ab. Man habe, meinte Beza, Geſpräche mit den Katholiken in Languedoc, in der Dauphiné und an andern Orten oft genug gehalten; aber ſtatt des

*) Als Urheber des Gerüchtes bezeichnete man einen Jeſuiten zu Paris, Clemens Puteanus, dem daher Beza ein beſonderes, beißendes Epigramm widmete. — Im Geſpräche mit einigen Freunden bemerkte Beza witzig: Im Grunde wünſchten ihm die Jeſuiten daſſelbe, was er ſich ſelbſt wünſche; der Unterſchied ſei nur der, Jesuitas non malum (nämlich mortem) optare sed male. Denn er ſehne ſich allerdings nach dem Tod, durch welchen er zu ſeinem lieben Herrn Jeſus Chriſtus kommen wolle.

Friedens und der Erbauung der Kirche habe man dadurch jederzeit nur neuen Hader herbeigeführt. Denn die Gegner hätten nicht um die Wahrheit aufzufinden, ſondern nur um ihre Irrthümer um ſo hartnäckiger zu vertheidigen und um ſich des Sieges über die Evangeliſchen rühmen zu können, Geſpräche mit denſelben gewünſcht. Würde man ein Geſpräch mit den Gegnern in Genf veranſtalten, ſo würde auch ſofort das Gerücht ausgeſprengt werden, daß man in Genf im Begriff ſei, den Proteſtantismus zu verlaſſen. Gleichwohl möge man ſich immerhin zu einem Geſpräche bereit erklären, wenn die Gegner ſich dazu entſchließen könnten, in demſelben nur die Auctorität der heiligen Schrift gelten zu laſſen. — In dieſem Sinne wurde daher die Einladung des Franz von Sales beantwortet. Allein ſtatt daß eine definitive Anberaumung eines Geſprächs erfolgte, ward weithin das Gerücht ausgeſprengt, man habe in Genf nicht den Muth, ſich auf ein Geſpräch mit katholiſchen Theologen einzulaſſen.

§ 12.

Beza's Tod.

Als der Sommer des Jahres 1605 zu Ende ging, war es den Freunden Beza's nicht mehr zweifelhaft, daß ſich auch das theuere Leben deſſelben raſch zum Grabe neige. Um daher vor aller Welt ihre Verehrung und Dankbarkeit gegen Beza zu beurkunden, beſchloſſen die Prediger der Stadt einmüthig, daß von jetzt an täglich wenigſtens ihrer zwei den theueren Greis beſuchen, ſein Befinden beobachten und ihm in jeder Weiſe zu Dienſte ſtehen ſollten. Dieſer Beſchluß wurde auch ſogleich ausgeführt; zuweilen ſah Beza ſogar den ganzen lieben Kreis der Amtsbrüder bei ſich. Namentlich war dieſes am 2. October der Fall, wo mit Beza plötzlich eine ſolche Veränderung vor ſich ging, daß ſeine Diener aus dem gänzlichen Erſchlaffen aller ſeiner Kräfte auf ſeine unmittelbar bevorſtehende Auflöſung ſchließen zu müſſen glaubten. Eiligſt wurden daher alle Prediger der Stadt an das Krankenbett Beza's gerufen, bei welchem dieſelben mehrere Stunden lang blieben, um ihm mit Gebet und Fürbitte das letzte Stündlein zu erleichtern.

Noch einmal ging der Todesengel an ihm vorüber; aber es war nur auf kurze Zeit. Sonnabends am 12. October begaben ſich die Profeſſoren Faye und Perrot zu ihm. Beza freute ſich herzlich, als er dieſe beiden ihm beſonders lieben Freunde bei ſich ſah und begann mit ihnen von dem unermeßlichen Reichthum der Gnade Gottes in Chriſto zu reden. Perrot zog im Geſpräche hierüber die Worte des Pſ. 103, 3 an: „So du willſt Sünde zurechnen, Herr, wer wird beſtehen?“ und wiederholte dieſelben, da Beza die Worte nicht ſogleich zu verſtehn vermochte, mit Hinzufügung eines Ausſpruchs des Ambroſius: „Wir brauchen uns nicht zu ſchämen, daß wir gelebt haben; denn wir haben den Herrn als unſer Gut.“ Hierauf, nachdem

ihm Perrot ein ähnliches Wort des Poſſidius in's Gedächtniß gerufen hatte, ſprach Faye, an das Pauliniſche Wort anknüpfend: „Da wir nun gerechtfertigt ſind aus dem Glauben," ſo haben wir Frieden mit Gott durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, ausführlich über den Frieden Gottes, über den Glauben und über die Gnade, durch welche Gott die Erwählten in Chriſto berufe, erleuchte, rechtfertige, heilige und endlich verherrliche. Beza hörte Alles mit gefaltenen Händen und mit ſichtbarer Freudigkeit des Herzens an, pries Gott für die Erquickung, die er ihm wiederum bereitet habe, und reichte jedem der beiden Freunde die dankende Hand. — Hernach, als Faye und Perrot ihn verlaſſen hatten, war der liebe Joh. Jacomot um ihn, die zum Sterben ſich rüſtende Seele mit frommen Zuſpruch ſtärkend und erquickend.

Am folgenden Tage fühlte ſich Beza erleichtert. Morgens gegen ſieben Uhr ſtand er aus dem Bett auf, ließ ſich ankleiden, verrichtete ſeine Morgenandacht, that ſogar einige Schritte im Zimmer und erquickte ſich mit Speiß und Trank. Als er ſich hierauf wieder zu Bett legen wollte, fragte er, ob die Stadt in voller Sicherheit und Ruhe ſei. Man antwortete ihm bejahend, worauf Beza, auf die Bettſpanne ſich niederlaſſend, plötzlich von einer Ohnmacht befallen wurde. Eiligſt wurde Perrot herbeigerufen, damit ihm derſelbe mit Gebet beiſtehen ſollte. Perrot kam auch ſofort, und ſein Gebet geleitete die ſcheidende Seele in den ewigen Frieden.

Sanft und ſelig war der Gerechte entſchlafen. Der Friede Gottes lag auf dem entſeelten Angeſicht.

Auf den Straßen und Märkten und in den Häuſern Genfs aber wurde es urplötzlich ſtille; denn Alle trauerten um Den, der nächſt Calvin die Säule der Kirche und der zugleich der Hort des geſammten bürgerlichen Gemeinweſens geweſen war.

Am erſten Tage nach Beza's Hinſcheiden, am 14. October, traten die Prediger und die Herren des Rathes zu einer Sitzung zuſammen. Die Eröffnung derſelben war dem dankbaren Andenken an den großen Todten geweiht. Mit feierlicher Stille hörte die Verſammlung die Worte des Moderators, an deſſen Stelle Beza ſo viele Jahre hindurch geſeſſen hatte: „Wir trauern gemeinſam," ſo ſprach der Moderator zu den regierenden Herren gewendet, Namens ſeiner Amtsbrüder, „über den Verluſt, den die Kirche erlitten hat. Wie wir, ſo ſeid auch ihr, meine Herren, bei dem Gedanken an alle die Dienſte, welche Herr von Bèze der Stadt erwieſen hat, von tiefem Leidweſen erfüllt. Er war nicht allein ein leuchtendes Licht im Hauſe des Herrn, ſondern auch ein Wall für die Sicherheit Genfs; und Niemand wird vergeſſen, daß wenn wir Hülfe und Gunſt bei fremden Fürſten finden, wir dieſes ganz allein der Vermittlung des Herrn von Bèze zu verdanken haben. Es wird uns ſchwer ſein, ſeinesgleichen zu finden, um das Wohlwollen herrſchen zu laſſen und um Mißhelligkeiten auszugleichen. Aber wir ehren

ſein Andenken, indem wir uns alle zu einer heilſamen und heiligen Erkenntniß des Wohles der Stadt und der Kirche erheben. So viel an uns liegt, betheuern wir unſre chriſtliche und aufrichtige Hingebung gegen den Magiſtrat, wie uns deſſen der Verſtorbene allewege ein Beiſpiel geweſen iſt."

Hierauf antwortete der Syndicus Lect Namens der Herren des Raths: „Meine Herrn, wir ſind voll großer Trauer und Betrübniß wegen des Todes unſeres Bruders von Bèze. Es iſt unſer ernſtlicher Wunſch, ſeinen Verluſt dadurch zu erſetzen, daß wir den Geiſt des Friedens und der Verſöhnung unter uns bewahren. Wir hoffen, daß zum Wohle des Landes jederzeit zwiſchen Kirche und Staat Eintracht und gutes Einvernehmen beſtehn wird. Zu dieſem Zwecke laßt uns den Spuren dieſer beiden großen Männer folgen, welche in ſo glücklicher Weiſe in dieſer Stadt gedient haben*)."

Die irdiſchen Reſte des großen Kirchenlehrers wurden — nicht wie er es ſelbſt gewünſcht hatte, auf dem allgemeinen Kirchhofe Plain-Palais begraben (denn die Savoyarden hatten gedroht, ſeine Leiche nach Rom zu entführen), ſondern — auf Anordnung des Magiſtrats — in dem Kloſter St. Peter beigeſetzt.

*) Gaberel, II, pièces justificatives, S. 260 u. 261.

Sechster Abſchnitt.

Beza als Schriftſteller.

§ 1.

Beza's Verdienſte um die Wiſſenſchaft.

Wie in Beza's Leben zwei Abſchnitte, die Periode des Humaniſten und die des Kirchenmannes zu unterſcheiden ſind, ſo müſſen auch unter ſeinen geiſtigen Erzeugniſſen die humaniſtiſchen und die theologiſchen unterſchieden werden. Jene ſind die erſten Früchte, die aus dem Geiſtesreichthum Beza's erblühten; aber wie daſſelbe auch nach ſeiner Bekehrung den Cult der allgemeinen Wiſſenſchaft und der Poeſie nicht ſowohl verwarf, als ihn vielmehr in den Dienſt des religiöſen Intereſſes ſtellte, ſo begegnen wir auch auf ſeinen reformatoriſchen Wegen vielerlei Productionen allgemein-wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Art.

Seine Poemata, die gewöhnlich ſogenannten Juvenilia, ſind der Repräſentant ſeines nur dem Intereſſe des Humanismus und der antiken Poeſie zugewandten Jugendlebens, und haben das Verdienſt der geſchickteſten und geſchmackvollſten Copirung römiſch-claſſiſcher Dichtkunſt. Mit ihrer Veröffentlichung ſchloß Beza das ganze bisherige Leben, aus welchem dieſe ſinnigen, zarten, oft nur zu leichten und würzig duftenden Blüthen hervorgegangen waren, ab. Aber die Liebe zur Poeſie, die ihn bisher erfüllt hatte, blieb ihm auch fernerhin eigen, und ſein Abraham sacrificant, der ſich durch Reinheit und Eleganz des franzöſiſchen Ausdrucks ſowie durch Leichtigkeit und Genauigkeit des Versbaues auszeichnet, bewies, daß der Dichtergeiſt wie der ganze Menſch in ihm chriſtlich geworden war. Unendlich berühmter und einflußreicher als dieſe Dichtung wurde freilich ſeine metriſche Pſalmenüberſetzung, deren Mangelhaftigkeit jedoch beweiſt, daß dieſe Arbeit ihm nicht durch den eignen freien Genius eingegeben, ſondern ihm von Außen her aufgetragen war. — Gelegentlich fühlte ſich Beza aber auch jetzt noch zu humoriſtiſchen und beißend-ſatyriſchen Ergießungen aufgelegt — wie ſein Paſſavantius und ſeine Complainte de Messire Pierre Lizet sur le trepas de son feu Nez beweiſt, — und außerdem produzirte derſelbe fortwährend eine Menge kleiner Gratulations-, Dedications- und ſonſtiger Gelegenheitsgedichte, die ſich meiſtens durch gewandte und ſaubere Diction und durch gut gewählte Pointen auszeichnen. Daß ihn aber auch im höheren Alter die freundliche Muſe nicht verließ, zeigt ſein Cato Censorius,

eine Sammlung von Epigrammen, worin er die verſchiedenſten Fehler, Leidenſchaften und Verirrungen geißelt. Außerdem feilte Beza bis in ſeine letzten Jahre noch fortwährend an ſeinen Juvenilia, wie aus den zahlreichen eigenhändigen Correcturen ſeines auf der Genfer Bibliothek aufbewahrten Exemplares dieſer Gedichte zu erſehen iſt*).

Unter den hiſtoriographiſchen Arbeiten Beza's iſt — da ihm die Histoire ecclésiastique des églises reformées au royaume de France mit Unrecht beigelegt wird**), und da ſeine Icones für die Geſchichtsforſchung ohne erheblichen Werth ſind — ſeine Biographie Calvins hervorzuheben. Denn dieſelbe ſtellt ſich als die getreueſte Abſpiegelung des Lebens und Wirkens des großen Kirchenmannes aus der ganzen Unmittelbarkeit und Tiefe des Eindrucks, den daſſelbe auf Beza gemacht hatte, dar und bleibt darum für alle Zeiten die bedeutendſte Quelle für das Studium des Lebens Calvins. Dieſe Biographie Calvins (welche in der France protestante ganz richtig als ein panégurique, mais sans declamations bezeichnet wird) iſt diejenige Schrift, welche Beza erſichtlich mit der größten Liebe und Theilnahme des Herzens ausgearbeitet hat. — Außerdem ſind die zahlreichen Correſpondenzen Beza's, namentlich die auf die Vorgänge in Frankreich bezüglichen, wegen des feinen diplomatiſchen Blickes, der Beza eigen war, und wegen des vielſeitigen vertraulichen Verkehres, in welchen er mit den proteſtantiſchen Großen des Reiches, wie mit den Predigern und Gemeinden ſtand, als eine unerſchöpfliche Fundgrube der Geſchichtsforſchung anzuführen.

Indeſſen treten doch alle dieſe humaniſtiſchen und hiſtoriſchen Studien — die ſich freilich noch auf mancherlei Anderes als das hier Angeführte, z. B. auch auf die richtige Pronunciation des Lateiniſchen und Griechiſchen wie des Franzöſiſchen bezogen — hinter ſeine theologiſchen Productionen an Bedeutung ſelbſtverſtändlich gar ſehr zurück.

In denſelben erſcheint Beza durchweg als der vollendete Schüler, oder richtiger, als das Alter ego Calvins. Seine Weltanſchauung iſt daher determiniſtiſch, und die Grundlage ſeines religiöſen Denkens iſt die prädeſtinatianiſche Anerkennung der Nothwendigkeit alles zeitlichen Werdens und Seins, als einer Auswirkung des abſoluten, ewigen und unwandelbaren Willens Gottes, ſo daß ihm auch der Sündenfall des Menſchengeſchlechts als zum ewigen Weltplan Gottes weſentlich gehörig erſcheint. Am durchſichtigſten ſtellt Beza den Zuſammenhang religiöſer Anſchauungen, der ſich von dieſer ſupralapſariſtiſch-prädeſtinatianiſchen Grundanſchauung aus ergab, in einer Tafel dar, die derſelbe zu der überaus inſtructiven Abhandlung „Summa totius christianismi“ hinzugefügt hat. Dieſelbe enthält Folgendes:

---

*) Vergl. Sayous, S. 275.

**) Siehe darüber weiter unten § 3.

Die Summe des ganzen Christenthums
oder Beschreibung und Vertheilung der Ursachen des Heiles der Erwählten und des Verderbens der Verworfenen, aus der heiligen Schrift gesammelt.

Hat nicht ein Töpfer Macht, aus derselben Masse ein Gefäß zu Ehren, und ein Gefäß zu Unehren zu machen? — Röm. 9.

Gott, dessen Wege unerforschlich sind.

Der Herr macht Alles um seiner selbst willen, auch den Gottlosen zum bösen Tag. — Proverb. 15.

Dessen ewiger und unwandelbarer, allen Ursachen auch der Ordnung nach vorangehender Vorsatz, nach welchem er beschlossen hat, gewisse Menschen

als in Christo zu Erlösende zu erwählen.

zu verwerfen und wegen ihrer eignen freien Schuld mit ewigen Strafen zu züchtigen.

Die Erschaffung des Menschen im Zustand der Unschuld, aber auch der Wandelbarkeit.

Die freiwillige und contingente Verderbung des Menschen.

Gottes freie Liebe gegen Die, welche zwar an und für sich verdorben, aber in Christo aus Gnaden zur Erwählung und zum Heile bestimmt sind.

Gottes gerechter Haß gegen Die, welche an und für sich verdorben sind, in Folge der Fortpflanzung der Sünde durch Adam.

Wirksame Berufung.

Keine Berufung.

Unwirksame Berufung.

Freiwillige Verhärtung.

Erweichung oder Bekehrung aus lauter Gnade.

Glaube.

Unkenntniß des Evangeliums.

Verachtung des dargebotenen Evangeliums.

Rechtfertigung durch Zurechnung (des Verdienstes Christi) und Anfang der Heiligung.

Ungerechtigkeit und Befleckung.

Gottes Gericht über beide.

Verherrlichung der Gerechtfertigten in Christo.

Gerechte Verdammung der Sünder.

Gottes Gerechtigkeit.

Das ewige Leben, welches auch in den Gliedern Christi dessen ihnen umsonst zugerechneten Gehorsam krönt.

Die gerechte Strafe des ewigen Todes, welcher die Sünder straft.

Gottes als des vollkommen Barmherzigen und vollkommen Strengen Verherrlichung durch den ewigen Rathschluß.

O Tiefe der Gerichte Gottes! Wer hat Ihm zuvor etwas gegeben oder wer wird Ihm wiedervergelten! Röm. 11, 36.

Hierauf folgt (mit Hinzufügung zahlreicher bibliſcher Belegſtellen) folgende:

Kurze Erläuterung der vorangehenden Tafel.

Kap. 1.

Die Frage nach der ewigen Prädeſtination Gottes iſt weder Sache der Neugier noch iſt ſie ohne Nutzen in der Kirche Gottes.

Auguſtinus bemerkt in dem Buche von dem Gnadengut der Beharrung im Glauben Kap. XIV: „Man ſagt, daß die Prädeſtinationslehre die Wirkſamkeit der Predigt hindere, als ob ſie dem Apoſtel, der ſie doch predigt, ein Hinderniß ſei. Oder hat denn nicht jener Heidenlehrer die Prädeſtination ſo oftmals bevorwortet ohne in der Predigt des Wortes Gottes nachzulaſſen?" Ebenſo ſagt Auguſtin: „Sowie der, welcher die Gabe dazu empfangen hat, in rechter Weiſe ermahnt und predigt, ſo hört derjenige, welcher die Gabe dazu empfangen hat, den ermahnenden und predigenden Lehrer mit dem rechten Gehorſam. Wir ermahnen alſo und predigen; aber diejenigen, welche Ohren zum hören haben, die hören uns mit Gehorſam; in denen aber, welche ſie nicht haben, geſchieht was geſchrieben ſteht, daß ſie hören und doch nicht hören, indem ſie nämlich wohl mit dem Sinne, aber nicht mit dem zuſtimmenden Sinne des Körpers hören. Warum aber jene die Gabe haben, dieſe nicht, d. h. warum es jenen vom Vater gegeben iſt, daß ſie zum Sohne kommen, während es dieſem nicht gegeben iſt, — wer mag da den Willen des Herrn erkennen? Muß man dieſes leugnen, was offenbar iſt, weil man nicht begreifen kann, was verborgen iſt?"

Ferner Kap. XV: „Wenn nach Anhörung dieſer Wahrheit Einige in Trägheit und Gleichgültigkeit verfallen und alle Strebſamkeit Preis geben, den Lüſten und Begierden folgen, muß denn darum das, was geſagt worden iſt von der Gegenwart Gottes, für falſch gehalten werden?"

Ferner: „Und wir wollen nicht ſagen, was nach dem Zeugniß der Schrift geſagt werden darf: Wir fürchten uns wohl, daß der, welcher es nicht faſſen kann, einen Anſtoß daran nehmen möchte, und fürchten aber wohl nicht, daß durch unſer Schweigen derjenige, welcher die Wahrheit faſſen kann, in Irrthum verſtrickt werde?"

Ferner Kap. XX: „Wenn die Apoſtel und die Kirchenlehrer, welche denſelben gefolgt ſind, beides gethan haben, daß ſie nämlich über die ewige Erwählung Gottes ſich in gottſeliger Weiſe ausſprachen und die Gläubigen in heilſamer Lebenszucht hielten, wie können denn jene Leute, von der unbeſiegbaren Macht der Wahrheit eingeengt, behaupten, daß ſie berechtigt wären zu ſagen, es ſei wohl wahr, was man von der Prädeſtination lehre, aber man habe dies dem Volke nicht vorzutragen? Im Gegentheil, man muß es vollſtändig vortragen, auf daß, wer Ohren hat zu hören, auch höre. Wer

aber hat diese Gabe, wenn er sie nicht von dem empfangen hat, welcher verheißen hat, daß er sie geben wolle? Freilich, wer sie nicht empfangen hat, der mag die Gabe zurückweisen, wenn nur derjenige, der nach ihr verlangt, sie hinnimmt und trinkt, trinkt und lebt. Denn wie die Gottseligkeit zu predigen ist, auf daß Gott in rechter Weise verehrt werde, so auch die Prädestination, auf daß, welcher Ohren hat zu hören, sich der Gnade Gottes in Gott und nicht in sich rühmt."

Dieses ist die Meinung jenes hochgefeierten Mannes, welche jedoch zwei Voraussetzungen hat: die eine ist, daß von diesen Dingen nach Anleitung des Wortes Gottes geredet, die andere, daß eben das, was die Schrift hierüber mittheilt, in geschickter und erbaulicher Weise erläutert werde. Von diesen beiden Punkten wollen wir nun in wenigen Worten handeln, und zwar zuerst von der Lehre selbst, sodann von ihrem Gebrauch und ihrer Anwendung.

Kap. II.

Von Gottes ewigem, in ihm selbst verborgenen Rathschluß, welcher erst aus seinen Wirkungen erkannt wird.

1) Die Wege des allmächtigen Gottes sind unerforschlich. Ohne sein ewiges und unwandelbares Decret geschieht niemals und von Niemandem etwas, weder im Allgemeinen, noch im Besonderen, nicht einmal das ausgenommen, was (jedoch nicht inwiefern es von dem alle Zeit guten und gerechten Gott beschlossen wird, sondern inwiefern es von Satan und anderen bösen Werkzeugen geschieht) böse und zu verabscheuen ist.

2) Jener selbige Gott hat sich von Ewigkeit her in sich selbst vorgesetzt und beschlossen, Alles zu seiner Zeit zu seiner eigenen Verherrlichung zu erschaffen, namentlich die Menschen, und zwar auf zwei gänzlich verschiedene Weisen: So nämlich, daß er diejenigen, welche er wollte, nach seinem verborgenen Willen durch seine Barmherzigkeit seiner Glorie theilhaftig machte, welche wir nach Gottes Wort Gefäße der Ehre, Erwählte, Kinder der Verheißung und zum Heil Prädestinirte nennen; wogegen er in den Anderen, welche zu demselben Zwecke zu erwecken ebenso ihm gefiel, seinen Zorn und seine Macht zeigen wollte, auf daß er auch in ihnen verherrlicht werde, welche wir Gefäße der Unehre und des Zornes und zu jedem guten Werk Untaugliche nennen.

3) Diese Erwählung oder Prädestinirung zum Heil ist, in dem Vorsatz Gottes selbst betrachtet, d. h. das Decret und der Rathschluß der Erwählung selbst ist der erste Quell des Heiles der Kinder Gottes, welches nicht, wie Einige wollen, aus ihrem Glauben oder aus ihren Werken hervorgeht, sondern vielmehr von dem einen Rathschluß Gottes, aus welchem hernach die Erwählung, der Glaube und alle Werke entspringen.

4) So oft daher die Schrift in den Kindern Gottes eine sichere Hoff-

nung befeſtigen will, bleibt dieſelbe nicht bei den Zeugniſſen der Mittelurſachen, d. h. bei den Früchten des Glaubens, noch in den Mittelurſachen ſelbſt, nämlich im Glauben und in der Berufung ſtehen, ſondern ſteigt zu Chriſto ſelbſt hinauf, in welchem wir als in dem Haupte wirklich erlöſt und als Kinder angenommen ſind, und gelangt ſodann zu jenem ewigen Rathſchluß, welchen Gott in keinem anderen als in ſich ſelbſt gefaßt hat.

5) Ebenſo, wenn von dem Untergange der Verworfenen die Rede iſt, obgleich die ganze Schuld auf ihnen liegen bleibt, erhebt uns der Geiſt Gottes doch bisweilen, ſo oft es nöthig iſt, auf daß er uns durch Vergleichung den Reichthum der Gnade gegen die Gefäße der Barmherzigkeit ſowie ſeine gewaltige Macht und ſeine Milde um ſomehr bekannt mache, bis in jenes höhere Geheimniß hinauf, welches allen Urſachen der Verbannung jener der Reihenfolge nach vorhergeht. Von jenem Geheimniß iſt den Menſchen keine andere Urſache bekannt als der gerechte Wille Gottes, den wir mit Ehrfurcht hinnehmen müſſen, weil er von demjenigen ausgeht, welcher weſentlich gerecht iſt, und in keiner anderen Weiſe von den Menſchen oder von ſonſt Jemandem erfaßt werden kann.

6) Wir müſſen nämlich den Rathſchluß der Verwerfung und die Verwerfung ſelbſt von einander unterſcheiden. Denn Gott wollte, daß uns jener verborgen ſein ſollte: dagegen liegen uns die Gründe dieſer und des Verderbens, welches von derſelben ausgeht, in der Schrift enthüllt vor, nämlich die Verderbniß, Ungläubigkeit und Gottloſigkeit der zur Unehre gemachten Gefäße, welche Urſachen zwar bezüglich des Erfolges nothwendig, dagegen an und für ſich freiwillig ſind.

7) So auch unterſcheiden wir, wenn es ſich darum handelt, die Urſachen des Heiles nach ihrer Abſtufung und beſtimmten Reihenfolge darzuſtellen, in dem Heile der Erwählten den Rathſchluß der Erwählung, welchen Gott in ſich ſelbſt gefaßt hat, von der Wahl ſelbſt, welche in Chriſto beſchloſſen iſt, ſo daß jener dieſem und allem Andern, was daraus folgt, in der Reihenfolge der Urſachen vorhergeht.

Kap. III.

Von der Ausführung des ewigen Rathſchluſſes, inſoweit derſelbe den Erwählten und Verworfenen gemeinſchaftlich angehört.

1) Um jenen ewigen Rathſchluß zu ſeiner Verherrlichung auszuführen, bereitet ſich der Herr nach ſeiner unermeßlichen Weisheit einen gewiſſen Weg, welcher beiden, ſowohl denen, die erwählt, als denen, die verworfen werden ſollen, gemeinſam iſt. Da er nämlich beſchloſſen hatte, in dem Heile der Erwählten einen ausgezeichneten Beweis ſeiner Barmherzigkeit zu geben und ebenſo in der Verdammung der Verworfenen ſein gerechtes Gericht zu zeigen, ſo war es nothwendig, daß er beide unter den Trotz und die Sünde einſchloß,

damit er ſich aller Gläubigen d. h. aller Erwählten (denn der Glaube iſt eine eigenthümliche Gottesgabe der Erwählten) erbarme, und auf der anderen Seite war es nothwendig, daß er in ihnen einen Grund gerechter Verdammniß in denen fand, denen es nicht gegeben iſt, zu glauben und Gottes Geheimniſſe zu kennen.

2) Dieſes that er alſo mit der Weisheit, daß die ganze Schuld der Verdammniß der Verworfenen in dieſen ſelbſt liegt, wogegen der ganze Ruhm des Heiles der Erwählten ſeiner eignen Barmherzigkeit durchaus zufällt. Denn er hat nicht den Menſchen in ſündigem Zuſtand erſchaffen (ſonſt wäre er ſelbſt, was Niemand ſagen will, Urheber der Sünde, die er dann nicht mit Recht hätte ſtrafen können), vielmehr erſchuf er ihn nach ſeinem Bild d. h. in Reinheit und Heiligkeit.

3) Hernach ſagte ſich der Menſch, von gar Niemandem gezwungen und ohne von irgend welchem Zwang der Concupiscenz, was ſeinen eignen Willen anbetrifft, getrieben (denn er war noch nicht der Sünde verkauft), frei und willig, im Ungehorſam gegen Gott, der Sünde und dem zwiefachen Tode zu.

4) Aber es muß doch anerkannt werden, daß dieſer Fall nicht zufällig erfolgt iſt, da die Vorſehung Gottes ſich bis auf die kleinſten Dinge erſtreckt, und da nicht geſagt werden kann, daß etwas ohne Wiſſen oder ohne thätiges Einwirken Gottes geſchehe, wir müßten es denn (was Gott verhüten wolle) mit den Epikuräern halten wollen.

5) Auch geſchah dieſes nicht durch irgend eine bloße und müßige Zulaſſung Gottes, welche von deſſen Willen und Rathſchluß getrennt wäre. Denn da er einen Zweck geordnet hat, ſo iſt es auch nothwendig, daß er die zu dieſem Ziele führenden Urſachen mitbeſtimmt hat, wir müßten denn annehmen, daß dieſes Ziel entweder zufällig oder aus Gründen, welche von irgend einem anderen Gott nach der Meinung der Manichäer geordnet wären, in die Welt gekommen ſei. Sodann kann es nicht einmal gedacht werden, daß irgend etwas gegen den Willen und ohne Zuſtimmung Gottes geſchähe, wir müßten denn mit großer Gottloſigkeit ſeine Allmacht leugnen, was auch Auguſtin in dem Buche de correptione et gratia Kap. 104, ausdrücklich bemerkt hat. Es bleibt alſo nur übrig, daß dieſer Fall ſo von der freiwilligen, innern Bewegung Adams ausgegangen iſt, daß es doch nicht ohne den Willen Gottes geſchah, dem es in einer wunderbaren und unbegreiflichen Weiſe gefällt, daß auch das, was er, inſoweit es Sünde iſt, nicht billigt, nicht ohne ſeinen Willen erfolgt; und zwar, wie wir vorher geſagt haben, damit er den Reichthum ſeiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit offenbare, dagegen ſeinen Zorn und ſeine Macht an denjenigen Gefäßen erweiſe, welche er deshalb machte, daß er aus ihrer gerechten Verdammung ſeine Herrlichkeit leuchten laſſe, denn weder das Heil der Erwählten noch das Verderben der Verworfenen iſt das letzte Ziel der Rathſchlüſſe Gottes, ſon-

dern die Verherrlichung ſeiner Glorie, indem er einerſeits jene durch ſeine Barmherzigkeit rettet, andererſeits dieſe durch ſein gerechtes Gericht verdammt.

6) Um daher jene Gotteslästerung, in welche die Schwäche des menſchlichen Geiſtes uns verführt, zu vermeiden, wollen wir geſtehen, daß die Verderbung des vorzüglichſten von Gott geſchaffenen Werkes weder zufällig noch ohne den Willen deſſen gekommen iſt, welcher nach ſeiner unerforſchlichen Weisheit Alles zu ſeiner Verherrlichung thut und einrichtet; wir wollen nichtsdeſtoweniger, ſo ſehr auch jenes menſchliche Urtheil, welches ſchon im Anfange ſeine Grenzen und Schranken gehabt hat und hernach in der kläglichſten Weiſe verderbt worden iſt, ſich dagegen ſträuben mag, nichtsdeſtoweniger bekennen, daß die ganze Schuld des Verderbens im Menſchen liegt, weil zwiſchen jenem geheimen und unbegreiflichen Willen Gottes, welcher der wahre und erſte Urſprung des Verderbens der Verworfenen iſt, der Wille jenes erſten Menſchen mitten inne liegt, welcher, da er gut erſchaffen war, ſich freiwillig verderbt hat und daher nach dem gerechten Urtheil Gottes den Weg zur Verdammung aller derer bahnt, welche er ſeiner Erbarmung nicht würdigt. Denn wenn jene einwenden wollten, ſie hätten nicht dieſem Willen Gottes widerſtehen können, ſo mögen wir ſie immerhin zu ihrem Verderben mit Dem rechten laſſen, welcher gar leicht ſeine Gerechtigkeit gegen ihre Läſterungen wahren kann. Wir aber wollen vielmehr anbeten, was die Faſſungskraft unſeres Geiſtes überragt und wollen alle Sinne unſeres Gemüthes zur Verkündigung der Barmherzigkeit Deſſen hinwenden, welcher uns, die wir doch nicht weniger als jene verbrecheriſch und jeder Strafe würdig ſind, allein durch ſeine Güte gerettet hat.

Kap. IV.

Nach welcher Reihenfolge von Urſachen ſich der Herr zur Offenbarung und Ausführung ſeiner Wahl den Weg bahnt.

1) Da der Herr das Vorerwähnte, wie wir geſagt haben, bei ſich beſchloſſen hatte, ſo hat derſelbe ſodann in einer unmittelbar nahen und doch ewigen Reihenfolge von Urſachen (denn es iſt ihm Alles gegenwärtig) alle die Stufen einzeln geordnet, auf denen er die zu Erwählenden in ſein Reich erheben wollte. Weil er alſo in der Weiſe barmherzig iſt, daß er inzwiſchen ſeiner Gerechtigkeit vergeſſen weder dürfe noch könne, ſo mußte zu allererſt ein Mittler aufgeſtellt werden, durch welchen der Menſch in ſeinen urſprünglichen Zuſtand zurückverſetzt würde, und zwar nur auf Grund der reinen Barmherzigkeit, welche in dem Heile der Seinen erſcheinen ſollte. Aber der Menſch iſt nicht nur viel zu ſchwach, als daß er den Sturm des Zornes Gottes ertragen könne, ſondern gefällt ſich auch in ſeiner kläglichſten Blindheit ſo ſehr, daß er denſelben gar nicht ſieht, indem er gänzlich von der Herrſchaft der Sünde

geknechtet ist, so daß ihm das Gesetz Gottes den Tod bringt: geschweige denn, daß er entweder sich selbst wieder in Freiheit versetzen oder dem Gesetze Gottes auch nur im geringsten Theile genug thuen könnte.

2) Indem daher Gott, der allergnädigste Vater der Erwählten, jene seine Gerechtigkeit durch seine unendliche Barmherzigkeit mäßigte, bestimmte derselbe, daß sein einiger Sohn, der mit ihm desselbigen Wesens und ewiger Gott ist, daß er in der Zeiten Fülle wahrer Mensch ward:

3) Erstlich, damit die ganze Verderbtheit des Menschen, nachdem die beiden Naturen zu einem Jesus Christus vereinigt waren, in einem Menschen gänzlich aufgehoben würde.

4) Sodann, daß er alle Gerechtigkeit erfüllte, daß er ein Priester sei, stark genug, um Gottes Gericht zu ertragen, und würdig genug zur Versöhnung des himmlischen Vaters, als Gerechter für die Ungerechten sterbend und mit seinem Gehorsam den Trotz Adams auslöschend und alle unsere Ungerechtigkeiten, die auf seine Schultern gelegt waren, sühnend.

5) Endlich, damit er lediglich durch seine Selbstaufopferung alle zu Erwählenden heiligte, die Sünde in ihnen durch die Gemeinschaft seines Todes und Begräbnisses zerstörend und begrabend, und durch seine Auferstehung zum neuen Leben erweckend, so daß sie in ihm noch mehr fänden als sie in Adam verloren hatten.

6) Damit aber dies Heilmittel nicht erfolglos sei, so beschloß der Herr, zugleich jenen seinen Sohn Denjenigen, welche er von Ewigkeit her zum Heil bestimmt hatte, und diese wiederum dem Sohne zu schenken, auf daß sie, da er in ihnen und sie in ihm sein würden, in nachfolgenden Stufen zusammen vollendet würden.

7) Erstens nämlich hält ihnen Gott, zu welcher Zeit es ihm gefällt sein von Ewigkeit her beschlossenes Geheimniß zu eröffnen — zu einer Zeit, wo man am wenigsten daran denkt, indem ja die Menschen so blind sind, daß sie doch auf's Schärfste zu sehen vermeinen, woraus ihnen gewisses Verderben droht, — also plötzlich hält ihnen Gott die allergrößte Gefahr vor Augen, in welcher sie schweben, und damit sie bei dem Zeugniß ihres gleichsam begrabenen und gestorbenen Gewissens um so stärker erschüttert werden, fügt er mit einzelnen Beispielen seiner Gerichte die Predigt seines Gesetzes hinzu, auf daß sie bei der Erinnerung ihrer Sünden erschrecken. Aber dennoch thut Gott dies nicht in der Absicht, daß sie in diesem Schrecken bleiben sollen, sondern vielmehr daß sie die Größe der Gefahr, welche sie umringt, betrachten und zu dem einzigen Mittler Jesus Christus fliehen sollen.

8) Daher hält er ihnen nach jener strengen Predigt des Gesetzes die evangelische Gnade und Güte vor, jedoch mit Hinzufügung der Bedingung, daß sie an Christum glauben, der sie allein von der Verdammniß frei machen und ihnen das Recht zur Erlangung des himmlischen Erbes ertheilen kann.

9) Weil aber alles dies erfolglos sein würde, wenn Gott dieses Ge-

heimniß den Menſchen nur durch die äußere Predigt des geſchriebenen und öffentlich in der Kirche verkündigten Wortes (welches gleichwohl das ordnungsmäßige und relativ nothwendige Werkzeug iſt, durch welches uns Jeſus Chriſtus mitgetheilt wird) vorführte, ſo verbindet daſſelbe, da er es mit ſeinen Erwählten zu thun hat, mit der äußern Predigt des Wortes zugleich die innere Kraft des heiligen Geiſtes, welcher zwar nicht, wie die Sophiſten meinen, die Reſte ihres freien Willens wieder in Stand ſetzt (denn was wir von freiem Willen noch übrig haben, das beſteht darin, daß wir freiwillig ſündigen, Gott fliehen, ihn haſſen und ſogar ihn weder hören noch ihm glauben noch die Gabe Gottes erkennen, ja ſogar nicht einmal etwas Gutes denken können, und daß wir endlich dem Zorne und dem Fluche gänzlich verfallen ſind); vielmehr wandelt Gott die ſteinernen Herzen in fleiſcherne um, zieht und belehrt ſie, erleuchtet die Augen und öffnet den Sinn, das Herz, die Ohren und das Verſtändniß.

10) Zuerſt aber bewirkt es der heilige Geiſt in den Erwählten, daß ſie ihr Unglück wirklich fühlen; ſodann ſchafft er in ihnen den Glauben, damit ſie die Bedingung, welche an die Verheißung des Evangeliums geknüpft iſt, erfüllen können. Dieſer Glaube aber iſt ein doppelter: Der eine nämlich iſt der Glaube, mit welchem Chriſtus im Allgemeinen erkannt wird, mit welchem wir nämlich der Geſchichte Chriſti und den von ihm geſchriebenen Weiſſagungen beiſtimmen, welcher Glaube zuweilen auch ſelbſt den Verworfenen gewährt wird. Der andere iſt der Glaube, welcher den Erwählten eigenthümlich angehört und welcher darin beſteht, daß wir den im Allgemeinen dargebotenen Chriſtum uns als unſern eignen Chriſtus aneignen und daß wir, ein jeder für ſich, unſerer Erwählung uns gewiſſer werden, die einſtens von Ewigkeit her im Geheimniß Gottes verborgen, nun aber uns geoffenbart iſt, theils in dem inwendigen Zeugniß des Gewiſſens, durch den mit der äußeren Predigt verbundnen Geiſt Gottes, theils aber auch durch die Kraft und Wirkſamkeit deſſelben Geiſtes, welcher die einzelnen Erwählten aus der Knechtſchaft der Sünde in die Freiheit verſetzt und ſie dahin bringt, daß ſie anfangen zu wollen und zu thun, was Gottes iſt.

11) Dieſes ſind alſo die Stufen, auf denen es dem Herrn gefällt, in ſeinen Erwählten jene koſtbare und eigenthümliche Gabe des Glaubens zu erſchaffen, damit ſie ihr Heil in Chriſto ergreifen. Weil aber der Glaube in uns nur angefangen iſt, damit wir, was durchaus nothwendig iſt, in demſelben nicht allein beharren, ſondern auch zur Vollendung gelangen können, ſo werden wir zu allererſt mit dem Sacramente der Taufe geweiht; ſodann wird dieſer Glaube, abgeſehen von dem Gehör des Wortes wiederum durch das Sacrament des Herrnmahles beſiegelt. Denn der Hauptzweck dieſer Sacramente iſt, daß ſie gewiſſe und wirkſame Zeichen, ja ſogar Urkunden der Gemeinſchaft der Gläubigen mit Chriſto ſeien, der ihnen zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung gemacht iſt. Darum wird es uns

bei Paulus zum öfteſten eingeſchärft, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt Frieden haben.

12) Denn wer immer die Gabe des wahren Glaubens erlangt hat, der braucht zwar, auf dieſelbe Güte Gottes vertrauend, wenn er auch über ſein Beharren bekümmert ſein mag, doch nicht zu zweifeln, ſondern ſoll vielmehr in jeder Art von Verſuchungen und Bekümmerniſſen Gott anrufen mit der gewiſſen Hoffnung, daß er erlangen wird, warum er bittet, wenigſtens ſo weit es heilſam iſt, da er weiß, daß er ein Kind des Gottes iſt, der nicht täuſchen kann. Außerdem irrt er niemals vom rechten Wege ab, ohne daß er durch die Wohlthat derſelben Gnade endlich wieder auf den Weg zurückkehrt. Denn wie der Glaube in den Erwählten bisweilen eine Zeitlang begraben iſt, ſodaß er wohl ganz erloſchen zu ſein ſcheint, auf daß ſie nämlich ihre Schwäche erkennen, ſo weicht er doch niemals ſo weit in ihnen zurück, daß die Liebe Gottes und des Nächſten ihren Gemüthern gänzlich geraubt werde, denn Niemand wird in Chriſto gerechtfertigt, der nicht in demſelben geheiligt und ſomit auch zu den guten Werken zugerichtet werde, welche Gott vorgezeichnet hat, daß man in ihnen wandeln ſoll.

13) Dies alſo iſt der Weg, auf welchem der Herr diejenigen von ſeinen Erwählten, welche es ihm gefällt unter den Menſchen aufzuzeichnen, bis ſie herangewachſen ſind, zur vollen Ausführung ſeiner Rathſchlüſſe vorbereitet. Was aber diejenigen betrifft, welche er kaum geboren oder in ihren erſten Lebensjahren in ſein Reich beruft, ſo iſt der Weg kürzer. Denn da er in ſeinem Gnadenbunde (in gratuito suo foedere), deſſen Mittler Chriſtus iſt, nicht allein die Gläubigen ſelbſt, ſondern auch deren Nachkommenſchaft in tauſend Geſchlechtern umfaßt, ſodaß er dieſelben ausdrücklich als heilig bezeichnet, ſo iſt es nicht im Geringſten zweifelhaft, daß er auch die Kinder der Heiligen, welche zur Erwählung gehören (die er allein kennt), dem Sohn gegeben habe, der auch nicht einmal dieſe hinausſtoßen wird.

Kap. V.

Nach welcher Ordnung der Herr den Rathſchluß der Verwerfung auszuführen und in Wirklichkeit kund zu geben anfängt.

1) Aus dem Geſagten kann leicht entnommen werden, wie es der Herr bewirke, daß diejenigen verloren gehen, welche er erſchaffen hat, um in ihrer gerechten Verdammung verherrlicht zu werden. Denn wie Chriſtus als der zweite vom Himmel gekommene Adam das Fundament und die ganze Subſtanz des Heiles der Erwählten iſt, ſo iſt auch der erſte von der Erde genommene Adam, weil er gefallen iſt, darum der erſte Urheber des Haſſes und des Verderbens, welches der Verworfenen harrt.

2) Denn da Gott aus Gründen, die er ſelbſt allein kennt, beſchloſſen hatte, ſie zu dem Zwecke zu erſchaffen, daß er in ihnen ſeinen Zorn und ſeine

Macht offenbarte, ſo hat er zugleich ſtufenweiſe die Urſachen geordnet, nach welchen es geſchehen ſoll, daß die ganze Schuld ihres Verderbens auf ihnen liegt, wie es oben von uns nachgewieſen worden iſt. Nachdem daher der Menſch aus freien Stücken in jenen unglückſeligen Zuſtand herabgefallen iſt, ſo übt der Herr, welcher die Verworfenen, inwiefern ſie corrumpirt ſind, mit Recht verflucht, in etlichen derſelben, ſobald ſie geboren ſind, ſeinen gerechten Zorn aus.

3) In den Erwachſenen dagegen beobachtet der Herr zwei andere, weſentlich verſchiedene Weiſen. Einige nämlich würdigt er nicht einmal dieſer Gnade, daß ſie von Chriſto, in welchem allein Heil iſt, überhaupt etwas hören, ſondern er läßt dieſelben ihre Wege dahingehen und zum gewiſſen Ende eilen, denn die Zeugniſſe ſeiner Gottheit, die er ihnen noch beläßt, wirken nur ſoviel, daß ſie umſoweniger ſich entſchuldigen können, jedoch durch ihre eigene Schuld, da jene Unwiſſenheit und Fahrläſſigkeit ſelbſt, in welcher ſie ſich befinden, die Strafe der Verderbniß iſt, in der ſie geboren wurden. Und fürwahr, was ſie auch in göttlichen Dingen mit dem Lichte oder vielmehr mit der Finſterniß der Natur ſchauen können, das iſt, auch wenn ſie nicht mitten im Lauf inne halten würden, von der Art, daß es in keiner Weiſe zum Heil genügen kann. Denn zum Heil iſt es erforderlich, daß wir Gott erkennen, und zwar nicht nur als Gott, ſondern auch als den Vater in Chriſto, welches Geheimniß uns nicht Fleiſch und Blut, ſondern der Sohn ſelbſt nur denen offenbart, welche er vom Vater empfangen hat.

4) Bei Etlichen aber iſt der Fall noch ſchlimmer, nämlich bei denen, welche er zwar der äußern Predigt würdigt, welche aber nach empfangener Berufung antworten weder wollen noch können, weil ſie ſich in ihrer Blindheit ſo gefallen, daß ſie ſagen, ſie wären ſehend; denen es auch nicht gegeben iſt, den Geiſt der Wahrheit zu erfaſſen und zu glauben. Daher iſt die Hartnäckigkeit derſelben zwar nothwendig aber doch freiwillig, woher es kommt, daß ſie zum Gaſtmahl eingeladen ſich weigern zu kommen, ſodaß ihnen nun das Wort des Lebens eine Thorheit und ein Stein des Anſtoßes und ein Geruch des Todes zum Tode iſt.

5) In Andern erweckt der Herr das Verſtändniß, daß ſie aufnehmen und glauben, was ſie hören; aber es geſchieht dieſes mit jenem allgemeinen Glauben, den auch die Teufel haben und dabei zittern.

6) u. 7) Diejenigen endlich, welche die Allerunglücklichſten ſind, ſteigen noch höher hinauf, damit ſie um ſo tiefer hinabſtürzen. Hierhin werden ſie nämlich durch die Gabe einer gewiſſen Gnade gefördert, da ſie ſogar eine Zeitlang zum Genuſſe des himmliſchen Gutes bewegt werden, ja daß ſie vorübergehend ſogar durch Aufnahme des Samens in die Kirche Gottes eingepflanzt zu ſein ſcheinen und ſelbſt Andern den Weg des Heiles zeigen. Aber dieſes ſteht feſt, daß jener Geiſt der Kindſchaft, von welchem wir ſagten, daß er das Eigenthum derer ſei, welche niemals herausgewieſen werden, und

welche in dem Geheimniß des Volkes Gottes verzeichnet sind, ihnen niemals mitgetheilt werde. Denn wenn sie zu den Erwählten gehörten, so würden sie auch mit den Erwählten beharren.

Diese Alle also, weil sie nothwendig und doch freiwillig (denn sie stehen unter der Herrschaft der Sünde) zu dem Gräuel zurückkehren und von dem Glauben abfallen, werden darum mit der Wurzel ausgerissen und ins Feuer geworfen. Sie werden verlassen von Gott, welcher sie zwar nach seinem Willen, dem Niemand widerstehen kann, aber nichtsdestoweniger durch ihre Verderbniß und Gottlosigkeit bewogen, sie verhärtet, ihr Herz träg macht, ihre Ohren verschließt, endlich ihre Augen blendet und hierzu theils ihre verbrecherischen Begierden, denen er sie zur Beherrschung übergiebt, theils jenen Geist der Lüge gebraucht, der sie in Fesseln gebunden hält, nämlich wegen ihrer Verderbniß, woraus wie aus einer Quelle ein ununterbrochener Strom von Unglaube, Unwissenheit und Gottlosigkeit hervorströmt. Daher kommt es, daß sie als Menschen, die am Glauben Schiffbruch erlitten haben, dem ihnen bestimmten Tag des Verderbens niemals entgehen, auf daß Gott durch ihren gerechten Untergang verherrlicht werde.

Kap. VI.

Von der letzten und vollen Ausführung des Rathschlusses Gottes sowohl in den Erwählten als in den Verworfenen.

1) Da Gott die Gerechtigkeit selbst ist, so ist es billig, daß er die Gerechten errettet, die Ungerechten verdammt. Aber unter den Menschen sind nur diejenigen gerecht, welche durch den Glauben mit Christo vereinigt, in ihn eingepflanzt und in ihm gewurzelt und mit ihm ein Leib sind, sodaß sie in ihm und durch ihn die Rechtfertigung und Heiligung haben. Hieraus ergiebt sich, daß das Leben, für welches sie zur Verherrlichung Gottes bestimmt sind, mit einem gewissen Recht nur ihnen gehört.

2) Dagegen sind diejenigen, welche in der Befleckung Adams und im Tode verbleiben, Gott mit Recht verhaßt, weshalb sie von ihm verdammt werden, nicht einmal die ausgenommen, welche eher starben, als sie in der Weise Adams thatsächlich sündigen konnten.

3) Diese zwiefache Ausführung der Gerichte Gottes kommt sowohl in diesem als in jenem erst in drei Stufen zum Abschluß, von denen der erste von uns dargelegt worden ist. Denn was die Erwählten betrifft, so sind sie in demselben Momente, in welchem sie die Gabe des Glaubens empfingen, gewissermaßen vom Tode zum Leben hinübergegangen, dessen gewisses Pfand sie haben. Aber dieses ihr Leben ist durchaus in Christo verborgen, bis jener erste Tod sie um eine Stufe befördert, indem nämlich der Geist, von den Fesseln des Körpers befreit, in die Freude seines Herrn eingeht.

Endlich werden sie an jenem, für das Gericht über die Lebendigen und Todten bestimmten Tage, wann das Verwesliche die Unsterblichkeit angethan

haben wird und Gott Alles in Allem ſein wird, ſeine Majeſtät unmittelbar ſchauen und jene unausſprechliche Freude genießen, welche ihnen von Ewigkeit her beſtimmt iſt durch den Lohn, welcher gebührt der Gerechtigkeit und Heiligkeit Chriſti, der für ihre Sünden hingegeben und zu ihrer Rechtfertigung von den Todten auferweckt iſt, durch deſſen Kraft und Geiſt ſie von Glauben zu Glauben wandelten, wie ſich aus ihrem ganzen Leben klar ergeben wird.

4) Dagegen ſtürzen die Verworfenen, welche in Sünde, Tod und in dem über ihnen bleibenden Zorne Gottes empfangen, geboren und auferzogen ſind, wenn ſie aus dieſer Welt ſcheiden, in einen andern Abgrund des Verderbens, indem ihre Seelen in ewigen Schrecken hinabgeworfen werden, bis zu dem Tage, wo ſie nach der Vereinigung von Leib und Seele in jenes ewige Feuer eingehen, welches den Teufeln und deſſen Engeln bereitet iſt.

Alſo auf dieſe zwiefache, ganz verſchiedenartige Weiſe wird jener letzte Ausgang der Gerichte Gottes ſeinen Ruhm Allen offenbar machen, indem er ſich in ſeinen Erwählten als den höchſt Gerechten und höchſt Barmherzigen erwieſen haben wird. Nämlich als den Gerechten, inwiefern er alle Sünden ſeiner Erwählten mit der größten Strenge in der Perſon ſeines Sohnes geſtraft und ſie nicht eher in ſeine Gemeinſchaft aufgenommen hat, als er ſie in demſelben ſeinem Sohne vollkommen gerechtfertigt und geheiligt hat. Als den unendlich Barmherzigen wird ſich Gott hierbei erweiſen, weil er bei ſich beſchloſſen hatte, ſie aus Gnaden zu erwählen und ſie ſodann gemäß ſeines Rathſchluſſes in dem Sohn ganz umſonſt als Kinder annahm, ſie berufend, rechtfertigend und verherrlichend, wobei nur der Glaube zwiſchen eintrat, welchen er ihnen, durch dieſelbe Güte bewogen, ſelbſt verlieh. Auf der andern Seite dagegen wird bezüglich der Verworfenen, deren Verderbtheit und Ungläubigkeit mit den daraus hervorgegangenen Früchten und mit dem Zeugniß des eignen Gewiſſens dieſelben ſo überführen, daß, ſoviel ſie ſich auch ſträuben mögen, dennoch die höchſte Gerechtigkeit Gottes in ihrer gerechten Verdammung, was dann Alle bekennen werden, erſcheinen wird.

Kap. VII.

Auf welche Weiſe dieſe Lehre öffentlich und angemeſſen vorgetragen werden kann.

Nachdem die Summe der Lehre ſelbſt entwickelt iſt, ſo iſt nun noch zu zeigen, was insbeſondere bei ihrer Verkündigung und ſpeciellen Anwendung unſeres Dafürhaltens zu beobachten iſt. Denn daß ſie Vielen ſo rauh erſcheint, daß ſie dieſelben wie eine Klippe fliehen, das iſt theils der Gottloſigkeit und Anmaßung der Menſchen, theils auch dem Unverſtande Einiger zuzuſchreiben, welche dieſe Geheimniſſe ganz ohne alle Ueberlegung und ohne alle Auswahl zu entwickeln ſuchen. Außerdem iſt es der Unwiſſenheit derer beizumeſſen, welche das, was übrigens mit gläubigem Sinne und richtig

entwickelt ist, auf sich selbst nicht von dem rechten Gesichtspunkte aus anzuwenden wissen.

Was also jene Ersten betrifft, von denen mit Bosheit gesündigt wird, so kann nur Gott das von ihnen Gefehlte gut machen, was er freilich seiner Zeit immer gethan hat und auch fernerhin in denjenigen thun wird, deren er sich endlich erbarmen will. Dagegen brauchen wir uns bezüglich der Uebrigen, welche in ihrer Bosheit hartnäckig und verstockt verbleiben, weder durch ihre Zahl, noch durch ihr Ansehn so beunruhigen zu lassen, daß die Wahrheit Gottes verhehlt werden sollte. In Betreff der Andern glaube ich, daß zur Verkündigung dieses Geheimnisses vorzugsweise Folgendes zu beobachten ist:

Erstens, daß sie, wie im Uebrigen, so im Besonderen im Geheimniß der Prädestination sich sorgfältig hüten, daß sie nicht statt der einfachen Wahrheit Gottes eitele und unnütze Speculationen vorbringen, was nothwendig von denjenigen geschehen muß, welche, um jene geheimen Gerichte Gottes mit den Hirngespinnsten der Menschen zu vermitteln, die Präscienz von dem Rathschlusse Gottes nicht allein unterscheiden (was ganz in der Ordnung ist), sondern auch trennen, oder sich eine bloße und müßige Zulassung ersinnen oder einen doppelten Rathschluß Gottes annehmen. Aus diesen Irrthümern müssen sie nothwendig auf andere unendliche und alberne Irrthümer verfallen, indem sie theils gezwungen werden, Wahrheiten zu verleugnen, welche auf's Genauste zusammenhängen, theils auch viele einfältige und unklare Distinctionen ausklügeln, in die sie sich, je länger sie mit ihnen umgehen, umsomehr verwickeln, so daß sie aus diesen Labyrinthen niemals wieder herauskönnen. Dieses also werde zumal in diesem Gegenstande vermieden, der vor allem Anderen in der Kirche Gottes lauter und klar gelehrt werden muß. Sodann gebrauche man, soweit es möglich ist (denn im Interesse der Lehrentwicklung muß zuweilen auch etwas mit heiligem und frommem Sinne gewagt werden), durchaus keine Redeweisen, welche der Schrift fremd sind; wogegen man das, was im Worte Gottes erkannt ist, durch geeignete Auslegung erläutern muß, damit nicht ein zu wenig Gebildeter daran eine Gelegenheit des Anstoßes nehme.

Ebenso ist sorgfältige Rücksicht auf die Zuhörer zu nehmen, wobei man wiederum die Boshaften von den Ununterrichteten, und diejenigen, welche keine Belehrung verlangen, von denen unterscheiden muß, welche an natürlicher menschlicher Unwissenheit leiden; denn jenen pflegt der Herr das Gericht des Vaters offen anzukündigen, diese aber müssen allmählich in die Erkenntniß der Wahrheit eingeführt werden. Aber auch das muß hierbei verhütet werden, daß nicht etwa durch zu große Rücksichtsnahme auf die Schwachen die Uebrigen vernachlässigt werden, von welcher Klugheit wir ausgezeichnete Beispiele bei Paulus sehen, zumal Röm. 9, 10—15.

Ferner ist zu beachten, daß, wenn nicht etwa eine entscheidende Rück-

ſichtnahme daran hindert, von unten nach oben fortgegangen werden muß, wie Paulus in ſeiner methodus der Theologie, nämlich im Briefe an die Römer, vom Geſetz zur Sündenvergebung und von da allmählich bis zur höchſten Stufe fortſchreitet. Oder man möge lieber an derjenigen Stelle der Schrift, welche gerade zur Behandlung am geeignetſten iſt, ſtehen bleiben. Nur gehe man nicht von oben nach unten hin, denn wenn der Glanz der göttlichen Majeſtät dem Auge plötzlich vorgehalten wird, ſo pflegt er das Auge zu blenden, ſodaß es hernach das Uebrige nicht zu ſehen vermag, wenn es ſich nicht lange und oft an den Anblick jenes Lichtes gewöhnt hat. Mag man nun aber von unten nach oben hinaufſteigen, oder von oben nach unten herabgehen, immer hat man ſich zu hüten, daß man nicht mit Uebergehung des Mittelgliedes von einem Aeußerſten zum anderen hinüberſchweife, wie von dem Rathſchluß zum Heil und wohl gar von dem Heil zum Rathſchluß oder vom Rathſchluß zur Verdammung, und ebenſo darf man nicht die näher liegenden Urſachen des Gerichtes Gottes übergehn, man müßte es denn mit offenbaren Verächtern Gottes, bei denen keine Belehrung etwas anderes hilft, als daß ſie vom Gerichte Gottes getroffen werden; oder man müßte es mit Leuten zu thun haben, die in dem Worte Gottes ſo geübt ſind, daß man ein Aergerniß nicht mit Grund zu befürchten hat.

Ferner werde dieſe Lehre niemals ſo vorgetragen, daß man ſie auf irgend Jemand perſönlich anwende, wennſchon die Einen ſo, die Andern anders zu beruhigen oder aufzurütteln ſind, es ſei denn, daß jemand als ein Prophet Gottes durch irgend eine beſondere Offenbarung dazu aufgefordert wäre, was man jedoch nicht ſo ohne weiteres zu glauben hat, weil es nur ausnahmsweiſe geſchieht.

Dagegen bei dem Krankenbeſuch und bei vertraulichen Ermahnungen ſcheint es die Pflicht des Predigers zu ſein, die Gewiſſen aller Bekümmerten ſoweit es geht, mit dem Troſte der Erwählung aufzurichten; dagegen alle verſtockten und hartnäckigen Sünder mit jenem ſchrecklichen Gerichte Gottes zu züchtigen, jedoch mit einer gewiſſen Mäßigung und mit Fernhaltung jenes letzten Richterſpruches, dem keine Bedingung beigegeben iſt. Denn dieſer Richterſpruch ſteht nur Gott zu.

Kap. VIII.

Wie jeder Einzelne dieſe allgemeine Lehre mit einigem Nutzen auf ſich ſelbſt anwenden kann.

1) Bekanntlich wird von denjenigen, welche lehren, daß das Heil der Menſchen entweder ganz oder theilweiſe auf Werken beruhe, das Evangelium Gottes gänzlich umgekehrt und zerſtört. Diejenigen dagegen, welche die Rechtfertigung aus Gnaden und aus dem Glauben lehren, ſtützen ſich auf ein ſicheres Fundament; jedoch erſt dann, wenn ſie dem Glauben jenen ewigen Vorſatz Gottes unterbreitet haben, auf welchem auch Chriſtus ſelbſt

und der Chriſto nachfolgende Apoſtel beruht. Denn da das Beharren im Glauben zum Heil erforderlich iſt, wozu habe ich denn da den Glauben, wenn ich mir nicht über die Gabe des Beharrens gewiß bin? Auch iſt nicht zu befürchten, daß uns dieſe Lehre nachläſſig und lüderlich mache, denn jener Friede des Gewiſſens, von welchem wir ſprechen, iſt von der thörichten Fleiſchesſicherheit gar ſehr verſchieden, und wer ein Kind Gottes iſt, der wird, indem ihn der Geiſt Gottes treibt, durch den Gedanken an die Wohlthaten Gottes ſich niemals zur Trägheit verleiten laſſen. Wenn daher auch dieſe Lehre nur den einen Gewinn brächte, daß wir durch ſie für alle kommenden Fälle unſern Glauben zu ſchützen und zu befeſtigen lernten, ſo leuchtet ein, daß die weſentlichſte Grundlage unſeres Heils von denen zerſtört wird, welche, weil ſie Gott nach dem geringen Maße ihres geringen Verſtandes bemeſſen, dieſe Hauptſache der Religion anfeinden.

2) Die Art und Weiſe der Aneignung dieſer Lehre iſt folgende: Die Werke Gottes, auch die geringſten ſind von der Art, daß der Menſch über ſie nur in einer zweifachen Weiſe urtheilen kann. Nämlich entweder nachdem ſie ſchon erfolgt ſind, oder aus der Dispoſition der Mittelurſachen, von denen der Menſch aus langer Erfahrung weiß, daß ſie auf einen beſtimmten Zweck hinweiſen, wie es auch in natürlichen Dingen zu geſchehen pflegt, in denen jedoch der Blick der Menſchen wunderbar ſchwach iſt.

Bei dieſem Gegenſtande alſo, welcher der bei weitem dunkelſte iſt, kann es nicht auffallend ſein, daß der Menſch ſich mit ſeinem Urtheil in großer Verlegenheit befindet, und daß er nur auf dieſem Wege zu erkennen vermag, was im geheimen Rathſchluſſe Gottes über ihn beſtimmt ſei. Weil aber nun dieſes ganze Urtheil auf der Beobachtung derjenigen Urſachen beruht, welche alle Gewalt der Natur überragen, ſo müſſen wir nothwendig anderswohin fliehen, nämlich zu den in dem Worte Gottes aufgezeichneten Offenbarungen, welche, da ſie unendlich gewiſſer ſind, als alle menſchlichen Muthmaßungen, uns ohne Zweifel auch ein um ſo ſichereres Urtheil gewähren.

Nun bezeugt die Schrift, daß alle diejenigen, welche Gott nach ſeinem ewigen Rathſchluß durch Jeſum Chriſtum als ſeine Kinder anzunehmen beſchloſſen hat, auch zur beſtimmten Zeit ſo wirkſam berufen werden, daß ſie die Stimme des rufenden Gottes hören und annehmen; durch welchen Glauben ſie in Chriſto gerechtfertigt und geheiligt und nothwendig auch verherrlicht werden.

Willſt du alſo, wer du auch biſt, deiner Prädeſtination und ſomit des Heiles, das du erwarteſt gegen alle Anläufe des Satans gewiß werden, willſt du, ſage ich, dir darüber gewiß werden, nicht aus zweifelhaften und aus dem menſchlichen Geiſte geſchöpften Vermuthungen, ſondern vielmehr aus Gründen, die nicht weniger gewiß und bewährt ſind, als wenn du in den Himmel ſelbſt hinaufgeſtiegen wäreſt und aus Gottes eignem Munde jenen geheimen Rathſchluß kennen gelernt hätteſt? Dann hüte dich wohl, daß du nicht von

jener höchſten Stufe anfängſt, denn ſonſt wirſt du jenes unermeßliche Licht Gottes nicht tragen können. Forſche alſo von den unterſten Stufen an und wo du die Stimme Gottes in deinen Ohren und in deinem Herzen tönen hören wirſt, welche dich zu Chriſtum als den einigen Mittler ruft, dann erwäge allmählich und ſuche ſorgſam zu ergründen, ob du ſeiſt in Chriſto gerechtfertigt und geheiligt. Denn dieſes ſind die Wirkungen, aus denen der Glaube als Urſache derſelben erkannt wird.

Dieſes aber wirſt du erkennen theils aus dem Geiſte der Kindſchaft, welcher innerlich ruft: Abba, lieber Vater, theils auch aus der Kraft und Wirkſamkeit deſſelben Geiſtes in dir ſelbſt, wenn du es nämlich erfährſt und thatſächlich es auch erkennen läſſeſt, daß die Sünde, wenn ſchon ſie noch in dir wohnt, doch nicht mehr in dir herrſcht. Oder iſt es nicht etwa der heilige Geiſt, welcher es bewirkt, daß wir den ſchlechten und verbrecheriſchen Begierden alle Zügel nicht freiwillig ſchießen laſſen, wie es die zu thun pflegen, denen der Fürſt dieſer Welt die Augen geblendet hat? Wer ermahnt uns ſonſt zum Gebet, wenn ſchon wir noch ſo kalt und träge ſind? Wer erweckt in uns jene unausſprechlichen Seufzer? Wer pflanzt in uns, wenn wir zuweilen auch wohl wiſſentlich und vorſätzlich geſündigt haben, jenen Haß gegen die begangene Sünde, und zwar nicht etwa aus Furcht vor Strafe, ſondern weil wir unſern allergnädigſten Vater beleidigt haben? Wer, ſage ich, bezeugt uns, daß unſre Seufzer erhört werden und treibt uns dahin, daß wir Gott als unſern Gott, ja ſogar als unſern Vater, auch nachdem wir ihn beleidigt haben, unerſchrocken anzurufen wagen? Iſt es nicht der Geiſt, den wir als ſicheres Pfand unſerer Gotteskindſchaft umſonſt verliehen erhalten haben? Denn wenn wir aus dieſen Wirkungen auf den Glauben ſchließen können, ſo ergiebt ſich, daß wir wirkſam berufen und gezogen worden ſind, und aus dieſer Berufung, von der wir oben zeigten, daß ſie den Kindern Gottes eigenthümlich angehört, erkennen wir wiederum, was wir zu wiſſen wünſchen, daß wir nämlich, weil wir nach dem ewigen Rathſchluß Gottes zur Adoption in Chriſto prädeſtinirt ſind, darum dem Sohne geſchenkt ſind. Hieraus folgt endlich, da wir nach jenem unwandelbaren Willen Gottes, der allein auf ſich ſelbſt beruht, prädeſtinirt ſind, und da uns Niemand aus der Hand des Sohnes reißen kann, und das Beharren im Glauben zum Heile nothwendig iſt, daß die Zuverſicht zu unſerem Beharren und ſomit auch unſeres Heils gewiß iſt, ſodaß es unrecht wäre, daran noch zu zweifeln.

Weit entfernt alſo, daß dieſe Lehre uns nachläſſig oder lüderlich machen ſollte, eröffnet uns dieſelbe vielmehr den Zugang zur Erforſchung und zum Verſtändniß der Tiefen Gottes ſelbſt durch ſeinen eignen Geiſt, wie es der Apoſtel ausdrücklich bezeugt, damit, wenn wir dieſelben erkannt haben (wir erkennen ſie aber, ſo lange wir hier weilen, nur theilweiſe, weshalb wir täglich mit den himmliſchen Waffen gegen unſere Zweifelſucht kämpfen müſſen),

wir lernen ſollen uns nicht nachläſſig zu verhalten, ſondern tapfer zu beharren, ihn zu verehren, zu lieben, zu fürchten und anzurufen, daß wir von Tag zu Tag mehr, wie Petrus ſagt, unſere Berufung und Erwählung, ſoviel uns betrifft, feſt machen. Wie wird dann aber derjenige gegen ſo viel feindſelige innere und äußere Verſuchungen und gegen ſo viele (um mit der Welt zu reden) Schickſalsſchläge feſt und ſtandhaft verbleiben, der ſich nicht zuvor darüber als über eine unbedingte Wahrheit gewiß geworden iſt, daß Gott nach ſeinem gütigen Willen alles, was es auch ſei, und welche Werkzeuge er auch dazu gebrauche, zur Wohlfahrt der Seinen thue, auf daß er, der ſich in dieſer Gefahr befindet, in das Buch der Seligen ſelbſt eingetragen werde?

3) Was aber den anderen Theil der Prädeſtination betrifft, da der Vorſatz der Erwählung nicht einmal gedacht werden kann, ohne daß zugleich deſſen Gegentheil und zwar im gleichen Maße hinzugedacht wird (zu geſchweigen, daß doch nachweisbar im Worte Gottes dieſe beiden mit einander verbunden werden), ſo ergiebt es ſich, daß diejenigen dem Geiſte Gottes ein großes Unrecht thun, welche dieſen Theil als gleichgültig und unnütz begraben haben wollen. Es iſt alſo auch dieſer Theil der Prädeſtination zu betrachten, jedoch ſo, daß die Tiefe der Gerichte Gottes der menſchlichen Neugier einen Zaum anlegen muß, und endlich ſo, daß er niemals auf einen einzelnen Menſchen oder eine beſtimmte Menge angewendet werde. Denn auch darin unterſcheidet ſich die Verwerfung von der Erwählung, daß dieſe, wie wir gezeigt haben, uns durch den heiligen Geiſt nicht in Anderen, ſondern in uns ſelbſt geoffenbart wird, wogegen die Verwerfung faſt immer Allen unbekannt iſt, es ſei denn, daß ſie in außerordentlicher Weiſe von Gott enthüllt werde. Denn wer kann wiſſen, ob nicht der Herr beſchloſſen hat, im letzten Augenblick des Lebens ſich deſſen, der ſein ganzes Leben in Laſter und Verbrechen hingebracht hat, zu erbarmen? Dabei aber darf dieſe Hoffnung, wenn ich von dem ſpreche, was wir in Betreff Anderer beachten müſſen, Niemanden in ſeiner Gottloſigkeit befeſtigen, zumal da die Beiſpiele dieſer Güte Gottes ſelten ſind und kein Verſtändiger das, was nicht in unſerer Hand iſt, ſich mit eiteler Sicherheit vorſpiegeln wird. Es genügt alſo im Allgemeinen, zu wiſſen, daß es einzelne Gefäße giebt, welche zum Verderben zubereitet ſind, und daß wir, da uns der Herr dieſelben nicht gezeigt hat, die Einzelnen nach Kräften durch das Beiſpiel des Wandels und durch Gebet zum Heile einladen müſſen, was ſelbſt von denen gilt, in Betreff deren wir, wenn wir auf ihre Verbrechen hinſehen, gar keine Hoffnung haben.

4) Wenn wir in ſolcher Weiſe verfahren, ſo werden wir auch aus dieſer Lehre die beſte Frucht haben. Denn erſtens werden wir aus der Erkenntniß derſelben lernen, uns vor der Majeſtät Gottes gern zu beugen, daß, jemehr wir ihn fürchten und verehren, wir um ſo mehr uns bemühen, das Zeugniß unſerer Erwählung in Chriſto in uns zu befeſtigen. Sodann, wenn wir jenen Unterſchied unter den Menſchen, den Gottes Güte aufgerichtet hat,

obſchon dieſelben ſonſt eines und deſſelben Fluches ſchuldig ſind, aufmerkſam betrachten werden, ſo kann es nicht fehlen, daß wir jene beſondere Güte Gottes um ſo begieriger zu erkennen und zu erfaſſen ſuchen, als wenn wir annehmen, daß dieſe ſeine Gnade Allen gemeinſam wäre, oder wir den Grund der Ungleichartigkeit der Gnade nur in den Menſchen ſelbſt ſuchten. Wenn wir außerdem erkannt haben, daß die Gabe des Glaubens eine uns beſonders angehörige iſt, werden wir dann nicht das uns Dargebotene um ſo eifriger hinnehmen und um die Mehrung deſſelben um ſo mehr bekümmert ſein, als wenn wir uns mit Einigen einbilden wollten, es ſtehe in aller Menſchen Gewalt, ſich zu beſſern, ſo oft ſie wollten, weil Gott, wie ſie ſagen, wolle, daß alle Menſchen ſelig werden und den Tod des Sünders nicht wolle? Wenn wir endlich ſehen, daß die Lehre des Evangeliums faſt in der ganzen Welt nicht nur verachtet, ſondern auch auf das Grauſamſte verfolgt wird, wenn wir ſo vieler Menſchen ganz beſondere Treuloſigkeit und Abtrünnigkeit wahrnehmen, was wird uns dann mehr befeſtigen, als wenn wir daran feſthalten, daß nichts zufällig geſchieht, daß Gott die Seinen kennt und daß Diejenigen, die jene Gottloſigkeit begehen, wenn es ihnen nicht gegeben iſt, ſich zu beſſern, gerade die ſind, welche nicht zufällig, ſondern nach Gottes beſtimmtem und ewigem Rathſchluß erwählt ſind, daß aus ihnen, wie aus einem Spiegel der gerechte Zorn und die Macht Gottes hervorleuchte?

5) Indeſſen kann hierüber niemals ſo verſtändlich geredet werden, daß nicht die menſchliche Vernunft dawider rede und wohl gar den Herrn ſelbſt als den eigentlichen Urheber dieſer Lehre zur Rechenſchaft ziehe; aber wenn auch der Teufel knirſchen mag und wenn auch alle Gottloſen gegen den Stachel löcken, ſo wird doch ihr eignes Gewiſſen ſie überführen und verdammen; aber unſer Herz wird uns, durch die Güte Gottes befeſtigt, freiſprechen an jenem Tage des Herrn Jeſu Chriſti, welchem mit dem Vater und dem heiligen Geiſte Herrlichkeit, Lob und Ehre gegeben werde in Ewigkeit. Amen."

Außer dieſer Summa totius theologiae iſt insbeſondere eine kleinere Schrift Beza's über die Lehre von den Sacramenten geeignet die Dogmatik und Lehrweiſe deſſelben klar zu machen, weshalb wir auch dieſe hier in wortgetreuer Uebertragung mittheilen. Es iſt dieſes die Schrift

Summa doctrinae de re sacramentaria.

„In Chriſto unſerm einigen Mittler betrachten wir hauptſächlich vier Dinge: 1) Chriſti Perſon, 2) deſſen Amt, 3) die Gaben, welche wir aus ihm ſchöpfen, und endlich 4) wie wir jener Gaben theilhaftig werden.

„I. Von Chriſti Perſon.

„Wir lehren, daß Chriſtus aus zweien Naturen beſtehe, einer göttlichen und einer menſchlichen, welche eine Perſon beider Naturen bilden, jedoch mit Wahrung und Unterſcheidung ſowohl der göttlichen als der menſchlichen Eigenſchaften.

„Wir bekennen alſo, daß Chriſti menſchliche Natur verherrlicht iſt, und zwar auf der höchſten Stufe der Herrlichkeit, ſo jedoch, daß dadurch wohl die Schwäche der Natur aufgehoben, nicht aber die Natur umgewandelt iſt. Indeſſen iſt der Umſtand, daß alle menſchlichen Körper endlich und umſchrieben ſind und darum nur räumlich exiſtiren, nicht ein Merkmal der Schwäche, ſondern der Natur des Menſchen.

„Gleichwie daher der Leib Chriſti während ſeines Lebens auf Erden in Gemäßheit der Eigenſchaft der menſchlichen Natur vom Himmel entfernt war, ſo glauben wir, daß jetzt eben derſelbe Leib nach der Himmelfahrt von der Erde entfernt, und über die Himmel hinaus entrückt, dort räumlich umſchloſſen und der höchſten Herrſchaft theilhaftig iſt.

„Aber dennoch zertrennen wir Chriſtum nicht. Denn wir lehren, daß die göttliche Natur, welche überall iſt, überall perſönlich mit dem Fleiſche verbunden und daß darum der ganze Chriſtus überall iſt, nicht nach der Eigenthümlichkeit des Fleiſches, ſondern nach der Einheit der Perſon. Und daraus folgt nicht, daß Chriſtus überall, wo er als Gott iſt, auch als Menſch ſei. Was nämlich überall iſt, muß darum, weil es unendlich iſt, nothwendig Gott ſein. Gott iſt aber nicht in einen Menſchen verwandelt, ſondern mit einem Menſchen verbunden, ſo daß Gott und Menſch Eine Perſon ſind.

„Daher unterſcheiden wir mit der ganzen Schrift und allen alten orthodoxen Kirchenlehrern den Lehrartikel von der Himmelfahrt des Herrn von ſeinem Sitzen zur Rechten Gottes. Denn die Himmelfahrt bezeichnet eine Veränderung der Lage, das Sitzen zur Rechten des Vaters dagegen bezeichnet die Herrlichkeit des gen Himmel gefahrenen Körpers.

„II. Von dem Amte Chriſti.

„Das Amt Chriſti beſteht darin, das er Alles, was zum Heil erforderlich iſt, den Erwählten gewährt, wie wir hinwiederum nothwendig Alles aus ihm ſchöpfen müſſen.

„III. Von den Gaben, welche Chriſtus den Erwählten mittheilt.

„Unter den Gaben, welche die Erwählten von Chriſto empfangen, nennen wir an erſter Stelle Chriſtum ſelbſt, mit welchem wir nicht weniger wirklich und innig Eins werden müſſen, als die Glieder mit dem Leibe vereinigt ſind, jedoch ſo wie wir es näher bezeichnen werden. Dabei genügen uns Diejenigen nicht, welche dieſe unſere Vereinigung mit Chriſto auf deſſen Menſchwerdung beziehen. Denn dieſe iſt eine allgemeine Vereinigung deſſelben mit unſrer Natur. Hier dagegen ſprechen wir von der beſondern oder eigenthümlichen Verbindung, durch welche ſeine Kirche mit ihm zuſammenwächſt, und dieſe Vereinigung bezeichnen wir als die Quelle aller Wohlthaten, welche hernach von Chriſto auf uns übergehen. Denn da nur auf Ihm des

Vaters Wohlgefallen ruht, ſo müſſen wir mit ihm Eins werden, auf daß wir in ihm den Vater wohlgefallen.

„Hieraus folgt die andere Art der Gaben, nämlich derjenigen, welche uns in Chriſto mitgetheilt werden, nämlich 1) die Zurechnung der Heiligkeit, Gerechtigkeit, des Gehorſams Chriſti, — 2) das geiſtliche Leben ſelbſt, welches aus dem Fleiſche des Gottmenſchen in unſre eignen Glieder überſtrömt, durch deſſen Kraft wir wiedergeboren und zum ewigen Leben erhalten werden, wie dieſes hinfällige Leben in uns durch Speiſe und Trank ernährt wird.

„IV. Wie Chriſtus mit ſeinen Gaben von uns empfangen werde.

„Nur der Gnadenwirkſamkeit des einen heiligen Geiſtes, welcher die weſentliche Kraft des Vaters und des Sohnes iſt, iſt es beizumeſſen, daß wir Chriſtum und alle Gaben deſſelben empfangen.

„Denn er allein macht uns tüchtig, das was Gottes iſt, zu verſtehen, daß wir nicht nur im Allgemeinen Gottes Verheißungen als wahr anerkennen, ſondern daß auch jeder Einzelne von uns ſich entſchließen kann, dieſe Verheißungen auf ſich zu beziehen, ſo daß wir darum mit Zuverſicht rufen: Abba, lieber Vater.

„Dieſes allervorzüglichſte Werk des heiligen Geiſtes nennen wir den Glauben, eine Gnadengabe Gottes, welche für die Erwählten eigenthümlich beſtimmt und welcher unſrerſeits das zum Empfange Chriſti und aller ſeiner Gaben geeignete Werkzeug iſt. Deshalb lehren wir mit Paulus, daß wir allein durch den Glauben gerechtfertigt und gerettet werden, in wiefern wir nämlich allein mit der Hand des Glaubens alles zum Heil Nöthige d. h. Chriſtum und alle Gaben deſſelben ergreifen.

„Um dieſen Glauben durch ſeine geheime Kraft in uns zu erzeugen, und, nachdem er einmal erzeugt iſt, zu pflegen und zu befeſtigen, wendet der heilige Geiſt ferner auch äußere Werkzeuge an (weil unſre Natur gar roh und träge iſt), nämlich das geſchriebene und gepredigte Wort, welches er ſelbſt durch ſeine Kraft in uns wirkſam macht, ſo daß es nun in uns dasjenige bewirkt, wovon wir oben ſprachen.

„Dieſes Wort aber iſt zuweilen einfach, z. B. die gewöhnliche Predigt des Wortes, zuweilen hat es Zeichen mit gewiſſen Ceremonien bei ſich, welche die Griechen Myſterien, die Lateiner Sacramente nennen. Gott will uns nämlich in Berückſichtigung unſerer Schwachheit nicht nur durch das Gehör, ſondern auch durch die übrigen Sinne von ſeinem gütigen Willen gewiß machen und ſo unſre Vereinigung mit ſeinem Sohne Chriſtus mehr und mehr befeſtigen und beſiegeln.

„Von dieſen Grundlagen aus wird ſich nun unſre Meinung über folgende, das Sacrament betreffende Fragen leicht begreifen laſſen.

„1. Wozu und zu welchem Zwecke ſind die Sacramente eingeſetzt?

„1) Daß wir um ſo wirkſamer Chriſtum beſitzen.

„2) Daß, je enger unſere Vereinigung mit Chriſto iſt, um ſo mehr und mehr das Leben Chriſti mit allen ſeinen Gütern in uns übergeleitet werde.

„3) Daß wir um ſo wirkſamer an die Liebe gemahnt werden, welche unter den Gliedern des Leibes Chriſti leben muß und zu der wir uns durch ein heiliges Gelöbnis verpflichten.

„2. Worauf beruht die Wirkſamkeit der Sacramente?

„Durchaus auf der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes, nicht aber auf den Zeichen, welche nur die Wirkſamkeit haben, daß ſie durch jene äußeren Dinge den inneren Sinn erwecken.

„3. Welches iſt die formale Urſache der Sacramente?

„Die in der Schrift verzeichnete, und von dem Diener Gotttes in deſſen Auftrag erläuterte Stiftung Gottes, nicht aber das Ausſprechen jener Worte ſelbſt, noch auch irgend eine in dieſen Worten verborgene Kraft.

„4. Welches iſt die Wirkung dieſer formalen Urſache?

„Daß die Zeichen nicht in ihrer Natur und Subſtanz, ſondern bezüglich ihres Gebrauches geändert werden, und zwar ſo lange die Handlung andauert, für welche ſie dienen. Denn wir haben in den heiligen Handlungen Waſſer, Brot und Wein nicht einfach als Waſſer, Brot und Wein, ſondern als gewiſſe und wahre Symbole und Unterpfänder derjenigen Dinge, welche uns Gott zwar in andrer Weiſe (wie wir ſogleich ſagen werden), aber doch auf das Gewiſſeſte und Wahrhaftigſte ſchenkt, nämlich Chriſtus mit allen ſeinen Gaben.

„5. Was iſt die Materie der Sacramente?

„Die äußere Materie ſind die Zeichen ſelbſt d. h. in der Taufe Waſſer, im Abendmahle Brot und Wein, zugleich mit den von Chriſto eingeſetzten Ceremonien, wie das Wort deſſelben bezeugt. Die Zeichen bezeichnen zugleich die größten göttlichen Dinge.

„Als innere Materie oder als die eigentliche Sache des Sacraments bezeichnen wir nicht allein Alles, was von Chriſto in uns übergeht, ſondern vor Allem Chriſtum ſelbſt, mit welchem wir Eins geworden ſein müſſen, bevor wir etwas aus ihm ſchöpfen können. Es wird uns aber in der Taufe das wahre Blut Chriſti als Bad dargeboten, durch welches Blut wir mehr und mehr gereinigt, in Chriſtum eingepflanzt und mit Chriſto begraben werden. Im Abendmahl aber wird uns Chriſti Leib und Blut gegeben und zwar mit unterſchiednen Symbolen als unſre wahre Speiſe und unſer wahrer Trank zum ewigen Leben.

„Das einfache Wort und die Sacramente haben alſo eine und dieſelbe innere Materie, nämlich Chriſtum ſelbſt mit allen ſeinen Wohlthaten, zu

deren Empfang wir gerufen werden. Aber dennoch iſt eine gewiſſe Differenz secundum plus et minus, wie man in den Schulen zu ſagen pflegt, vorhanden. Denn 1) wenn zum einfachen Worte die Sacramente hinzukommen, muß die Kundgebung des gütigen Willens Gottes gegen uns nothwendig um ſo reichlicher ſein, und je zahlreicher und deutlicher dargeſtellt die äußeren Zeichen ſind, um ſo kräftiger regen dieſelben an; 2) wenn ſchon das einfache Wort, welches Allen insgemein vorgehalten wird, hernach den einzelnen Gläubigen durch die Kraft des Glaubens zugeeignet wird, ſo iſt dieſes doch im Wort nicht ſo ausgedrückt wie in den Sacramenten, in denen ja Chriſtus jedem Einzelnen perſönlich dargeboten wird. Daher kommt jeder Einzelne als ſolcher gewiſſermaßen durch die Sacramente in den Beſitz Chriſti.

„6. Wie iſt die Sache mit den Zeichen verbunden?

„In ſacramentlicher Weiſe, welche, da ſie eine beſondere und eigenthümliche iſt, einer beſonderen Erklärung bedarf.

„Die ſacramentliche Weiſe der Vereinigung der Sache mit den Zeichen iſt eine geiſtliche, unter welchem Ausdruck wir nicht etwas Eingebildetes und Imaginäres verſtehen, ſondern wir bezeichnen damit, daß dieſelbe lediglich (wie ſchon geſagt) von der Kraft des heiligen Geiſtes abhängt.

„Sodann ſchließen wir jede craſſe und natürliche Weiſe der Vereinigung aus. Denn wie wir wiſſen, was Niemand leugnet, daß die Zeichen auf der Erde ſind und nicht anderswo, ſo halten wir auch daran feſt, daß die Sache ſelbſt d. h. Chriſtus nach ſeiner Menſchheit im Himmel und an keinem anderen Orte iſt, wie wir aus der Schrift und aus allen rechtgläubigen Vätern erſehen. Und dennoch bezweifeln wir nicht, daß die Zeichen mit der Sache verbunden ſind, inſofern nämlich Gott nicht nur die Symbole des Leibes und Blutes Chriſti gleichſam von fernher zeigt, ſondern außer den Zeichen wahrhaftig auch Chriſtum ſelbſt uns zum Genuß und Beſitz ſchenkt; woher es kommt, daß wir in dieſer Hinſicht beide als wirklich vereinigt anſehen müſſen, wenn ſchon ſie örtlich weit von einander getrennt und entfernt ſind. Aber dennoch bekennen wir, daß dieſe Vereinigung ſo ſehr eine wahre und gewiſſe iſt, daß deshalb ſogar der Name der Sache ſelbſt d. h. des Leibes und Blutes Chriſti auf die Zeichen, nämlich auf Brot und Wein, zwar bildlich, aber doch vollkommen bezeichnend übergehe.

„Um ſodann dieſe ſacramentliche Weiſe noch genauer zu bezeichnen, fügen wir hinzu, daß dieſelbe eine ſignificative iſt, nicht als ob uns Gott in den Sacramenten den Leib und das Blut ſeines Sohnes, ja ſogar ſeinen Sohn ſelbſt nur bezeichne (denn wir zweifeln nicht daran, daß er ihn auch wirklich ſchenkt), ſondern damit nicht Jemand an eine ſolche Vereinigung der Sache mit den Zeichen denke, daß auch Chriſti Fleiſch auf eine unſichtbare und unbegreifliche Weiſe jetzt auf Erden ſei.

„Wir ſagen daher, daß Chriſti Leib und Blut ſo weit von den Zeichen entfernt iſt, wie die Erde von dem höchſten Himmel oder von dem Sitze der

Seligen, über den wir nicht vorwitzig klügeln wollen, von dem wir aber wissen, daß Christus in ihn hinauf gegangen ist, auf daß er in unsrer Aller Namen jene unsterbliche Herrschaft antrete. Aber dennoch trennen wir nicht die Zeichen von der Sache, weder bezüglich Gottes, der Beides wirklich darbietet, noch bezüglich der Gläubigen, die Beides wirklich empfangen; sondern in der Vereinigung der Sache und der Zeichen beachten wir nur den räumlichen Abstand, so daß von uns die Wahrheit des Fleisches Christi und seiner Himmelfahrt festgehalten und dennoch das Mahl des Herrn in keiner Weise seines Inhaltes beraubt wird.

„7. Was ist von den Formeln zu halten: Der Leib Christi ist in, oder mit, oder unter dem Brot, und ähnlichen dieser Art?

„Bis jetzt tragen wir Bedenken, diese Formeln zu gebrauchen, weil sie den örtlichen Abstand, den wir nothwendig festhalten müssen, aufzuheben scheinen. Auch scheinen sie die Allenthalbenheit des Leibes Christi zu befestigen, die wir nicht zugeben können, obgleich wir bekennen, daß außer den Symbolen die Sache selbst von Gott wirklich dargeboten und von den Gläubigen wirklich empfangen werde. Indessen scheint doch um der Einigkeit willen das „mit" und „unter" zulässig zu sein, jedoch nur mit Hinzufügung der klaren und deutlichen Erklärung, daß diese Partikeln nicht so zu verstehen wären, als wenn das Fleisch Christi auf die Erde versetzt würde, sondern daß uns außer den auf Erden befindlichen Symbolen Christus selbst, welcher im Himmel ist, uns, sowie es die Symbole auf Erden bezeugen, wirklich geschenkt werde.

„8. Was ist von der Formel zu halten: daß Christus im Abendmahl körperlich, wesentlich, substantiell gegenwärtig sei?

„Auch diese Formeln gebrauchen wir aus diesem Grunde nicht, doch können dieselben vielleicht durch Hinzufügung der Erklärung brauchbar gemacht werden, daß sich nämlich jene Bestimmung nicht auf diejenige Weise der Verbindung beziehe, durch welche die Sache mit den Zeichen verbunden wird, sondern daß sie nur zur Bezeichnung der Sache selbst gebraucht werden, d. h. damit man wisse, daß in der Handlung des Abendmahles nicht allein die Kraft Christi, sondern vor Allem die Vereinigung mit Christus selbst in uns bestätigt werde, von der wir, wie wir sagten, wie aus einer Quelle hernach das wahre Leben und alles zum Heile Nothwendige schöpfen; ich würde es auch nicht für unangemessen halten, daß auch auf der andern Seite dieser unsrer Formel „Christus sei im Abendmahle geistig gegenwärtig" ebenfalls eine ähnliche Erläuterung beigegeben würde, damit nicht etwa Jemand glaubt, daß wir die Kraft Christi von dem Fleische Christi selbst trennen oder ihm einen geistigen Körper andichteten.

„9. Was von dieſer Formel zu halten ſei: daß Chriſtus im Abendmahl gegenwärtig ſei und auf eine unbegreifliche Weiſe ausgetheilt werde?

„Wie gebrauchen dieſe Formel jedoch in einem andern Sinne, als es Einige zu thun pflegen. Dieſelben ſcheinen nämlich jene Worte (wenn ich nicht irre) ſo aufzufaſſen, als wenn durch eine gewiſſe göttliche Allmacht wegen der perſönlichen Vereinigung des Fleiſches mit der Gottheit auch Chriſti Fleiſch weſentlich zugleich im Himmel und auf Erden ſei. Obgleich wir jedoch weder die Allmacht Gottes, noch auch die wahre Vereinigung der Sache mit den Zeichen und der Gläubigen mit Chriſto ſelbſt leugnen, ſo müſſen wir doch um der Wahrheit des Fleiſches Chriſti und der Himmelfahrt willen bekennen, daß der Leib Chriſti jetzt wirklich von der Welt entfernt iſt und entfernt ſein wird, bis er kommt, zu richten die Lebendigen und die Todten; aber nicht deſto weniger erkennen wir an, daß hier ein unbegreifliches Geheimniß Gottes vorliegt, durch welches uns das, was im Himmel und nicht anderswo iſt und bleibt uns, die wir jetzt auf Erden und nicht anderswo ſind, wirklich mitgetheilt wird, daß wir Heil und Leben aus dem uns mitgetheilten Gute ſchöpfen. Denn obgleich wir wiſſen, daß der heilige Geiſt d. h. die Kraft Gottes dieſes wirke und daß, ſo viel uns betrifft, dieſes Alles nur durch die Hand des Glaubens von uns empfangen werde, ſo überragen doch die Macht des Geiſtes und die Wirkſamkeit des Glaubens unſer Verſtändniß ganz und gar, weshalb dieſe ganze Handlung recht eigentlich ein Geheimniß genannt wird.

„10. Wie wird uns die Sache des Sacramentes mitgetheilt?

„Die Sache des Sacramentes des heiligen Chriſtus wird von uns geiſtlich empfangen durch den Glauben. Wir nennen aber die Art und Weiſe des Genuſſes oder die Mittheilung geiſtlich, nicht als ob uns nur der Geiſt mitgetheilt würde, ſondern weil das Ganze in keiner Weiſe irdiſcher oder natürlicher Art iſt, ſondern von der unbegreiflichen Macht des heiligen Geiſtes abhängt, durch welchen nämlich die Glieder mit dem Haupte mehr und mehr in die allerinnigſte Vereinigung gebracht werden.

„Wir ſchließen aus jede Ineinanderwirrung und Vermengung der Subſtanzen und ebenſo jede Zuſammenfügung und Aufrichtung natürlicher Theile und behaupten dennoch eine wahre Vereinigung der Gläubigen mit Chriſto, welche durch keine räumliche Trennung gehindert wird. Denn unſer Glaube ruht auf dem Worte Gottes, welches gewährt, was es verheißt.

„11. In welchem Sinne man dieſe Redensarten: den Leib des Herrn eſſen und ſein Blut trinken und ähnliche, gebrauchen dürfe.

„Wir ſehen, daß dieſe Redeweiſen ſich ebenfalls auf diejenigen Mittheilungen beziehen, durch welche wir Chriſtum auch im einfachen Worte er-

greifen und daß ſie ſehr bezeichnend ſind; aber die Worte: „eſſen und trinken" ſind, wenn ſie von dem Genuß des Fleiſches und Blutes gebraucht werden, nicht weniger bildlich zu verſtehen, als wenn Jemand dem Glauben Knochen und Zähne beilegte. Wir führen aber vorzugsweiſe zwei Gründe an, weshalb der heilige Geiſt ſo ſpricht, nämlich 1) will der heilige Geiſt zeigen, wie eng unſre Verbindung mit Chriſto durch den Glauben ſei. Denn nichts wächſt ſo ſehr mit uns zuſammen als Speiſe und Trank, ohne welche Niemand dieſes Leben hinbringen kann; 2) hat dieſes ſeinen Grund in der Eigenthümlichkeit der Sacramente, indem auf dieſe Weiſe gezeigt werden ſoll, wie wahr der Herr in der Mittheilung der Sache ſelbſt iſt, welche er mit Hinzufügung gewiſſer unterpfändlicher Sinnbilder verheißt. Denn daher kommt es, daß man ſagt: wenn die bloßen Symbole mit der Hand empfangen und mit dem Munde genommen worden, daß dann doch auch Jenes, was außer den Symbolen wirklich dargereicht und nur mit dem Glauben geiſtlich empfangen wird, empfangen, gegeſſen und getrunken werde. Aus dieſem Grunde ſehen wir auch die heiligen Väter viele andre nicht unähnliche Redeweiſen gebrauchen, welche wir ſelbſt jedoch nicht ſo leicht hin gebrauchen möchten, indem wir vielmehr glauben, daß ſie wegen der vom Satan ausgeſtreuten Irrlehren und wegen vieler bei dieſer Gelegenheit in der Kirche Gottes entſtandenen Streitigkeiten in geeigneter Weiſe zu mildern ſind.

„12. Wie dieſe Worte zu erläutern ſind: dies iſt mein Leib und dies iſt mein Blut?

„Dieſes, d. h. dieſes Brot und dieſer Wein iſt, nämlich ſacramentlich; denn nicht Alles, was etwas iſt, iſt dieſes auf ein und dieſelbe Weiſe, und hier iſt von den Sacramenten die Rede. Wir faſſen es aber ſacramentlich auf, in wiefern der Herr in Wahrheit nicht bloßes Brot und Wein, ſondern wahre Sinnbilder ſeines Leibes und Blutes und nicht blos dieſe Sinnbilder, ſondern außer denſelben auch ſeinen Leib und ſein Blut uns als einen Genuß und Beſitz zum ewigen Leben darreicht, welches wir aus dem uns Dargereichten ſchöpfen.

„Mein Leib und mein Blut ꝛc., d. h. nicht irgend einen eingebildeten Leib oder ein erdichtetes Blut, ſondern jenen ſelbigen Leib, welcher für uns hingegeben iſt, und jenes ſelbige für uns vergoſſene Blut, deren wir wirklich durch den Glauben theilhaftig werden, wie es die Symbole wirklich bezeugen.

„13. Was genießen die Ungläubigen?

„Wir lehren einmüthig, daß die Einſetzung des Sacramentes von der Wahrheit Gottes abhänge und daß daher in der Handlung des ordnungsmäßig gefeierten Herrenmahles das Brot immer das wahre Symbol des Leibes und der Wein das wahre Symbol des Blutes Chriſti iſt für Alle, denen dieſe Symbole dargeboten werden.

„Wenn aber einige daraus folgern, daß Alle auch das ganze Sacra-

ment genöſſen, ſo können wir dies nicht zugeben. Denn die Folgerung iſt nicht richtig: Gott bietet es Allen an, alſo genießen es Alle. Vielmehr folgern wir ſo: Gott bietet im Sacrament Zweierlei an, und zwar das Eine ebenſo wirklich als das Andere; aber die beiden Gaben müſſen in ganz verſchiedener Weiſe und mit ganz verſchiedenen Organen hingenommen werden, nämlich die äußeren Symbole leiblich, die Sache ſelbſt geiſtlich durch den Glauben. Weil daher der Mund von Jedem hinzugebracht wird, ſo empfängt auch Jeder die äußeren Symbole, die Einen würdig, die Andern unwürdig. Weil aber den Mund des Glaubens nur die Gläubigen hinzubringen, deshalb empfangen nur die Gläubigen die Sache ſelbſt und folglich das ewige Leben. Die Ungläubigen dagegen eſſen und trinken ſich das Gericht, weil ſie den ihnen dargebotenen Leib nicht unterſcheiden, d. h. weil ſie ihn verachten, verwerfen und ihn nicht beachten. Dieſe ihre Verdammniß fließt alſo nicht aus dem unwürdigen Genuſſe des Leibes und Blutes des Herrn (denn da dieſe nur mit dem Glauben genoſſen werden, ſo werden ſie niemals unwürdig genoſſen und können nur lebendigmachend ſein), ſondern aus der Verachtung und Verwerfung des Leibes und Blutes des Herrn, welche darin liegt, daß in dieſer Handlung ſelbſt das Brot nicht als Brot, ſondern nur als Symbol des Leibes, und der Wein nicht als Wein, ſondern als Symbol des Blutes Chriſti mit Recht betrachtet wird. Daher kommt es, daß wer dieſes Brot oder dieſen Wein unwürdig, d. h. ohne Glauben genießt, nicht Brot und nicht Wein, ſondern den Leib und das Blut Chriſti in dieſen Symbolen verachtet und darum des Leibes und Blutes Chriſti ſchuldig iſt, nicht als ob er ſie genoſſen hätte, ſondern weil er ſie nicht beachtet hat.

„Denn Chriſtus giebt nicht allen denen neues Leben, welchen er dargeboten wird, ſei es im einfachen Wort oder in den Sacramenten, ſondern nur allen denen, von welchen er empfangen wird, weil er nur von den Gläubigen empfangen werden kann. Dagegen werden Alle, die ihn verwerfen, geſchweige, denn daß ſie ihn genießen könnten, von ihm gerichtet.

„Wegen einiger unter den Vätern könnte nun dennoch dieſe Formel: „Der Leib Chriſti werde von Allen genoſſen, von den Gläubigen würdig und zum Leben, von den Ungläubigen unwürdig und zum Gericht" gebilligt werden. Aber dann müßte die Erklärung hinzugefügt werden, daß dieſes nur inſofern wahr ſei, als der Name der bezeichneten Sache, nämlich des Leibes Chriſti auf die Zeichen ſelbſt übertragen wird, d. h. daß mit dieſer Ausdrucksweiſe nicht eigentlich das, was Jeder empfange, ſondern das, was der Herr nach ſeiner Güte Jedem darbiete, dargeſtellt werde." —

Außer den in den mitgetheilten Schriften entwickelten Lehren hat Beza vorzugsweiſe die Dogmen von der Kirche und vom Predigtamt bearbeitet.

Mit Calvin verglichen, beurkundet Beza in ſeiner dogmatiſchen Expoſition weniger Urſprünglichkeit, Friſche und Wärme, zeichnet ſich jedoch vor dem-

ſelben durch ſchärfere Ausprägung der Begriffe, durch ſtrengere Dispoſition und überhaupt durch ſchulgerechtere Behandlung der theologiſchen Lehrſtoffe aus. — Die vollſtändigſte ſeiner dogmatiſchen Lehrſchriften iſt ſein „Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens".

Von der in der reformirten — insbeſondere in der deutſchreformirten — Theologie ſchon während der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts zur Ausbildung gekommenen Föderaltheologie*) blieb Beza durchaus unberührt. Allerdings finden ſich bei ihm (nämlich in ſeiner Fundamentirung der Prädeſtinationslehre, wie ſich z. B. aus ſeiner Summa totius theologiae ergiebt) die Keime, aus denen ſich dieſelbe entwickelt hat, vor; aber dennoch blieb Beza jederzeit dabei, die Lehrmethode Calvins unverändert fortzuführen. Daher kommt es, daß während die Mehrzahl der reformirten Dogmatiker (mit Melanchthon und der altproteſtantiſchen Doctrin ganz übereinſtimmend) in der Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menſchen die Subſtanz der imago divina und die urſprünglichen Attribute derſelben unterſcheidet, jene in dem perſönlichen Sinne des Menſchen findet und zu dieſer die urſprüngliche Gerechtigkeit rechnet**), — Beza, nach Calvins Vorgang, unter dem göttlichen Ebenbilde Adams geradezu deſſen urſprüngliche Gerechtigkeit verſteht.

Indeſſen iſt doch in zwei Lehrpunkten eine Abweichung Beza's von Calvin zu beachten.

Anfangs hatte nämlich Beza mit Calvin und mit andern älteren Kirchenlehrern die abſolute Nothwendigkeit einer ſtellvertretenden Genugthuung zur Erlöſung der Erwählten entſchieden geleugnet; ſpäterhin dagegen ſah ſich Beza veranlaßt, dem Zuge der reformirten Theologie folgend, ſeine urſprüngliche Anſicht in dieſer Beziehung zu modifiziren***).

Eine andere Differenz betrifft die Auffaſſung des Begriffes des Glaubens. Anfangs war es nämlich in der reformirten Theologie allgemein üblich geweſen, den Glauben ſeinem Weſen nach als Vertrauen zu bezeichnen. Namentlich hatte ſich auch Calvin über den Begriff des Glaubens jederzeit in dieſem Sinne ausgeſprochen. Späterhin dagegen wurde dieſe Auffaſſung von Vielen zurückgewieſen, indem man annahm, daß der Glaube als eine dem Menſchen von Gott eingegoſſene Lebenskraft an und für ſich noch nicht Vertrauen ſei, ſondern zum Vertrauen, d. h. zur Hoffnung erſt führe. Und dieſe Anſchauung eignete ſich auch Beza an, weshalb derſelbe z. B. in ſeinem „Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens" IV, 5 ſagt: „Den Glauben bezeichnen wir als eine gewiſſe Erkenntniß, welche der heilige Geiſt durch ſeine einzige Gnade und Güte in die Herzen der Erwählten mehr und mehr ein-

*) Vergl. meine Dogmatik des deutſchen Proteſtantismus im 16. Jahrh. B. I. S. 143 ff.

**) Vergl. meine Dogmatik der evangeliſch-reformirten Kirche S. 170.

***) Ebendaſ. S. 341, Nr. 22.

zeichnet, durch welche Erkenntniß es bewirkt wird, daß ein jeder derſelben ſeiner Erwählung im eignen Herzen verſichert, ſich die Verheißung des Heiles in Jeſu Chriſto ſelbſt aneignet*)."

Das auszeichnende Merkmal der reformirten Theologie: der ſtete Hinblick auf die wirklichen Bedürfniſſe des heilsbegierigen Herzens, der ſittlich-ſtrenge Ernſt, das Intereſſe der Erbauung, ſittlichen Kräftigung und vor Allem das Intereſſe einer unerſchütterlichen Befeſtigung evangeliſcher Glaubens- und Heilsgewißheit tritt bei Beza in ſeiner vollen Stärke und Bedeutung hervor. Ja man kann ſagen, daß ſich grade hierdurch Beza vorzugsweiſe charakteriſirt. Daher iſt ſeine Rede oft inmitten einer dogmatiſirenden Deduction ergreifend und erhebt ſich in ſtarkem homiletiſchem Schwung. Durchweg tritt aber dabei der Ausdruck eines ſeltenen Reichthums innerer Lebenserfahrung und eines ebenſo mit der Noth und Anfechtung eines heilsbekümmerten Herzens wie mit dem unermeßlichen Lebensreichthum des Evangeliums wohl vertrauten wahren Gottesgelehrten hervor.

Zum Belege theilen wir einige Abſchnitte aus dem „Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens" und zwar aus Kap. IV („vom heiligen Geiſte") mit, wo Beza, nachdem die Lehre vom rechtfertigenden Glauben entwickelt iſt, ſo fortfährt:

„9. Daß der Glaube allein in Chriſto Alles findet, was zum Heile erforderlich iſt.

„Dieſer Gegenſtand bedarf einer beſondern Erörterung, damit wir wiſſen, ob durch den Glauben den Menſchen ein genügendes Heilmittel zu Theil werde, im Vertrauen auf welches er das ewige Leben mit Zuverſicht erwarten könne, wie geſchrieben ſteht, daß der Gerechte ſeines Glaubens leben werde. Ich ſage daher: alles was den Menſchen hindert, zu Gott in das rechte Verhältniß zu kommen, kann auf drei Punkte zurückgeführt werden, durch welche wir ebenſoviel entſprechende Heilmittel gewinnen, nicht in uns ſelbſt, ſondern allein in Jeſu Chriſto, ſo jedoch, daß nichts ſo ſehr unſer Eigenthum iſt, als Chriſtus und was Chriſto gehört, wenn wir nur durch den Glauben mit ihm vereinigt und in Gemeinſchaft getreten ſind. Denn dies iſt der Grund, warum die Kirche, d. h. die Verſammlung der Gläubigen, Chriſti Braut genannt wird, mit der er ſich als mit ſeinem Ehegeſpons vermählt hat, damit nämlich jene engſte Gemeinſchaft und Verbindung, welche zwiſchen ihm und den Gläubigen eingetreten iſt, um ſo vollkommener erſcheine. Denn die Ordnung dieſer Gemeinſchaft und ehelichen Vermählung iſt die, daß Er all' unſer Elend auf ſich nimmt und wir dagegen alle Schätze ſeines Reichthums aus ſeiner Güte und Barmherzigkeit empfangen, wie ſich aus dem Folgenden ergeben wird.

*) Vergl. außerdem meine reform. Dogm. S. 387 u. 388.

„10. Ueber den erſten Anlauf der erſten Verſuchung, worin uns unſre unzähligen Sünden vorgehalten werden und über das einzige Heilmittel, welches allein in Jeſu Chriſto gegen dieſen Anlauf durch den Glauben gefunden wird.

„Wir haben nun näher zu betrachten, ob wir in dem Einen Jeſus Chriſtus gegen alle Anläufe des Satans und unſeres Gewiſſens ſichere Heilmittel erlangen können. Zu allererſt halten uns der Satan und unſer Gewiſſen, um uns zu beweiſen, daß wir der Erlöſung ganz unwürdig ſind und nur den Tod verdienen, das Weſen des vollkommenen, gerechten Gottes vor die Augen, der ein Todfeind und Rächer aller Verbrechen iſt. Da dieſes ſich nun ſo verhält und es vollkommen feſtſteht, daß wir mit unendlichen Verbrechen bedeckt ſind, was haben wir da Anderes mit Recht zu erwarten als den Sündenſold, d. h. den ewigen Tod? Was aber können die elenden Sterblichen dieſer Folgerung des Satans und ihres Gewiſſens entgegen ſtellen? Wahrlich nichts, was von einiger Bedeutung ſei, als dies eine, was ich bald ſagen werde. Denn wollten die Menſchen vor allem mit Umgehung der Gerechtigkeit Gottes zu deſſen Barmherzigkeit fliehen, ſo würden ſie ſich ſelbſt täuſchen. Denn es iſt unzweifelhaft, daß Gottes Barmherzigkeit ſo beſchaffen iſt, daß er uns zugleich ſeine vollkommenſte Gerechtigkeit bezeugen muß.

„Wenn es uns aber einfiele, zur Deckung unſerer Sünden zu den ſogenannten Verdienſten der Heiligen Zuflucht zu nehmen, ſo würden wir vor Allem ein großes Unrecht begehen. Denn David ruft: Gehe nicht in's Gericht mit deinem Knechte; und anderswo bekennt er, daß ſeine Werke nicht bis zu Gott hinreichen. Was bemerkt aber Paulus in Betreff jenes gläubigen Abraham, der ſogar der Vater der Gläubigen iſt? Er ſagt: wenn Abraham aus ſeinen Werken gerechtfertigt worden iſt, ſo hat er ſeinen Ruhm aber nicht bei Gott. Denn was ſagt die Schrift? Abraham glaubte Gott und es ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet. Ja ſogar, was berichtet Paulus über ſich ſelbſt? Er ſagt: ich bin mir wohl nichts bewußt, auch darinnen bin ich nicht gerechtfertigt. Wie können wir alſo zur Genugthuung unſerer Sünden irgend welche Verdienſte der Heiligen anführen, da die Heiligen ſelbſt nicht anderswo hin geflogen ſind als allein zur Barmherzigkeit des durch Chriſtus verſöhnten Gottes? Und wenn auch außerdem die Heiligen durch ihre Verdienſte das ewige Leben erlangt hätten (was jedoch, wie wir aus ihren Schriften ſehen, falſch iſt), wäre ihnen dann nicht ſchon der Lohn ihrer Verdienſte gegeben? mit welchem Rechte können wir alſo ihre Verdienſte vor Gott wieder geltend machen. Denn wenn Jemand einwenden wollte, Jene hätten ſo viele Verdienſte, daß noch etwas übrig bliebe, was Andere bergen könnte, iſt dies nicht gerade ſo viel, als wenn er die ganze Schrift der Unwahrheit anklagte? Ja iſt es nicht gerade ſo viel, als wenn

Jemand ſagte: jene Heilige hätten des Todes Chriſti gar nicht bedurft, da ſie ſelbſt überreichlich dieſe Verdienſte beſäßen? — —

„Jedoch ein für alle mal jenen falſchen Einbildungen zu begegnen, wollen wir folgende Wahrheiten in's Auge faſſen:

„1) Werden wir nicht Den geradezu für wahnſinnig erklären, welcher mit Schulden beladen darum behaupten wollte, daß er den Gläubigern nichts ſchulde, weil er geträumt habe, er oder irgend ein Andrer habe in ſeinem Namen jene befriedigt? Und doch handeln wir nicht anders mit Gott, wenn wir uns nicht allein auf die Genugthuung Jeſu Chriſti verlaſſen wollten. Denn auf welchen Grund ſtützt ſich doch alles andere oder was iſt es Anders als eitles Traumgebilde des Menſchen, wenn Gott über alles hoch erfreut wäre, was uns beliebt? Wir wollen daher auch das hören, was der Sohn Gottes ſelbſt ſpricht: vergebens ehren ſie mich mit Menſchenſatzungen.

„2) Wenn wir ſagen, daß wir uns allein auf die Barmherzigkeit Gottes verlaſſen und nichtsdeſtoweniger meinen, daß wir ihm ganz oder wenigſtens theilweiſe genug thun müſſen, entziehen wir denn nicht gerade ſo viel ſeiner Barmherzigkeit, als wir uns ſelbſt anmaßen?

„3) Wer ſich bei dem Verdienſte Chriſti nicht ganz beruhigt und zu demſelben noch irgend etwas Anderes hinzuzieht, handelt der nicht gerade ſo, als wenn er offen ſpräche, Chriſtus ſei nur theilweiſe Jeſus, d. h. Erlöſer?

„4) So oft wir bis zu einem ſolchen Grad von Unverſchämtheit herabkommen, daß wir dem Zorne des allmächtigen Gottes Menſchenwerke, in denen, auch wenn man die allervortrefflichſten nehmen wollte, ſo viel Schmutz iſt, entgegenzuſtellen wagten, heißt das dann nicht Gott ſeiner vollkommenen Gerechtigkeit und ſogar ſeiner Göttlichkeit, ſo viel an uns iſt, berauben? — Lernen wir daher auch dem Einwand des Satans auf eine ganz andere Weiſe antworten, nämlich ſo: Du Satan beginnſt mit dem Satze, Gott ſei vollkommen gerecht und ein Rächer aller Verbrechen. Ich gebe zu, daß dem ſo iſt; aber ich füge etwas Anderes hinzu, was ebenfalls der Gerechtigkeit entſpricht und was von dir unbeachtet gelaſſen iſt, nämlich: da Gott vollkommen gerecht iſt, ſo kann es deſſen Gerechtigkeit nicht zulaſſen, daß er ſich ein und dieſelbe Schuld zweimal abtragen laſſen wolle. Außerdem leugne ich auch gar nicht, was du annimmſt, daß ich nämlich ganz voll von unermeßlichen Sünden bin, für welche ich den ewigen Tod verdiene. Aber hier füge ich wieder hinzu, was du boshafterweiſe übergangen haſt, daß Gott nämlich alle meine Uebertretungen auf das Ernſteſte und nach ſtrengſtem Rechte in Jeſu Chriſto geahndet habe, der ſich für mich dem Vater zur Beſtrafung dargeboten hat. Daher mache ich gerade eine der deinigen entgegengeſetzte Schlußfolgerung: Da nämlich Gott gerecht iſt und ſich ein und dieſelbe Schuld nicht zweimal abtragen laſſen will, und da Jeſus Chriſtus als Gottmenſch der unendlichen Majeſtät Gottes mit ſeinem unendlichen Gehorſam genug gethan hat, ſo folgt hier-

aus, daß meine Uebertretungen mich unmöglich beunruhigen können, indem ja dieſelben durch Chriſti Blut völlig ausgetilgt und beſeitigt ſind, ſo daß ſie vor Gott nicht mehr in Betracht kommen. Denn Chriſtus iſt für mich zum Fluch gemacht; als Gerechter iſt er geſtorben für die Ungerechten.

„Hier aber wird unzweifelhaft der Satan uns die mannigfachen Uebelſtände des Lebens und den Tod ſelbſt vor die Augen halten, als wären ſie eben ſo viel Zeugniſſe dafür, daß uns Gott unſere Sünden nicht vergeben habe. Hierauf haben wir jedoch Zweierlei zu antworten: 1) Obgleich alle Mühſeligkeiten des Lebens und der Tod ſelbſt durch die Sünde in die Welt gekommen ſind, ſo blickt doch Gott nicht immer darauf hin, ſo oft er uns heimſucht, wie man aus der Geſchichte Hiobs und vieler Anderer erſehen kann. 2) Nicht einmal dann, wenn Gott die Seinigen wegen ihrer Sünden heimſucht und körperliche Schmerzen über ſie bringt, handelt er gegen ſie im Zorne, als wenn er als Richter ſich zu ihrer Verdammung anſchicke, ſondern als der barmherzigſte Vater, welcher ſeine Kinder züchtigt, damit ſie nicht zu Grunde gehen, indem er durch das an irgend Einem gegebene Beiſpiel viele zur Beſſerung erwecken will.

„11. Von dem Heilmittel, welches nur der Glaube, und zwar ganz allein in Chriſto gegen den andern Anlauf derſelben Verſuchung gewinnt, welcher ſich darauf gründet, daß nirgends in uns jene Gerechtigkeit vorhanden iſt, welche Gott mit Recht von uns verlangt.

„Der zweite Anlauf, mit welchem uns der Satan angreift, indem er auf unſere Unwürdigkeit hinweiſt, iſt von dieſer Art: Es iſt nicht genug, nicht geſündigt, oder für ſeine Sünden durch einen Andern Genugthuung gegeben zu haben, vielmehr wird außerdem noch eine vollkommene Erfüllung des Geſetzes erfordert, d. h. daß wir Gott und den Nächſten vollkommen geliebt haben. Laß alſo, wirft der Satan unſern armen Herzen vor, jene Gerechtigkeit ſehen, oder erkenne an, daß du dem Zorne und Fluche Gottes nicht entgehen kannſt. Welchen Schutz aber werden wir gegen dieſen Anlauf bei irgend einem Menſchen finden, außer bei dem ewigen Chriſtus? Denn hier wird ein vollkommener Gehorſam gefordert, den außer Chriſtum niemals irgend ein Menſch geleiſtet hat. Hier alſo mögen wir wiederum dieſen andern Schatz Chriſti, d. h. ſeine Gerechtigkeit uns durch den Glauben aneignen lernen. Denn wir wiſſen, daß dieſer der einzige iſt, welcher alle Gerechtigkeit erfüllt hat, weil er ſowohl den Vater auf das Vollkommenſte geliebt und geehrt und ſogar ſeine Feinde ſo vollkommen geliebt hat, daß er es ſogar ertrug, ein Fluch für ſie zu werden, d. h. den Zorn Gottes auf ſich zu nehmen, auf daß wir mit dieſer ſeiner vollkommenen und ſchlechthin vollendeten Gerechtigkeit bekleidet (indem ſie uns ja durch den Glauben zugerechnet wird) als Brüder und Miterben Chriſti

Gott angenehm werden. Hier aber iſt es durchaus nothwendig, daß, ſoviel wenigſtens dieſen Anlauf betrifft, der Satan gänzlich verſtumme, wenn wir nur jenen Glauben haben, der uns Jeſum Chriſtum mit allen ſeinen Schätzen zueignet.

„12. Von dem dritten Anlauf derſelben Verſuchung, daß wir nämlich von Natur verdorben und darum Gott verhaßt ſind.

„In dieſer Verſuchung hat der Satan noch einen dritten Anlauf übrig, der ſich auf unſere Unwürdigkeit gründet. Denn der Satan wird einwenden, auch wenn du in Chriſto der Strafe, die deine Sünden verdienten, genug gethan und durch den Glauben dich mit der Gerechtigkeit Chriſti bekleidet haſt, ſo kannſt du nichtsdeſtoweniger doch nicht leugnen, daß du von Natur ſo verderbt biſt, daß der Saamen jedes Laſters in dir liegt. Mit welcher Stirne alſo wirſt du es wagen, vor der Majeſtät Gottes zu erſcheinen, welcher der Todfeind aller Unlauterkeit und der Herzenskündiger iſt? Wir aber werden gegen dieſen Anlauf nirgends anders, als allein in Jeſu Chriſto ein Heilmittel bereit finden, in welchem wir uns beruhigen können.

„Die Antwort, welche uns Chriſtus in dieſer Verſuchung giebt, iſt folgender Art: Wir ſind zwar noch in dem ſterblichen Körper befangen, ſo daß wir das Gute, was wir wollen, nicht thun können und die Sünde in uns herrſchen und das Fleiſch gegen den Geiſt ſtreiten fühlen, weshalb wir theilweiſe noch mit Leib und Seele in jenem alten Kothe ſtecken. Weil wir jedoch durch den Glauben mit Chriſto vereinigt, ihm einverleibt, in ihm gewurzelt und in ihn eingepflanzt ſind, und weil unſere Natur von dem erſten Augenblicke an, in welchem ſie in dem Schooße der Jungfrau Maria empfangen ward, mit einer viel herrlicheren Heiligung wieder hergeſtellt iſt, als ſie vorher hatte, da ſie in Adam rein erſchaffen ward (denn Adam ward nur nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen, Chriſtus dagegen hat als wahrer Gott unſer aus dem heiligen Geiſte empfangenes Fleiſch an ſich genommen); darum hat es jene durch den Glauben uns angerechnete Heiligung der menſchlichen Natur bewirkt, daß die Ueberreſte jener Corruption, welche auch nach der Wiedergeburt in uns bleiben, vor Gott nicht in Rechnung kommen, weil ſie durch die Heiligkeit Chriſti verzehrt und begraben werden; ich ſage: Chriſti, deſſen Kraft zu unſrer Heiligung vor Gott die Kräfte des Verderbens, welche unſere Beſudelung wirken, unendlich übertrifft.

„13. Von dem Heilmittel gegen die zweite Verſuchung, in welcher gefragt wird, ob wir Glauben haben.

„Auf das bisher Geſagte wird der Satan einwenden, Chriſti Tod nütze nicht allen Menſchen, da unzählige untergingen. Wir dagegen erwidern hierauf, daß zwar allein die Gläubigen des Leidens und der heiligenden Kraft Chriſti theilhaftig ſind, daß wir aber darum um ſo viel weniger den

Muth ſinken laſſen, daß uns im Gegentheil keine andere Sache zu tröſten vermöchte, weil wir wiſſen, daß der Glaube in uns iſt, und zwar der Glaube, mit welchem wir nicht nur im Allgemeinen glauben, daß Chriſtus gekommen ſei, um die Sünden der Welt zu tragen, ſondern durch welchen wir uns ſelbſt Chriſtus perſönlich aneignen, ſo daß ein jeder von uns ſo bei ſich denkt: ich bin in Chriſtus und kann darum nicht untergehen.

„Um aber hier für unſere frühere Stütze ein ſicheres Fundament beſchaffen und jene zweite Verſuchung tapfer überwinden zu können, wird gefragt werden, ob wir Glauben haben oder nicht; welche Frage von uns nicht anders gelöſ't werden könne, als wenn wir von den Wirkungen zu den bewirkenden Urſachen hinaufſteigen. Nun giebt es zwei Wirkungen des von uns im Glauben ergriffenen und in uns wohnenden Chriſtus. Erſtens nämlich giebt der heilige Geiſt unſerm Geiſte Zeugniß, daß wir Gottes Kinder ſind, ſodaß wir unerſchrocken rufen werden: Abba, lieber Vater. Sodann iſt auch das feſt zu halten, daß wenn wir uns Chriſtum durch den Glauben aneignen, dieſes nicht durch eine gewiſſe eitle und leere Meinung oder Einbildung, ſondern weſentlich und wirklich geſchehe, obgleich dieſes ganze Geheimniß geiſtlicher Art iſt, ſo daß gleich wie die mit dem Körper in phyſiſcher Weiſe verbundene Seele ihre Wirkungen äußert, ſo auch der durch den Glauben in geiſtlicher Art und Kraft in uns wohnende Jeſus Chriſtus ſeine Wirkſamkeit in uns entfaltet, welche in der heiligen Schrift mit dem Namen der Wiedergeburt und Heiligung bezeichnet wird, weil wir dadurch bezüglich unſerer Eigenſchaften zu ganz neuen Menſchen werden.

„In dieſer Wiedergeburt ſind drei Theile zu unterſcheiden. Denn gleich wie jene natürliche Verderbung, indem ſie uns an Leib und Seele völlig gefangen hält, in uns die Sünde und den Tod erzeugt, ſo bewirkt auf der andern Seite die Kraft Jeſu Chriſti, indem ſie ſich uns wirkſam mittheilt und uns durch ein freies Band feſthält, dreierlei in uns, nämlich die Ertödtung der Sünden oder des alten Menſchen, die Begrabung derſelben und die Auferſtehung eines neuen Menſchen.

„Die Ertödtung der Verderbniß oder Sünde iſt alſo eine Wirkung Chriſti in uns, wodurch dieſelbe in uns allmählich ertödtet und ausgetilgt wird, ſo daß ſie nicht mehr ſo wirkſam iſt, ſchlechte Gemüthsbewegungen, Neigungen und Handlungen, welche dem Willen Gottes zuwider ſind, hervorzurufen. Die Begrabung des alten Menſchen iſt das zweite Werk Chriſti in uns, durch deſſen Kraft nämlich jener alte Menſch, tödtlich verwundet, allmählich verſchwindet. Gleich wie dann endlich das Begräbniß unſerer Körper ein gewiſſer Fortſchritt des Todes iſt, ſo iſt das Begraben des alten Menſchen ein gewiſſes Fortſchreiten jener Ertödtung deſſelben. Hierbei unterſtützen uns in wahrhaft wunderbarer Weiſe Trübſale, mit denen der Herr uns heimſucht, und ebenſo geiſtliche und leibliche Uebungen, mit denen wir fortwährend das widerſpenſtige Fleiſch unterdrücken müſſen. Endlich iſt der

Tod ſelbſt bezüglich der Gläubigen eine Vollendung jener Ertödtung und Begrabung der Sünden, inſofern er dem Streite des Fleiſches und des Geiſtes ein Ende macht.

„Die Auferſtehung des neuen Menſchen oder des bezüglich ſeiner Eigenſchaften und Kräfte vollſtändig erneuerten Menſchen iſt die dritte Wirkung des in uns lebenden Chriſtus, welcher nach Beſeitigung der Verderbniß unſerer Natur uns eine neue Kraft einhaucht, ſodaß unſere Erkenntniß und die Fähigkeit unſeres Geiſtes, womit wir über die empfangenen Dinge urtheilen, durch die Kraft des heiligen Geiſtes erleuchtet und von dieſer neuen Kraft Chriſti geleitet anfängt zu verſtehen und zu billigen, was ihnen vorher eine Thorheit und ein Abſcheu war. Sodann wird unſer Wille durch dieſelbe Kraft berichtigt und befähigt, daß er anfängt, die Sünde zu fliehen und der Gerechtigkeit nachzujagen. Endlich fangen alle Kräfte des Menſchen an zu fliehen, was Gott verboten hat, und ſeinem Gebote zu folgen.

„Um daher zur Sache zurückzukehren, wenn wir dieſe doppelte Wirkung in uns empfinden, ſo ergiebt ſich mit Nothwendigkeit daraus, daß wir den Glauben und ſomit auch Jeſum Chriſtum zum ewigen Leben in uns haben. Daher haben wir für nichts ſo ſehr, als für dieſe beiden Dinge zu ſorgen: nämlich, daß wir durch ununterbrochene und anhaltende Anrufung jenes koſtbare Zeugniß, welches der Herr unſerem Geiſte giebt, in uns hegen; und ſodann, daß ein Jeder durch tägliche Uebung in guten Werken, die ſeiner Berufung entſprechen, in der Wiedergeburt fortſchreite. Hieran denkt Johannes, wenn er ſagt, daß der, welcher aus Gott geboren iſt, nicht ſündige, d. h. ſich nicht ſelbſt der Sünde ergebe, ſondern ihr mehr und mehr widerſtehe, daß er ſich ſeiner Erwählung und Berufung täglich mehr und mehr gewiß mache. Denn nothwendig muß man zu den Früchten kommen, damit man über den Baum ein Urtheil haben könne. Wer aber von der Knechtſchaft der Sünden, d. h. von jenem ererbten Schaden befreit iſt, der fängt an, die guten Früchte zu bringen, und aus dieſem Grunde ſagen wir mit vollem Rechte, daß der Glaube, von dem wir ſprechen, nothwendig mit guten Werken verbunden ſei, gleich wie die Sonne nicht ohne Licht und das Feuer nicht ohne Wärme ſein kann. — — — — — — — — — — —

„20. Heilmittel gegen die letzte und ſchlimmſte Verſuchung, in welcher es ſich darum handelt, ob wir zur Zahl der Erwählten gehören.

„Außer dem, wovon ſchon geſprochen worden iſt, hat der Satan noch die letzte und bedenklichſte Verſuchung übrig, mit welcher er uns angreift. Denn bekanntlich kommt es vor, daß Chriſtus die Berufung einiger Erwählten lange, wohl gar bis zum letzten Augenblick des Lebens aufſchiebt, weshalb dieſelben mit dem aus jenen Wirkungen des Glaubens, die wir oben erwähnt haben, entlehnten Schutzmittel nicht hinlänglich geſchützt zu ſein

ſcheinen, da ſie ja jene Wirkungen niemals in ſich fühlen; denn wie ſollten ſie doch Wirkungen einer Urſache empfunden haben, die ſie noch gar nicht in ſich beſitzen? Und da fernerhin auch die Heiligſten zuweilen in die Noth kommen, daß ſie die erwähnten Wirkungen in ſich nur ſchwach oder auch gar nicht erfahren, ſo redet ihnen der Satan gern das Eine oder das Andere ein, nämlich entweder, daß das, was ſie ſelbſt vorher für Glauben hielten, gar kein Glaube, ſondern nur ein leeres Scheinbild des Glaubens geweſen ſei; oder auch, wenn ſie vorher gläubig geweſen wären, ſo hätten ſie doch nun durch ihre eigene Schuld und Nachläſſigkeit den Glauben verloren.

„Es muß daher ſorgfältig ermittelt werden, wie wir dieſe allerſchwerſte Verſuchung überwinden können.

„Was nun zuerſt diejenigen betrifft, deren Berufung ſpät eintritt, ſo muß deren Hoffnung ſich dennoch auf dieſelben Wirkungen des Glaubens ſtützen. Denn ſoviel das innere Zeugniß des Geiſtes betrifft, ſo hindert die ſpäte Berufung nicht, daß daſſelbe in ihrem Herzen ertöne, und zwar oft noch lauter und mächtiger, als in denen, welche zeitig berufen ſind, wie die Erfahrung an jenem Schächer gezeigt hat. Denn wenn nach den Wirkungen der Wiedergeburt gefragt wird, ſo antworte ich, daß dieſe die herrlichſten Werke des in uns wohnenden Chriſtus ſind, nämlich die Zerknirſchung des Herzens, welche aus Haß gegen die Sünde und aus Ehrfurcht vor Gott hervorgeht und das Vertrauen zu Chriſtus und die Anrufung deſſelben. Wer daher in ſich dieſe Wirkungen, wenn auch erſt im Augenblicke des Todes erfährt, der mag wiſſen, daß er die gewiſſen Zeugniſſe ſeines Glaubens und darum auch ſeiner Erwählung und ſeines Heiles hat.

„Diejenigen aber, welche in ſolche Noth hinabgeſtoßen ſind, daß ſie, was auch den Beſten und den geliebten Kindern Gottes begegnet, jene Wirkungen des Glaubens nur ſchwach oder auch gar nicht erfahren, die mögen Folgendes ſorgfältig erwägen, damit ſie ſich aus dieſer Verſuchung retten:

„Erſtens, weil jene Wirkungen zwiefacher Art ſind, ſo ſind dieſelben zweien Ankern gleich, von denen wir nach beiden Seiten gehalten werden. So oft wir daher auf der einen Seite wanken werden, wird es nothwendig ſein, daß wir uns nach der andern Seite hin um ſo kräftiger ſtützen, bis wir nach beiden Seiten hin wieder recht feſt geworden ſind. Denn als David und Petrus ſo tief gefallen waren, waren da nicht in ihnen die Wirkungen der Wiedergeburt und Heiligung ganz ſchwach geworden? Allerdings; aber gerade in dieſer Verſuchung, welche ſie zur Verzweiflung anreizte, ſtützten ſie ſich auf den anderen Anker, nämlich auf das Zeugniß, welches der heilige Geiſt ihrem Geiſte gab, daß ſie nämlich, wennſchon ſie noch ſo tief, noch ſo ſchmählich gefallen waren, dennoch unter die Zahl der Kinder Gottes gerechnet, und daß ihnen ihre Sünden vergeben würden.

„Sodann, auch wenn Jemand nach beiden Seiten ſich hinwendet, braucht

er darum doch nicht den Muth ſinken zu laſſen. Denn um Chriſti theilhaftig zu werden, wird nicht ein vollkommener Glaube, ſondern nur ein wahrer, aufrichtiger Glaube erfordert. Der Glaube aber hört noch nicht auf, ein wahrer Glaube zu ſein, welcher gar ſchwach und matt iſt, ſo daß er zuweilen gänzlich begraben iſt; daher iſt auch ſogar ein Funke des Glaubens, und darum auch die geringſte Wirkung des Glaubens in uns, wenn ſie nur wahr iſt und aus dem wahren Quell des Glaubens hervorkommt, in dem Maße wirkſam, daß ſie uns unſeres Heiles wirklich verſichert. Denn wennſchon Niemand anders als durch Vermittelung des Glaubens gerettet wird, ſo beruht doch unſer Heil eigentlich nicht auf unſerm Glauben, ſondern allein auf dem, welchen wir durch den Glauben ergreifen, nämlich auf Jeſus Chriſtus. So groß aber iſt die Macht des Glaubens, daß, weil Gott es ſo verheißen hat, ſogar auch das geringſte Körnlein deſſelben uns den ganzen Chriſtus mittheilt. Dabei ſteht jedoch dieſes feſt, daß, je größer der Glaube, auch um ſo größer die Macht deſſelben iſt, wodurch uns derſelbe mit Chriſto vereinigt. Und wir müſſen uns wahrlich ſehr ſchämen, wenn wir im Glauben nicht zu-, ſondern abnehmen. Daraus folgt jedoch nicht, daß der Satan den Sieg behalten werde, wenn es nur thatſächlich vorliegt, daß wir zurückgewichen ſind, um hernach um ſo rüſtiger fortzuſchreiten, d. h. wenn, was hochherzigen Gemüthern zu begegnen pflegt, dieſe Entehrung die Tugend und Kraft in uns nicht ausgelöſcht, ſondern vielmehr geſchärft hat, ſo daß wir aus der Schwäche neue Kräfte gewonnen haben.

„3) So lange wir ſo darniederliegen und ſchwach ſind, ſollen wir uns die Beiſpiele der Heiligen vor Augen halten, welche nicht weniger in tiefe Abgründe verſunken waren und dennoch nicht abließen, Gott anzurufen, von welchem ſie auch erhört wurden, weil ſie, ſo ſchwer auch ihre Sünden waren, zur Zahl der Kinder Gottes gehörten. Halten wir uns daher ſolche Beiſpiele vor, nicht damit wir in Sünden fortfahren (denn das haben jene, nachdem Gott ſie erweckt hatte, am allerwenigſten gethan), ſondern vielmehr, damit man ihnen in ihrem Glauben und Beſſerung nachahme. Sodann müſſen wir wiſſen, daß der Satan, ſo oft er folgert, unſer Glaube ſei darum falſch geweſen, weil ſeine Wirkungen zu einer beſtimmten Zeit nicht wahrnehmbar geweſen wären, eine falſche Schlußfolgerung vorbringt. Denn er argumentirt gerade ſo, als wenn er ſagen wollte, wo keine Flamme leuchte, da ſei auch kein wahres Feuer vorhanden, und im Winter hätten die Bäume kein Leben, weil ſie keine Blätter noch Früchte hervorbrächten.

„4) Müſſen wir zu dem einzig wahren und ſichern Heilmittel fliehen, nämlich zu der Sicherheit unſrer ewigen Erwählung, welche ſich auf den unwandelbaren Vorſatz Gottes gründet. Damit wir aber ein zuverläſſiges Zeugniß dieſer unſerer gewiſſen Erwählung haben, auch zu der Zeit, wo wir keine Wirkungen des Glaubens in uns erfahren werden, ſo mögen wir der

vergangenen Tage gedenken und David nachahmen. Denn dann werden wir wahrlich ſo viele und ſo offenbare Zeugniſſe der göttlichen Gnade auffinden, daß wir an ſeiner väterlichen Liebe gegen uns mit Recht nicht zweifeln können. Außerdem werden wir erfahren, daß in den frühern Zeiten ſo viele und ſo hell leuchtende Wirkungen des Glaubens, und ſomit auch unſerer Erwählung in uns hervorgetreten ſind, daß ſelbſt der Satan nicht leugnen kann, daß wir in dieſer Zeit Gott wohlgefällig geweſen wären und daß wir darum den wahren Glauben gehabt hätten, da ohne den Glauben Niemand Gott wahrhaft gefallen könne. Denn wenn der Satan einwenden wollte, damals hätten wir zwar Glauben gehabt, aber mit dem Verluſt deſſelben wären wir Gottes Feinde geworden, ſo werden wir unerſchrocken dagegen antworten, daß dieſe Lehre durchaus falſch iſt. Denn dieſe beiden Sätze ſind ohne alle Ausnahme durchaus gewiß, daß Gott niemals ſein Urtheil ändert, und daß, was er einmal beſchloſſen hat, nothwendig geſchehe. Wir wollen auch noch den dritten Satz hinzufügen, daß der Glaube eine nur den Erwählten eigene und eigenthümliche Gabe ſei. Daß dem aber ſo ſei, ergiebt ſich daraus, daß wer da glaubt, auch mit Chriſto wirklich vereinigt wird und darum niemals ſterben kann. Da dieſes nun ſo iſt, ſo müſſen wir nothwendig bekennen, daß die Gabe jenes wahren Glaubens, durch welchen wir gerechtfertigt werden, von der Gabe der Beharrlichkeit niemals getrennt werden könne, wennſchon bisweilen der Glaube erſchlafft, und darum die Beharrlichkeit hier und da unterbrochen zu werden ſcheint. Denn was der Herr von Petrus bezeugt, er habe für ihn gebeten, daß ſein Glaube nicht aufhöre, das gilt von allen denen, welche bezüglich der Erwählung und des Heils in gleicher Lage wie Petrus ſind, und das beweiſt offenbar, daß wenn ſchon Petrus nicht aus dem Glauben und dem heiligen Geiſte, ſondern aus Fleiſch und Blut geſündigt hatte, ſein Glaube doch in dieſer Zeit nicht gänzlich von ihm gewichen und der heilige Geiſt ihm nicht durchaus genommen war, ſondern daß der Glaube nur auf einige Zeit in ihm verborgen war und daß nichtsdeſtoweniger das Samenkorn des Geiſtes der Gotteskindſchaft ganz geheim in ihm lag. Daſſelbe zeigte ſich auch an David, da er durch die Stimme des Propheten wie aus dem Schlafe aufgeweckt war. Denn damals gab ihm der Herr den heiligen Geiſt nicht zurück, als wenn er ihn ihm vorher ganz entriſſen hätte, ſondern die ſchlummernden Kräfte des heiligen Geiſtes weckte er in ihm wieder auf. Denn ſonſt hätte David nicht gerufen: Deinen heiligen Geiſt nimm nicht von mir, ſondern er hätte vielmehr geſagt, deinen heiligen Geiſt gieb mir wieder zurück; aber gerade dieſes hätte er doch niemals aus Glauben ſagen können, wenn er vom heiligen Geiſte gänzlich verlaſſen geweſen wäre. Was daher Einige oft gegen diejenigen hervorheben, welche im Schein und im Schatten des Glaubens ſich gefallen und welche aus einer falſchen Vorſtellung vom Glauben, mit der ſie ſich und Andere täuſchen, ihre Freiheit zum Sündigen rechtfertigen, als wenn Jemand gerechtfertigt

werden könnte, ohne daß er zugleich geheiligt werde; was Einige, ſage ich, gegen derartige Ungeheuer hervorheben, daß nämlich der Glaube und der heilige Geiſt durch Sünden ausgetrieben werde, das iſt entweder von demjenigen Grade des Glaubens zu verſtehen, zu welchem auch die Verworfenen gelangen können, indem ſie nicht allein zur Kirche gerechnet werden, ſondern auch die gute Gabe Gottes ſchmecken, dieſelbe aber niemals verdauen und ihrer niemals wirklich theilhaftig werden können, weil dieſes nur den Erwählten eigenthümlich iſt; oder es muß ſo verſtanden werden, daß der Glaube bezüglich der Wirkungen und Früchte vorübergehend, gleichſam hinweggenommen werden könne, jedoch ſo, daß der Samen und Keim ſelbſt, welcher hernach zu ſeiner Zeit aufbricht, bleibt.

„Dieſes vorausgeſchickt, behaupte ich, daß der, welcher auch nur einmal in ſeinem ganzen Leben ein gewiſſes Zeugniß wahren Glaubens empfunden hat, darüber ſicher ſein kann, daß derſelbe nicht allein bleibt, ſondern auch bis an's Ende bleiben wird, ſelbſt dann, wenn Zeiten kommen, wo derſelbe gänzlich verſchwunden zu ſein ſcheint; denn auch ein neugebornes Kind iſt darum, weil es in ſich keinen Gebrauch der Vernunft erfährt, nicht ohne eine vernünftige Seele; ebenſowenig ſagen wir von einem Trunkenen, daß er der Vernunft und des Verſtandes beraubt ſei, wenn ſchon bei ihm weder der Verſtand noch der Fuß ſeine Dienſte thut; und ebenſowenig hat die Kraft des Lebens den gänzlich verlaſſen, der nicht allein nach der Meinung der Aerzte, ſondern auch nach dem eigenen Gefühle des Kranken einem Todten ähnlicher iſt als einem Lebendigen.

„Werden aber nun darum diejenigen, welche niemals geglaubt haben, ungeſtraft ſündigen? Ich ſehe nämlich, daß einige mit dieſem Vorwurf unſerer Lehre von der partikularen Erwählung verunehren, nach deren Aufhebung uns doch keinen Troſt bleibt, da der Glaube, durch welchen wir gerechtfertigt werden, nur ſo auf die allgemeinen d. h. allen Sündern ohne Unterſchied dargebotenen Verheißungen hinblickt, daß der Gläubige ſich dieſelben perſönlich aneignet. Paulus möge für mich antworten, daß es die Kinder Gottes ſind, welche vom Geiſte Gottes getrieben werden, und daß darum diejenigen, welche von der Sünde befreit ſind, in der Sünde nicht bleiben können. Denn wer da durch den Glauben gerechtfertigt iſt, der iſt auch durch Chriſti Geiſt geheiligt und widerſteht darum der Sünde, wenn ſchon er zuweilen vorübergehend von Gott verlaſſen zu ſein oder er vielmehr Gott verlaſſen zu haben ſcheint.

„Daher vernehmen wir in jenen Worten nicht die Stimmen der wahren Gläubigen; und ebenſowenig führt uns dieſe Lehre in einen Abgrund hinab, ſondern veranlaßt uns vielmehr, daß je koſtbarer die Wirkungen des Glaubens in uns, und je ſicherer die Waffen zur Bekämpfung des Satans in dieſem ſo gefahrvollen Kampfe ſind, — daß wir mit um ſo größerer Sorge und Aufmerkſamkeit ſie zu bewahern trachten, d. h. daß wir aus der Kraft des als ein

ſicheres Unterpfand unſerer Gotteskindſchaft empfangenen heiligen Geiſtes Gott und der Gerechtigkeit zu leben ſuchen.

„Sodann mögen diejenigen, welche dieſe Lehre anfeinden, als ob ſie der Sünde Thor und Thür öffne, wiſſen, daß ſie hier ganz ebenſo argumentiren, als wenn ſie ſagen wollten, die Menſchen würden dazu angeleitet, ſich der Speiſe und des Trankes zu enthalten, oder ſie würden zur Trägheit verleitet, weil wir einen gewiſſen und ein für allemal feſtgeſtellten Termin unſeres Leben, der nicht übergangen werden kann, annehmen.

„Um daher die Erörterung mit wenigen Worten zu beſchließen, ſo halte jeder von uns ſich daran feſt, daß unſer Heil von dem ewigen Rathſchluß deſſen abhängt, der uns ſeinen Sohn oder vielmehr ſeinem Sohne uns gegeben hat und daß dieſer uns darüber gewiß macht, daß von denen, die er vom Vater empfangen hat, Niemand verloren gehen werde. Denn es iſt durchaus nothwendig, daß unſer Heil Dem anvertraut iſt, der daſſelbe viel ſicherer bewahren kann als wir ſelbſt."

Nachdem hierauf Beza von den Mitteln geſprochen hat, welche der heilige Geiſt zur Erweckung des Glaubens in unſern Herzen gebrauche, nämlich vom Wort und vom Sacrament, geht derſelbe zu einer Beleuchtung des Verhältniſſes von Geſetz und Evangelium zu einander über, die wir ihrer Eigenthümlichkeit und Vortrefflichkeit wegen hier ebenfalls mittheilen.

„23. Was das Geſetz und Evangelium unter ſich gemeinſam haben und wodurch ſie ſich andererſeits von einander unterſcheiden.

„Geſetz und Evangelium haben das unter ſich gemein, daß jener einige, wahre und unwandelbare Gott der Urheber des Einen und des Andern iſt, weshalb keineswegs angenommen werden darf, daß das Geſetz bezüglich ſeiner Subſtanz vom Evangelium aufgehoben werde, das im Gegentheil durch daſſelbe befeſtigt wird. Denn Geſetz und Evangelium halten uns einen und denſelben Gott und, wenn man die Sache ſelbſt berückſichtigt, eine und dieſelbe Gerechtigkeit vor, nämlich diejenige, welche in vollkommener Liebe Gottes und des Nächſten beſteht. Aber ein großer Unterſchied liegt in dem vor, was wir hinzuzufügen haben, und zwar vor allem in der Art und Weiſe, durch welche die Gerechtigkeit zu erlangen iſt.

„Denn erſtlich iſt das Geſetz dem Menſchen angeboren, indem Gott die Erkenntniß deſſelben von Anfang an in das menſchliche Herz eingezeichnet hat. Denn wenn ſpäterhin der Herr jenes Geſetz auf zwei Tafeln geſchrieben gab, ſo geſchah dies nicht darum, als wenn irgend ein neues Geſetz gegeben würde, ſondern um jene urſprüngliche Erkenntniß, welche durch den Fall unſerer Natur in uns allmählich zerſtört war, in uns wieder herzuſtellen. Das Evangelium iſt eine über die menſchliche Natur ſelbſt gerade hinausgehende Lehre, von der die Menſchen niemals auch nur etwas vermuthen konnten, ſo daß ſie dieſelbe auch jetzt nur durch eine beſondere Gabe Gottes

anzuerkennen vermögen. Der Herr offenbarte das Evangelium, wie Moſes berichtet, zuallererſt dem Adam, ſodann den Patriarchen und den Propheten in dem Maße, in welchem es ihm gefiel, bis er uns endlich Jeſum Chriſtum wirklich mittheilte. Dieſer aber verkündigte und erfüllte das ganze Evangelium in der vollkommenſten Weiſe, was er auch jetzt noch durch die in ſeiner Kirche geordnete Predigt offenbart und bis an's Ende der Welt offenbaren wird.

„Zweitens, das Geſetz hält uns die Majeſtät und Gerechtigkeit Gottes vor, ſo wie ſie an und für ſich iſt, und erſchreckt und ertödtet uns darum. Das Evangelium dagegen hält uns zwar dieſelbe Gerechtigkeit in Gott vor, aber ſo wie dieſelbe für uns durch die in Chriſto geoffenbarte Barmherzigkeit verſöhnt iſt.

„Drittens, das Geſetz befiehlt uns die Gerechtigkeit, welche es vorſchreibt, und welche in vollkommner Befolgung der Gebote beſteht, in uns zu ſuchen und hält uns darum unſer Verderben vor. Das Evangelium dagegen zeigt uns an, wo wir endlich das gewinnen können, was wir ſonſt nicht haben, und wenn wir daſſelbe gefunden haben, wie wir es uns anzueignen vermögen; und darum befreit es uns von dem Fluche des Geſetzes. Endlich preiſt uns das Geſetz ſelig, wenn wir es vollkommen erfüllt haben; das Evangelium dagegen verheißt uns das Heil, wenn wir glauben, d. h. wenn wir durch den Glauben Chriſtum, in welchem viel mehr vorhanden iſt, als uns fehlt, ergriffen haben werden. Uebrigens iſt es uns nicht allein überaus ſchwer, ſondern auch geradezu unmöglich, das Eine und das Andere zu thun, nämlich zu leiſten, was das Geſetz befiehlt und durch den Glauben zu ergreifen, was uns in Chriſto dargeboten wird, weshalb wir noch einen vierten Unterſchied des Geſetzes und Evangeliums hervorheben müſſen.

„Dieſer vierte Unterſchied des Geſetzes und Evangeliums beſteht darin, daß das Geſetz an und für ſich die Wirkung auf uns hat, daß es uns unſere Krankheit anzeigt und dieſelbe noch verſchlimmert, zwar in keiner Weiſe durch ſeine eigene Schuld (denn es iſt gut und heilig), ſondern vielmehr darum, daß unſere verderbte Natur, je mehr ſie geſtraft wird, um ſo mehr in Sündenluſt aufwallt, wie der Apoſtel aus ſeiner eigenen Erfahrung beſtätigt. Das Evangelium dagegen hält uns nicht allein ein ſicheres Heilmittel gegen den Fluch des Geſetzes vor, ſondern hat auch dieſe Eigenthümlichkeit, daß es immer die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes mit ſich bringt, von welchem wir wiedergeboren und umgewandelt werden, indem er den Glauben als das einzige Mittel zur Ergreifung der dargebotenen Wohlthat in uns erſchafft.

„Doch wollen wir nun ausführlicher von dem Buchſtaben und Geiſte handeln, worüber Einige die verkehrteſten Meinungen vorgetragen haben.

„Ich ſage daher nicht, daß das Evangelium der Buchſtabe d. h. nur die todte Lehre ſei, inwiefern ſie nackt und bloß in der Schrift hingeſtellt iſt;

ich ſage nicht, daß es in dem beſteht, was man thun muß (denn das iſt Sache des Geſetzes), ſondern in dem, was man glauben muß, daß nämlich das Heil in Jeſu Chriſto den Gläubigen umſonſt verheißen werde. Das Evangelium iſt daher Geiſt d. h. jenes ſtarke und wirkſame Werkzeug des heiligen Geiſtes, deſſen ſich derſelbe bedient, um uns die Kraft des Glaubens an den Inhalt des Evangeliums einzupflanzen d. h. die Kraft der Ergreifung des in Jeſu in Gnaden geſpendeten Heiles, ſo daß auch das Geſetz ſelbſt, welches uns in uns verdammt, uns in dem durch den Glauben ergriffenen Chriſtus rechtfertigt und ſelig macht.

„Dies iſt auch der Grund, weshalb ich vorher behauptete, das Geſetz und Evangelium wäre nicht in Beziehung auf die Gerechtigkeit ſelbſt, mit der wir bekleidet ſein müſſen, um von Gott angenommen, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, von einander verſchieden, ſondern vielmehr in der Art und Weiſe der Erlangung der Gerechtigkeit. Denn das Geſetz verlangt dieſelbe mit Recht in uns, weil es nicht berückſichtigt, was wir leiſten können, ſondern was wir leiſten müſſen, und zwar darum, weil der Menſch durch ſeine eigene Schuld ſoweit gekommen iſt, daß er nicht mehr genügen kann und deshalb darum, weil er nicht zu genügen vermag, keineswegs für ſchuldfrei erklärt wird. Hieraus aber folgt, daß uns das Geſetz keineswegs Unrecht thut, nicht einmal dann, wenn es von uns fordert, was zu leiſten wir aus eigener Verſchuldung unfähig ſind.

„Das Evangelium dagegen mildert dieſe äußerſte Strenge des Geſetzes mit dem Honig der Barmherzigkeit, ſo jedoch, daß der höchſten Gerechtigkeit Gottes nichts entzogen wird. Denn es zeigt uns jenen Bürgen, der nicht nur ausdrücklich Bürgſchaft geleiſtet, ſondern auch ſtatt unſer Alles, was wir ſchuldig waren, vollkommen geleiſtet hat, ſo daß eben jener ſtrenge Richterſpruch des Geſetzes, der uns in uns ſelbſt gänzlich zu Boden warf, in Jeſu Chriſto uns vollkommen wieder aufrichtet und befeſtigt. Denn da das ewige Leben denen gehört, welche dem Geſetze vollkommen genügt haben, und da Jeſus Chriſtus alle Gerechtigkeit zu Gunſten derer erfüllt hat, die ihn durch den Glauben ergreifen würden, ſo wird es gerade durch die Strenge des Geſetzes ſelbſt begründet, daß diejenigen, welche durch den Glauben mit Chriſto Eins geworden ſind, unmöglich wieder aus dem Heilsbeſitz wieder herausfallen können.“ — —

Von nicht geringer Bedeutung ſind die Verdienſte, welche ſich Beza um die Textkritik, Ueberſetzung und Auslegung des Neuen Teſtamentes erworben hat. Die erſte Ausgabe deſſelben ließ Beza im Jahr 1565 erſcheinen. Die darin gegebene Textrecenſion beruht zunächſt auf der damals ſchon in drei Ausgaben gelieferten und emendirten Stephaniſchen Textkritik, und die Ver-

bindung, in welcher Beza mit der Familie Stephanus ſtand, war die nächſte Veranlaſſung zu den hierauf bezüglichen umfaſſenden Arbeiten deſſelben. Beza hatte nämlich aus der Bibliothek des älteren Robert Stephanus ein Exemplar des Neuen Teſtamentes erhalten, dem eine von deſſen Sohn Heinrich Stephanus veranſtaltete Variantenſammlung aus noch mehreren Handſchriften beigefügt war, als der Vater in ſeiner dritten Ausgabe benutzt hatte*). Im Vorwort ſeiner Ausgabe des Neuen Teſtamentes von 1565 theilt Beza hierüber ſelbſt mit: „Um dieſe ganze Arbeit herzuſtellen, habe ich mit den Anmerkungen eines Valla, Peter Stapulenſis, Erasmus auch die gelehrteſten Schriften ſowohl der Griechen als der Lateiner, auch der Neueren verglichen, und ich geſtehe offen, daß ich von denſelben weſentlich unterſtützt worden bin, wennſchon ich mich weder von Dieſen noch von Jenen ſo abhängig machte, daß ich nicht meinem eignen Urtheil treu geblieben wäre. Zu dem Allen kam noch ein Exemplar aus der Bibliothek unſeres Stephanus, welches mit etwa fünfundzwanzig Handſchriften und faſt allen Druckausgaben von dem Sohne deſſelben, dem Heinrich Stephanus, welcher die Unverdroſſenheit ſeines Vaters geerbt hatte, auf das Sorgfältigſte verglichen war**). Dieſes Hülfsmittel gewährte mir vor allen andern in den meiſten Fällen die trefflichſte Erleichterung, indem ich zuweilen das, was ſonſt nur auf Conjecturen der Ausleger beruhte, durch die Auctorität irgend einer Handſchrift beſtätigt fand, während ſich mir zugleich andrerſeits aus den Andeutungen irgend eines Codex das rechte Verſtändniß gar mancher Schriftſteller ergab."

So ſtellte Beza ſeine erſte Textrecenſion des griechiſchen Neuen Teſtamentes her, welche er im Jahre 1565 mit der Vulgata, mit ſeiner eignen lateiniſchen Ueberſetzung und mit ſeinen Anmerkungen zum Neuen Teſtament veröffentlichte. Auf dieſe erſte Ausgabe ließ dann Beza (im Jahre 1582) noch eine zweite folgen, zu deren Bearbeitung er, außer nochmaliger Vergleichung alles bisher ſchon benutzten Materials, einen von ihm im Kloſter des heiligen Irenäus zu Lyon gefundenen und hernach von ihm der Univerſität Cambridge geſchenkten Codex (den Codex C.) und einen andern (jetzt auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris befindlichen) Codex, den er aus Clairmont in Beauvoiſis erhalten hatte (daher Codex Claromontanus genannt), ſowie die ſyriſche Peſchito und theilweiſe (zur Apoſtelgeſchichte und den Corintherbriefen) eine lateiniſche Uebertragung der arabiſchen Verſion benutzte.

---

*) G. W. Meyer, Geſchichte der Schrifterklärung ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, B. II, S. 72.

**) Meyer vermuthet richtig, daß dieſes Manuſcript das nachher mehrfach bereicherte Autographum geweſen ſein möchte, welches der dritten Stephaniſchen Ausgabe zu Grunde gelegen hat.

Beza's kritiſche Arbeiten ſind ſehr oft in der ungünſtigſten Weiſe beurtheilt worden. G. W. Meyer z. B. äußert ſich über dieſelben in ſeiner „Geſchichte der Schrifterklärung ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften" (B. II, S. 72 — 75): „War gleich Beza durch dieſe ſchätzbare Acquiſition (der Stephaniſchen Variantenſammlung) in den Stand geſetzt, ſchon etwas Vorzüglicheres zu leiſten als ſein Vorgänger, da doch ſein Apparat mit den Auszügen von etwa zehn Handſchriften bereichert war, ſo ſieht man ſich doch auch hier wieder (wie bei Robert Stephanus) zu neuen Klagen über Nachläſſigkeit und Mangel an ächt kritiſchen Grundſätzen, die von Unerfahrenheit in einem ſo intricaten Geſchäft zeugen, auf's Vollkommenſte berechtigt. Denn er ſcheint ſo wenig um die wahre Beſchaffenheit und den Werth der Handſchriften, die in der Stephaniſchen Collation benutzt waren, bekümmert, als um die Würdigung der Stephaniſchen Ausgabe, die er zum Grunde legte, beſorgt geweſen zu ſein*), ſo wenig die Mängel dieſer letzteren gekannt, als von der beſten Art, denſelben abzuhelfen, eine richtige Idee aufgefaßt zu haben. Er machte alſo von ſeinem Vorrath verſchiedener Lesarten nur einen äußerſt kärglichen Gebrauch und entfernte ſich in ſeiner erſten Ausgabe nur äußerſt ſelten vom Stephaniſchen Text. Und wenngleich er bei der zweiten vollſtändigeren Ausgabe ſich durch noch mehrere ſchätzbare Hülfsmittel unterſtützt ſah und wenngleich er unleugbar in jeder Ausgabe immer nachzuhelfen ſuchte, ſo reicht doch dies Alles noch nicht hin, um den Vorwurf einer ungemeinen Sorgloſigkeit und eines durchaus willkürlichen und unkritiſchen Verfahrens von ihm abzuwälzen. Denn ſo ſehr er auch die neuerlangten Handſchriften als ſchätzbare Hülfsmittel preiſt, ſo zieht er doch noch lange nicht ganz von ihnen den Nutzen zur Berichtigung ſeines Textes, den er davon hätte ziehen können. Und man muß ſich in der That wundern, daß er nur gar zu oft in ſeinem Text eine Lesart beibehält, die er in ſeiner Ueberſetzung oder in den Anmerkungen, zum Theil aus guten Gründen, für verdächtig erklärt oder ganz verwirft, und durch eine andere, die ſich ihm dargeboten hatte, erſetzt. Wie er nun bei Aenderung oder Nichtänderung ſeines Textes zu wenig ein regelmäßiges Verfahren beobachtete, ſo verräth ſich ein ähnlicher Mangel an beſtimmten Grundſätzen nicht weniger in den Aenderungen ſelbſt, die er beliebte, und in dem verſchiedenen Gebrauch der Quellen, woraus er ſchöpfte. Denn er mag hier bald die Lesart eines einzigen Zeugen, wie etwa allein des Syrers, oder allein der Vulgata, oder allein irgend einer Handſchrift allen andern vorziehen und ſich dadurch ohne

*) Nach der eignen Andeutung Beza's iſt dieß doch nicht ganz richtig. Denn Beza ſagt, was die Sorgfalt, mit welcher er arbeitete, betrifft, im Vorwort ſeiner Ausgabe des N. Teſtamentes am Schluſſe der oben angezogenen Stelle: In quo tamen hunc modum tenuimus ut admonitione contenti, ex ingenio aut simplici coniectura ne apicem quidem mutaremus.

hinreichende Gründe von andern Ausgaben entfernen; bald einer bloßen Conjectur, die er in den Text aufnimmt, das Anſehen einer Lesart, die durch Zeugen beſtätigt wird zugeſtehen: ſo verräth ſich überall ſeine regelloſe Willkür auf gleiche Weiſe. Dabei darf man es ihm wohl endlich am wenigſten hoch anrechnen, wenn er ſich bei Anführung ſeiner Stephaniſchen Handſchriften oft ſehr verworren und unbeſtimmt ausdrückt, und wenn er die ihm zugekommene ſo berühmte Handſchrift (Codex Cantabrigiensis) und die zweite Handſchrift des Stephanus als zwei verſchiedene ſich wechſelſeitig beſtätigende Zeugen aufführt, da ſie doch beide nur für den nämlichen, aber unter verſchiedener Benennung zu halten ſind."

Allerdings mag ſo über Beza's neuteſtamentliche Textkritik vom Standpunkte der Anforderungen aus, welche die neuere Wiſſenſchaft an dieſelbe macht, geurtheilt werden. Dabei iſt aber zu beachten, daß die Regeln der Textkritik in jener Zeit noch nicht die entfernteſte Feſtſtellung erhalten hatten, und daß Beza das unbeſtreitbare Verdienſt eignet, die Auffindung derſelben zuerſt vorbereitet zu haben. Es erklärt ſich daher, daß der von Beza feſtgeſtellte Text der Stephaniſchen Ausgaben des Neuen Teſtaments, ſpäterhin von den berühmten Leidener Buchhändlern, den Elzeviren, in einer Maſſe neuer Ausgaben verbreitet, bis auf die neuere Zeit als textus receptus in Geltung bleiben konnte*).

Indeſſen werden jedenfalls Beza's Verdienſte um die Textkritik des Neuen Teſtamentes von den Verdienſten, welche ſich derſelbe um die Ueberſetzung und Auslegung der Schrift erworben hat, überboten. Eine lateiniſche Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes mit erklärenden größeren Anmerkungen gab Beza zuerſt im Jahre 1556 heraus. Später nahm derſelbe ſeine größeren Anmerkungen in ſeine Ausgaben des griechiſchen Textes auf. Kürzere Anmerkungen oder Randgloſſen fügte er zu ſeinen Ausgaben oder Ueberſetzungen des Neuen Teſtamentes ſeit 1565 hinzu.

Beza's Abſicht war es zunächſt, durch eine treue Uebertragung des Neuen Teſtamentes die von ihm als unbrauchbar erkannte Ueberſetzung Caſtalio's zu verdrängen. Er wollte eine Uebertragung des Neuen Teſtamentes liefern, welche an die überlieferte und Jedermann geläufige Ausdrucksweiſe der Vulgata ſich möglichſt anſchließend den griechiſchen Text vollkommen wortgetreu im lateiniſchen Idiom wiedergebe. In dem Vorwort ſeiner Ausgabe des Neuen Teſtamentes von 1565 bemerkt Beza hierüber: „Ich habe mich ganz beſonders bemüht, nicht allein von den griechiſchen Worten, ſondern auch von dem ſeit Alters überlieferten Text ſo wenig als möglich abzuweichen. Die eigentlichſte Bedeutung der Worte habe ich ſo

*) Schröckh, Kirchengeſch. ſeit der Reform., B. V S. 94 und Tiſchendorf in Herzogs Realencyclopädie, B. II.

ſtreng feſtgehalten, daß ich mich auch, ſo viel es geſchehen konnte, ſynonymer Ausdrücke enthielt. Die einzelnen griechiſchen Worte ſuchte ich überall in derſelben Weiſe auszudrücken, außer wo eine verſchiedene Bezeichnung vorlag oder irgend eine eigenthümliche Beziehung in Betracht kam, welche ich auch meiſtens kurz hervorgehoben habe. Die Hebraismen habe ich ſowohl in den einzelnen Ausdrücken als in ganzen Wendungen meiſtens beibehalten, wobei mir ebenſowohl die Commentare der hervorragendſten Gelehrten als der Fleiß und die Gelehrſamkeit einiger meiner Freunde und Collegen von großem Nutzen geweſen iſt. Dabei habe ich, um die Hebraismen lateiniſch wieder zu geben, lieber auf claſſiſche Latinität verzichten, als (wie es Sebaſtian Caſtellio gethan hat) mich auf kühne Wagniſſe einlaſſen wollen. Denn jenes hebräiſche Idiom ſcheint, zumal in Dem, was ſich auf die Religion bezieht, das Meiſte mit einer Kraft und Göttlichkeit auszudrücken, welche in keiner andern Sprache vollkommen dargeſtellt zu werden vermag. Wenn daher der heilige Geiſt, indem er ſich der griechiſchen Sprache bediente, ſich derartiger Hebraismen nicht enthielt, und wenn außerdem die gelehrteſten Ueberſetzer der Griechen dieſelben nicht etwan verwarfen, ſondern zur Verzierung ihrer Schriften gebrauchten, ſo iſt, meine ich, kein Grund vorhanden, weshalb mein Verfahren zu tadeln wäre. Da außerdem in der Auffaſſung jener Hebraismen ſelbſt die gelehrteſten Schriftſteller nicht immer mit einander übereinſtimmen, ſo habe ich es für beſſer gehalten, dieſelben zu laſſen wie ſie ſind, als durch Eine geltend gemachte Auffaſſung alle anderen ohne Weiteres zu beſeitigen."

Zur Ausführung einer ſolchen Arbeit war allerdings Beza durch ſeine exacte philologiſche Bildung befähigt wie wenige Andere und in der That zeichnet ſich Beza's Ueberſetzung durch Treue, Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks ſehr vortheilhaft aus. An vielen Stellen iſt die Vulgata durch ihn in der glücklichſten Weiſe corrigirt; z. B. Röm. 3, 20, wo Beza überſetzt: Propterea ex operibus legis nulla caro iustificabitur, während die Vulgata lieſt: ex operibus legis non iustificabitur omnis caro; ebenſo Epheſ. 3, 19 und an vielen andern Stellen. Aber nicht immer vermochte ſich Beza von der Vulgata in der nöthigen Weiſe frei zu machen. So überſetzt derſelbe z. B. das ἐφ' ᾧ an der Stelle Röm. 5, 12 nicht nach Erasmus mit propterea quod, ſondern nach der Vulgata mit in quo. An einzelnen Stellen dagegen hat Beza die Vulgata ohne Grund verlaſſen. Z. B. Joh. 18, 22 überſetzt derſelbe: bacillo caecidit Jesum, während die Vulgata richtiger lieſt: dedit alapam.

Daß Beza's Uebertragung des Neuen Teſtamentes von ſeiner Dogmatik abhängig war, begreift ſich natürlich von ſelbſt, und hin und wieder war dieſes für Beza's Arbeit von nachweisbarem Nutzen, indem es z. B. ganz richtig war, daß Beza, dem Calviniſchen Lehrſyſtem entſprechend, das griechiſche μετανοεῖτε nicht mit poenitentiam agite, ſondern mit resipiscite

überſetzte. Dagegen war es vom Uebel, daß er, um nur nichts dem Lehrſyſtem zu vergeben, 1. Tim. 2, 4 überſetzte: qui quosvis (nicht omnes) homines vult servari, und Joh. 1, 12: dedit eis hanc dignitatem, ut filii Dei fierent. Späterhin überſetzte Beza hier: hoc ius, aber ja nicht: hanc protestatem, weil ſonſt der Synergismus Melanchthons herauskommen würde.

Es erklärt ſich hieraus, daß die Urtheile über Beza's Ueberſetzung weit auseinandergehen. Während Elias du Pin dieſelbe für die beſte proteſtantiſche Bibelüberſetzung erklärt, wußten die Arminianer und Socinianer ſie nicht hart genug zu verurtheilen. Curcelläus ſagt von Beza, er habe in ſeiner Ueberſetzung die heilige Schrift mit unerträglicher Lizenz verdreht, damit dieſelbe nur ſeinen Privatmeinungen nicht zu widerſprechen ſcheine*); und Neuere urtheilen oft nicht günſtiger. Namentlich iſt auch G. W. Meyer geneigt, die Mängel der Ueberſetzung Beza's ſehr ſtark hervorzuheben, wobei jedoch freilich ſein Urtheil ſchließlich zum entſchiedenſten Lobe Beza's ausfällt. Meyer erklärt nämlich**): „So billig die Bedingungen waren, die Beza ſich ſelbſt vorſchrieb, um nur eine treue, nicht eine ſchöne Ueberſetzung zu liefern, ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß er gar zu oft dieſer ſeiner Vorſchrift untreu ward. Nicht genug, daß er ebenfalls bei ſehr vielen Stellen ganz ohne Noth von dem Ausdruck der Vulgata abwich, blos, wie es ſcheint, um zu variiren(!), und daß er wenigſtens in etlichen Stellen ebenfalls den kirchlich gewordenen Sprachgebrauch vernachläſſigte, welches er an Caſtalio ſo bitter rügte. Denn dieß hätte ſich ſehr wohl rechtfertigen laſſen, wenn er ſich nicht ſelbſt die möglichſte Beibehaltung des Ausdrucks der Vulgata zur Pflicht gemacht hätte. Aber es iſt auch ſein Mangel an übereinſtimmendem Verfahren in ſeiner ganzen Ueberſetzung ebenſo bemerklich, als ſein Schwanken in Anſehung der zu befolgenden Lesart unverkennbar iſt. Bald beſtrebt er ſich ganz ohne Noth, jeden Ausdruck ſeines Originals, jedes zuſammengeſetzte Wort und jede Partikel ſo buchſtäblich als möglich, wenngleich unverſtändlich, nachzubilden und tadelt vielleicht noch die Vulgata, weil ſie nicht treu genug, d. i. hier, nicht buchſtäblich genug überſetzte. Bald erlaubt er ſich wieder größere Freiheiten, überſetzt erklärend oder umſchreibend, ja entfernt ſich vielleicht ebenſoſehr von dem Sinn ſeines Originals als von der eigentlichen Bedeutung der einzelnen Wörter, und es iſt kaum zu leugnen, daß ſeine Ueberſetzung in manchen Stellen zu wenig natürlich, vielmehr ſehr geſucht und affectirt ausfällt, wo er glaubt, daß eine gewöhnlichere und natürlichere Ueberſetzung zu wenig den Sinn des Originals erſchöpft. Er bemüht ſich endlich bei mehr als einer Gelegenheit, die eigenthümlichen Meinungen ſeiner Partei vom unbedingten göttlichen Rathſchluß

*) Vergl. La France protestante, s. v. Bèze, S. 276.

**) Geſch. der Schrifterklärung, B. II. S. 299.

und dergleichen in seiner Uebersetzung so viel bestimmter anzudeuten, je leidenschaftlicher er für dieselben eingenommen und je verhaßter ihm die Version des Castalio geworden war, die bei Stellen dieser Art eine entgegengesetzte, aber ihm durchaus verdächtige und gefährliche Denkart zu verrathen schien. Gleichwohl hat diese Uebersetzung in andrer Rücksicht wieder sehr entschiedene Vorzüge, da sie — diese freilich bedeutenden Mängel abgerechnet — in vielen andern Stellen nicht gemeine Sprachkenntnisse ihres Verfassers an den Tag legt, sich vielfältig ebensosehr durch Treue als durch Verständlichkeit auszeichnet und gar oft die Stelle eines Commentars vertreten kann."

Im Betreff der Auslegung des Neuen Testamentes bezeichnet Beza (im Vorwort seiner Ausgabe desselben) genau, worauf es ihm dabei ankam: „In den Anmerkungen machte ich es mir zur Aufgabe," sagt Beza, „Alles so zu erläutern, daß Nichts in einer Weise auf Ostentation berechnet zu sein scheinen sollte. Mich daher auf die Auslegung der Worte und Redeformen beschränkend, fügte ich Beispiele hinzu, die ich aus den Profanscribenten entlehnt hatte, nicht so oft es mir gefiel, sondern so oft ich es für nöthig hielt. Auf die Sachen selbst ging ich dann ein, wenn es mir schien, daß die Entwicklung eines Gedankens mit der Auslegung der Worte nothwendig zu verbinden sei. Unter den Alten habe ich den Origenes scharf getadelt, den ich so wenig mit Erasmus allen andern Kirchenvätern vorziehen kann, daß ich im Gegentheil offen gestehe, niemals einen unreineren Schriftsteller gefunden zu haben. Unter den Neueren habe ich den Castellio an einzelnen Stellen mitgenommen, weil mir seine Verwegenheit ganz unerträglich vorkam."

Die (übrigens sehr zahlreichen) Anmerkungen Beza's zum Neuen Testamente enthalten daher nicht sowohl eine erläuternde Reproduction des gesammten Schriftinhaltes als vielmehr eine Beleuchtung und Erklärung der einzelnen Worte und Redewendungen; und dabei hat Beza viel Vortreffliches geleistet, weshalb selbst G. W. Meyer (II, S. 476) gesteht: „Freilich enthalten seine kurzen aber gedrängten Anmerkungen, die sich mehr auf das Einzelne erstrecken, als ein Licht über das Ganze verbreiten, mehrere glückliche Versuche, bald durch gute Anwendung einer mannigfaltigen Sprachkenntniß, bald durch Vergleichung der alten Uebersetzungen, den biblischen Sprachgebrauch gehörig aufzuklären, wie dies besonders Joh. 1, 1 der Fall ist. Auch fehlt es nicht ganz an einzelnen Stellen, die er auf seine eigene Weise recht gut aufgefaßt hat, wie Joh. 1, 15; 1 Kor. 11, 10; 2 Kor. 12, 7." Aber von Einem Hauptfehler ist Beza als Exeget nicht frei zu sprechen: Durchweg liefert ihm nämlich die Dogmatik, welche für ihn ein für allemal feststand, die entscheidenden exegetischen Kriterien, was sich nicht blos darin zeigt, daß er überall, wo es nur möglich war, zur Auslegung

der Schriftworte ſeine prädeſtinatianiſchen Sätze herbeizieht, ſondern auch in vielen anderen Punkten hervortritt *).

Literargeſchichtlich kommt verhältnißmäßig am wenigſten diejenige Wirkſamkeit, welche Beza als Kanzelredner ausübte, in Betracht. Allerdings gehörten Beza's Predigten zu den weſentlichſten Impulſen, welche auf das Leben Genfs einwirkten. Denn Beza predigte unabläſſig, oft Tag für Tag, und die Lebendigkeit und Eindringlichkeit ſeiner Vorträge, ſowie das eminente Anſehen ſeiner Perſon ſchaarte nicht blos die Bewohner der Stadt um ſeine Kanzel, ſondern führte ihm oft auch weither Zuhörer von Diſtinction zu, welche ganz beſonders zu dem Zweck nach Genf kamen, um die Predigten des gefeierten Kirchenlehrers zu hören. Aber nur ſehr wenige ſeiner Predigten ſind gedruckt, und unter dieſen können nur die im Jahr 1591 über die Leidensgeſchichte Chriſti gehaltenen Kanzelreden (die Beza im folgenden Jahre veröffentlichte) ein beſonderes Intereſſe erwecken. Beza hielt nämlich dieſe Predigten während des für Genf ſo gefährlichen Krieges, den dieſe Stadt drei Jahre lang (1590—1592) gegen Savoyen führte. Die Predigten tragen daher durchweg das Gepräge der politiſch ſo erregten Zeit, in welcher Beza, ein zweiundſiebenzigjähriger Greis mit dem Feuer der Jugend und mit dem gereiften Urtheil des höheren Alters zur Wahrung der theuren Güter dieſer Mutterſtadt des Proteſtantismus ermahnte und die Fragen, von denen alle beſchäftigt waren, ſo wie es das Evangelium forderte, beantworten lehrte.

Eine eigentliche homiletiſche Meiſterſchaft beſaß Beza nicht. Wenigſtens laſſen die handſchriftlich vorhandenen Predigten deſſelben allerlei Extravaganzen, Plattheiten und ſonſtige Mängel erkennen, die vielleicht aus der Flüchtigkeit und Uebereilung, mit welcher Beza dieſelben im Drange der Geſchäfte niederſchrieb, zu erklären ſind, die es aber jedenfalls unmöglich machen, Beza's Predigten als muſtergültig zu bezeichnen **).

*) Zur Stelle 1 Tim. 3, 16 bemerkt Beza kurzer Hand: Non mirum, locum hunc foede fuisse a diabolo depravatum; — non dubium, Dei nomen sublatum fuisse ab iis, qui vel divinitatem Christi vel utriusque naturae unionem iam inde ab ipso conceptionis momento negabant.

**) Ausführlichere Mittheilungen über die Predigtweiſe Beza's ſ. bei Sayous, S. 288—315.

§ 2.

Beza's Schriften.

1548.

I. Theodori Bezae, Vezelii, Poemata, Lutetiae, ex officina Conradi Badii, sub praelo Ascensiano e regione gymnasii. Barbatae 1548, 8. Bald darauf erſchien ein Nachdruck (Theodori Bezae, Vezelii, Poemata juvenilia) in 16. ohne Angabe des Orts und des Jahres und ohne Beza's Genehmigung. Eine zweite Ausgabe beſorgte Beza im J. 1569. Unter den ſpäteren Ausgaben gilt die von 1599 in 16. als die vollſtändigſte und correcteſte. Oft erwähnt wird die von dem Baron Wenzeslaus Merkovski von Zaſtriſſel (der ſich von Beza alle lateiniſchen Poeſien deſſelben zur Veranſtaltung einer vollſtändigen Ausgabe hatte anvertrauen laſſen) veröffentlichte Edition: Theodori Bezae Vezelii Poemata varia, Sylvae, Elegiae, Epitaphia, Epigrammata, Icones, Emblemata, Cato Censorius, Abrahamus sacrificans, omnia ab ipso Auctore in unum corpus collecta et recognita, 4. apud Henricum Stephanum 1597. Der letzte Abdruck dieſer Gedichte, insgemein Iuvenilia genannt, erſchien, ſo viel bekannt iſt, im J. 1757 unter dem Titel „F. B. Poemata". — Auf einer mir vorliegenden Lyoner Ausgabe, welcher das Datum fehlt, lautet der Titel vollſtändig: Poemata Theodori Bezae Vezelii, quibus continentur sylvae, epitaphia, icones, epigrammata: quae iuvenis adhuc ingenii exercitandi gratiâ conscripsit et divulgari passus est. Nunc denuo recusa. — Lugduni. — (Mit Beza's Dedication an Volmar 118 SS. in 16.)*).

*) Um wenigſtens nur Eine Probe von Beza's lateiniſchen Dichtungen zu geben, theilen wir eins der am meiſten beſprochenen Gedichte mit:

Theodorus de sua in Candidam et Audebertum benevolentia.

Abest Candida; Beza, quid moraris?
Audebertus abest, quid hîc moraris?
Tenent Parisii tuos amores,
Habent Aurelii tuos lepores,
Et tu Vezeliis manere pergis,
Procul Candidulaque amoribusque
Et leporibus, Audebertuloque?
Immo Vezelii procul valete,
Et vale, pater, et valete, fratres,
Namque Vezeliis carere possum,
Et carere parente, et his et illis,
At non Candidulâ Audebertuloque?
Sed utrum, rogo, praeferam duorum?
Utrum invisere me decet priorem?
An quenquam tibi, Candida, anteponam?
An quenquam anteferam tibi, Audeberte

1549.

II. Brevis et utilis Zoographia Joannis Cochlaei, Theodoro Beza Vezelio authore (s. l.) 1549 mense Augusto in 8. (Abgedruckt bei Baum I. S. 357—363.) Beza empfiehlt es hier Geßnern, dieſen Papiſten in ſeiner Zoologie unter die ſeltſamſten Ungeheuer zu claſſifiziren.

1550.

III. Abraham sacrifiant, tragédie française. Gen., Conrad Badius, 1550, in 8. — Neue Ausgaben unter dem Titel: Le sacrifice d'Abraham, tragédie françoise, séparée en trois pauses, à la façon des actes de comédies, avec des choeurs, un prologue et un épilogue. Paris, H. Estienne, 1552 in 8., ſpäter Brunet (Paris) 1553. Neu aufgelegt unter dem erſteren Titel: (Gen.) J. Crespin, 1561 in 8. Middelburg, 1701 in 8. In engliſcher Ueberſetzung London, 1577 in 8., in lateiniſcher Uebertragung von Jacob Bruno zu Amſterdam, ſowie von J. Jacomot, unter dem Titel: Abrahamus sacrificans, tragoedia latine a Joann. Jacomoto Barrensi conversa (mit dem Poemata ꝛc. gedruckt Gen., 1597 in 4. mit dem Geſammttitel: Poemata varia, sylvae, elegiae, epitaphia, epigrammata, icones, emblemata, Cato Censorius, Abrahamus sacrificans, omnia ab ipso auctore in unum corpus redacta.) H. Stephan. in 4.

In der France protestante s. v. Bèze, wird noch bemerkt (IV, S. 274): La Bibl. du Théâtre français cite, en outre, une édition in — 12 de Lyon, sans date ni nom d'auteur, dont elle donne ainsi le titre: Tragédie française du sacrifice d'Abraham, necessaire à tous chrestiens pour trouver consolation au temps de tribulation et d'adversité. L'auteur de cet estimable recueil renvoie pour l'analyse de cette pièce, quil attribue à Bèze, à celle qu'il a donnée un peu plus haut du Sacrifice d'Abraham à huit per-

---

Quid si me in geminas secem ipse partes,
Harum ut altera Candidam revisat,
Currat altera versus Audebertum?
At est Candida sic avara, novi,
Ut totum cupiat tenere Bezam;
Sic Bezae est cupidus sui Audebertus,
Bezâ ut gestiat integro potiri.
Amplector quoque sic et hunc et illam,
Ut totus cupiam videre utrumque,
Integrisque frui integer duobus.
Praeferre attamen alterum necesse est,
O duram nimium necessitatem!
Sed postquam tamen alterum necesse est,
Priores tibi defero, Audeberte;
Quod si Candida forte conqueratur,
Quid tum? basiolo tacebit imo!

Der Dichter führt alſo hier in ſeiner leichten, launigen Weiſe den Gedanken aus, daß die Liebe zwar ſüß, daß aber die Freundſchaft ernſter, werthvoller und derſelben vorzuziehen iſt.

sonnages, nouvellement corrigé et augm., et joué devant l'hostel de Flandres à Paris, et depuis à Lyon l'an 1539. Hiernach iſt es ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Tragödie mit der von Beza im J. 1550 gedichteten nicht identiſch ſein kann, und daß die erſtere überhaupt irrthümlich unſerem Beza beigelegt wird. Uebrigens fährt der Verfaſſer fort: Nous regrettons, que le désordre, qui regne dans notre Bibl. nationale, où les livres rares, bien que portés sur le catalogue, se retrouvent difficilement, ne nous permette pas d'éclaircir cette difficulté.

1553.

IV. Epistola magistri Benedicti Passavantii, 1553; ſpäter öfters wieder herausgegeben, z. B. in der Ausgabe der Epistolae virorum obscurorum, Londini 1710, 12.

Um eine Probe von der macaroniſchen Sprache und dem Stil zu geben, in welchem dieſe auf den Präſidenten Lizet verfaßte „belle drôlerie" (wie Florimond de Raemond dieſe Satire nennt) geſchrieben iſt, theilen wir mit das darin enthaltne:

Epitaphe de messire Pierre Lizet, preux et vaillant champion.

Hercule desconfit jadis
Serpens, géans et autres bestes,
Roland, Olivier, Amadis
Feirent voler lances et testes.
Mais n'en déplaise à leurs conquestes,
Lizet, tout sot et ignorant,
A plus fait que le demourant
Des preux de nations quelconques.
Car il fait mourir en mourant
La plus grande beste qui fut oncques.

1554.

V. De haereticis a civili magistratu puniendis, adversus Martini Bellii farraginem et novorum academicorum sectam. Oliva Roberti Stephani, 1554, 8.; zweite Ausg. 1592.; franzöſiſch von Nicol. Colladon, Genf, 1560, 8. In den Tract. theol. Tom. I. S. 85—169.

1555.

VI. Summa totius Christianismi sive descriptio et distributio causarum salutis electorum et exitii reprobatorum ex sacris literis collecta. 1555. — In den Tract. theol. I. p. 170—205. Die Brièvе exposition de la table ou figure contenant les principaux points de la religion chrétienne, welche in der France protestante irrthümlich in das Jahr 1560 verlegt wird, iſt mit der Summa etc. identiſch.

1556.

VII. De theologo s. de ratione studii theologici LL. IV. Argent. 1556.

VIII. Annotationes in Novum Testamentum, Paris 1556. fol., ſpäterhin öfters (Zürich 1559; Genf, 1565, 1582, 1588, 1598, 1642) wieder herausgegeben.

IX. Novum Testamentum Domini nostri Jesu Christi latine iam olim e veteri interprete, nunc denuo a Th. Beza versum, cum eiusdem annotationibus, in quibus ratio interpretationis redditur. Genevae, Oliva Rob. Stephani, 1556, fol., Lond. 1579. 1587, Amsteld. 1624, 24.

X. Se tante neuf pseaulmes mis en rithme francoise, quarante-neuf, par Clement Marot, avec le cantique de Siméon et lex dix commandemens. Gen., Simon du Bosc, 1556 in 24. Schon im J. 1553 hatte Beza ein Fragment einer von ihm angefertigten Pſalmenüberſetzung edirt; aber erſt im J. 1560 erſchien der ganze Pſalter franzöſiſch unter dem Titel: Pseaumes de David mis en rhythme francoise par Clement Marot et Théodore de Bèze, avec nouv. et facile methode pour chanter chacun couplet. Par Pierre Dauantis, dit Antesignanus, qui y a ajouté une préface datée de Gen. 18. Septb. 1560. Ein neuer Abdruck dieſer Ausgabe erſchien 1563 zu Lyon bei Antoine Vincent mit einem Geſchichtskalender in 8. Eine andere Ausgabe von demſelben Jahre (bei Jean de Tournes zu Lyon) war mit einem königlichen Privilegium ausgeſtattet.

1557.

XI. Confessio fidei doctrinaeque de coena Domini exhibita illustrissimo principi Wirtembergensi. 1557. Abgedruckt bei Baum I. 405.

XII. Confessio doctrinae ecclesiarum Gallicarum exhibita theologis Augustanae confessionis in colloquio Wormatiensi. Abgedruckt bei Baum, I, 409.

1558.

XIII. Ad sycophantarum quorundam calumnias, quibus unicum salutis nostrae fundamentum i. e. aeternam praedestinationem evertere nituntur, responsio Theodori Bezae Vezelii. (Threnorum 3: Quis est, qui dixit: fuit hoc at Dominus non praecipit? Ex ore domini non proficiscuntur prospera et adversa.) — Excudebat Conradus Badius 1558. Genevae, in 8. — (gegen Caſtellio gerichtet.)

1559.

XIV. De coena Domini plana et perspicua tractatio, in qua Joachimi Westphali calumniae postremum editae refelluntur. Theodoro Beza auctore. Oliva Roberti Stephani, 1559 in 8. In den Tract. theol. I. p. 211—258.

1560.

XV. Confessio christianae fidei et eiusdem collatio cum papisticis haeresibus. Gen. 1560 in 8. — Urſprünglich hatte Beza dieſe Schrift, in franzöſiſcher Sprache ausgearbeitet und mit einer an ſeinen Lehrer Melchior Volmar gerichteten Dedication veröffentlicht. Aber die erſte Ausgabe dieſer franzöſiſchen Bearbeitung ſcheint verſchwunden zu ſein. Die zweite Ausgabe derſelben führt den Titel: Confession de la foy chrestienne, contenant la confirmation

d'icelle et la refutation des superstitions contraires; avec un abrégé d'icelle. Genève. Conrad Badius, 1559 in 24. Spätere Ausgaben erschienen 1564 in 16., und in englischer Uebersetzung London 1563 und 1585 in 16. Auf vielseitig geäußertes Verlangen fertigte Beza die im J. 1560 erschienene lateinische Bearbeitung der Bekenntnißschrift an, welche ebenfalls an Wolmar dedizirt ist und worin einzelne Punkte eingehender erläutert wurden. In den Tract. theol. ist dieses Bekenntniß Tom. I. p. 1—80 abgedruckt. „Welchen Anklang diese Schrift Beza's gefunden habe und wie wohlthätig dieselbe für alle die Unentschiedenen ꝛc. gewesen sei, beurkundet schon der Umstand, daß im dritten Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, nebst den nicht minder zahlreichen lateinischen, schon die sechste französische Auflage allein in Genf, und gleichzeitig mit dem ersten Druck auch die italienische Uebersetzung von Francesco Cattani, einem aus Italien vertriebenen Flüchtling erschien. Ueber hundert Jahre noch war dieses Werk Beza's so verbreitet und wirksam, daß der Erzbischof von Paris dasselbe im Jahre der Aufhebung des Ediktes von Nantes in einem besonderen Rundschreiben verdammte*)."

Das Bekenntniß handelt in sechs Kapiteln von der Trinität, von der Person des Vaters, von Jesu Christo, vom heiligen Geiste, von der Kirche und vom jüngsten Gericht, worauf noch ein siebentes Kapitel mit einer „kurzen Antithesis des Papstthums und des Christenthums" folgt. Jedes Kapitel zerfällt in zahlreiche Unterabtheilungen. Das Ganze enthält eine meisterhaft ausgearbeitete Darstellung aller wesentlichen Sätze des reformirten Lehrsystems**).

In den Tract. theol. folgt auf diese Confessio von S. 80—84

Altera brevis fidei confessio et eiusdem cum superiore argumenti

aus 34 kurzen Abschnitten bestehend.

1561.

XVI. *Κρεωφαγία* sive Cyclops, *Ὄνος συλλογιζόμενος* sive Sophista. Dialogi duo de vera communicatione corporis et sanguinis Domini, adversus Tilemanni Heshusii commenta. Genev. 1561 in 8. Tract. theol. I. p. 259—336.

XVII. Abstersio calumniarum, quibus Calvinus aspersus est ab Heshusio. Genev. 1561 in 8. Abgedruckt in Tract. theol. I.

XVIII. Les harangues de Bèze faites au colloque de Poissy, 1561, in 8. — Sermon fait au colloque de Poissy, Genève, 1561, 8. — Ce qui a été proposé au colloque de Poissy par Th. de Bèze, Genève, 1561, 8.

1562.

XIX. Oraison exhortatoire fait et prononcée en latin (5. Juni 1559) par devant les sieurs syndics et conseil

*) Baum, II. S. 83.

**) Daher wäre die Veröffentlichung einer wortgetreuen Uebersetzung dieser hochwichtigen Schrift dringend zu wünschen.

de Genève, lors de l'élection du recteur des écoles, trad. en franc. et impr. avec les ordonnances ecclésiastiques de l'église de Genève, 1562.

XX. Formulaire de Confession de foi que les escoliers auront à faire souscrire entre les mains du recteur de l'académie de Genève. Genève, Artus Chauvin, 1562, 4.

1563.

XXI. Vie de I. Calvin, 1563 (1564?). 8. In englischer Ueberf. London 1564, 8., in lateinischer Ueberf. 1565 erschienen, und Eingangs des Commentars Calvins zum Buch Josua sowie in den tract. theol. II. abgedruckt. Eine deutsche Ueberf. erschien im J. 1565 unter dem Titel: Historia vom leben vnd Christlichen Abschied auf dieser Welt, des Ehrwirdigen Herrn Johannis Caluini, zur vorrede auf seine, nach seinem Thod außgangene außlegung vber das Buch Josua, kurtzlich beschriebene durch Theodorum von Beza, und jetz, newlich auß dem Frantzösischen ins Teutsch verdolmetschet. Gedruckt in der Churf. Statt Heydelberg, durch Michael Schirat. 1565. 4.

XXII. Ad Franc. Balduini Ecebolii apostatae convicia responsio. Genev. 1563. 8. — Mit einem Vorwort Calvins. In den Tract. theol. II, p. 201—234 abgedruckt.

XXIII. Responsio ad defensiones et reprehensiones S. Castellionis, quibus suam Novi Test. interpretationem defendere adv. Bezam et eius versionem vicisim reprehendere conatus est. In hoc libello multi N. T. loci accuratissime excutiuntur, quorum indicem adiecimus. 1563. Excud. Henr. Stephanus. — Diese Schrift, welche zunächst an das geistliche Ministerium zu Basel gerichtet ist, weil Castellio von diesem die Erlaubniß zur Herausgabe seiner defensiones erhalten hatte, ist mehreren folgenden Ausgaben von Beza's griechisch-lateinischem Neuen Testament beigefügt worden.

1565.

XXIV. Jesu Christi D. N. Novum testamentum sive novum foedus, cuius graeco textui respondent interpretationes duae, una, vetus: altera, nova, Theodori Bezae, diligenter ab eo recognita. Eiusdem Th. Bezae annotationes, quas itidem in hac secunda editione recognovit et accessione non parva locupletavit. Indices etiam duo, theologis (praesertim Hebraicae, Graecae et Latinae linguae studiosis) multum profuturi adiecti sunt. — Anno 1565. Henr. Stephanus. — Das an die Königin Elisabeth von England gerichtete Dedicationsvorwort ist vom 19. Decbr. 1564 datirt. Der griechische Text, die Ueberf. Beza's und sodann die Vulgata sind in drei Columnen nebeneinander gestellt, unter denen sich die Anmerkungen befinden. — Diese sogenannte „zweite Ausgabe des N. Testamentes" (mit Beziehung auf die schon früher erschienene lateinische Uebersetzung des Herausgebers, die 1556 allein, 1559 mit dem Stephanischen Text veröffentlicht war) erschien in neuer Auflage 1571. Eine zweite Bearbeitung seiner Ausgabe des N. Testamentes veröffentlichte Beza im. J. 1582, jedoch mit der

auf dem Titel angegebenen Bezeichnung „tertia editio.“ Die geſchätzteſte Ausgabe derſelben iſt die holländiſche von 1633 in 12.

XXV. Responsio ad argumenta Joh. Brentii pro omni praesentia corporis Christi, qua Nestorii et Eutychetis haeresis perspicue explicantur. Genev., J. Crespin. 1565, 8.

XXVI. Epistolarum theologicarum Theodori Bezae Vezelii liber unus. 1565. 8. Zweite Ausgabe Genev. Eustathius Vignon, 1575. 8. 1773. 8. Abgedruckt in den Tract. theol. III.

XXVII. Tractatus tres de rebus gravissimis scripti: unus de unitate essentiae divinae et tribus in ea subsistentibus personis ad Arianos ὁμοουσίους; alter de hypostatica duarum in Christo naturarum unione, adv. Dr. Jacobi Andreae assertionem; tertius de sacramentali corporis et sanguinis Christi cum sacris symbolis coniunctione, adv. M. Flacii Illyrici falsissimas demonstrationes, Genev. 1565, 8. Abgedruckt in Tract. theol. I. u. II.

XXVIII. Disceptatio placida et christiana cum D. J. Pappo de hypostatica duarum in Christo naturarum, unione et eius effectu. 1565 u. 1572. Abgedruckt in Tract. theol. III.

1566.

XXIX. De communicatione et vivifica virtute carnis Christi perpetua Cyrilli sententia ex eiusdem et aliorum Patrum scriptis explicata, um 1566, fol. unter dem pſeudonymen Namen Chriſt. Heſſtander. Wiederaufgelegt zu Heidelberg, 1574 in 12.

XXX. De pace christianarum ecclesiarum constituenda consilium ad Sacram Caesaream Maiestatem et Romani Imperii Status Augustae congregatos. 1566. Dieſe Schrift Beza's iſt an Kaiſer Maximilian II. gerichtet. Daß dieſelbe nicht in das Jahr 1550 (wie Schloſſer meint), ſondern in das Jahr 1566 zu ſetzen iſt, ſiehe bei Baum I, S. 138. — In den Tract. theol. II, p. 110—121 abgedruckt.

XXXI. Epistolae ad Marnixium, 1566, 8.

1567.

XXXII. De Valentini Gentilis perfidia et iusto supplicio, Genev. 1567, 4.

XXXIII. Theses de Deo, essentiâ uno, personis trino, Genev. 1567, 8.; vielleicht identiſch mit der in den Tract. theol. I, p. 651—653 befindlichen Schrift: Theses seu axiomata de trinitate personarum et essentiae unitate. Ex Th. Bezae praelectionibus.

XXXIV. Apologia ad libellum Sorbonici theologastri F. Claudii de Xaintes, cui titulum fecit „Examen Calvinianae et Bezanae doctrinae de coena Domini“, 1567, 8. — Secunda Apologia, Genev. 1567, 8. — Tertia sub titulo: Responsio ad repetitionem primam Claudii de Xaintes de eucharistiae controversiis, Genev. 1577, 8. — Alle drei Apologien finden ſich abgedruckt in den Tract. theol.

XXXV. Tractatio de polygamia, in qua et Ochini apostatae

pro polygamia et Montanistarum ac aliorum adversus repetitas nuptias argumenta refutantur: addito veterum canonum et quarundam civilium legum ad normam Verbi divini examine. Ex Th. Bezae Vezelii praelectionibus in priorem ad Corinthios epistolam. Genev. 1567. 1591. 8. — In den tract. theol. II, p. 1—49.

XXXVI. Tractatio de repudiis et divortiis, in qua pleraeque de causis matrimonialibus (quas vocant) incidentes controversiae ex verbo Dei deciduntur. Additur Juris civilis Romanorum et veterum his de rebus canonum examen ad eiusdem Verbi Dei et aequitatis normam. Ex Th. Bezae Vez. praelectionibus in priorem ad Corinthios epistolam. Genev. apud haeredis Eustath. Vignon, 1591. 8.*)

1570.

XXXVII. Quaestionum et responsionum christianarum libellus, in quo praecipua christianae religionis capita *Κατ' ἐπιτομὴν* proponuntur. Mit einem Dedicationsvorwort ornatissimo viro, eruditione et virtute praestanti, Domino Jo. C. P. Domino et amico plurimum observando Th. Beza S. P. D. — Genevae, Idibus Februarii anno novissimi temporis M. D. LXX. Abgedruckt in den Tract. theol. I. p. 654—688. Im folgenden Jahre, 1571, erschien zu London eine englische Uebersetzung der Schrift. Im Jahre 1576 kam noch hinzu Quaestionem et responsionum pars altera, quae est de sacramentis (auch Lond. 1577). Auf den im J. 1570 erschienenen Theil dieser Quaestiones et responsiones folgt schon in den Tract. theol. von 1570 unmittelbar ein Catechismus compendiarius (p. 689—694). — Im Jahre 1580 wurde sodann das Ganze zusammen veröffentlicht unter dem Titel: Quaestionum et responsionum christianarum libellus, in quo praecipua religionis dogmata compendiose tractantur, seu Catechismus compendiarius, Genev. 1580, 8. 1584, 8. französisch 1584, 8**). — In katechetischer Form enthält diese Schrift eine sehr genaue und überaus instructive Darlegung des ganzen reformirten Lehrsystems. Nächst der Confessio ist sie die vollständigste dogmatische Lehrschrift Beza's.

1572.

XXXVIII. S. Athanasii dialogi V. de S. Trinitate; S. Basilii lib. IV, adv. impium Eunomium; Anastasii, Theopolitani patriarchae, et Cyrilli Alexandrini explicatio compendiaria othodoxae fidei, omnia graece et latine, ex interpretatione Th. Bezae. Genev. 1572 in 8.***)

XXXIX. Defensio in Nicol. Selnecceri responsionem, Genev. 1572, 8. — Responsio ad N. Selneccerum et Jenensium theologorum calumnias, Genev. 1572, 8.

*) In den tract. theol. II, p. 1—49.

**) Hiernach sind die unsichern Angaben der France protestante (S. 282 Nr. LVIII) festzustellen.

***) Diese Schrift erwähne ich darum hier, weil sie in dem (im Ganzen) chronologisch geordneten Schriftenverzeichniß der tractat. theol. Beza's an dieser Stelle genannt wird. Ueber die erste Veröffentlichung der Schrift läßt sich nichts Sicheres angeben.

XL. Pro corporis Christi veritate adv. ubiquitatis commentum et G. Holderi convitia, responsio, Genev. 1572 und 1581 in 8. Abgedruckt in den tract. theol. III.

XLI. De veris et visibilibus ecclesiae catholicae notis tractatio, Genev. 1572 in 8., franzöſiſch zu La Rochelle, 1592, 8. und engliſch 1592, 16.

1573.

XLII. Apologia ad N. Selnecceri *Κοκκυσμούς* Genev. 1573, 8.

1575.

XLIII. Nathanaëlis Nezechii homiliae duae de negotio sacramentario, Theopoli, 1575, 8. Nach Barbier erſchien dieſe pſeudonym herausgegebene Schrift ſchon 1574. Jedenfalls iſt dieſelbe mit der in den tract. theol. III abgedruckten Abhandlung Adv. sacramentariorum errorem pro vera Christi praesentia in coena Domini identiſch.

XLIV. Ad putidas quasdam Jac. Andreae calumnias responsio, in den tract. theol. III.

1576.

XLV. Theodori, presbyteri Rhaetensis, libellus adv. haereses, quibus iam olim hypostatica duarum in Christo naturarum unio oppugnata est, graece editus et latine factus; adiuncta est earundem haereseon collatio, Genev. 1576, 4. Abgedruckt in den Tract. theol. III. p. 390—402.

XLVI. Quaestionum et responsionum pars altera, quae est de sacramentis, 1576, 8.; London 1577, 8.

1577.

XLVII. Lex Dei moralis, ceremonialis et politica, ex libris Mosis excerpta et in certas classes distributa, Basileae, 1577, fol.

1578.

XLVIII. Apologia ad acta conventus quindecim theologorum Torgae habiti, 1578, in den Tract. theol. III.

XLIX. De peste quaestiones duae explicatae: una, sitne contagiosa, altera, an et quatenus sit Christianis per secessionem vitanda? Genev. 1578, 8. (nach Sénebier 1579 in 12., nach dem Katalog der Londoner Bibl. 1580), engliſch London 1580, 8.; ſpäter wieder aufgelegt unter dem Titel: De pestis contagio et fugâ dissertatio cum A. Riveti eiusdem argumenti epistolâ, Lugd. Bat. 1636, 12. und in Variorum tractatus theologici de peste, Lugd. Bat. 1655, 12.

L. Responsiones ad repetitas Andreae et Selnecceri calumnias, Genev. 1578.

1579.

LI. Psalmorum Davidis et aliorum prophetarum lib. V, argumentis et latina paraphrasi illustrati ac

etiam vario carminum genere latine expressi, Genev. 1579. 1580. und ſpäter öfters herausgegeben. — Dieſe Ausgabe wird „die zweite" genannt, weil Beza ſchon vorher dreißig Pſalmen in lateiniſcher Ueberſetzung in den Juvenilia von 1576 edirt hatte.

1580.

LII. De germana pronuntiatione linguae graecae. 1580, 8.

LIII. Icones seu verae imagines virorum illustrium doctrinâ simul et pietate, quorum praecipue ministerio partim bonarum literarum Studia sunt restituta, partim vera religio in variis orbis christiani regionibus nostrâ patrumque memoriâ fuit instaurata, additis eorundem vitae et operum descriptionibus, quibus adiectae sunt nonnullae picturae, quas emblemata uocant; Genev. 1580. 4.; franzöſiſch par Simon Goulard, Genève, Jean de Laon 1581, 4. — Vierundvierzig Holzſchnitte von Reformatoren, Kirchenlehrern und Märtyrern aller evangeliſchen Lande mit kurzen biographiſchen Notizen und Lobpreiſungen in Verſen. Die (ſehr ſelten gewordne Schrift) iſt dem König Jacob VI. von Schottland gewidmet.

LIV. De coena Domini, adv. Jodoci Harchii Montensis dogmata responsio, Genev. 1580, 8. Abgedruckt in den Tract. theol. III, p. 148—186.

LV. Quaestionum et responsionum christianarum libellus etc. — (Siehe oben Nr. XXXVII.)

1582.

LVI. Theses de iustificatione, 1582, 8.

LVII. Factum dressé par Théodore de Bèze, concernant les droits de la ville de Genève contre les prétentions du duc de Savoie, envoyé au sieur de Hautefort, ambassadeur du Roi en Suisse, 1582.

LVIII. De praedestinationis doctrina et vero usu tractatio absolutissima. Abgedruckt in tract. theol. III.

1584.

LIX. De francicae linguae recta pronuntiatione Genev. 1584. 8.

Die France protestante bemerkt in Betreff dieſes Schriftchens: „Daſſelbe iſt das ſeltenſte und am wenigſten bekannte ſeiner Werke. Beza ſchrieb dieſe kleine Abhandlung für den Gebrauch einiger deutſchen Herren, welche ſein Haus beſuchten. Wir erſehen daraus, daß ſchon um jene Zeit trotz der Bizarrerie unſrer alten Rechtſchreibung die Regeln der guten Ausſprache beinahe ſchon dieſelben waren wie heut zu Tage. Eine vielleicht übertriebene Rückſicht auf die gute Ausſprache veranlaßte es nur, daß man die quiesziренden Buchſtaben, welche der Gebrauch allmählich hat verſchwinden laſſen, beibehielt. Außerdem bemerken wir, daß durch einen ſehr bedauerlichen Mißbrauch der ſo volltönende Laut oi ſchon damals ſich zu verſchlechtern begann. Beza ſagt: Quelques-uns, évitant le son plus plein et plus étendu de cette diphthongue o i élident l'o, et ne prononcent que la diphthongue ai, c'est-à-dire, l'è ouvert, comme font

les Normands, qui pour foi, fides, écrivent et prononcent fai, et le peuple de Paris parlet, allet pour parloit, alloit etc.

LX. Canticum canticorum Salomonis latinis versibus expressum, Genev. 1584, 8.

LXI. Apologia de iustificatione per unius Christi vera fide adprehensi iustitiam gratis imputatam, Genev. 1584, 8. 1592, 8.; franzöſiſch unter dem Titel: Response pour la iustification par la foi, contre Antoine de l'Escaille, Genève, 1592, 8.

LXII. Responsio ad quaestionum et responsionum Danielis Hoffmanni in gravissima de coena Domini controversia partem primam, Genev. Eustath. Vignon 1584, 8; — Responsionis altera pars, Genev. 1585.

1585.

LXIII. Defensio ad Genebrardi accusationem, Gen. 1585, 8.; franzöſiſch 1587.

1586.

LXIV. Theses theologicae in schola Genevensi ab aliquot sacrarum literarum studiosis sub Th. Beza et Ant. Fayo propositae et disputatae, in quibus methodica locorum communium S. S. Theologiae epitome continetur. Genev. Eustath. Vignon 1586, 4.

LXV. Conspicillum ad demonstrationes Hofmanni ad oculum, Genev. 1586, 8.

LXVI. Sermons sur les trois premiers chapitres du cantique des cantiques, 1586, Genève 8., lateiniſch Gen. 1587, 8.

LXVII. Responses de Bèze à 37 demandes du jésuite Hay, 1586, 8.

1587.

LXVIII. De vera pronuntiatione graecae et latinae linguae; Genev. Henr. Steph. 1587. (im Catalog der Leidener Bibliothek citirt.)

LXIX. Jobus commentario et paraphrasi illustratus, Genev. 1587, 4. 1589, 4.

LXX. Adacta concilii Montisbelgardensis Tubingae edita Theodori Bezae responsionis pars I. (Genev. 1587, Heidelb. 1588, 4.), pars II. (Genev. 1588, 4.); deutſch unter dem Titel: „Theodori Bezae Gründlicher Gegenbericht, auff die zu Tübingen außgangene Schrifften, des Mümpelgartiſchen Geſprächs halben, welches im 1586. Jahr zwiſchen den Hochgelehrten Dr. Jacobo Andreae, Probſt vnd Cantzlern der hohen Schul zu Tübingen und Dr. Theodoro Beza, Profeſſorn und Paſtorn der Kirchen zu Genf gehalten worden ꝛc. Baſel, durch Conrad Waldkirch, 1588." — Vgl. außerdem oben S. 289.

1588.

LXXI. Commentarius et paraphrasis in Ecclesiasten, Salomonis, Genev. 1588, 4.; 1598, 24., engliſch Cambridge 1600, 8.; deutſch Anneberg, 1599, 12.

1590.

LXXII. Tractatus pius et moderatus de vera excommunicatione et christiano presbyterio, Genev. 1590, 4. Lond. 1590, 12.

1591.

LXXIII. Cato Censorius, Genev. 1591, 8., mit den Poemata abgedruckt 1597, 4.

1592.

LXXIV. Sermons sur l'histoire de la Passion et Sepulture de nostre seigneur Jesus-Christ. Genève, 1592, 8., auch lateinisch unter dem Titel: Homiliae in historiam passionis et sepulturae Christi, Genev. 1592, 8.

LXXV. Réponse pour la justification par la foi contre Antoine d'Escaille, 1592, 8.

1593.

LXXVI. Carmen epithaphion G. Fabricio scriptum, Genev. 1593, 8.

LXXVII. Ad tractationem de ministrorum evangelii gradibus ab Hadriano Saravia Belga editam Theodori Bezae responsio. Excudebat Joan. Le Preux. 1592.

LXXVIII. De controversiis in coena Domini nuper in Germania renovatis, Genev. 1593, 8.

LXXIX. Homiliae in historiam resurrectionis Christi, ex Gallicis latinae factae, Genev. 1593, 8.; französisch, nach dem Catalog der Leidener Bibliothek schon 1593, nach Sénebier erst 1598.

1594.

LXXX. Adnotationes maiores in Nov. Test., in duas distinctae partes, quarum 1. explicationem in 4 evangelistas et acta apostolorum, 2. vero in epistolas et apocalypsin continet. Paris, 1594, 8. (Früher mit dem N. Test. herausgegeben.)

LXXXI. Carmen epitaphion, romanarum ac Mosaicarum legum collatio, Basil. 1594, 4.

1595.

LXXXII. Les saints cantiques receuillis tant du V. que du N. Test., trad. en francois et mis en rime françoise, Genève, 1595, 8., 1598. 8. (Auf Verlangen der Nationalsynode von Montauban ausgearbeitet.)

1597.

LXXXIII. De controversiis in coena Domini dissertatio, 1597, 8.

LXXXIV. Ad T. G. Stuckium epistola, et pastorum et professorum Genevensium responsio ad putidissimum et impudentissimum commentum monachorum sacrum nomen Jesu ementientium, de Th. Bezae obitu, eiusdem ac totius ecclesiae Genevensis ad papismum defectione, Genev. 1597, 8.; französisch in demselben Jahre.

Diejenigen der hier genannten theologischen Schriften, welche im J. 1570 bereits vorhanden waren, ließ Beza auf vielseitig geäußertes Verlangen in zwei Foliobänden unter dem Titel Tractationes theologicae (Genf, bei Eustathius Vignon) nochmals zusammen abdrucken und in dem genannten Jahr (nicht 1576) veröffentlichen. Im Jahre 1582 wurde diese Sammlung der theologischen Schriften Beza's neu und vermehrt herausgegeben, und zwar in der Weise, daß Beza (um den Besitzern der ersten Auflage die Anschaffung der zu derselben erschienenen Ergänzung bequem zu machen) die beiden Bände der ersten Auflage unverändert abdrucken und seine seit 1570 erschienenen Schriften zu einem dritten Folianten sammeln ließ. Während daher auf dem Titelblatt der beiden ersten Bände nach dem Druck von 1582 die Worte „Editio secunda" stehen, heißt es auf dem dritten Bande von 1582 „Editio prima".

Außer den genannten Schriften hat Beza mancherlei Handschriftliches hinterlassen, was theils nach seinem Tode gedruckt worden, theils bis auf diesen Tag noch nicht zur Veröffentlichung gekommen ist. Die erste Schrift Beza's, welche nach dessen Tode herausgegeben wurde, ist (nach Le Long's Bibliothek) dessen Commentarii in Genesin, welche 1606 zu Heidelberg in fol. erschienen sein sollen. Außerdem gehören dahin die einzelnen Ausgaben Beza'scher Briefe, welche späterhin edirt wurden*).

Indessen kann behauptet werden, daß die Mehrzahl der vorhandenen Correspondenzen Beza's noch nicht veröffentlicht ist. Eine bedeutende Sammlung solcher Briefe findet sich zu Paris vor (Anc. fonds latin, N. 8585, 8586, lettres autographes de Bèze, de Calvin, de Cassaubon etc.; Fonds de Bethune, Nr. 8685, lettres de Bèze et de Spifame; Saint-Germ. franç. N. 182; Collect. Dupuy. N. 103; 104, 268, 322, 333, 712 etc.); ebenso zu Bern, St. Gallen (N. 1107, Epistolae variae ab Eusebium Kleber, urbis Sangallensis pastorem, a 1582—1586), zu Basel (Epistolae de rebus gallicis), zu Genf (wo, nachdem Sénebier seinen Katalog angefertigt hatte, noch drei Bände Beza'scher Briefe angekauft worden sind,)**) und in fast allen größeren Archiven und Bibliotheken Deutschlands und anderer Lande.

*) Cyprian, Clarorum virorum epistolae CXVII e bibliothecae Gothanae autographis. Lips. 1714. p. 43—74.; Gabbema, Epistolarum ab illustribus et claris viris scriptarum centuriae tres. Harlingae Frisiorum, 1663; Elzevir, Illustrium et clarorum virorum epistolae, 1617; Bretschneider, Jo. Calvini, Th. Bezae, Henrici IV. regis etc. literae quaedam nondum editae, Lips. 1835; Heppe, Literae, quas Th. Beza ad Landgr. Wilhelmum IV., Hessorum principem misit, Marb. 1860; ferner bei Schlosser im Anhang zum Leben Beza's (Heidelb. 1809), bei Baum, bei Gillet, Crato von Crafftheim, Breslau, 1860, im Anhang zerstreut.

**) Vergl. La France protestante, s. v. Bèze, S. 279.

Außerdem findet sich hin und wieder noch manches andere Manuscript Beza's vor, welches ungedruckt geblieben ist. Eine von ihm ausgearbeitete Schrift de iure magistratum circa sacra ist nicht zum Abdruck gekommen, weil die regierenden Herren zu Genf die Veröffentlichung derselben nicht wünschten*). Ein in der Gothaer Bibliothek befindliches Manuscript Beza's, welches ungedruckt geblieben ist, wurde bereits oben S. 243 erwähnt.

§ 3.

Schriften, welche Beza mit Unrecht beigelegt werden.

Bei Aufzählung der literarischen Hinterlassenschaft Beza's muß nothwendig auch derjenigen Schriften gedacht werden, welche unter Beza's Namen verbreitet worden sind, oder welche ihm beigelegt werden, obgleich er der Abfassung derselben fremd war. Dahin gehört vor Allem die Histoire ecclésiastique des églises réformées au royaume de France, en laquelle est descrite au vray la renaissance et accroissement d'icelles depuis l'an 1521 iusques en l'année 1563, leur reiglement ou discipline, synodes, persecutions tant generales, que particulieres, noms et labeurs de ceux, qui ont heureusement trauaillé, villes et lieux, où elles ont esté dressées, avec le discours des premiers troubles ou guerres civiles. — Avers, 1580, 3 vol. Insgemein wird als Verfasser dieser Schrift Beza bezeichnet. Indessen haben neuere Kritiker (Soldan, Stähelin u. A.) das Unrichtige dieser Annahme längst erkannt. Soldan (I, S. 88. Anmerk.) hebt gegen dieselbe Folgendes hervor: „1. Es finden sich in der Hist. eccles. mitunter Ungenauigkeiten in der Darstellung von Dingen, welche Beza selbst mit angesehen hatte, und die er anderwärts, z. B. in seinen Briefen, anders erzählt. 2. Ferner würde es mit Beza's bekanntem Charakter unvereinbar sein, anzunehmen, daß er selbst sich solche Anerkennungen nachgerühmt haben sollte, wie wir sie z. B. Bd. I. S. 521 finden**). 3. Weiter giebt sich der Verfasser als eine dritte Person zu erkennen, B. I. S. 583, wo es heißt: De Bèze n'y respondit rien pour lors, pource qu'il se contentoit (comme depuys je luy ay ouy dire), d'avoir respondu au principal sans s'arrester aux accessoires etc.“ Hierzu kommt noch 4., daß Beza, indem er unter dem 23. Febr. 1580 dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen ein Exemplar der Histoire eccles. zuschickte, sich über dieselbe als über ein ihm ganz fremdes, aber von ihm sehr geschätztes Werk ausspricht und zugleich andeutet, daß der Verfasser sich nicht genannt habe, um sich nicht Widerwärtigkeiten zuzuziehen, was nicht auf

*) Vergl. La France protestante, s. v. Bèze, S. 284.

**) Hier heißt es von Beza's erster Rede zu Poissy: Cette harangue fut prononcée d'une façon fort agréable à toute l'assistence etc.

einen Genfer, ſondern auf einen dem katholiſchen Frankreich angehörenden Gelehrten ſchließen läßt*). So viel aber ſteht feſt, daß Beza 1) den Verfaſſer des Buches kannte, und 2) auf deſſen Arbeit auch einen gewiſſen, nicht näher zu beſtimmenden Einfluß ausübte. Außerdem iſt es wahrſcheinlich, daß der Verfaſſer nicht ein Gelehrter von erprobter hiſtoriographiſcher Geſchicklichkeit, ſondern ein Mann war, der ſich nur durch die Liebe zu einer Sammlerarbeit empfahl, bei welcher er ſelbſt nur ſehr Weniges zu ſtyliſiren brauchte. Vieles von dem, was in der Hist. eccles. erzählt wird, findet ſich wörtlich ſchon in dem Martyrologium Crespin's vor, und das Uebrige kündigt ſich als eine Moſaikarbeit an, deren einzelne Beſtandtheile, wahrſcheinlich ſchon vollſtändig redigirt aus Frankreich hergeſandt, nur rubrizirt und zuſammengeſetzt zu werden brauchten**).

Wie die Histoire ecclésiastique wird auch das berühmte Concordienbuch der reformirten Kirche, die Harmonia confessionum fidei orthodoxarum et reformatarum (Genev. 1581) mit Unrecht als eine Schrift Beza's bezeichnet (z. B. in der France protestante unter Beza's Werken N. LIX.), da der Verfaſſer derſelben der franzöſiſche Prediger Salnar zu Caſtres iſt***). Ebenſo wird die Schrift Loca aliquot praecipua ex D. Lutheri Libello de servo arbitrio adv. diatriben Erasmi excerpta etc. ohne allen Grund in der France protestante (N. XLVIII) unter Beza's Werken aufgezählt. Denn wenn Sénebier in ſeiner Histoire littéraire de Genève berichtet, daß ſich dieſelbe in der erſten Ausgabe der Tract. theol. Beza's vorfinde, ſo kann dies darum nicht richtig ſein, weil in der zweiten Ausgabe der beiden erſten Bände dieſer tract. theol., welche ausweislich des Vorwortes ein wörtlicher, unveränderter Abdruck der erſten Ausgabe iſt, eine ſolche Schrift nicht vorkommt.

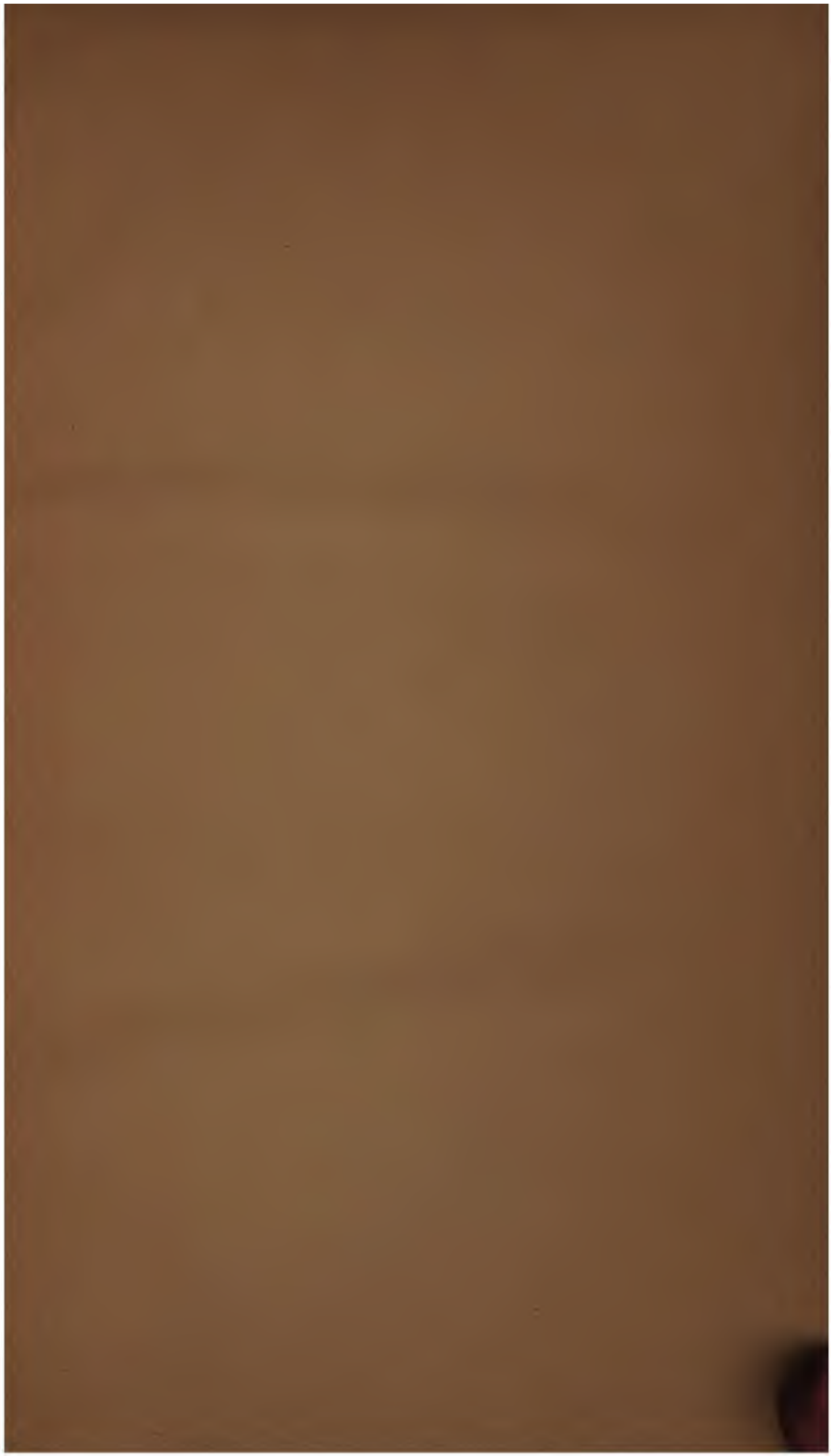
Ebenſo verhält es ſich mit einer großen Anzahl von Schriften polemiſchen oder ſatyriſchen Inhaltes, welche zu Beza's Lebzeiten in Genf oder anderswo erſchienen und in der Regel demſelben zugeſchrieben wurden. Dahin gehört die Schrift Réveille-matin des Francois et de leurs

*) Beza ſchreibt nämlich: Continet haec historia res supra modum memorabiles et paene incredibiles plurimas, verissimas tamen et tum summa diligentia collectas, tum pari fide absque fuco et ornatu descriptas, etiamsi scriptor nomen suum reticuit, vetus illud verrissimum dictum veritus: Veritas odium parit. Wäre Beza der Verfaſſer des Buches geweſen, ſo hätte er daſſelbe nicht gerühmt, und bei ſeinen vertraulichen Beziehungen zu dem Landgrafen hätte er ſich überhaupt anders ausgeſprochen.

**) Vergl. La France protestante, Art. Bèze, S. 282.

***) In den Akten der zwölften franzöſiſchen Nationalſynode (zu Vitré, 1583) heißt es: La presente assemblée donne son approbation à cet excellent ouvrage de nôtre frère monsieur Salnar, ministre dans l'église de Castres, intitulé Harmonia confessionum. Vergl. Aymon I, S. 167.

voisins, composé par Eusèbe Philadelphe cosmopolite, en forme de dialogues. A. Edinbourg, de l'imprimerie de Jaques James, 1574, 8. — (wahrſcheinlich von Franz Hotman verfaßte)*), die Histoire de la mappemonde papistique, en laquelle est déclairé tout ce qui est contenu et pourctrait en la grande table ou carte de la mappemonde, par Frangidelphe Escorche-Messes, Luce-Nouvelle (Gen.) 1567. — Ferner: Novae illius sesqui — monachorum sectae, auctore Ignatio Marano sacro-sanctum nomen Jesu, abdicato christianorum cognomento, mentita, vera genesis. — Harenga habita in monasterio Cluniacensi die 5. Aprilis 1566 ad reverendissimum cardinalem de Lothringia, 1566. — Ruardi Tapart Enchusiani, haereticae pravitatis inquisitoris, apotheosis, pseudonym (gratianus Verus) im J. 1558 edirt. — De furoribus gallicis, horrendâ et indignâ amirallii Castillionei, nobilium atque illustrium virorum caede vera et simplex narratio (Edinburg, 1573, 8.). Von allen dieſen Schriften kann ebenſowenig als von der unſauberen Comédie du pape malade et tirant à la fin (par Thrasibule Phénice, 1561) mit voller Sicherheit behauptet werden, daß ſie aus Beza's Feder hervorgegangen wären**). Freilich bleibt immerhin möglich, daß Beza zur Abfaſſung dieſer oder jener Schrift mittelbar in Beziehung ſtand.

*) Vergl. La France protestante, Art. Hotman, p. 40 ff. und in's Beſondere Polenz, III, S. 428 ff.

**) Einzelne Notizen über dieſe Machwerke ſ. in der France protestante, im Schriftenverzeichniß Beza's. In Betreff der zuletzt genannten Schrift, Comédie du pape etc. wird daſelbſt bemerkt: „In dem Vorwort erwähnt der Verfaſſer, daß er la mode des anciens comiques, qui ont distingué leurs comédies en actes et en scènes nicht befolgt habe, weil, wie er ſagt, ayand esgard que j'escrivoye pour les simples j'ay pensé, qu'un fil continuel leur plairoit plus que ces interruptions, qui se font ès scènes et l'artifice, qu'on tient ès comédies. L'argument, en vers de huit syllabes, est suivi d'un prologue en vers décasyllabiques, où figurent comme personnages Prestrise, le Pape, Moinerie, Satan, l'Outrecuidé (Villegagnon), Philonte, son valet, l'Ambitieux, l'Affamé, l'Hypocrite, le Zélateur, Vérité, l'Eglise. Die Verſification zeichnet ſich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Zuweilen aber geht die Darſtellung ſo ſehr in's Niedrig-Komiſche und Obſcöne ein, daß ſchon aus dieſem Grunde Beza der Verfaſſer der Schrift nicht geweſen ſein kann.